OTTO ZIERER

Hundert Geschichten aus 3000 Jahren

Band 2 Kulturgeschichte



PAUL LIST VERLAG

Best. Nr. 841

Graphische Gestaltung und Abbildungen: Klaus Gelbhaar, Weilburg
Satz: Badendruck GmbH, Karlsruhe
Druckerei und Buchbinderei: Ludwig Auer, Donauwörth
JSBN 3 471 18841 X

Inhalt

I. Altertum

II. Mittelalter

III. Neuzeit

IV. Neueste Zeit



I. Altertum

Um 2700 v. Chr.

Die Pyramiden für die Unsterblichkeit

Herr Nefer-schem war im Museum.
Er stand in einem Glaskasten. An der Wand hinter ihm hing ein großes Bild der Pyramiden: einsame und majestätische, von Menschenhand getürmte Bergspitzen unter dem Wüstenhimmel.
Jeden Tag sammelten sich Menschen vor dem Bild. Herr Nefer-schem hörte regungslos in seinem Glaskasten, was sie sprachen.
Keiner von ihnen wußte so recht, was die Pyramiden eigentlich bedeuteten: ob sie Tempel oder Grabmäler, Festungen oder Kultstätten waren. Immer wieder sagte jemand: „Bei diesen ungeheueren Bauwerken kann man sich vorstellen, was für harte Herren die Pharaonen waren, wie sie das Volk versklavt haben."
Darüber ärgerte sich Herr Nefer-schem nicht wenig.
Er wußte, daß an dieser Meinung der griechische Geschichtsschreiber Herodot schuld war. Der hatte geschrieben: „König Cheops zwang sein Volk, Frondienst zu tun ... So fronten hunderttausend Menschen jeweils drei Monate lang. Die Drangsal des Volkes währte zehn Jahre ..."
Aber was wußte schon Herodot! Er war mehr als zweitausend Jahre nach dem Pyramidenbau in Ägypten gewesen. Die Menschen, die diese alte Kultur geschaffen hatten, waren längst tot. Und jene, mit denen er sprach, hatten vergessen, was die alte Zeit gedacht und gefühlt hatte. Die Kultur selber war tot, weil es keine Menschen mehr gab, die sie begriffen. Nur die Steine ragten noch in den Himmel.
Herr Nefer-schem hätte leicht alles richtigstellen können, denn er war dabeigewesen, als man die Pyramiden gebaut hatte. Gern hätte er diesen modernen Menschen im Museum gesagt, wie die Dinge wirklich waren.
Aber er vermochte nicht mehr zu reden; denn auch Nefer-schem war tot.
Er war tot seit mehr als 4500 Jahren. Etwa 2700 Jahre vor Christi Geburt war er sanft entschlafen. Im Museum stand nur seine Mumie hinter Glas.
Herr Nefer-schems Leichnam war damals (als der eines hohen Beamten) von den Priestern behandelt worden. Er sollte sich in alle Ewigkeit erhalten. Man glaubte nämlich, daß die Seele oder das „Ká" des Verstorbenen im Jenseits weiterlebte. Und dieses „Ká" sollte wissen, daß sein Gehäuse — der Leib nämlich — für eine

mögliche Wiederkehr erhalten blieb. Nichts sollte vergehen, weder die Seele, noch der Körper, weder der Name, noch die Erinnerung.
Als Herr Nefer-schem seinerzeit verstorben war, hatten kundige Männer die leicht verderblichen Eingeweide aus dem Leichnam entfernt. Sie wurden in einer Alabaster-Urne gesondert aufbewahrt. Der Leib war mit Aloesaft und verschiedenen Kräutern, mit Balsam und köstlichen Harzen getränkt und mit zahlreichen Mullbinden umwickelt worden. Um diese Binden hatte man Schichten von „Altpapier" gelegt. Die Ägypter verstanden es nämlich schon sehr früh, aus dem Mark des Papyrusschilfes Schreib- und Packpapier herzustellen.
Die Mumie war dann in einen bemalten Holzsarg und dieser in eine Steintruhe gelegt worden.
Freilich hätte es all dieser Anstrengungen gar nicht bedurft, denn die trockene und von allen Fäulnisbakterien freie Wüstenluft hätte ohnedies dafür gesorgt, daß der Körper eintrocknete und zur „Mumie" wurde.
Jahrtausende später, nachdem Grabräuber wiederholt das Grab Nefer-schems geplündert hatten, waren Ausgräber gekommen, hatten Herrn Nefer-schem aus seinen Särgen geholt und ins Museum gestellt.
Wäre sein Ká jemals zurückgekehrt und hätte er sprechen können: Herr Nefer-schem hätte manches Interessante zu berichten gewußt.
Und dennoch hatte er wie mit einem Dutzend Zungen geredet: Die Papiere, in die man seine Leiche gewickelt hatte, trugen die Zeilen einer sehr alten, geheimnisvollen Bilderschrift.
Seit etwa hundertfünfzig Jahren vermögen die Ägyptologen die Hieroglyphenschrift wieder zu lesen, nachdem der Schlüssel zu ihrem Geheimnis mehr als zweitausend Jahre verloren gewesen war. Aus Inschriften, alten Abrechnungen, Tagebüchern, königlichen Erlassen und Bekanntmachungen der Beamten steigt das Bild jener Tage herauf.

*

Wie jeder Pharao befiehlt auch Cheops — als er etwa 2700 Jahre vor Christus den ägyptischen Thron besteigt — sogleich den Bau seines „Hauses der Ewigkeit": einer von Zeit und Stürmen unangreifbaren Festung, in der sein Ká wohnen wird, wenn der Pharao stirbt. Weil der Ackerboden in Ägypten schmal und kostbar ist, wählt man für den Riesenbau den Rand der Wüste am unfruchtbaren westlichen Nilufer bei Gizeh, südlich der alten Hauptstadt Memphis. Die geplante Totenfestung soll die reine Pyramidenform erhalten und „Horizont der Cheops" heißen. Für das gläubige Volk wird einst die mit Goldblech verkleidete Spitze der Pyramide wie ein in der Sonne glühendes Auge seines unsterblich gewordenen Herrschers über dem Land Wache halten.
Die Priester planen den Bau mit all seinen Massen, den unterirdischen Gängen, Grabkammern, Opferstätten und den damit verbundenen Tempeln. Auch eine riesige Schreckfigur — halb Löwe, halb Mensch — Sphinx genannt — wird vor den verborgenen Eingängen des Grabbezirks lagern, um böse Geister und räuberische Menschen von dem heiligen Bezirk abzuschrecken.
Die Baumeister errechnen, daß bei einer Grundlinie von 233 Metern und einer

Höhe von 146,52 Metern rund 2 300 000 zweieinhalb Tonnen schwere Steinquader heranzuschaffen und Mantel um Mantel zu verlegen sind. Ein derartiges Riesenwerk fordert die Kraftanstrengung des ganzen Volkes. Es gibt zwar bereits einige tausend Fachkräfte: Steinmetze, Bildhauer, Baumeister, Ingenieure und Aufseher; aber die Arbeitsleistung der Massen ist doch das Wichtigste.
Für den göttlichen Pharao, in dessen Person sich das Volk verkörpert sieht und der in seinem Namen den Bund mit den ewigen Göttern geschlossen hat, tritt die ganze Nation zusammen. Es ist eine sehr ernst genommene religiöse Pflicht für jeden Bauern, wenigstens eine Zeitlang an dem Werke mitzuarbeiten.
Ein Aufruf der Gauaufseher genügt, jeweils hunderttausend Bauern für drei Monate zur Arbeit aufzurufen. Die Beamten der königlichen Vorratshäuser, welche die Steuern des Landes in den kegelförmigen Lagerhäusern horten, berechnen die Menge der notwendigen Lebensmittel: Getreide, Zwiebeln, Öl und Hirse, nicht zu vergessen den bei den Ägyptern beliebten Knoblauch. Wohnen werden die Menschenmassen bei dem warmen und trockenen Klima in rasch errichteten Schilfhütten und Zelten am Nil.
So bewegt sich eines Tages eine feierliche Prozession von Würdenträgern aus den Palmenhainen der Hauptstadt Memphis zum Steilabfall der Wüste hinüber, wo sich ein Plateau etwa vierzig Meter über das Fruchtland erhebt und wo es genug Kalksteinbrüche in der Nähe gibt. Man sieht die vergoldeten, mit Elfenbein und Perlmutt ausgelegten, reich bemalten Tragsessel der Vornehmen dahinschwanken. Schwarze Sklaven wedeln mit Straußenfedern Kühlung, an den Hälsen der geschminkten Damen glitzern kostbare Fächerkolliers. Für den göttlichen Pharao, die Minister und Prinzen, auch für die Gaufürsten sind Throne, Baldachine und Tribünen errichtet.
Priester in rätselhaft bestickten Mänteln weihen Ort und Stunde, nachdem sie in der Nacht zuvor sorgfältig nach dem Stand eines Fixsterns die genaue Nord-Süd-Achse vermessen haben. Es ist eine große und von Geheimnissen umwitterte Kunst, nun zu dieser Achse die exakte Ost-West-Richtung anzulegen. Die genaue Konstruktion eines rechten Winkels nehmen feierlich die „Seilknüpfer“ vor: Gelehrte, die in den Tempelschulen ausgebildet werden.
Um das gesamte Baugelände der künftigen Pyramide ist ein flacher Graben gezogen worden. Auf ein Zeichen des Oberpriesters winkt der hohe Beamte Neferschem der endlosen Kette von Bauern, die sich bis zum Nilufer hinabzieht. Sofort wandern eilig Wasserkrüge von Mann zu Mann. Die letzten entleeren sie in die Gräben, bis ein gleichmäßiger Wasserspiegel die genaue Horizontale angibt. So gewinnen die Baumeister die planebene Grundfläche der Pyramide.
Als die Zeremonien der Grundsteinlegung beendet sind und die mit dem Namen des Pharaos Cheops beschrifteten Lehmziegel, die Kupfertafeln und die bemalten Holzschilder in einer Grube versenkt sind, bricht der Hofstaat des Pharao auf, um nach Memphis zurückzukehren.
Wenn die hohe Tragsänfte des Gottkönigs vorüberschwebt, sinkt das Volk – Vornehme wie Geringe – vor Ehrfurcht in den Staub. Es ist nicht gut, Göttern ins Antlitz zu schauen. Aber es ist gut, dem Gott und seinem Schutzgeist eine unerstürmbare Burg zu bauen, damit er ewig über Land und Volk wache.

Prächtig bemalte „Sonnenschiffe“ bringen den Pharao und seine Gefolgschaft über den Strom. Später, wenn die Pyramide schon fertig sein wird, vergräbt man an ihrem Fuß auch diese Schiffe, damit der verewigte Pharao im Jenseits über standesgemäße Fahrzeuge verfüge.

Nach der Feier folgt der Alltag. Der Bau beginnt.

Mit Flößen, Schiffen und in langen Marschkolonnen treffen die aufgebotenen Arbeiter aus allen Landesteilen ein und schlagen ihre Hüttensiedlungen am Nil auf. Nefer-schem und andere Beamte haben die Massen zu organisieren. Je ein Aufseher wird Herr über eine Schar von tausend Mann. Die von dem großen Werk begeisterten Bauern geben ihren Bataillonen besondere Namen und richten eigene Feldzeichen auf.

Da gibt es die Abteilung „Cheops weckt Liebe“, die auf Anweisung der Beamten in die Steinbrüche gehen wird. Diese Brüche liegen dicht bei der Baustelle. In ihnen wird das Gestein gebrochen, das den Kern der Pyramide bilden soll. Mit Kupfermeißeln schlagen die Steinmetze Rillen vor, um den Umfang der Kalksteinblöcke zu markieren. Dann folgen Leute mit Drillbohrern. Die Bohrspitzen sind aus Hartgestein; Sand und Wasser erhöhen die Wirkung der Bohrer. In die Reihe der Löcher treiben andere Männer Holzkeile und begießen sie mit Wasser. Das aufquellende Holz sprengt die Blöcke genau an den Kanten aus dem Fels.

Diese Rohblöcke kommen in die Behandlung der Steinmetz-Brigade mit dem Namen „Cheops ist schön“. Diese „Schönheit“ schmilzt freilich unter der heißen Wüstensonne und wird zu Staub, Schweiß und Flüchen, wenn schwere Blöcke Arme, Beine oder ganze Männer zermalmen.

Schlimmer ist die Arbeit der Brigade „Weiße Krone“. Ihr obliegt zusammen mit zwanzig anderen Abteilungen der Transport der Brocken. Die Hälfte dieser Leute baut eine möglichst glatte Schleifbahn und Rampe von der Baustelle am Westufer zum Strom und von dort entlang einem Talzug bis zum Mokkadamgebirge im Osten.

Auch dort arbeiten bereits Steinmetzbrigaden in den Steinbrüchen: der festere und glattere Kalkstein dort ist für die Außenschichten und für die polierten Deckplatten der Pyramide bestimmt.

Unter Lärm, Schweißdunst und Hitze werden armdicke Hanfseile um die Riesenblöcke geschlungen. Diese Seile fächern sich in viele Zugseile auf, und an jedem Zugseil hängt eine Menschentraube. Die hohen Beamten, wie Nefer-schem, eifern die Aufseher an, die lange Geißeln und spitze Stöcke schwingen. Schwitzende Bauern schieben Rundhölzer unter die schweren Quader. Unter Ächzen und Stöhnen werden die zweieinhalb Tonnen auf die Rollen gezerrt, sie rücken ein Stück voran, während schon neue Rollen untergeschoben werden. Block um Block, Fächerseil neben Fächerseil zerren die Menschen das Gestein über den staubigen Boden.

Es wimmelt von emsig hin- und herlaufenden Leuten, die Wasser und manchmal sogar Öl vor die Kufen der Transportschlitten schütten. Immer wieder erklingt das Wehgeschrei der Gestürzten und Zerquetschten: die Bahn des wandernden Steins ist nicht nur mit Wasser, Öl und Schweiß, sie ist auch mit Blut getränkt.

Weiter schrillen die Anfeuerungsrufe der Aufseher, klatscht die Geißel auf die Rücken der Erschöpften und Lahmen. Es geht hinab zum Nil, auf die Flöße und hinüber ans andere Ufer, wo eine neue Bahn schräg aufwärts zum Bauplatz führt.
Nachdem die unterirdischen Gänge und die Gruftkammer unter der Basis vollendet, nachdem eine erste und zweite Lage von Quadern ohne Mörtel, nur Fuge an Fuge, verlegt sind, wächst der Bau in den folgenden Jahren immer höher empor. Als schon Hebel, Seilzüge und Winden notwendig sind, um die Schichten zu türmen, bekommt Herr Nefer-schem zusammen mit anderen Beamten neue Arbeit: sie haben ständig mit dem Winkelmaß die richtige Lage der Blöcke zu kontrollieren, denn schließlich muß ja eine allseits regelmäßige Pyramide entstehen.
Zugleich sind ständig Lehmaufschüttungen zu erhöhen, über die das Material emporkriecht. So werden, von jeder Ecke aus, vier Lehmziegel- und Schuttrampen gebaut. Auf drei Rampen wandern die Blöcke mit ihren Schlitten nach oben, auf einer kehren die leeren Transportfahrzeuge zurück.
Wo die einzelnen Quader eingesetzt werden, bestimmen die fachlich gebildeten Beamten wie Herr Nefer-schem. Diese Herren sind schriftkundig und ritzen neben den Namen des Königs oft auch ihren eigenen oder den ihrer Arbeitsbrigade ein: ein kleines Stück Unsterblichkeit.
Im Lauf der Jahre wächst der künstliche Berg höher und höher. Die Seitenflächen nähern sich, die Spitze wird schmäler, die Rampen werden enger. Die glatte Verkleidung wird aufgesetzt und steckt nun verborgen unter einem Arbeitsgerüst aus Ziegeln, Lehm und Holz.
Als nach zwanzig Jahren Bauzeit der Schlußstein gesetzt und mit dickem Goldblech überzogen wird, beginnt das Polieren der Oberfläche. Von oben nach unten trägt das Volk Stück um Stück die Lehmrampen und Gerüste ab, so daß die weiße Pyramide mit ihrer Goldspitze langsam aus ihrem erdbraunen Kleid heraussteigt.
Wie ein unzugänglicher Gott steht sie schweigend, leuchtend, unnahbar am Wüstenrand und zeigt allem Volk, daß seine Götter und Könige auch noch leben, wenn sie schon tot sind.
Diesen Anblick hat Herr Nefer-schem noch genossen. Aber er war über dem großen Bau alt und krank geworden. Eines Tages legte er sich in seinem Lehmziegelhaus in Memphis nieder. Alle Beschwörungen der Priester, alle Zaubermittel der Ärzte nützten nichts mehr. Es war Zeit für ihn, die Fahrt zum „Jenseits-Nil" und vor das „Totengericht" anzutreten. Doch er konnte getrost sterben; er hatte sein Teil zur Verewigung des Pharao Cheops getan, und die Priester würden ihn selber ein wenig verewigen: er sollte ein einfaches Schachtgrab in der Wüste, nahe bei der Pyramide bekommen.
Wohin aber kam der Leib des Pharao?
Nie ist ein Pharao in seiner Pyramide begraben worden. Dieser „Berg der Ewigkeit" war nur das Haus des Ká. Vielleicht haben Priester die toten Könige irgendwo in Oberägypten bestattet – aber sowohl die Grabkammern der Pyramiden, wie die Schachtgräber Oberägyptens waren leer, als viereinhalb Jahrtausende später die Ausgräber kamen. Nichts mehr fand sich von der Pracht der Särge, nichts mehr von den Schätzen, die man den Toten mitgegeben hatte. Nicht einmal Mumien oder Knochen waren übriggeblieben.

Viereinhalb Jahrtausende lang waren immer wieder Grabräuber am Werk gewesen: Ägypter, Nubier, Griechen, Römer und Araber. Die goldenen Schätze, Throne, Juwelen, die Vasen voller Edelsteine, die herrlichen Gewänder und Werkzeuge, die Schiffe und Waffen, die die Pharaonen in ihre „Häuser der Ewigkeit" mitbekommen hatten, waren ihnen zum Verhängnis geworden. Menschliche Habgier war stärker gewesen als fromme Scheu.
Der Wüstensand weht über eine tote Kultur, auf deren Trümmern immer neue Völker bauten. Nur die Pyramiden ragen stumm und geheimnisvoll in den Himmel.
Und in den Museen einer neuen Zeit stehen hinter Glas die Mumien der Vergangenheit.

Um 1900 v. Chr.

Bauern am Nilstrom

Wieder hat der Pharao, um der mächtigen Priesterschaft zu schmeicheln, Land samt den Dörfern an den Tempel verschenkt. Nun kommt ein hoher Beamter aus der Priesterstadt Theben, um den neuen Besitz zu übernehmen.
Der Morgen gießt rosenfarbiges Licht über das Stromtal. Die weißen Tempelblöcke von Memphis und Sakkara leuchten im ersten Schein der Sonne. Überall auf den Feldern beginnt die Arbeit.
Gut und tief haben die Sendboten aus Theben im Gutshof des Gaugrafen Hesir geschlafen. Jetzt weckt sie das Gebrüll einer vorbeiziehenden Rinderherde und die lauten Rufe der Treiber. Eifrige Diener haben bereits die farbigen Sonnensegel über die Altane gespannt, auf der sich die beiden Herren nun treffen.
„Amon segne euch den Tag, Herr Sendi", begrüßt der Beamte Sahute den Priester. „Schaut, welch ein Reichtum! Ich wünschte, die Herde gehörte zu unseren Dörfern."
„Prachtvoll!" lobt auch Sendi.
Herr Sahute erklärt dem Mann aus Theben: „Hier in Unterägypten ist es üblich, daß die Viehbesitzer nach der jährlichen Überschwemmung ihre Herden stromab ins Marschland des Deltas zur Weide treiben. Dort bleibt das Vieh zur Mast, nur die Arbeitstiere behält man hier. Seht, Herr Sendi, welch eine prächtige Rasse!"
„Amon hat uns sichtbar gesegnet. Das Vieh ist hier schöner als in Oberägypten!"
„Das kommt daher, daß die Hirten dieser Landschaft seit langem strenge Auswahl bei der Zucht betreiben. Sie halten drei Viehrassen: die graue, die rote und die schwarze . . ."
Langsam wogt der Strom der Tierleiber vorüber. Die Staubfahnen senken sich, die Sicht auf den Hof und die Gärten wird klarer. Aufmerksam betrachten die beiden Herren die Umgebung, die sie gestern nacht bei ihrer Ankunft nicht mehr erkennen konnten.

Der Gutshof ist von einer niederen, in der Sonne gehärteten Mauer aus Bruchsteinen und Lehm umgeben. Die Gebäude stehen im offenen Viereck: niedere, mit Papyrusschilf gedeckte Stallungen und eine breite Tenne mit gestampftem Lehmfußboden, dazwischen einige kleinere, ganz einfache Hütten, in denen Knechte, Mägde und Kleinvieh hausen. Das beste Gebäude ist das Wohnhaus des Gaugrafen, der freilich meist in seinem Stadtpalast zu Sakkara lebt. Dieses Haus besteht ganz aus dem rötlichen Stein der nahen Gebirge — vermutlich Abfälle vom Bau der Pyramidentempel. Das Gutshaus hat ein Vordach und längliche Fensterschlitze, die mit geflochtenen Matten abgeschirmt sind.
Rings um den Gutshof steigen die schlanken Stämme der Dattelpalmen zum zartblauen Himmel auf, und im spärlichen Schatten der Wedelkronen liegen ringsum Gärten. Man erkennt deutlich die gebückten Gestalten von Männern und Frauen, die bereits eifrig in den Pflanzungen arbeiten.
Einige schwingen kupferbeschlagene Hacken, zweizinkige Karste oder auch Blatthacken, mit denen sie das ausgedörrte Erdreich zerkrümeln. Sie ziehen Furchen und Gräben. Die Gesandten der Priesterschaft bemerken genau, daß bereits viele Werkzeuge kupferne Beschläge besitzen.
Das deutet auf Wohlstand. Das rote Metall, das vor Zeiten von der Insel Cypern kam (woher es später den Namen „cuprum" erhielt), wird ja nun auch im Sinaigebirge gefunden und überall im Lande gehandelt.
Mädchen mit weißen Lendenschürzen knien in den Beeten und setzen Stecklinge, häufeln mit bloßen Händen die Erde um die jungen Pflanzen.
„Es sind reiche Gefilde hier, Herr Sendi", gibt der sachverständige Beamte Aufschluß. „Die Leute bauen Knoblauch, Zwiebeln, Porree, Melonen und vor allem Gurken an. Nicht weniger reich aber sind weiter draußen die Felder. Das Getreide reift ja rasch, schon im Februar kann man es schneiden. Darum werden gleich nach der Ernte die Felder ein zweitesmal bestellt, meist mit Gurken oder Zwiebeln. Bis dann die Nilflut im Juli einsetzt, ist eine zweite Ernte in den Scheuern."
„Nun — das tut man auch in Theben. Aber, Herr Sahute, was geschieht dort?"
Im Hofe lärmt es: Ochsen brüllen kläglich, als ob sie geschlachtet werden sollten. Gelächter von Knechten flattert dazwischen. Die halbhohen Gattertüren der Stallungen sind geöffnet, und man erkennt Leute, die einigen fetten, grauen Ochsen lange wurstähnliche Gebilde in die Mäuler stopfen.
Herr Sahute stimmt in das Gelächter der Knechte ein.
„Aber, ehrwürdiger Herr Sendi", ruft er, „seht Ihr denn nicht, daß die Tiere gemästet werden sollen? Es sind Schlachtochsen, denen man den üblichen Brotteig in den Schlund stopft, damit sie schön rund und zart werden."
Schon nimmt etwas Neues die Aufmerksamkeit in Anspruch. Auf der staubigen Landstraße erscheinen halbnackte Läufer mit weißen Stäben, und aus dem Palmenhain biegt ein würdiger Aufzug.
Ein Dutzend schwarzbrauner Sklaven trägt mit vergoldeten Stangen eine Art Bühne mit einem buntbemalten, elfenbein- und goldeingelegten Tragsessel. Lässig zurückgelehnt thront der Gaugraf im Stuhl. Auch er ist mit Ausnahme eines feingefältelten und bunt bestickten Lendentuchs unbekleidet. Doch unterscheidet er sich von den Bauern durch seine hellere Hautfarbe und das sorgfältig gelockte,

tief zum Nacken fallende Haar. Seine Rechte hält als Zeichen der Herrschaft den Stab und das Schreibzeug. Die Linke trägt die kupferbeschlagene Keule. Zwei Sklaven laufen nebenher und fächeln Kühlung mit großen Wedeln.

Der Gaugraf zeigt ein hartes, hochmütiges Gesicht mit hohen Backenknochen, leicht gebogener Nase und scharf eingekerbtem Mund.

„Das ist der rechte Mann", sagt der Priester Sendi. „Er wird auch für uns die Bauern in Zucht und Ordnung halten."

Später begeben sich die beiden Herren aus Theben in Begleitung des Verwalters Senophis in die Gärten und Felder, um die Grenzen des neuen Besitzes abzuschreiten. Ein in Geometrie ausgebildeter Feldmesser begleitet sie; denn durch die Nilflut verschieben sich häufig die Gemarkungen, und so haben die Ägypter die hohe Kunst der Vermessung entwickelt.

Am Stromufer schöpfen riesige Wasserräder das Naß in kleine Kanäle, die sich im höher gelegenen Land vielfach verzweigen. Durch kleine Schleusen und Wehre läßt sich das Wasser nach Bedarf auf die Äcker verteilen.

Überall auf den Feldern ist die Pflugarbeit im Gang. Jeweils zwei langgehörnte Rinder sind an den Hörnern durch Querhölzer verbunden, an denen die Deichsel des Hakenpfluges befestigt ist. Ein Junge oder eine Frau führen die Ochsen am Leitseil und treiben sie mit dem Dornenstock an. Der Bauer drückt den kupferbeschlagenen Haken in das fette, schwarze Erdreich. Da jedoch durch die dörrende Sonne der Boden vielfach hart geworden ist und die aufgerissenen Brocken nicht zerfallen, gehen hinter dem Pflug zwei andere Bauern, die mit Holzhämmern und einer Art Astgabel die Schollen zerkleinern. In einigem Abstand folgen die Säleute, die aus einer Tasche das Saatgut gleichmäßig einstreuen. Später kommt die Dornschleife, die das Saatgut leicht mit Erde bedeckt.

Auf einem der Hochäcker sieht Sendi eine ziehende Herde von Schweinen und Ziegen, die mit viel Geschrei zum Rand der Wüste getrieben werden.

„Manche Bauern", sagt der Verwalter, „lassen das Eintreten der Saat durch Tiere besorgen. So sparen sie die Dornschleife."

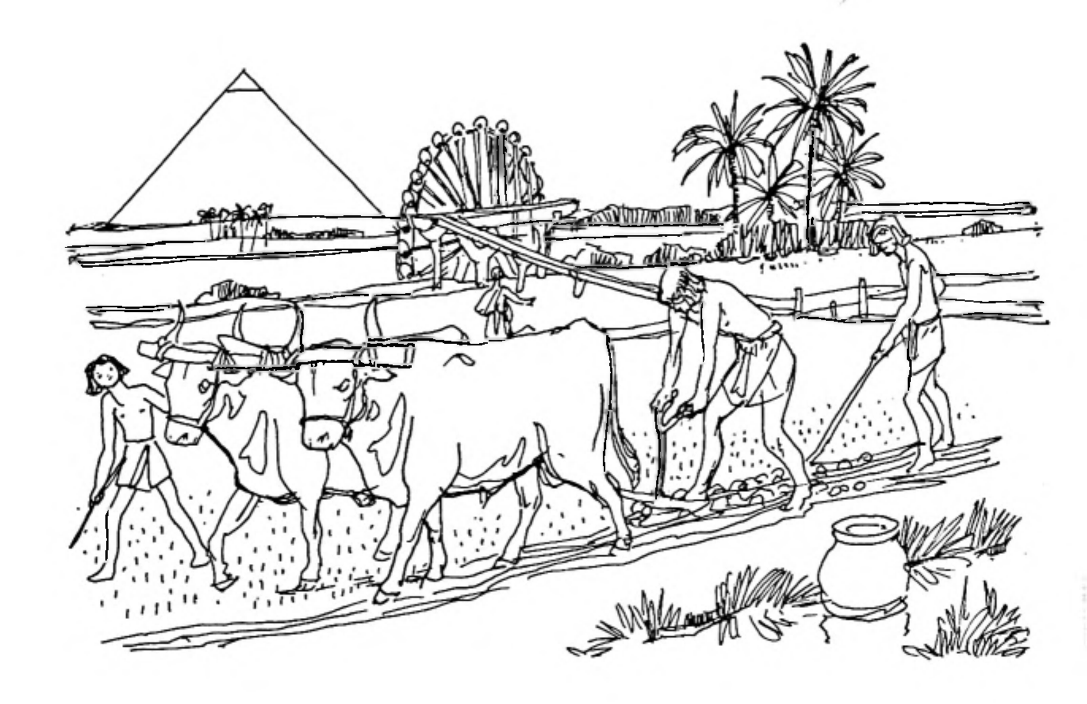
„Es geht euch gut, ihr Landsleute", sagt der Priester Sendi zu einem der Pflüger, der mit höflich gesenkten Augen die Anrede erwartet. „In anderen Ländern ist die Ernte nicht so fett und der Strom nicht so willig, euch die Arbeit des Düngens und Bewässerns abzunehmen."

„O Herr", erwidert der Bauer, „Mühe und Plage bleiben auch uns genug. Oft fressen Würmer die Hälfte des Korns, und Nilpferde rauben die andere. Auch gibt es viele Mäuse auf den Feldern, die Heuschrecken fallen ein, das Vieh frißt beim Dreschen und die Sperlinge stehlen."

„Nun, dafür erntet ihr zweimal oder gar dreimal im Jahr. Und der Strom spendet immer neue Fruchtbarkeit."

„Was hilft es, Herr?" seufzt der Bauer. „Die da drüben fressen mehr als Nilpferde, Mäuse und Heuschrecken zusammen."

Er deutet mit dem Peitschenstiel zu der Reihe lehmgemauerter Kegel hinüber, die am Rande des Dorfes wie riesige Kuchen aufragen: die sogenannten Thesauri, die



Kornspeicher der Regierung, in denen vom Kornaufschreiber die Pachtabgaben der Bauern gesammelt werden.

Die Herren lachen.

„Wo bezahlen die Bauern schon gerne Steuern?" lacht der Verwalter.

„Dabei ist der Pharao ein milder Herr, der nur jedes dritte Scheffel für sich nimmt."

Der alte Ackersmann schüttelt den Kopf.

„Ich kann nur sagen: dränge deinen Sohn niemals, Bauer zu werden! Oft ist die Ernte schlecht oder halb verdorben. Dennoch kommt der stolze Schreiber und landet mit seinem Boot am Damm. Er will die Ernte besteuern und hat sich Gehilfen mit Stöcken und Ruten mitgebracht. Und ist nicht genügend Korn da, so wird der Bauer geschlagen, gebunden und in den Graben geworfen. Ja, Schreiber müßte man sein! Darum schicke ich meinen Sohn zum Tempel, damit er Schriften malen lernt."

Das rührt Herrn Sendi. Er will sich als neuer Herr gut einführen und schenkt dem Alten ein Stück Kupferdraht, das als Geld dient.

Plaudernd kehren die Herren zum Dorf zurück. Auf einer lehmgestampften Tenne wird gedroschen. Die Ernte des Vorjahres ist so gut gewesen, daß sie noch nicht völlig ausgedroschen in den Thesauri lagert. Da die Bauern das reife Getreide mit ihren kurzen Sichelmessern, die zum Teil noch mit Feuersteinsplittern besetzt sind, dicht unter der Ähre abschneiden und das Stroh erst später mähen, läßt sich die Ernte leicht einlagern.

Jetzt sind die Ähren in einer fußhohen Schicht ausgebreitet; Ochsen werden im Kreise darüber getrieben und raffen immer wieder ein Maul voll auf. Alles ist voll Staub, denn nebenan werfen Frauen Spreu und Korn gegen den Wind, und auch ein Kornschreiber ist schon da, den Ertrag zu schätzen.

Die Herren treten in eine der niederen Hütten aus luftgetrocknetem Lehm, Papyrusschilf und Palmfasern. Sie finden eine am Boden kniende Frau, die Mehl bereitet. Auf einem flachen Stein walzt sie mit einer steinernen Rolle die Körner, bis sie feines Schrot erhält. Als die Gäste erscheinen, läuft sie um eine Schüssel sauere Milch, einen Topf Honig, in den man feines Fladenbrot tauchen kann. Die Herren besprechen die Übergabe des Landes.

Des Priesters erste Frage lautet: „Kann man die Steuerabgaben erhöhen?"

Denn der Gott Amon von Theben braucht viele Reichtümer. Zu Luxor soll ein neuer, großer Tempel errichtet werden, ein wahres Wunder der Baukunst; Bildhauer, Maler, Goldschmiede und Fayencenmacher wollen bezahlt sein. Wer aber kann die Summen aufbringen, wenn nicht die Bauern des weiten, fruchtbaren Stromtales? Und was wiederum wären die Bauern ohne den Segen des lebenspendenden Gottes Amon-Ra: der Sonne?

Darum sollen sie zahlen! Alle Wunder Ägyptens sind auf ihren Schultern erbaut, alle herrlichen Tempel mit ihrem Schweiß gekittet.

Um 1800 v. Chr.

Ins Land der Magier, um zu genesen

Der arme Hadesch war krank, welch ein Unglück. Eigentlich war Hadesch jung und strahlend, der einzige Sohn eines reichen Kaufherrn in der Phönikierstadt Tyrus — aber auch ein von ständigen Fieberschauern geplagter Mensch, den böse Geister wie mit spitzen Nadeln in den Rücken stachen. Seit einem Jahr lag Hadesch im Palast seiner Eltern und konnte sich kaum mehr rühren.

Es war vorauszusehen, daß die Todesengel mit ihren schwarzen Flügeln bald erscheinen würden, um Hadesch aus dieser Welt zu holen.

Aber noch gab es eine Hoffnung: die Magier von Ur waren die besten Ärzte der Welt. Jedermann wußte, daß die Priester in der Landschaft Babylonien Gelehrte von Rang waren, daß sie Geheimnisse kannten, die anderen Leuten verborgen waren. Durch seine Handelsverbindungen mit dem Zwischenstromland, Mesopotamien, kannte das Haus Hadesch die vornehme Familie Kingu in der Stadt Ur.

Die klugen Phönikier waren Handelsleute, deren Karawanen weit ins Land zogen und deren Schiffe zu fernen Gestaden übers Meer fuhren. Weil es im Kaufmanns-

stand viel zu schreiben gab, hatten die Phönikier eine neue, einfache Schrift erfunden. Sie verwendeten nicht mehr die vielen Hunderte von Bildern, Silben und Zeichen, die ganze Begriffe bedeuteten, sondern hatten alles vereinfacht. A war das Bild eines Zeltes, was „Alpha" hieß, B deutete die beiden Höcker eines Kamels an, wofür man das Wort „Beta" gebrauchte. Wenn man nun das Zeichen Alpha für den Anfangslaut A und das Zeichen Beta für den Laut B nahm, so ließen sich aus etwa 25 Zeichen alle Worte zusammensetzen und jeder Dummkopf im Handelskontor konnte schreiben.

So schrieb Herr Hadesch, der Vater, an seinen Freund Kingu in Ur mit phönikischen Buchstaben einen langen Brief auf ägyptischem Papyrus und in Ur vermochte man zu lesen, was er über die Krankheit seines Sohnes sagte. Herr Kingu antwortete sogleich mit der nächsten Karawane.

Der Bote brachte ein in der Sonne getrocknetes Tontäfelchen, in das Herr Kingu in babylonischer Keilschrift seine Meinung gegraben hatte. Das geschah mit einem metallenen Stichel, der in keilförmigen, vereinfachten Bildern Wortbilder formte. Und Herr Hadesch las:

„Bring Deinen kranken Sohn in die Stadt der Götter, nach Ur. Mein eigener Sohn Ergal ist Priesterschüler im Tempel des Gottes Schamasch. Der Gott wird Deinen Kranken heilen."

Nun brachen der alte und der junge Hadesch nach Ur auf.

Viel hatte der Kaufherr über das paradiesische Land Mesopotamien gehört, er bezog von dort Datteln, Wein, Schmuckstücke, eingelegte Kästen, bunte Teppiche und andere kunstvolle Erzeugnisse der Handwerker. Er wußte, daß das Zwischenstromland von vielen als Paradies der Urzeit gepriesen wurde, aber er hatte nicht geahnt, wie blühend es war.

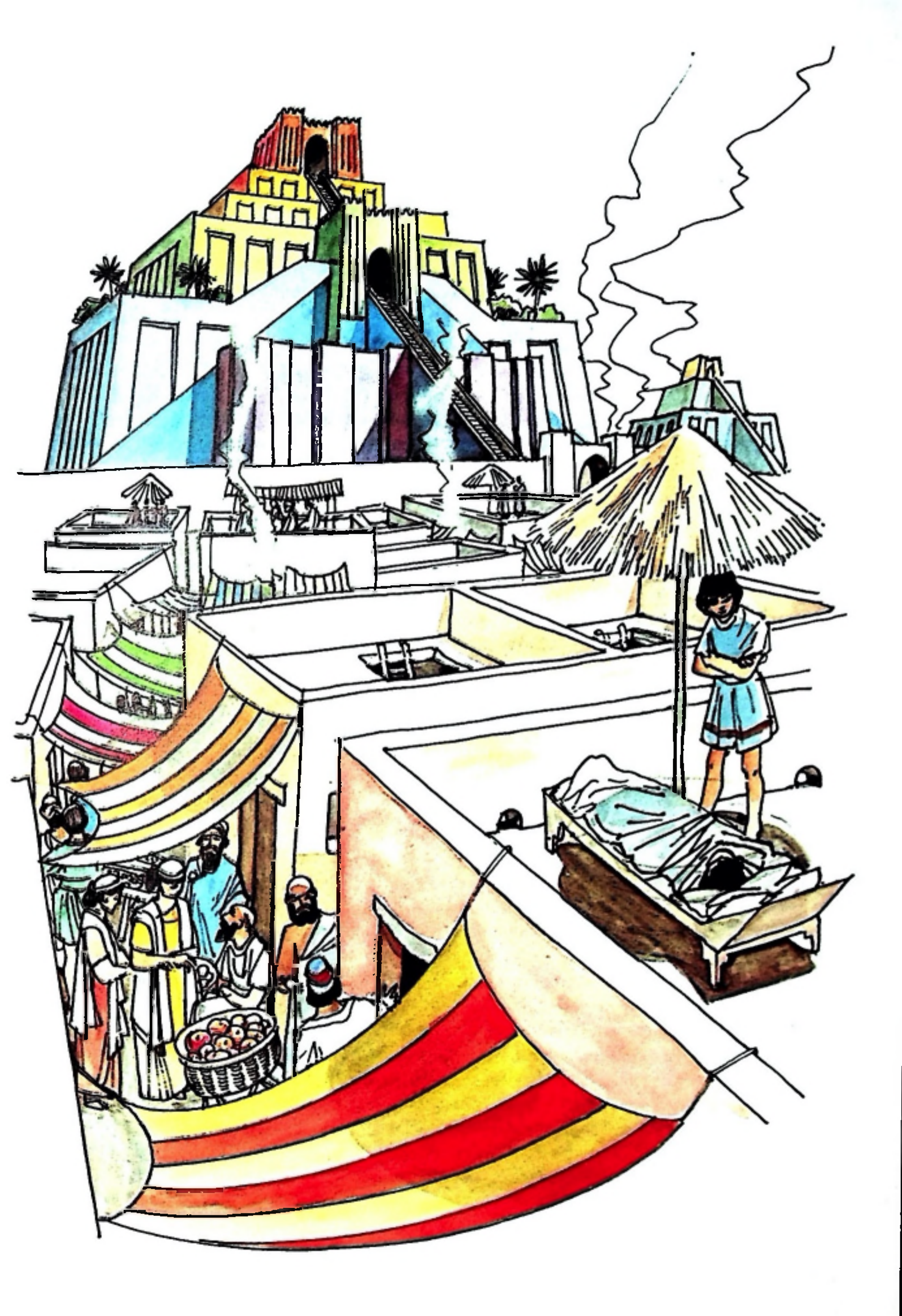
Das Land lag hinter der Wüste und breitete sich an den Ufern der Ströme Euphrat und Tigris aus. Hier gab es nicht wie in Ägypten gewaltige Gebirgsblöcke aus Kalkstein, Marmor oder Urgestein, und deshalb war dort auch keine Kultur entstanden, die in Stein baute und danach streben konnte, dem Menschen „Häuser und Ewigkeit" zu errichten.

Die Landschaft Ur war ein Geschenk der Ströme und des fruchtbaren Lehms, aus denen die Ufer gebildet waren. Lehm und Wasser, wurden die Baustoffe Babyloniens. So weit die sauber angelegten Bewässerungskanäle reichten, so weit trug die Erde Palmen, Gärten, Getreidefelder; und die riesigen Städte und ihre gewaltigen Mauern und Türme bestanden aus dem sonnengetrockneten Lehm.

Der Mensch strebte freilich auch hier nach Ewigkeit. Doch nicht der Stein bot sich an, zeitlose Denkmäler zu errichten. Die Völker der Ströme entfalteten den Geist, um in alle Zukunft zu dauern: sie brachten Weise, Gelehrte, Magier oder Zauberer hervor, welche die Geheimnisse der Welt und der Götter ergründeten.

Ur und seine Priester waren die letzte Hoffnung des kranken Hadesch.

Jetzt lag er auf einem mit Entenfedern gepolsterten Liegebett auf dem flachen Dach des Hauses Kingu und blickte noch ganz benommen auf die große Stadt.



Die erzenen Becken dröhnten über Ur. Trommeln rasselten, und kupferne Becken hämmerten. Hundert Harfen, Zimbeln, Saiteninstrumente und Flöten breiteten ein tönendes Netz über die Straßen. Aus den Schächten der Gassen, über die buntgestreifte Sonnensegel gespannt waren, stieg Rauch von Kopalharz, Weihrauch und Myrrhen empor. Von den fernen Tempeltürmen hörte man die Chöre der Priesterschaft und der Tempelknaben.

Hadeschs Blick hing gebannt an der Masse der großen „Ziggurah", des Stufentempels für Gott Schamasch. Hier würde er seine Gesundheit wiedererlangen oder sterben.

Ergal, der Sohn des Hauses, trat leise an die Seite des Kranken.

„Freund", sagte er, „du bist gekommen, um die bösen Geister in deinem Körper zu besiegen. Aber das wird nur möglich sein, wenn du dazu innerlich bereit bist. Um bereit zu sein, mußt du wissen, mußt du eins werden mit dem Himmel, der Erde und den Göttern. Deshalb beachte genau, was ich dir verkünde vom Glauben Urs!"

„O ich habe gehört", erwiderte Hadesch, „euere aufsteigenden Tempelberge mit ihren Treppen bedeuten Trittstufen zur Ewigkeit, sie sind erhabene Podeste, auf deren oberster Plattform das Haus des Schamasch steht. . ."

„Nichts weißt du, Hadesch oder nur sehr Ungenaues! Aber ich belehre dich, wie ich selber in der Tempelschule belehrt worden bin. Diese ganze Schöpfung ist eins. Man muß nur verstehen, in ihrem Zauberbuche zu lesen.

Am Anfang war die Dreifaltigkeit von Himmel Erde und Unterwelt; denn alle guten Dinge sind drei. Diese Dreiheit wiederholt sich in den drei Schichten von Himmel und Hölle, die sich wieder dreimal teilen, so daß sich dreimal drei Schalen oder Sphären über der Erdscheibe und dem sie umfließenden Weltozean wölben. Drei Ozeane gibt es: den aus Luft über uns, den aus Wasser um uns, den aus Feuer unter uns. Und der Bogen der Gestirne, der sich über uns ausspannt, ist in dreimal vier, in zwölf, Tierkreiszeichen eingeteilt, durch welche Schamasch, die Sonne, mit ihrem Aufgangspunkt wandert."

„Ich verstehe", lächelte Hadesch. „Deshalb rechnen wir mit zwölf Monaten, zwölf Tages- und zwölf Nachtstunden und auf den Märkten mit dem Dutzend."

„Merke dir also, die heilige Drei und die guten Zwölf! Und nun blick hinüber zur großen Tempelpyramide. Zähle ihre Stufen oder Absätze: es sind sieben, die heilige Sieben!"

„In den Farben des Regenbogens bemalt!" rief Hadesch entzückt. „Violett die unterste Treppe, Dunkelblau, Hellblau, Grün, Gelb, Orange und strahlendes Rot die oberste — die sieben Grundfarben des Regenbogens!"

„Das ist nur eine Bedeutung", fuhr Ergal fort. „Denn jede Tempelstufe ist einem anderen der sieben Hauptgötter geweiht: sieben bewegliche Gestirne haben unsere Weisen im Himmelsraum entdeckt, den Saturn, Jupiter, Mars, Venus, Merkur, Mond und Sonne. Jedem dieser Wandelsterne entspricht eines der sieben Metalle: Blei, Zinn, Eisen, Kupfer, Quecksilber, Silber und Gold. Deshalb erstrahlt die höchste Plattform in roter Farbe und schimmert von Gold für Schamasch, die Sonne!"

„Ah!" meinte Hadesch, dem plötzlich etwas klar wurde. „Und darum teilen wir die Woche in sieben Tage ein, von denen jeder einem anderen Sterngott geweiht ist."
„Ja, und siebenfach ist die Skala der Töne, sieben Saiten haben die Harfe und die Leier der Priester. Aber da ist noch etwas. Im Zauber der Zahlen gibt es auch den Gegensatz der Zwei: das Oben umd Unten von Erde und Himmel, das Gut und Böse, Naß und Trocken, die Zweiteilung des Jahres in Sommer und Winter, der Zeit in Tag und Nacht. Sonne und Mond sind Gegensätze und so gibt es auch neben der ‚heiligen Sieben' die ‚böse Sieben': das sind sieben arge Dämonen oder Geister, die dem Menschen übles wollen. Einer aus den bösen Sieben hat dich mit Krankheit geschlagen".
Hadesch verhüllte angstvoll den Kopf und stöhnte.
„Wer soll mir helfen, Freund Ergal? Die Dämonen sind mächtig!"
Der Priesterschüler, der einen mit Sternbildern bestickten Mantel und eine spitze Mütze trug, verschränkte die Arme und nickte bedeutungsschwer.
„Du hast recht, Hadesch. Man soll nichts beginnen, ohne zuvor den Willen der Götter zu erforschen. Aber eben dies habe ich zusammen mit meinen Priesterfreunden getan. Ich komme soeben von der Leberschau aus dem Tempel. . ."
Er berichtete dem Freund, daß nach der Lehre der Magier jede „kleine Welt" genau dem Bilde der großen entspreche. Die Leber, dem noch dampfenden Leib eines Opfertieres entnommen, spiegelt dem Wissenden das gleiche wider wie der Lauf der Gestirne. Und er erzählte von der feierlichen Befragung der Götter: wie die beteiligten Priester sich zuvor im Bad gereinigt, lang gebetet, geopfert, geräuchert, wieder gebetet, Litaneien gesungen, Spenden verschiedener Art, dargebracht, die Knie gebeugt, fromme Gesänge gesungen, sich auf den Boden geworfen hätten, ehe das Schaf endlich geschlachtet und die Leber beschaut worden sei.
Ergal selber war erst Tempelschüler und erlernte die Kunst der Leberdeutung, des Lesens in der Zeichnung und dem Zustand des geopferten Organs, anhand eines Tonmodells. Das war in etwa fünfzig Quadrate mit besonderen Linien und Kreuzen eingeteilt, und es galt als hohe Kunst, aus all diesen Teilen den Willen der Ewigen abzulesen.
„Und was haben die Magier gelesen, Ergal? Werde ich wieder gesund?"
Ergal nickte feierlich.
„Ja", sagte er, „man wird dich heilen. Aber es ist notwendig, daß wir dich morgen zur Beschwörung und Behandlung zum Tempel des Ninib in der großen Ziggurah bringen. Ninib, das ist der Gott der Ärzte."

*

Sänftenträger bringen den kranken Hadesch in Begleitung seines Vaters und Ergals bei Nacht zum Stufentempel. Wie im Traum sieht der Fiebernde die Straßen Urs vorüberziehen: die Gewölbe aus gemauertem Ziegelwerk — in Mesopotamien hat man die Bogenbauweise erfunden. In den Hallen kauern noch zur späten Stunde die Handwerker, bunte Lichter flackern, Hämmern und Klopfen ertönt, Webstühle rasseln, leiser Gesang dringt aus den Häusern. Kamele und beladene Buckelochsen, Esel und Packpferde trotten mit riesigen Ballen durch das Men-

schengewühl. Diese Handelszüge gehen über die Gebirge und Wüsten bis in das Sagenland Indien.

Im Bereich der Ziggurah trägt man Hadesch durch viele Tore, an deren Seiten geflügelte Löwen und andere Schreckfiguren in bunt glasiertem Ton angebracht sind. Die Träger steigen über Treppen und wandern durch endlose Gänge, bis sie den düsteren Tempelraum Ninibs erreichen. Er liegt auf der fünften Terrasse, die in Gelb bemalt ist, und in der das Metall Quecksilber vorherrscht.

Fackeln lodern rötlich auf. Eine Kupferpauke beginnt gleichmäßig zu dröhnen. Wie geplätscher klingt das Gebetsgemurmel der Priester, die in ihren langen Magiergewändern und spitzen Mützen sich bald niederwerfen, bald mit erhobenen Händen aufrichten. Hadeschs Begleiter knien beeindruckt an den Wänden des geheimnisvollen Raumes.

Der Kranke spürt, wie kundige Hände seinen Körper abklopfen, bald hier, bald dort die Haut eindrücken, um zu erfahren, wo der Schmerz sitzt. Man fühlt ihm den Puls und mißt die Hitze der Stirne. Nebenbei gehen Gebete, Gesänge und Beschwörungen weiter.

Nach einiger Zeit neigt sich ein Oberpriester über die Bahre, auf der Hadesch liegt, und flüstert ihm eindringlich immer die gleichen Worte ins Ohr. Das klingt etwa so:

> *„Ki . . . rischti, libiki . . . rischti la libiki*
> *la libi . . . pisch!!*
> *Pischti scha anzischti . . . scha anzisch*
> *schu anzisch . . . anzisch!"*

Und es bedeutet etwa:

> „O du, die du mich gebannt hast,
> O du, die du mich behext hast,
> O du, die du mich bezaubert hast. . ."

Plötzlich aber zieht der Oberpriester eine lange Nadel aus dem Gewand und sticht sie mit kundigem Griff tief in die Wirbelsäule des Kranken. Ein entsetzlicher Schmerz durchzuckt Hadesch, er schreit auf. Dann fühlt er, wie Blut und Eiter aus einem verborgenen Geschwür rinnen und wie sich Erleichterung in seinem Körper verbreitet.

Die Magier sprechen in eindringlich gleichmäßigem Chor:

> „Alles ist eins: Himmel, Götter, Erde, Mensch und Leben!
> Was ihr getan habt, Dämonen, das weiß ich,
> Was ich tue, das wisset ihr nicht.
> Alles Unheil der Zauberei ist gebrochen. . ."

Lange gehen die dumpfen Beschwörungen, die Gebete, die Niederwerfungen und Gesänge weiter. Weihrauch steigt auf und umnebelt langsam die Sinne des Kranken, der nun in den tiefen Schlaf der Genesung verfällt.

Der arme und nun wieder glückliche Hadesch wird die Stadt Ur als Geheilter verlassen. Er und seine Familie werden überall, wohin sie kommen das Lob der mächtigen Magier verkünden.

Um 508 v. Chr. | Mit den „Kranichen“ nach Susa

Der junge Kallisthenes war der „Pais“ des Hippias.

Die Griechen hatten die Gewohnheit, sich einen besonders hübschen und begabten Knaben zum Freund zu nehmen. Für seine weitere Ausbildung, seine Erziehung und Förderung brachten sie jedes Opfer. Der „Pais“ wiederum nahm sich seinen Gönner zum Vorbild und folgte ihm mit großer Treue. Kallisthenes stammte aus einer guten Athener Familie und war im Gymnasium des Apollo Teilnehmer an der Staatserziehung gewesen, als er Hippias aufgefallen war.

So eng hatten sich die beiden aneinander geschlossen, daß Kallisthenes dem Hippias in die Verbannung gefolgt war, als ein Umsturz den Staatsmann aus Athen verjagt hatte. Mit einigem Gefolge und ausreichenden Schätzen waren sie nun in der kleinasiatischen Stadt Sardes angekommen und hatten sich dort dem Schutz der Perser unterstellt.

Der Satrap — der Statthalter des persischen Großkönigs — hatte die Leute des Hippias freundlich aufgenommen. Sie gingen im Palast der Provinzregierung aus und ein. Und Sardes war eine große, üppige Stadt mit herrlichen Parkanlagen, prunkvollen Tempeln und Palästen, lebhaften Märkten und einem bunten Völkergemisch. Hier lebten neben der lydischen Urbevölkerung viele Griechen. Die Perser waren nur die Besatzungsmacht, sie stellten Offiziere und Beamte. Das heitere Volk der reichen Landschaft feierte fast ununterbrochen Feste, Schmausereien, nächtliche Bootsfahrten und fackeldurchglühte Tempelfeste.

Allen ging es gut.

Und doch schmeckte das Brot der Fremde für Kallisthenes bitter.

Der große Hippias hatte sich unter den weinlaubumrankten Säulen eines der lydischen „Paradiese“ gelagert. Er war mit anderen Griechen zum „Symposion“ verabredet — einem Trinkgelage, bei dem geistreiche und interessante Gespräche den Mittelpunkt bildeten. Dabei brauchte man einen klaren Kopf, der Wein durfte höchstens begeistern, nicht aber verwirren. Schon der Dichter Anakreon sagte: „Nur der Barbar trinkt ungemischten Wein.“

Auf einem dreieckigen Tischchen mit löwenköpfigen Bronzefüßen stand ein riesiger, rotfiguriger „Krateros“ — ein Mischgefäß — in dem der starke Samoswein mit Wasser vermengt wurde. Mit Blüten bekränzte syrische Sklavinnen, füllten den goldgetriebenen Becher des Hippias. Im Hintergrunde spielten griechische Sänger die Kithara und trugen dazu Verse aus der Ilias des Homer vor.

Hippias selber war in einem violetten, feingefältelten Gewand, mit gelocktem Haupthaar und viereckig gestutztem, stark gesalbtem Bart auf einem Ruhebett ausgestreckt und stützte sich auf duftende Kissen. Das war persische Art, wie auch seine Aufmachung stark der persischen Mode folgte. Mißvergnügt sah dies Kallisthenes. Er dachte an die Heimat, wo es ausdrücklich verboten war, die Kleider auffällig zu färben oder sich mit prunkendem Schmuck zu behängen. Durch solchen Aufwand entstanden nur soziale Spannungen. Darum ging man in Athen,

Sparta oder Korinth in schlichtem Weiß, trug schafwollene, hemdartige Oberkleider und kunstreich geschlungene Mäntel aus einfachem Tuch.
Hippias winkte den Musikanten zu schweigen.
„Nun, mein Junge", fragte er lächelnd, „wie gefällt dir unser neues Leben am persischen Hof? Wir haben es nicht schlecht getroffen, scheint mir."
Aber Kallisthenes zog eine sauere Miene.
„Mein Herz ist in Athen zurückgeblieben, Herr. Ich träume vom Marktplatz, von den Töpferbuden, von den Fischern, die jeden Morgen im Laufschritt mit ihren Karren vom Piräus hereinkommen, von den Bürgern, die frei die Meinung austauschen, ohne sich nach dem nächsten Polizisten umzusehen und wo der Nachbar noch ein Nachbar ist. Wenn ich die Gesänge Homers vernehme, wird mir die Seele schwer . . ."
Er seufzte tief und fuhr fort:
„War es nicht Euer Vater, Herr, der edle Peisistratos, der den Auftrag gab, daß die uralten Verse vom Kampf um Troja und die Abenteuer des Helden Odysseus endlich aufgeschrieben wurden? Und hat sie drüben in Griechenland nicht jedes Kind gesungen? Helden, Kämpfer, Halbgötter und freie Männer, das sind die Griechen in ihren Städten und auf ihren Inseln. Hier in Sardes sehe ich nur Untertanen, Sklaven, unfreie Knechte. . ."
„Nun halt aber ein, Junge!" unterbrach Hippias. „Du vergißt die griechischen ‚Sykophanten', die Spitzel und Klugredner, die Besserwisser, Verleumder und Neidhammel. Was du hier im Perserreich erlebst, ist einfach die Ordnung, die eine starke Staatsmacht schafft. Hast du nicht genug von dem ewigen Marktgeschrei der politisierenden Griechen? Nicht genug von den sogenannten ‚Freiheitshelden', die meinen armen Bruder Hipparch erdolcht haben, weil sie sagten, er sei ein Tyrann? Nun, da wir weg sind aus Athen, spielen sie auch noch Demokratie, versammeln das ganze Volk, lassen jeden Bürger wählen, und jeder Narr kann gewählt werden. Im Perserreich gilt nur ein Wille: der des Großkönigs Dareios!"
Doch Kallisthenes gab nicht nach:
„Es schmerzt und beleidigt mich, Herr, wenn ich daran denke, wie ihr gestern vom Satrapen empfangen wurdet!
Dieser prunkende Saal voller Purpurvorhänge, mit vergoldeten Säulen, bemaltem Gebälk und den Bildern schreitender Krieger an den Wänden! Dieser durch Treppen erhöhte Thron mit dem Baldachin, umstellt von spitzhelmigen, knebelbärtigen Soldaten! Schuppenpanzer, Schwerter, Lanzen, langröckige, gesalbte Herren mit geschminkten Gesichtern, klirrend von Goldschmuck und mit hochmütigen Gebärden! Und dann, als der Satrap auf seinem Tragsessel inmitten von Weihrauch, Pfauen- und Straußenfächern erschien, fiel alles voller Ehrfurcht flach auf den Boden und streckte flehend die Hände aus! Diese würdelose ‚Proskynesis' — der Niederfall — den auch Ihr, Herr, wie jeder Offizier und Beamte geübt habt: ein freier Grieche vor einem persischen Satrapen! Es hat mir weh getan."
Hippias lachte schallend und schwenkte den Becher.
„O, Kallisthenes, kleiner Narr! Du hast keine Ahnung, was Persien bedeutet. Das ist Macht, Junge, Weltmacht!"

Er lehnte sich bequemer zurecht:
„Aus tausend Kanälen strömt dem Reichszentrum Susa der Reichtum des Erdkreises zu: Die Schatzkammern können die goldene Flut nicht mehr fassen, so daß die Menschheit erlebt, was noch nie da war. Großkönig Dareios hat die Steuern für drei Jahre ausgesetzt. Man erzählt, daß aus Abgaben der Landesteile von Indien bis Ägypten, von Kleinasien bis Arabien soviel Gold und Silber zusammengekommen sei, daß es in Form von massiven Krügen und Barren zu Bergen in den Gewölben der Burg Ekbatana und in den Kellern von Susa lagert. Die goldene ‚Dareike' mit dem aufgeprägten Bilde des Königs wandert heute von den Sklavenmärkten der Halbinsel Krim bis zum Basar am fernen Gangesstrom, von den karthagischen Kontorhäusern zu den Negern Abessiniens, die diese Münzen als Schmuck am Halse tragen. In allen Provinzstädten sitzen die Schreiber der Perser und notieren in babylonischer Keilschrift die eingehenden Abgaben."
Kallisthenes wollte etwas erwidern, aber Hippias wehrte ab und fuhr fort:
„Hast du neulich den Aufzug der persischen Reiterei gesehen? Noch immer sind die gepanzerten Rosse, die Männer im Schuppenpanzer, mit Spitzhelm und Lanze der Kern der persischen Armee. Aber laß erst einmal die Königskuriere — die ‚Kraniche' des Dareios — in die Provinzen ausfliegen! Dann kommen die Heere aus Afrika, die fellbedeckten Kaukasier, die braunhäutigen Inder mit Pfeil und Bogen, die Schützen Mediens, die Kamelreiter Arabiens und die Ameisenscharen Ägyptens. Und in den Phönikierstädten rüsten sich die Drei- und Fünfdecker-Schiffe, um als Kriegsflotte des Dareios zu den jonischen Kreuzern Kleinasiens zu stoßen. Von den Ufern der Donau und den Nordufern des Schwarzen Meeres bis ins sagendunkle Afrika, vom Indus bis zum Nil reicht die Macht der Perser."
„Was ist Macht?" schmähte Kallisthenes, „Wir lieben den Menschen und die Schönheit!" Aber Hippias gebot ihm zu schweigen:
„Persien bedeutet mehr als Macht, Junge! Es bringt den Menschen die Ordnung: der große Mann sitzt in Susa auf dem Thron. Dort ist der Mittelpunkt des Staates. In jeder Provinz vollzieht ein Satrap mit seinen Beamten den Willen des Königs. Und dessen Tätigkeit wird von den ‚Augen und Ohren' des Königs, von Reichsaufsehern, kontrolliert. Wie Nervenstränge jedoch durchziehen neugebaute Reichsstraßen das Riesenreich, und auf diesen Schnellstraßen fliegen die ‚Kraniche' des Königs als Kuriere zu den entferntesten Orten. Das ist Staat, Junge, ein Reich, eine Ordnung nicht das beliebte griechische Chaos, in dem jede Stadt und Insel, ja jede Partei und jeder Bürger tut, was ihm gefällt!"
„Mag sein, Herr, daß im Vergleich zu Persien Athen und die anderen Griechenstädte nur unbedeutende Plätze sind, daß wir nur armselige Bürger und ein kleines Häuflein sind — aber, Herr, wir sind frei, wir leben in Schönheit, als Genossen heiterer Götter und als Herren unserer kleinen Welt."
„Keine Sorge, Kallisthenes. Bald kehren wir zurück nach Athen: aber als Herren und Herrscher. Persien wird unser Helfer. Warte nur, bis uns der Großkönig selber empfängt!"
Hippias gab den Flötenspielern ein Zeichen. Unter den Platanen erschienen in bestickten und gefärbten Gewändern die ersten Gäste. Tänzerinnen in duftigen Schleiern trippelten herein, Goldschmuck klirrte.



„Das, mein Junge, ist das wahre Leben", rief Hippias: „Reichtum, Luxus und Macht!"
„Ich liebe die Freiheit", murmelte Kallisthenes. „Ich will Grieche sein".

*

Schon wenige Tage später läßt der Satrap Hippias mitteilen, daß er sich nach Susa, an den Hof des Großkönigs zu begeben habe.
Susa liegt mehr als zweitausend Meilen ostwärts am Rand der persischen Gebirge. Man berichtet Phantastisches von der Größe seiner Paläste, Tempel und Märkte.
Der Satrap stellt Hippias die persische Reichspost zur Verfügung. Er und sein Gefolge erhalten eine Anzahl Zweigespanne und die Erlaubnis, die ausgebaute, teilweise sogar gepflasterte Reichsstraße zu benützen. So rollen die Griechen mit schnellen Wagen ostwärts. Nach jeweils vier bis fünf Stunden Fahrzeit erscheint eine neugebaute Poststation. Hier gibt es nicht nur ein Restaurant mit Übernachtungsgelegenheiten, sondern auch ausgedehnte Pferdeställe, in denen man rasch frische Rosse bekommen kann. Die müden Pferde erholen sich unterdessen und werden gefüttert, getränkt und gestriegelt.
Solche Poststationen sind vor allem für die „Kraniche" des Großkönigs wichtig, von denen einige die Wagenkolonne in fliegendem Ritt überholen. Man erkennt die Kuriere schon von weitem an dem weißen Wimpel, den sie an den Lanzen führen. Sie haben absoluten Vorrang beim Pferdewechsel und werden in Eile abgefertigt. So gelingt es diesen Stafettenreitern, die Strecke zwischen Susa und Sardes in zwölf Tagesritten zurückzulegen.
Auch Truppenabteilungen zu Pferd oder zu Fuß begegnen den Reisenden. Warenzüge sind seltener. Diese benützen meist die Feldwege und kriechen langsamer durchs Land.
Je weiter die Griechen nach Osten gelangen, umso fremdartiger wird die Welt. Voll Abneigung beobachtet Kallisthenes in den Poststationen die persischen Offiziere und Soldaten mit ihren gesalbten und gestutzten Bärten, den parfümierten Gewändern, den geschminkten Wangen und dem prunkenden Schmuck. Alte Legenden kommen ihm in den Sinn, daß die Vorfahren der Perser ebenso wie die Urgriechen einst aus den nördlichen Wäldern ausgewandert seien — also vielleicht sogar entfernte Verwandte seien. Aber anders als die Griechen haben sie sich offenbar völlig der Verführung des Orients ergeben.
„Nein", denkt Kallisthenes, „ich will nicht eines Tages im Gefolge eines persischen Satrapen nach Athen zurückkehren. Ich will kein Perser werden."
Eines Nachts stiehlt er sich aus dem Massenquartier des Rasthauses und verläßt Hippias. Zu Fuß wird er zur ionischen Küste zurückwandern.
Dort drüben liegt wie ein Saum angeschwemmten Schilfes der Kranz der griechischen Kolonialstädte. Milet, Ephesus und Halikarnassos sind die größten. In ihren

Häfen schaukeln genügend griechische Ruderschiffe, die über die blaue Ägäis westwärts ziehen.
Heimkehren will Kallisthenes — und sei es als Bettler. Er will die Luft der Freiheit atmen.
Hippias jedoch reist weiter in Richtung Susa, auf der Straße der Kraniche.

Um 500 v. Chr.

Die Geheimnisse von Eleusis

Kallisthenes war heimgekehrt

Die Familie hatte ihn, den Weitgereisten und schon verloren Geglaubten, mit offenen Armen empfangen. Und doch war Kallisthenes nicht glücklich.

War er denn wirklich in dem alten Athen seiner Kindheit, von dem er in der Fremde geträumt hatte? Jetzt, da er ein Stück Welt gesehen hatte, schien es ihm, als sei ihm Asiens Geist in die Heimat nachgefolgt.

Manches sah er nun mit anderen Augen. Er begriff, wieviel die Griechen durch den ständigen, regen Verkehr mit Kleinasien von den Sitten, Lebensgewohnheiten und vom Denken der östlichen Völker angenommen hatten. Sie waren nicht nur die fröhlichen, schönheitsdurstigen und immer zum Feiern bereiten Heldenenkel der Homerischen Gesänge. Etwas Dunkles, Unruhiges und Geheimnisvolles war hinzugekommen.
Neben dem Lichtgott Apoll verehrte man auch den aus Asien stammenden trunkenen Dionysos; neben den klaren Himmelsvater Zeus waren düstere Unterweltsgottheiten getreten.
Jetzt erst, da Kallisthenes in Kleinasien gewesen war und der Zauberwelt der östlichen Völker begegnet war, fiel ihm auf, wieviel seine Vaterstadt Athen, ja alle Griechen, den alten Bereichen des Orients verdankten.

Man sagte, der erste Ölbaum und der Steinbau seien aus Kleinasien gekommen. Die griechische Buchstabenschrift war eine Abwandlung und Vereinfachung der Schrift Phönikiens. Die Kunst, den Lauf der Gestirne zu ergründen, hatten die Griechen auf Umwegen vom fernen Babylon geerbt. Der gelehrte Thales von Milet und andere Weise waren in Ägypten gewesen. Sie hatten von dort die Geometrie, technische Fertigkeiten und das Wissen über die Berechnung von Sonnenfinsternissen mitgebracht.

Kallisthenes selber war mit der inneren Unrast eines Menschen zurückgekommen, der viele Fragen stellt und begriffen hat, daß er zu wenig weiß. Er saß gern in den Säulengängen am Athener Markt oder unter den schattigen Bäumen der Haine am Nymphenhügel oder am Kephissosbach, wo sich strebsame Jugend und interessierte Männer zu Füßen weiser Lehrer versammelten.
Diese „Freunde der Weisheit" nannte man die „Philosophen".

Sie suchten nach Erklärungen für die drei Grundfragen des Lebens: woher kommt alles, wohin geht alles, welchen Zweck hat alles. Aber sie lehrten auch Geometrie, Rechenkunst, Sternenkunde; sie sprachen über Länder und Meere, Tiere, Pflanzen und Menschen, und sie machten sich Gedanken über den richtigen Staat.
Kallisthenes war nun über zwanzig und rechnete sich zu jener „unruhigen, jungen Generation", die nicht mehr mit den schlichten Göttersagen, Heldengeschichten und Legenden der Welt Homers zufrieden war. Die alten Griechen hatten die Wunder der Schöpfung mit einem Achselzucken hingenommen und sich selber dem unausweichlichen Schicksal gebeugt. Sie glaubten an helle Götter und an eine nebelhafte Unterwelt, in der es weder Sonne noch Freude gab. Dazwischen spielte im Licht leuchtender Tage das kurze Dasein, das sie in vollen Zügen genossen, ehe es erlosch. Was nachher kam, war ungewiß wie ein Schattenspiel.
Und das war vielen zu wenig.
Aus Asien war nicht nur die Furcht vor Dämonen, vor Zauber und Gespenstern, sondern auch die kühne Hoffnung auf eine Auferstehung des Lebens herübergekommen. Allerlei Geheimkulte waren nun auch in Griechenland aufgetaucht.
Seit langem gab es im Bereich von Athen die Weihen und Feiern von Eleusis. Der Ort lag in einer wilden Felsenlandschaft der Meeresküste, an der Mündung des Kephissosbaches. Hier gab es einen tiefen Felsenschlund, von dem die Sage berichtete, er sei der Eingang zur Unterwelt. Darüber waren Tempel, Hallen und Säulengänge errichtet, und die Pilger wallfahrteten alljährlich im Monat Boedromion (September) in Massen zur Weihestätte. Eine alte Legende aus Kleinasien knüpfte sich an Eleusis.
Man verehrt die Göttinnen Demeter und Persephone. Der Göttervater Zeus, als Sinnbild des lichtspendenden Himmels, und die kleinasiatische Göttin Demeter, eine Erd- und Fruchtbarkeitsgottheit, sind die Eltern der schönen Persephone. Persephone bedeutet Frühling, Sommer und fruchtbringenden Herbst, sie ist das Sinnbild für das Leben der Erde.
Aber diese schöne Persephone ist vom finsteren Unterweltsgott Pluto in die Nacht der unteren Welt entführt worden. Auf Bitten der Demeter verfügt Zeus jedoch, daß Persephone zwei Drittel des Jahres zu ihrer Mutter Erde zurückkehren dürfe — ein Drittel des Jahres nur muß sie bei ihrem finsteren Gatten weilen. Während dieser Zeit schmachtet die Erde und bleibt unfruchtbar: es ist Winter.
An diese Sage und den Ort schloß sich nun die geheimnisvolle Auferstehungslehre der „Mysterien" an. Schwere Strafen schützten Weihen und Feiern. Wenn alle vier oder fünf Jahre die „großen Mysterien" stattfanden, strömte das Volk von weither zusammen. Alle durften daran teilnehmen: sogar Frauen, Kinder, Sklaven und öffentliche Sünderinnen. Aber sie alle erlebten nur die äußeren Festlichkeiten.
Es gab fast keine Möglichkeit, an die wahren Geheimnisse von Eleusis heranzukommen. Auch Kallisthenes hatte bereits zweimal an den Mysterienfeiern teilgenommen.
Mit seinen Eltern, dem Hausgesinde und einigen Freunden war er mit Eselskarren und zu Pferd die drei Stunden Wegs von Athen hinausgezogen. Er hatte das ungeheuere Zelt- und Hüttenlager auf den ölbaumbestandenen Felsenhöhen rings um

Eleusis schon von weitem gesehen und erlebt, wie Buden aufgeschlagen wurden. Händler mit Schweinswürstchen, Fladenbroten, Süßigkeiten, Früchten, Weinschänken und auch Schaustellerhütten mit tanzenden Bären, Schwertschluckern, Seiltänzern und Musikanten füllten die Ränder des Festplatzes.

Die eigentlichen Festlichkeiten fanden bei Nacht, im Schein flackernder Fackeln oder bei Mondlicht statt. Dann bedeckten sich die Felshänge um den Demeter-Tempel, über dem Erdspalt und der Kallichorosquelle mit Zehntausenden weißgekleideter Gestalten. Unzählige Fackeln und Windlichter loderten um Fels und Meeresbucht.

Am frühen Morgen strömten die Pilger zum Meeresstrand, wo sie sich unter entzückten Schreien in die reinigenden Fluten warfen. Denn nur der Gereinigte durfte den Weihespielen nahen. Nach diesen Bädern wanderten die Pilgermassen hangaufwärts zum „Theatron", einem in den Fels gehauenen Halbrund. Dort fanden die Weihespiele von Dionysos statt.

Der geheimnisvolle Halbgott wurde von einem in Bocksfelle gehüllten Priester dargestellt. Das Spiel selber stellte in Wechselreden und Chorgesängen die Geschichte des wiedergeborenen, auferstandenen Dionysos dar. „Heiliger Bocksgesang" heißt auf Griechisch „Tragödie".

Es war Gottesdienst und ehrfürchtig erlebtes Geheimnis, was die Frommen in Eleusis begingen.

Aber Kallisthenes war — wie alle anderen Teilnehmer an den Feiern — stets nur am Rand der Geheimnisse geblieben. Was steckte wirklich dahinter?

Da geschah es, daß Kallisthenes bei seinen Besuchen in den Athener Säulengängen und Hainen einen etwa siebzigjährigen Philosophen namens Pythagoras kennenlernte. Dieser weitgereiste Mann stammte aus Kleinasien. Er war das Haupt eines Geheimbundes und wurde von seinen Schülern wie ein Heiliger verehrt.

Pythagoras lehrte die große Harmonie von Himmel, Erde und Menschenwelt. Und er sagte, daß Zahlen das innerste Gerüst der Schöpfung seien. Deshalb suchte er nicht nur die Gesetze der Sternenkunde und der Erdmessung (Geometrie) in Zahlenformeln auszudrücken, sondern er verkündete auch die Zahlengesetze der Musik, der Farben und des harmonischen Lebens. Er behauptete, er könne die „Sphärenklänge" der Welt wie Musik hören.

Dieser alte, weißbärtige Mann war zugleich einer der Eingeweihten von Eleusis.

Eines Tages — nachdem er Gefallen an seinem jungen Schüler Kallisthenes gefunden hatte — erklärte er diesem, er werde ihn bei den nächsten Mysterienspielen in den Kreis der „Schauenden" und „Wissenden" einführen. Das war ein großes Versprechen. Kallisthenes entsann sich, wie vorzeiten der große Dichter Pindar über seine „Einweihung" frohlockt hatte: „Glücklich ist, wer — nachdem er jenes gesehen hat — unter die Erde geht! Von des Lebens Anfang und Vollendung weiß er nun."

Aber wehe jenen, die das Geringste von den Geheimnissen verrieten! Nicht nur schreckliche Strafen der Gerichte bedrohten den Schwätzer, auch die Götter und Dämonen verfolgten ihn.

Deshalb mußte Kallisthenes, bevor er die Erlaubnis zur „Weihe" erhielt, strenge

Eide schwören, kein Wort über die Lehre oder über den Gang der Feiern im unterirdischen Tempel zu sagen.
Und dann geschah es in einer sternenklaren Mondnacht: Die Massen der Pilger wogten wie ein Meer weißer Mäntel und Umhänge zwischen dem Tempelbezirk, auf den Felsen und der leise brandenden Küste. Unter Gesängen und ungeheuerem Tosen stürzten sich die Scharen in die aufschäumenden Fluten, um sich zu reinigen. Fackeln wurden entzündet und tanzten wie rote Feuerpunkte durch die Nacht. Schon formierten sich die ersten Prozessionen zum Theatron, die Menge geriet in Bewegung und drängte in die heiligen Ölhaine.
Da winkte einer der „Mystagogen" dem Kallisthenes, ihm zu folgen.
Eine kleine Schar Auserwählter durchschreitet die Vortore (Propyläen) des Demetertempels. Heilige Schauer durchrannen Kallisthenes. Da waren dunkle Gänge und Hallen. Plötzlich blitzten grelle Feuer auf, und in ihrem Scheine wurden hoheitsvolle Götterbilder sichtbar. Die Priester aber wiesen die Anwärter des Wissens schweigend hinab in die nachtschwarzen Gänge zur Unterwelt.
Was dann geschah? Wir wissen es nicht, denn auch Kallisthenes bewahrte wie alle anderen unverbrüchliches Schweigen. Noch in späten Tagen ging ein Erschauern durch die Welt, wenn von den Geheimnissen in Eleusis die Rede war. Selbst Kaiser Nero wagte nicht, sich einweihen zu lassen — weil nur Reine der Geheimnisse würdig waren. Der römische Dichter Horaz sagte, er wolle niemals mit jemandem im gleichen Kahn sitzen, der die geheimen Feiern von Eleusis verraten oder sich bei ihnen unwürdig benommen habe. Und später wurde ein Gelehrter wie Apollonios von den Feiern ausgeschlossen: „weil ein Professor, der nur an den Verstand glaube, unwürdig des Göttlichen sei . . . "
Doch das eine ist sicher: die da eintraten in die unterirdischen Kammern von Eleusis, erhielten Gewißheit über die Unsterblichkeit ihrer Seelen und kehrten wieder mit der Hoffnung auf ewiges Leben.
Die alten Sänger der Homerischen Tage hatten gesagt, Hoffnung sei eine Betrügerin. Viele der neuen Philosophen erklärten, was nicht genau beweisbar und in Zahlen zu fassen sei, existiere nicht. Die Mysterien jedoch gaben den geängstigten Seelen inmitten der kühlen Vernunft und des nüchternen Daseinsgenusses das Licht eines Glaubens.
Auch Kallisthenes kehrte glücklich aus dem Schlund zurück.

490 v. Chr. | Vom Gymnasion nach Marathon

Der etwa fünfunddreißigjährige Dichter Äschylos sitzt wartend auf einem behauenen Marmorblock vor dem Eingang zum Gymnasion des Apollo Lykeion. Durch die prachtvollen Torbauten und die Säulenreihen vor der Hohen Schule drängen in Gruppen Schüler, Epheben, deren Väter und Freunde. Heute feiert

Athen in allen öffentlichen Schulen die festliche Aufnahme der Abschlußklassen in die Bürgerschaft.
Natürlich handelt es sich hierbei nur um die jungen Männer; denn Mädchen werden in dieser Zeit noch ausschließlich zuhause erzogen.
Äschylos stammt aus Eleusis, er ist „Eingeweihter", besitzt aber das athenische Bürgerrecht. Als hochgeachteter Dichter von Gesängen und Hymnen hat er die Ehre genossen, im Gymnasion die heranwachsenden Knaben zu unterrichten. Er wartet auf einen Lehrerkollegen, den Leichtathleten Ariston.
Dieser Ariston hat vor sechs Jahren in Olympia im Waffenlauf gesiegt und einen Kranz für die Vaterstadt gewonnen. Er ist vom Stadtrat mit einem ehrenvollen Empfang belohnt worden und hatte eine Anstellung als Trainer im Gymnasion erhalten. Der Dichter und der Philosoph sind zusammen mit dem Sportler berufen, die athenische Jugend zu bilden.
Denn für die Erziehung gilt das Ideal der „Kalokagathie", das der harmonischen Verbindung von äußerer und innerer Untadeligkeit. Das Vorbild solch „schöner Menschlichkeit" ist die Gestalt des Gottes Apoll.
Wieder drängt eine Schar Knaben und Halbwüchsiger laut lachend vorüber. Einige Zwanzigjährige schreiten voller Würde unter ihnen. Sie tragen zur Feier des Tages mit Gold und Purpursäumen bestickte Umhänge zu den kurzärmeligen Tuniken. Stolz leuchtet aus ihren Augen. Ein weiter Weg der Bildung liegt hinter ihnen, sie haben ihn ehrenvoll zurückgelegt.
Äschylos lächelt. Seine Gedanken folgen dem Heranwachsen dieser Jünglinge. Zwar gibt es in Athen keine allgemeine Schulpflicht, obwohl es seit alters zur Gewohnheit der vornehmen Familien gehört, der Jugend eine musische und gymnastische Ausbildung zuteil werden zu lassen. Das männliche Kind aus einigermaßen wohlhabendem Haus wird zunächst von Eltern, Wärterinnen, Pädagogen oder gelehrten Sklaven mit den Heldenliedern, Sagen und Gedichten bekannt gemacht. Später kommen die Kinder in Elementarschulen, die selbst in den kleineren Ortschaften nicht fehlen. Hier lehrt man Lesen, Schreiben, Rechnen. Der Vorsteher der örtlichen Ringerschule unterrichtet in Sport, ein anderer Lehrer erzieht zu Sittlichkeit und Bürgersinn. Diese Erziehung nimmt etwa die Zeit zwischen dem siebenten und dem vierzehnten Jahr in Anspruch. Dann erst kommen die Heranwachsenden in die staatlichen Gymnasien — etwa in das des Apollo Lykeion.
„Gymnos" bedeutet „nackt"; auf den Sportplätzen dieser Hohen Schulen tummeln sich die jungen Athleten in strahlender Nacktheit.
Mit achtzehn Jahren steigen die Jünglinge als „Epheben" in die Hochschule auf, wo man sie zu Bürgern und körperlich harten Kämpfern bildet.
Das also haben jene jungen Männer hinter sich gebracht, die nun zur Feier ihrer Freisprechung eilen.
Ariston erscheint. Noch immer ist der ehemalige Olympiasieger volkstümlich. Von allen Seiten flattern ihm Grüße zu. Gemeinsam gehen Äschylos und Ariston durch die Propyläen. Die weiten Plätze und Haine des Gymnasions sind mit Geschrei und fröhlichem Getümmel erfüllt.
So prächtig das Gymnasion von außen sich darbietet: innen ist es von betonter Schlichtheit. Zwischen Platanen und Pinien sind sandbestreute Kampfplätze und

Laufbahnen angelegt, auf denen sich sonst die Gruppen im Ringkampf, Speerwurf, Wettlauf, Diskuswurf oder Weitsprung üben. Aber heute sind Wiesenflächen und Kampfbahnen von einer festlichen Menge angefüllt. Selbst drüben unter den langen Säulengängen steht Kopf an Kopf die Masse der Schüler, ihrer Väter und Freunde.

Aus grobem Feldstein bestehen die Hallen des „Ephebeons", die Säulen sind glattpolierte Baumstämme. Dort pflegen sich an Werktagen die von Lauf und Ringkampf erhitzten Jünglinge mit Bronzeschabern von der Kruste aus Öl und Staub zu reinigen, ehe sie ins erfrischende Bad springen. Unter den schattigen Gängen kauern sonst die Zuhörer der Philosophen und Dichter, um zu lernen und zu diskutieren.

Der Hornruf eines Herolds ertönt, es wird still auf den weiten Plätzen. Aus dem Ephebeon treten die künftigen Jungbürger.

Wie es sich im Gymnasion ziemt, sind sie nun nackt, tragen aber die Bronzehelme mit Nasenschutz und Kamm aus rotgefärbtem Roßhaar, die Rundschilde, Beinschienen und die Schwerter. Rasch formieren sie sich zum disziplinierten Block. Ein Knabenchor stimmt den Hymnus an.

Als er geendet hat, tritt ein alter Ratsherr vor und fordert die Epheben auf, den feierlichen Bürgereid nachzusprechen:

„Ich will nicht schänden die heiligen Waffen und nicht meinen Nebenmann im Kampfe. Ich will eintreten für alles Hohe und Heilige, allein und in der Mannschaft. Ich will mein Vaterland meinen Kindern nicht kleiner vererben, sondern größer und besser, als ich es übernommen habe. Stets will ich auf die Obrigkeit hören und den jetzt bestehenden und den künftigen Gesetzen gehorchen, wie sie das Volk einhellig aufstellt. Und wenn es einer unternimmt, die Gesetze aufzuheben oder unbotmäßig zu sein, so will ich es nicht zulassen, sondern gegen ihn kämpfen, allein oder mit allen zusammen. Ich will den Glauben der Väter achten. Des seien die Götter Zeugen!"

Nachdem die jungen Männer diese Worte feierlich wiederholt haben, löst sich die Versammlung in viele Gruppen auf. Im friedlichen Wettkampf, bei Speerwurf, Waffenlauf und Ringen, zeigen die Jungbürger, daß sie kampftüchtige Männer geworden sind. Die Zuschauer geizen nicht mit Beifallsrufen und Händeklatschen.

„Mag der Perserkönig ruhig kommen!" ruft Ariston begeistert. „Diese Jugend wird ihn nach Hause schicken."

„Ja, Ariston", erwidert Äschylos. „Aber es erscheint mir wichtig, daß wir nicht nur harte, ausdauernde und todesmutige Krieger ausgebildet haben, wie es die Spartaner tun. Wir haben mehr getan: nämlich Menschen gebildet. Wir lieben das Schöne, das Maßhalten und pflegen die Wissenschaft. Niemals werden sich so geformte, freie Griechen der Sklaverei des Ostens beugen."

Und Äschylos deutet hinüber zu den Wandelgängen, wo sich die Schüler zu Füßen der Lehrer gelagert haben, um den Worten der Weisheit zu lauschen.

Ariston ist nachdenklich geworden. Er zupft den Dichter am Ärmelbausch des kunstvoll geschlungenen Mantels.

„Hast du gehört, daß eine Perserflotte die Insel Euboea verwüstet hat? Sie sind nahe herangekommen."

„Ja, ich weiß. Heute noch soll eine Volksversammlung stattfinden. Da werden unsere Jungbürger zum erstenmal Gelegenheit haben, als freie Männer das Wort zu ergreifen und abzustimmen."

*

Aus dem „Prytaneum" — dem athenischen Rathaus — treten die Herolde, um die Versammlung auszurufen. Es sind Sklaven in kurzärmeliger Amtstracht. Sie tragen weiße Stäbe und blasen auf erzenen Hörnern. Sie drängen sich rücksichtslos durch die Menge, das Schmettern der Hörner übertönt den Lärm des Marktes und das Geschrei der Händler. Aber nur Müßiggänger, faulenzende Sklaven und Kinder scharen sich um die Ausrufer. Die Kaufleute und Handwerker gehen weiter ihrer Tätigkeit nach. Eine Volksversammlung ist keine Sensation mehr: dort wird viel geredet und wenig getan.

Da am späten Nachmittag der Versammlungsplatz unter einer Felswand am Nymphenhügel noch beinahe leer ist, treffen die Stadträte eine drastische Maßnahme. Jetzt spannen die Stadtpolizisten stark mit Rötel eingefärbte Stricke über die Straßen. Mit diesen Schnüren bewegen sich die Büttel von allen Seiten auf den Versammlungsplatz zu. Sie treiben damit die Leute vor sich her. Wer aber über die Stricke springen will, dem verpassen sie durch kurzes Schnellen einen roten Fleck auf die weiße Tunika oder den Mantel. Solch ein Fleck kostet eine hohe Geldstrafe. Nur Sklaven und Fremde kümmern sich nicht um das Seil.

„Hole dich der Höllenhund!" schimpft ein Händler aus Syrakus, dessen Töpferwaren seit Jahren Gastrecht in Athen genießen. „Wollt ihr elenden Büttel mich wohl gehen lassen? Ich habe als Fremder doch gar kein Stimmrecht, aber ich genieße den Schutz der Gesetze und bezahle mein Kopfgeld: Neun Drachmen pro Jahr und viereinhalb für meine Frau, dazu noch zwei Obolen für jeden meiner Sklaven."

Auch in dem ärmeren Stadtviertel, nahe der Stadtgrenze, gehen die Polizisten mit den roten Seilen vor. Am staatlichen Getreidemagazin staut sich eine Schlange von Bettlern und Gemeindearmen. An sie läßt der Stadtrat kostenloses Brot verteilen. Als der Ruf zur Versammlung die Zuteilung unterbricht, wird wütender Widerspruch laut. Die Gassen sind hier gewunden und unsauber. Viele Leute hausen noch in Höhlen. Die Hütten sind aus grobem Feldgestein und Lehm gefügt und die niedrigen Schilf- oder Strohdächer reichen fast bis zum Boden.

Eine Menge hungernder Kinder erfüllt die staubigen Gäßchen mit endlosem Geschrei, Weiber keifen vor den winzigen Werkstätten, und ein Blick in die lichtlosen und schmutzigen Wohnhöhlen läßt Wanzen, Fliegen und anderes Ungezieser ahnen.

Auch unter dem sonnigen Himmel Athens ist nicht alles Schönheit und Fröhlichkeit. Die Polizisten sind froh, aus dem Elendsviertel herauszukommen. Allzu oft fliegen ihnen faules Obst und Topfscherben um die Ohren.

Aber es kommt gar nicht zur Volksversammlung. Plötzlich ist die ganze Stadt wie ein aufgestörter Bienenschwarm. In der beginnenden Dämmerung blitzt von der Spitze des Lykabettos-Felsens, der wie ein Schiffsbug gegenüber der Akropolis aufragt, der Fackeltelegraph. Eine wichtige Meldung ist von Berghöhe zu Berg-



höhe quer übers Land geflogen. Da es überall Leute gibt, die das Alphabet der Fackelzeichen zu lesen verstehen, weiß bald ganz Athen, was geschehen ist.

Eine persische Flotte schickt sich an, jenseits der Halbinsel bei dem Dorf Marathon Truppen an Land zu setzen. Höchste Gefahr für Athen!

Nun dröhnen die Trompeten, Hörner rufen und erzene Gongs erschallen.

Alle Bürger stürzen nach Hause, rüsten sich in fliegender Eile und laufen waffenklirrend zu den Sammelplätzen ihrer Gemeindeabteilungen.

Auch Äschylos ist „Hoplit", Schwerbewaffneter, der mit Helm, Brust-, Arm- und Beinpanzerung, rundem Erzschild und Schwert, die Waffen des Vollbürgers trägt. Der „Stratege" oder Staatsführer Miltiades erscheint inmitten seines Gefolges und setzt sich an die Spitze der erzklirrenden Abteilungen. Es geht um alles. Der Wettlauf mit der Zeit hat begonnen: Athens Bürgeraufgebot eilt nach Marathon.

*

Im Morgenlicht steht das kleine Heer auf den kahlen Anhöhen über der Bucht von Marathon. Jetzt zahlt sich die harte, sportliche Ausbildung der Jugend aus. In voller Rüstung haben die Abteilungen die mehr als vierzig Kilometer im Eilmarsch zurückgelegt. Ohne Zeichen von Erschöpfung zu zeigen, haben sie den Kampfplatz erreicht.

Äschylos steht im ersten Glied. Er sieht ein schaurig schönes Bild: Die Bucht von Marathon füllt das Gewühl Hunderter von persischen Ruderschiffen. Mit gerefften Segeln liegt Fahrzeug an Fahrzeug, die Ruder hochgestellt, so daß der Eindruck eines kahlen Waldes entsteht. Von den Laufplanken quillt es in dichten Haufen ans Ufer, spritzt durch die seichten Ufergewässer: persische Panzerreiter führen ihre Rosse, kaukasische Riesen in Schafpelzmänteln drängen an Land, braune Inder, schwarze Afrikaner, syrische Bogenschützen und allerlei unbekannte asiatische Völkerschaften wimmeln durcheinander. König Darius wirft seine Übermacht auf griechischen Boden. Es gibt nur eine Rettung: man muß den Feind fassen, ehe er Zeit gefunden hat, den Wirrwarr zu ordnen und sich in Schlachtreihe aufzustellen.

Zwar sind die Athener müde vom eiligen Nachtmarsch, aber es gibt kein Zögern! Wieder zeigt sich, wofür Gymnasion und Ephebenausbildung gut gewesen sind. Miltiades gibt das Zeichen.

In vollem Lauf setzen sich trotz der schweren Rüstungen und Waffen die griechischen Aufgebote in Bewegung. In strenger Disziplin, Mann neben Mann, eine einzige Mauer aus Rundschildern und Panzern, werfen sich die Hopliten und Jungmänner bergabwärts dem Feind entgegen. Äschylos faßt den Schwertgriff fester und brüllt seinen Schlachtruf so laut wie die anderen.

Der Aufprall ist schrecklich. Sofort geraten die Perser in Verwirrung. Ihr Schreck ist so groß, daß später einige fromme Athener behaupten, Gott Pan selber sei aus dem Schilf hervorgebrochen und habe die Fremden entsetzt. Die „Panik" läßt das persische Heer ins Meer zurückfluten, der Sieg der Athener ist sicher.

*

Als die Sonne strahlend im Zenith steht, liegen viele Tausende von Persern erschlagen im Schilf und im Wasser. Aber ein Großteil des Heeres hat sich auf die Schiffe gerettet. Bunt gestreifte Segel werden gesetzt, und schon ziehen die ersten Geschwader in den blauen Golf hinaus, wenden sich nach Südosten.

„Miltiades" rufen Äschylos und andere entsetzt, „sie segeln um die Landspitze nach Athen!"

„Und die Stadt ist schutzlos!" schreit Ariston.

Beim hellen Sonnenlicht nützt der Fackeltelegraph wenig. Ein Bote muß vor den Persern in Athen sein. So erschöpft und atemlos die Sieger auch sind: es meldet sich dennoch mehr als ein Dutzend junger Bürger zu diesem Dienst. Miltiades wählt einen der Epheben, die gestern zu Jungbürgern ernannt worden sind. Der junge Mann läuft los, als gälte es, den Lauf in der Kampfbahn seines Gymnasions zu gewinnen.

Zweiundvierzig Kilometer sind es bis zur Stadt. Der Jüngling von Marathon legt sie in etwa zwei Stunden zurück.

„Hütet die Stadt!“ ruft er. „Wir haben gesiegt, aber die Perser kommen!“ Dann bricht der erste Marathonläufer tot zusammen.
Im Eilmarsch folgt das Heer. Die Stadt wird gerettet.

472 v. Chr. | Die Tragödie des Äschylos

Der alte Herr Kallisthenes tritt vor sein schönes Haus nahe dem Kerameikos, dem Töpferviertel. Das Haus ist neu, wie so vieles in Athen. Es liegt im Schatten von Zypressen und Pinien. Immer, wenn Herr Kallisthenes die Tür hinter sich läßt, fällt sein erster Blick auf den Burg- und Tempelberg von Athen: die Akropolis. Er wohnt auf einem sanften Hügel gegenüber dem steil aufragenden Felsen.

Dann runzelt er die Stirn, und seine Augen werden traurig. Die Akropolis ist eine einzige Ruinenstätte, auf der da und dort ein paar dreieckige Flaschenzug-Gerüste und jene Lastenaufzüge stehen, die man wegen ihrer Ähnlichkeit mit Kranichen (griechisch „Geranos“) Krähne nennt. Man sieht in den dazugehörigen Treträdern Sklaven laufen, welche die Trommeln und Seilzüge betätigen.

Der Wiederaufbau geht nur langsam voran.

Wie könnte ein frommer Athener bei diesem Anblick vergessen, daß die Perser Stadt und Burgberg geplündert und niedergebrannt haben.

Es sind erst acht Jahre her, daß der persische Großkönig Xerxes, der Sohn des Dareios, mit einem Riesenheer und einer ebenso großen Flotte gekommen war, um für Marathon Rache zu nehmen. Damals war ganz Athen — auch Herr Kallisthenes samt Familie — mit Sack und Pack auf die Insel Salamis geflüchtet. Man hatte das Schicksal der Stadt vertrauensvoll in die Hände der vereinigten Griechenflotte gelegt, die draußen im blauen Golf konzentriert war.

Jetzt geht ein Leuchten über das Antlitz des alten Herrn. Als seine Erinnerungen an diesem Punkt angelangt sind, gedenkt er des unerwarteten Sieges, den Themistokles mit den Schiffen errungen hat. Welch ein Anblick, als die Perserschiffe zu Hunderten sanken, sich ineinander verkeilten, sich gegenseitig rammten, in Flammen aufgingen und endlich wie eine Schar zerzauster Seevögel aus der Bucht flohen!

Der Sieg von Salamis — verbunden mit einem Erd- und Seebeben — mußte jedem Gläubigen wie ein Wirken der Götter, wie ein Wunder erscheinen.

Die Perser wurden trotz ihrer gewaltigen Übermacht geschlagen, weil sie zwei entscheidende Fehler machten. Sie bauten erst einmal eine Schiffsbrücke über den Bosporus und versuchten, das heilige Meer in Fesseln zu schlagen; ja, König Xerxes ließ ihm sogar, als ein Sturm die Schiffsbrücke zerriß, hundert Peitschenhiebe aufzählen. Das konnte natürlich nicht gutgehen. Und dann stürmten sie wie Wilde durch Griechenland, schändeten überall die Tempel und zerschlugen die Götterbildnisse. Auch das forderte Strafe. Sie waren als Geschlagene nach Asien zurückgeflutet. Athen war dank den ewigen Göttern frei geblieben.

Aber dann geschah etwas sehr Gefährliches. Ein Bürger von Athen, noch dazu ein „Wissender von Eleusis", ein Mann namens Äschylos, wagte es, aus den Geschehen von Salamis eine Tragödie zu machen: ein Theaterstück zur Verherrlichung des griechischen Sieges.

Er war, so erzählte man, schon in Marathon als Hoplit dabeigewesen. Auch in der Seeschlacht von Salamis hatte er tapfer mitgekämpft. Doch das gab ihm noch kein Recht, gottesdienstliche Handlungen für unterhaltsame Zwecke zu nützen.

Eine „Tragödie" war und ist nun einmal ein geheimnisvolles Spiel zu Ehren des Gottes Dionysos. Das Geheimnis ist ihr Grund, nicht ein Erlebnis, das ganz Athen gehabt hatte.

Der alte Herr Kallisthenes schüttelt bedenklich den Kopf. Natürlich wird er wie alle anderen Bürger heute ins Dionysostheater gehen, um sich den Aufzug anzusehen. Aber wohl ist ihm nicht.

Da kommt munter und mit einer Schar Epheben der ältliche Olympionike Ariston die Straße herab.

„Heil dir, Kallisthenes!" ruft er schon von weitem. „Ein großer Tag heute für die Stadt."

Doch Kallisthenes hebt beschwörend die Hände und blickt aufwärts, wo er die Götter vermutet.

„Wenn das nur gutgeht, Ariston: ein Weihespiel mit weltlichem Inhalt! Die Ewigen werden zürnen. Die Leute glauben nichts mehr und sind nur noch auf Vergnügungen aus."

„Aber Kallisthenes", lacht der Sportlehrer, „welche Bedenken! Du wirst sehen, auch die Tragödie des Äschylos ist eine Art Gottesdienst. Er ist mein alter Freund und hat mir vieles aus dem Schauspiel vorgelesen. Auch er will zeigen, daß kein Sterblicher ungestraft die Götter herausfordert, daß über allem Irdischen das ewige Schicksal richtet."

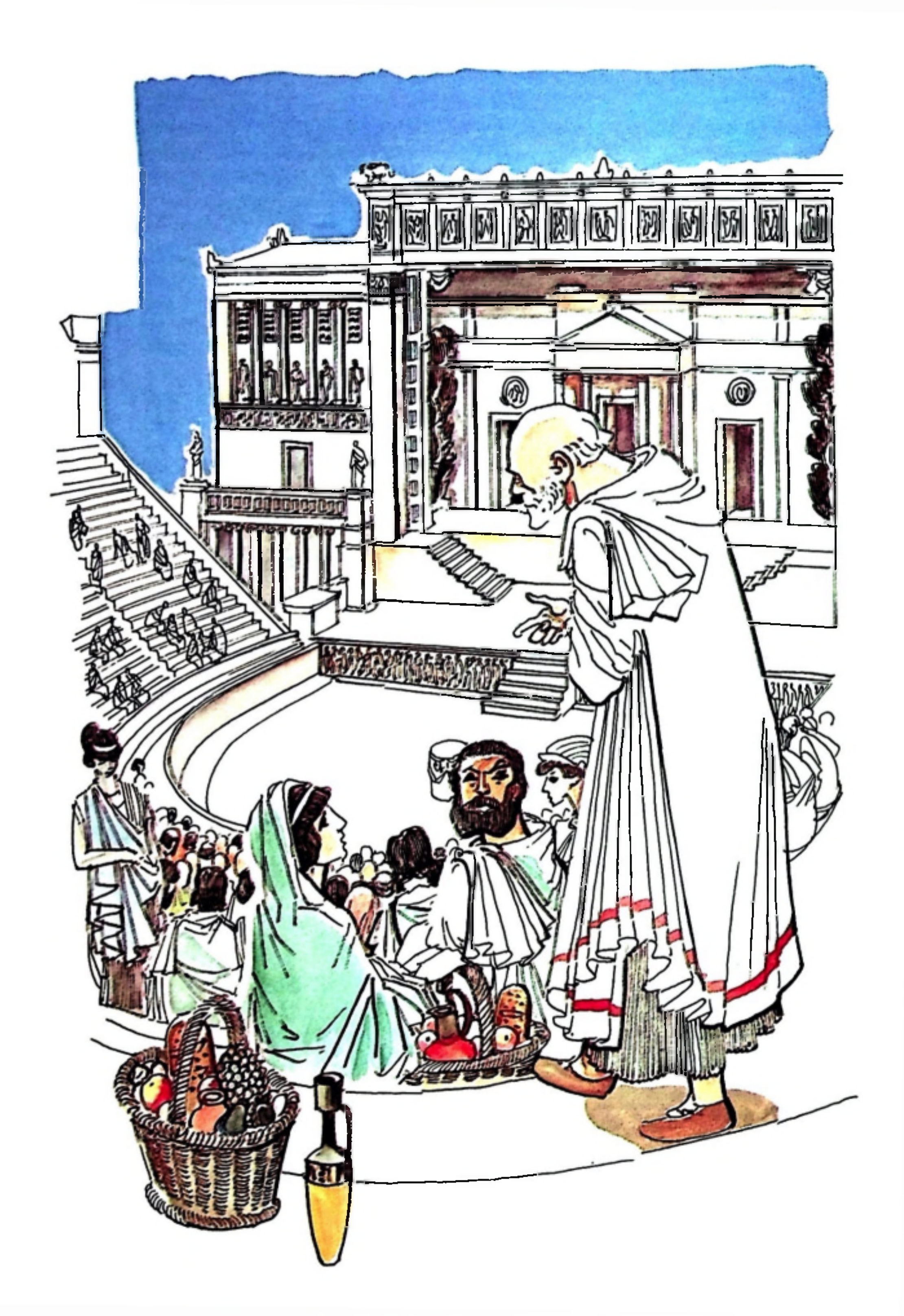
„Wo aber ist das Geheimnis?" mäkelt Kallisthenes. „Wo sind die mystischen Chöre? Wo das Dionysosopfer? Und dabei soll Äschylos ein Eingeweihter von Eleusis sein. Man wird ihn vor Gericht stellen müssen."

Von allen Seiten streben nun Bürger zu Tal, um das Schauspiel zu sehen. Die Gruppe der Freunde schließt sich dem Strom der Theaterbesucher an und streitet unterwegs noch heftig über Sinn oder Unsinn eines Dramas, das sich mit Zeitgeschichte befaßt.

Das Theater des Dionysos liegt zu Füßen des Akropolisberges. Seine halbrunden Sitzreihen sind in die Flanke des Berges gehauen und umkränzen eine halbrunde, gepflasterte Fläche, die sogenannte „Orchestra". Sie ist durch eine tiefe Regenrinne vom Zuschauerraum geschieden, und in ihrer Mitte steht wie ein Block der Altar des Dionysos.

An der Basis des Halbkreises ist eine mannshohe, mit Bildreliefs geschmückte Mauer errichtet. Zwei Treppen führen zur „Scenae" hinauf. Dort oben steht eine Art Bühnenhaus: die Andeutung eines Palastes mit riesigen Toren.

Bei Weihespielen kommen aus diesen Toren die heiligen Chöre mit verhülltem Antlitz, schreiten treppab und stellen sich rechts und links vom Altar in der Orchestra



auf. Der Priester, der die heiligen Gesänge rezitiert, steht entweder auf der Scenae oder begibt sich würdevollen Schritts zum Altar hinab. Im Wechsel der Chorgesänge und der Priesterrede vollziehen sich die Mysterien.

Und hier soll man jetzt die profane Geschichte von Salamis sehen!

Die Leute kommen in Massen. Sie haben Tonkrüge mit Wein, stark gewürzte Würste, Fladenbrot, Zwiebeln und Früchte mitgebracht. Schon sitzen viele Hunderte auf den oberen Reihen. Auch die aus Stein gemeißelten Ehrensitze der Stadträte, Richter und Beamten sind schon besetzt. Immer neue Scharen strömen in den Hain, bis endlich das Theaterrund überfüllt ist und die zu spät Gekommenen sich am Berghang niederlassen, auf den Felsklippen kauern, ja sogar im Geäst der Pinien Platz suchen.

Ein Trompetenstoß gebietet Stille. Das Spiel hebt an.

Gespannt folgen Kallisthenes und seine Freunde den Vorgängen. Ein Chor erscheint und zieht auf hohen Stöckelschuhen, den „Kothurnen", geführt von einem Vorsprecher, aus den Toren zur Orchestra. Alles scheint zu sein wie eh und je. In Wechselreden, die fast schon Sprechgesang sind, erfährt das lauschende Volk von den Ereignissen und ihrer Deutung.

Doch dann ändert sich alles anders. Man hat erfahren, daß die Scenae den Königspalast des Dareios nach der Schlacht von Salamis darstellen soll. Ein Bote bringt Atossa, der Witwe des Königs, die böse Kunde von der Niederlage. Das Weihespiel wird zum Zwiegespräch. Der Geist des Dareios und Xerxes, der Sohn des toten Großkönigs, treten auf. Im Gegeneinander der sprechenden Personen entfaltet sich die Tragödie. Dumpf, wie düstere Schicksalsrufe, dröhnen die Rhythmen der Chöre.

Hingerissen von der Gewalt der Worte in einstiges Geschehen zurückversetzt, folgen die Zuschauer dem Gang des Spiels. Schauer gehen durch das Publikum, als der Bote verkündet:

„Doch als der Tag der weißen Rosse führt hinauf
Und heiter strahlend ließ die ganze Erde sehn,
Klang von den Griechen froh zuerst das Kampfgeschrei
Wie ein Gesang laut schallend, hell erwiderte
Das Echo von der Insel Felsgestade drauf."

Die Wirkung der Tragödie ist gewaltig. Viele der Athener fühlen, daß hier ein Dichter das Erlebte zum Weihespiel erhöht hat. Ariston ruft begeistert aus: „Siehe, auch uns sind die Götter erschienen! Und des ewigen Schicksals Spruch haben wir vollzogen und erlebt!"

Aber Kallisthenes und andere Fromme schütteln, nachdem der Bann des Stückes gebrochen ist, immer wieder die Köpfe.

„Nein", sagen sie, „so darf man nicht mit dem Göttlichen verfahren. Das war kein geheimnisvolles Weihespiel mehr, sondern ein Drama unter Menschen. Da treten ja Boten, Könige und Königinnen auf die Scenae — keine Priester mehr oder Gottheiten."

Athen hat Gesprächsstoff für viele Wochen. Endlich setzen die Anhänger der eleusinischen Mysterien durch, daß sogar Anklage gegen Äschylos erhoben wird.

Sie lautet auf Gotteslästerung und Frevel. Ist das nicht besonders schlimm bei einem, der die Weihen von Eleusis erfahren hat?
Äschylos ist rechtzeitig gewarnt worden und geht außer Landes. Man vernimmt, daß er in der sizilischen Griechenstadt Syrakus mit anderen Theaterstücken großen Ruhm erringt.
Doch die neue Form der Tragödie setzt sich durch. Schon sind die Dichtergenies der kommenden Generationen geboren. Bei der gleichen Schlacht von Salamis, in der Äschylos kämpfte, hat der junge Ephebe Sophokles am Ufer den Waffentanz der Sieger angeführt. Und die Frau eines Gastwirtes hat am Strand vor Schreck über das Kampfgetümmel zu früh einen Knaben geboren, der Euripides heißt.

Sophokles läßt die Götter und ihr Wirken ganz aus seinen Schauspielen fort. Ihm geht es um Schicksal, um dunkle Verkettung und menschliche Tragödie. Euripides aber wird ein Menschenalter später bereits Gesellschaftsstücke schreiben, in denen alle Verwicklung aus den verschiedenen Charakteren der handelnden Personen abgeleitet sind. Das Weihespiel von einst wandelt sich immer mehr in Drama und Unterhaltung. Alle kommenden Dichter aber übernehmen von Äschylos die Methode, mehrere Personen auf der Bühne gegeneinander zu stellen. Die heiligen Chöre verlieren ihre Bedeutung.
Nun darf Äschylos unbeschwert zurückkehren. Niemand denkt noch an Gericht und Gottesfrevel. Bei einem Wettbewerb der Dichter unterliegt er dem jungen Sophokles und geht aus Ärger darüber abermals nach Sizilien.
Dort erlangt er große Ehre. Er wird 70 Jahre alt, die Haare gehen ihm aus, und seine Glatze spiegelt in der Sonne.
Eines Tages sitzt er am Meeresufer bei Gela. Ein Seeadler, der eine Riesenschildkröte gefangen hat, sieht seinen Kahlkopf gleißen. Er hält ihn für einen glatten Stein und läßt die Schildkröte darauffallen, um ihren Panzer zu sprengen. Äschylos stirbt an dem wuchtigen Geschoß.
So endet im Lächerlichen der Mann, der die Tragödie für das Theater geschaffen hat. Ist es die späte Rache der Götter?

333 v. Chr. | Nach dem Sieg von Issus

Die Herbstnacht war sternenklar. Feuerschein flackerte über die nahen Horizonte, und ein ungeheures Brausen und Tosen erfüllte die Lüfte.
Wie Schattenfetzen jagten klirrende Reiterscharen über die Höhen. Die schmale Ebene war bis zum silbern schimmernden Strand des nahen Meeres vom Gewoge der Massen aufgerührt. Fern standen als dunkle Mauern die Gebirgszüge des Taurus.
Es war der vollständigste Sieg, den man sich denken konnte. Den Rest erledigte die verfolgende Reiterei, die mit ihren leichten Panzern und langen Lanzen schreiend dahinjagte.

Alexander der Große hielt sein Roß Bucephalus an. Den Helm hatte er in der Schlacht verloren, als er sich mitten unter die persischen Kampfwagen geworfen hatte. Dort hatte er an den wehenden Standarten, an Purpurmantel und Königsmütze seinen Gegner, den persischen Großkönig Darius Kodomanus, erkannt. Ungestüm hatten er und seine berittene Leibgarde sich einen Weg gebahnt. Der Helm war von einem Schwerthieb fortgefegt worden, ringsum starrten Lanzen. Aber Alexanders Lanze zielte geradeaus auf Darius, der entsetzt vor dem heranbrausenden Gegner das Viergespann anhielt. Panik brach unter den Persern aus. Der Großkönig stieg auf ein rasch herangeführtes Reitpferd um und verließ das Schlachtfeld: — einer, der sich und den Kampf aufgab. Die Flucht der Feinde begann und wurde allgemein, als von den nahen Höhen die makedonische Phalanx herabstürmte.

Diese Phalanx war die militärische Erfindung der Makedonier.

Drei Glieder tief gestaffelt, Mann neben Mann, mit dreieinhalb Meter langen „Sarissen" ausgerüstet, ein stacheliger Wald von Lanzen.

Die Perser waren davongelaufen, hatten sich verwirrt, waren sich selber in den Weg gekommen. Persische Reiterei ritt das nachdrängende syrische und indische Fußvolk nieder; die Menschenlawine, die Großkönig Darius gegen das winzige Heer der Makedonen und Griechen aus ganz Asien aufgeboten hatte, überrollte sich selber.

Diese Nacht bedeutete eine Wende der Weltgeschichte.

Alexander warf die rotblonden Locken in den Nacken. Er atmete tief und blickte zu den Sternen empor. Das schnaubende Roß scharrte den sandigen Boden. Das Gefolge der Leibwächter stand schweigend hinter dem König.

Er zählte dreiundzwanzig Jahre und trat nun als Sieger vor die Tore eines geschlagenen Weltreichs, dessen Grenzen fern im Osten, Süden und Norden im Sagenhaften verliefen.

Einen wunderbaren Augenblick lang empfand Alexander die Einmaligkeit der Situation. Seine Hand tastete an den vergoldeten, kunstvoll getriebenen Brustpanzer, der das Bild der schlangenhaarigen Medusa trug. Hinter dem Panzer, dicht über dem Herzen, trug er wie immer seinen kostbarsten Besitz: eine Handschrift der Ilias von Homer, die ihm sein einstiger Hauslehrer und Freund, Aristoteles, geschenkt hatte und in der es hieß:

> *„Immer der Erste zu sein und voranzustreben den anderen*
> *Und nicht der Väter Geschlecht zu beschämen . . ."*

Diesen Leitspruch seines Lebens hatte Alexander erfüllt. Er war seines Vorbildes, des homerischen Helden Achill würdig.

Mit achtzehn Jahren hatte er die Schlacht entschieden, in der Makedonien die vereinten Griechen unterwarf. Mit zwanzig war er König geworden, mit zweiundzwanzig hatte er kühn den Sprung ans asiatische Ufer der Welt gewagt: wie die Helden der Ilias hatte er Besitz ergriffen vom östlichen Ufer der Ägäis. In einer Kette glanzvoller Siege und Feldzüge war er tief nach Asien eingedrungen, und nun stand er hier auf dem Feld von Issus als Sieger über ein Riesenreich.

Er war jung, sichtbar von den Göttern gesegnet, beseelt von höchsten Ideen, und die Welt lag als ein einziges Abenteuer vor ihm.



Das Abenteuer, das Märchenhafte einer fremden, weiten Welt: das faszinierte ihn. Mit einer Schar makedonischer Schafhirten und griechischer Töpfer war er ausgezogen, den Völkern des Ostens eine neue Lebensform zu bringen: griechische Menschlichkeit, Freiheit der Person, Ordnung des Geistes und die Gedanken der Philosophen.

Der junge König richtete sich im Sattel auf und zeigte auf das eroberte Lager der Perser. Langsam setzte sich das Gefolge in Marsch.

Am Wegrand lagen die im Tode verkrümmten Leiber persischer Soldaten: schuppige Panzer, spitze Helme, gefallene Rosse. Ein Gehöft brannte hell und beleuchtete die mit Beute beladenen Trupps des griechischen Trosses. Diese heruntergekommenen Athener und Korinther, die als Pferdeknechte, Fuhrleute und Marketender dienten, waren stets bereit, die Toten auszuziehen, sich die Waffen, Rüstungen und Schmuckstücke der Gefallenen anzueignen und mitgehen zu heißen, was nicht niet- und nagelfest war. Andere dienten als „Kleruchen": sie hofften auf Abfindung oder eine Wehrbauernstelle. Aber auch die Makedonen zeigten sich nach dem Sieg als das, was sie im Grunde waren: armselige Schafhirten und Räuber.

Frauen schrien durch die Nacht. Alexander blickte finster: er liebte keine Gewalttaten; er wollte Menschlichkeit und Milde, nicht Unterjochung bringen. Rascher ritt er weiter.

Im persischen Lager, zu dem die Makedonen während der Schlacht vorgestoßen waren, flackerten zahllose Fackeln. Staunend sah Alexander die großen Rundzelte aus feinem Purpurtuch, die spitzen Yurten der Offiziere. Überall fand er das tobende Gewühl der Plünderer. Seine Leibgarde mußte Raum schaffen.

„Platz dem König!" rief sein Freund und Leibwächter Clitus und schlug mit dem Lanzenschaft auf betrunkene, vor Gier halb blinde Soldaten ein, die mit kostbaren Gewändern, Tuchballen, Goldketten und Weinkrügen aus den aufgerissenen Zelten taumelten.

„Hier, Alexander", rief General Parmenio, indem er sein Roß an die Seite des Königs drängte, „hier ist etwas Unerhörtes! Darius hat ein zerlegbares Bad dabei

gehabt. In seinem Zelt fanden wir eine goldene Wanne, eine Unmenge köstlicher Salbgefäße, Luxuskleider, Duftwässer in silbernen Tonnen. Mit der Badewanne ist dieser Mann in die Schlacht gezogen."

Ein Knecht hielt den schnaubenden Bucephalus, als Alexander sich anschickt, aus dem Sattel zu steigen.

Gefolgt von seinem Stabe betrat Alexander die ineinander verschachtelte Zeltstadt, die Darius und sein Hofstaat bewohnt hatten. Die Zelte bestanden aus chinesischer Seide, bestickt mit Perlen aus dem arabischen Golf, mit Taubenblutrubinen von Ceylon und Saphiren aus Indien. Purpurne Stoffbahnen bildeten die Innenwände. Auch sie waren reich mit Stickereien verziert: Löwen- und Gazellenjagd, Szenen aus den Paradiesgärten Babylons, phantastische, geflügelte Götterwesen.

Parmenio, der als Erster das Lager durchforscht hatte, führte den König.

„Hier, Alexander, ein zweites Bad mit kristallener Wanne. Einige Becken aus vergoldetem Erz, Kosmetikartikel, Puder, Schminke, Farbstifte, Nagellacke, Pinzetten aus Gold, Spiegel von poliertem Silber."

„Dorthin, Alexander!" rief Clitus entzückt und zog den königlichen Freund ins nächste Zelt. „Emaillierte Räuchergefäße, aus deren Silberfiligran noch immer der Duft von Myrrhe, Weihrauch und Sandelholz steigt."

„Und hier die köstlichen Gefäße voller Edelsteine!" schrie ein Offizier. „Die Kästen, bis zum Rand voll von goldenen Dareiken!"

Im folgenden Raum fand man eine Reihe dreifüßiger Bronzetische mit Tafeln aus Zitrusholz, mit Onyxplatten und geschnittenen Halbedelsteinen. Die Tische waren noch mit goldenen Platten und Alabastergefäßen, mit silbernen Kannen, kostbar bemalten Krügen gedeckt. Offenbar war das Siegesmahl schon vorbereitet gewesen. Parmenio wühlte schreiend in einem Sack mit Goldmünzen, Clitus ließ die Juwelen aus einer Truhe durch die Finger rinnen.

Alexander betrachtete schweigend, in sich gekehrt im flackernden Fackelschein den unglaublichen Reichtum einer Welt, die nun ihm gehörte.

„Das also heißt es", sagte er, „ein König zu sein".

Dann wurde sein Blick verächtlich.

Nachdenklich nahm er eine kleine eingelegte Schatulle und entleerte sie von den goldenen Ketten, Juwelen und Ringen.

„Das will ich für meine Ilias haben", erklärte er. „Den Rest der Beute schenke ich euch und dem Heer."

Kaum einer begriff ganz, daß Alexander vom Leben nicht Edelsteine, Gold und Beute, sondern Jugend, Ruhm und Abenteuer forderte.

Am Zelteingang entstand Unruhe. Weinen und Gemurmel wurden laut, dazwischen barsche Rufe makedonischer Offiziere. Dann öffneten sich die Vorhänge, und man führte den erstaunlichsten Teil der Beute herein: an die sechzig junge Mädchen und Frauen; alle in märchenhaft schönen Schleiergewändern, reich mit goldenen Ketten, Armreifen, Edelsteinringen und Ohrgehängen geschmückt; in gesalbten Löckchen, wallender Haarflut, mit Stirnbändern und Diademen. Viele schluchzten, klammerten sich angstvoll aneinander, jammerten leise.

Vor dem jungen König in seinem bestaubten Panzer sanken sie demütig zu Boden und versuchten, ihm die Füße zu küssen.
„Es sind die Frauen des persischen Großkönigs, o König", erklärte General Parmenio. „Man sagt, es seien die schönsten der Welt! Sie gehören dir, Alexander."
Nur drei der jungen Damen hatten sich nicht niedergeworfen, sondern nur tief verbeugt: Statira, die Gemahlin des Darius, und zwei ihrer Töchter. Statira trat bleich, aber gefaßt vor Alexander. Sie glaubte zu wissen, was den Frauen des Besiegten bevorstand, sie hat sehr wohl in den gierigen Blicken der Männer gelesen.
„Herr", sagte sie, „wir sind dein. Aber wir rufen deinen Edelmut an. Bedenke, daß wir noch vor Stunden einem anderen gehört haben."
Alexander lächelte und verneigte sich grüßend. Dann winkte er den am Boden hingestreckten jungen Frauen.
„Erhebt euch. Sei unbesorgt, Königin. Ihr seid in den Händen eines Königs, den Philosophen erzogen haben. Ihr alle steht unter meinem Schutz. Kein Haar soll euch gekrümmt werden."
Er befahl Clitus und der Leibgarde, sich den Damen als Beschützer zur Verfügung zu stellen.
Dann trat er allein hinaus in die lärmerfüllte Nacht und nahm nur das Kästchen für die Ilias mit. Ein bitterer Zug lag um seine Mundwinkel.
Das heißt es also, Sieger zu sein! Und was nun? Neue Siege, neue Abenteuer, eine ganze, riesige Welt zu seinen Füßen . . . Was sollte er tun, wenn er alle Völker besiegt und alle Länder erobert hat?
Sie alle sollten Menschen werden, frei, würdig und klug wie jenes Griechenland, das bisher nur in der Sehnsucht der Philosophen gelebt hatte.

264 v. Chr. | Ein römischer Volksentscheid

Die Stadt Rom ist auf sieben Hügel erbaut, an ihr vorbei und durch eine große buschbestandene Ebene windet sich der Tiber. Seine Wasser sind gelblich braun, denn in den nahen Gebirgen hat es kürzlich geregnet. Er führt Lehm mit sich.
Auf dem kapitolinischen Felsenhügel steht mit schweren Feldsteinmauern die Burg. Darüber erhebt sich der Haupttempel des Jupiter Capitolinus. Er und einige kleinere Tempel sind finster und ohne Säulen nach der Weise der Etrusker gebaut, die flachen Giebeldächer decken Schindeln.

In der Stadt herrscht Unruhe. Auch Publius Rutilius, ein kleiner Bauer im sumpfigen Tal der Suburra verläßt seine aus Feldstein, Flechtwerk und Lehm gebaute Hütte, um zu Nachbar Tertius Sabinus hinüberzugehen. Wütend blickt er zu den Hügeln empor und zu den burgartigen, breit hingelagerten Gehöften der Vornehmen unter Pinien und Zypressen. Viele Leute laufen zum Marktplatz oder Forum, wo neben mehreren festungsartigen Tempeln und dem Rathaus die höl-

zernen Buden der Fleischer, Bäcker, Öl- und Weinhändler, der Handwerker und fremden Kaufleute stehen. Sicher versammelt sich jetzt eine erregte Volksmenge vor dem Ziegelbau des Rathauses. Aber zuerst will Publius mit Nachbar Tertius reden.

„He, Freund", ruft er schon beim Eintreten in den rußgeschwärzten Raum unter dem niederen Dach, „hast du gehört: Konsuln und Senat wollen schon wieder Krieg führen."

Publius hat sich nicht einmal Zeit genommen, die übliche Höflichkeits- und Frömmigkeitsgeste zu machen und vor das brennende Kohlenbecken des häuslichen Herdes ein paar Opferkörner zu streuen. In diesem verräucherten Atrium, dem ersten Hauptraum jedes römischen Gehöftes, stehen die beiden Hausaltäre. Der rechte ist für die Penaten, die puppenartig kleinen Hausgötter der Familie; der linke für die Laren, die verstorbenen Vorfahren, die oft als Masken oder Püppchen dargestellt werden.

„Ich habe es gehört", antwortet Tertius gelassen und legt das Schnitzmesser fort, mit dem er eben einen neuen Hakenpflug bearbeitet hat. „Diesmal soll es gegen die verfluchten Karthager und nach Sizilien gehen."

„Und da bleibst du so ruhig?" ärgert sich Publius. „Wer trägt denn die Lasten dieser ewigen Feldzüge? Wir, die Plebejer, die Leute aus dem Volk, die zu den Legionen gerufen werden!"

„Es ist nun einmal die Aufgabe Roms", erwidert Tertius, „den Schutz aller italienischen Stämme zu übernehmen. Wir waren es schließlich, die Italien vom Norden bis zum Süden geeinigt haben und die es anführen."

„Italien — von mir aus! Aber was tun römische Legionen auf einer Insel wie Sizilien? Wir armen Bauern sollen nur die reichen Griechen- und Karthagerstädte und die riesigen Landgüter und Bergwerke für die Herren Patrizier erobern. Für uns selber bleibt nichts als Schweiß und Blut."

„Und neue Äcker für unsere Söhne und Enkel, Freund Publius. Wir werden alle eine große Zukunft haben."

„Ach, was! Hast du nicht begriffen, daß schon nach der Besetzung Süditaliens die besten Äcker und Gartengrundstücke an die Herren Patrizier und ihre Verwandten kamen? Kapitalist müßte man sein! Viele ‚capiti' (Viehhäupter) sein eigen nennen und zur ersten Steuerklasse der ‚Classici' gehören! Nur wenn du von senatorischem oder ritterlichem Stand bist, wirst du im Krieg viel erben. Du aber, Tertius, und ich, wir gehören zur Steuerklasse fünf, wir sind ‚Proletarier', weil wir dem Staat nur ‚proles' (Nachkommen), also künftige Knechte und Mägde liefern."

„Sei zufrieden, Publius. Auch wir sind freie römische Bürger und haben in jedem Stadtdrittel unseren Tribunen als Vertreter, wir können zu fast allen Ämtern aufsteigen und bestimmen die Schicksale mit. Sicher wird der Senat auch über diese Lebensfrage von Krieg und Frieden das Volk befragen. Dann kannst du deine Stimme in der Waagschale werfen!"

*

Tatsächlich beschließt der Senat, jener Staatsrat der dreihundert Ältesten aus den vornehmen Familien, die „Centuriats-Comitien" einzuberufen.

Wie bei allen bedeutenden Fragen der Gemeinschaft, wendet sich Rom zuerst an die ewigen Mächte. Herolde des Senats gehen durch die Gassen und rufen das Volk zu Prozession und Gebet. Am festgesetzten Feiertag versammeln sich die zahlreichen Bruderschaften, Gilden und Priesterkollegien bei den Comitienhäusern und Tempeln. Das gewöhnliche Volk erscheint in Tuniken, die höheren Stände in der feierlichen Toga.
Vor dem Tempel der Zwillingsgötter „Castor und Pollux" am Forum treffen sich die Ritter in ihren palmenbestickten Togen, Olivenkränze im Haar. Lurenbläser blasen die erzenen Trompeten, der dumpfe Schlag der Pauken rollt, und aus den verschiedenen Heiligtümern treten die Priester in flammenfarbigen Umhängen. Götterbilder und Ahnenschreine werden auf Tragstangen durch die Straßen geschleppt.
Hinter den Herolden, die Zweck und Ziel der Prozession ausrufen, schreiten hoheitsvoll die dreihundert Senatoren in ihren purpurgesäumten Togen.
Ihnen, der gesetzgebenden Gewalt, folgen die ausführende und die richterliche: die hohen Staatsbeamten, nämlich die beiden Konsuln, die Richter, der Censor als Sitten- und Sozialbeamter, die Quaestoren als Finanzamtsvorstände und schließlich die Ädilen als Polizeioffiziere. Vor den höchsten Trägern der Staatsgewalt gehen die Liktoren. Ihre Anzahl vor dem einzelnen Beamten bezeichnet deren Rang. Sie tragen die Werkzeuge des Strafvollzuges: Rutenbündel (fasces), die um blanke Richtbeile gebunden sind.
In einigem Abstand hinter den Staatsbeamten folgt der „Pontifex maximus", das Haupt aller Priesterkollegien. Diese führen auf Gestellen die wichtigsten Götterbilder ihrer Tempel mit sich. Eine große Schar Wahrsager, Vogelflug- und Sterndeuter, Eingeweidebeschauer und endlich Nonnen (Vestalinnen) schließt sich an. Dahinter traben hoch zu Roß die Ritter, die Träger der militärischen Ränge — aber alle ohne Waffen; denn in Rom ist innerhalb der Weihegrenze das Tragen von Waffen verboten. Hinter diesem Aufzug drängt sich zu Fuß und in dichter Masse das römische Volk, streng nach Centurien (Hundertschaften oder Kompanien) geordnet. Die Centurien sind meist nach Steuerklasse und Stand gegliedert. Auch Publius und Tertius marschieren in ihrer Centurie.
Vorüber an verschiedenen Heiligtümern, in denen man opfert, bewegt sich die lange Prozession hinauf zum Burgberg, wo der Pontifex maximus den Staatsgott Jupiter um Erleuchtung anfleht. Das Volk in seinen weißen Tuniken bedeckt Hänge und Höhe des Hügels.
Am Ende der Feier verkündet der Senatsherold den Beschluß der Curie, eine Versammlung aller Wehrpflichtigen einzuberufen. Nach altem Brauch wird der Volksentscheid am 17. Tage nach seiner Ausrufung stattfinden.

*

Rom ist eine Stadt der Frühaufsteher. Beim ersten Sonnenstrahl, der den Giebel des Jupitertempels auf dem Kapitol trifft, dröhnen die langgezogenen Signale der Kriegshörner. Sogleich antworten erzene Becken aus den noch dunklen Gassen der Talstadt: die gleichen Alarmrufe wie im Kriegsfall. Öllampen werden entzündet, die knarrenden Tore der Gehöfte und Häuser öffnen sich, und überall strömen gerüstete Männer zusammen. Von den Adelsburgen traben Rosse herab, Rit-

terschaft und Patriziat eilen zu Tal. In den ärmeren Quartieren sammeln sich die Lanzenträger und die Leichtbewaffneten. Bald strömt ein endloser Zug von Männern zur finsteren Porta Carmentalis, die am westlichen Burgfelsen den Stadtwall und Palisadenzaun durchbricht. Die erzbeschlagenen. eichenen Torflügel stehen weit offen und entlassen die Volksmassen auf die schnurgerade Straße, die zum busch- und baumlosen Marsfeld führt, dem üblichen Exerzierplatz der römischen Legionen.
Unterdessen ist eine kleine Abteilung schwerbewaffneter Bürgersoldaten über die hölzerne Tiberbrücke auf das andere Flußufer geeilt und hat die kleine Befestigung auf dem Janiculushügel bezogen. Diese Wallburg mit Baumstammverhauen liegt auf der flachen Kuppe über der parkähnlichen Landschaft und bietet weiten Ausblick. Eine leuchtend rote Fahne steigt hoch, um anzuzeigen, daß sich die von der Wehrmannschaft verlassene Stadt wohlbewacht vor feindlichen Überfällen und in Ruhe auf die Volksversammlung auf dem Marsfeld konzentrieren kann.

Während immer noch Scharen von Jungmannschaften, Veteranen, Bauernkrieger und Adelsoffiziere zu den Exerzierplätzen marschieren, bringt der an diesem Tag amtierende Konsul Conuncanius im Jupitertempel Opfer dar. Er befragt den Willen der Götter, läßt die Priester in den Eingeweiden der Opfertiere forschen und hört sich an, was die Auguren über die heiligen Zeichen des Vogelfluges zu sagen haben.
Endlich fassen die Kollegien der römischen Priesterschaft in langer Beratung alle Beobachtungen in einem Gutachten zusammen und der Oberaugur verkündet den Spruch der Himmlischen. Er verheißt Rom Macht, Sieg und Größe. Nun begeben sich die Konsuln eilig zum Marsfeld.
Dort hat unterdessen das Volk in Waffen seine Ordnung gefunden. In den Blöcken der Centurien stehen die Legionäre in Reih und Glied, in weitem Viereck um den Marsaltar. Amtliche Herolde haben dafür gesorgt, daß die verdienten Helden Roms Ehrenplätze in den vordersten Reihen erhalten. Die Centurionen treten vor die Front ihrer Abteilungen.
Wieder schmettern die erznen Luren, und die Pauken rasseln.
Tertius Sabinus spürt etwas von der Größe seiner Vaterstadt. Er versteht seinen Freund Publius nicht, der immer noch grimmig in den Bart murrt.
Die Konsuln erscheinen hoch zu Roß, reiten in das gewaltige Viereck des römischen Bürgerheeres und steigen mit Hilfe ihrer Diener ab. Sie grüßen zuerst den Senat, der in rotgesäumten, schneeweißen Togen um den Altar versammelt ist, und dann das Volk: das ist die Ordnung Roms.
Jene Buchstaben SPQR, die, von einem Eichenkranz umschlungen, auf den Standarten mit dem Adler Jupiters leuchten, drücken Macht und Ordnung des Staates aus: Senatus Populusque Romanus (Senat und Volk Roms).
Der amtierende Konsul bringt auf dem Marsaltar zuerst ein Weiheopfer dar. Dann tritt der Konsul vor das Volk und spricht von der Terrasse des Altares herab über die Frage, über welche mit Ja oder Nein abzustimmen ist. Er schildert alle Gründe, die für einen neuen Krieg sprechen. Nach ihm erhebt sich sein Kollege, der andere Konsul, und gibt alle Gegengründe zu bedenken.

Das Brausen der Waffenträger antwortet. Sie schlagen die Schwerter an die

Schilde, so daß die Rosse der Ritter unruhig zu tänzeln beginnen. Zehntausendfältiges Stimmengewirr hebt an. Die Centurien diskutieren nun das Problem.

Dann schwärmen die „Rogatores" (Stimmenzähler) vom Altar her aus. Sie tragen tönerne Urnen, um die Stimmen einzusammeln. Abgestimmt wird nach Centurien. Die hundert Mann erklären sich durch Handaufheben für oder gegen die gestellte Frage. Der Centurio zählt das Ergebnis aus. Die einfache Mehrheit entscheidet. Jeder Centurio hat eine weiße und eine rote Bohne, Weiß bedeutet Ja, Rot Nein. Auch die Hundertschaft, der Publius und Tertius angehören, stimmt mit Ja. Der Centurio wirft demnach die weiße in die Urne und läßt die rote zum Beweis der richtigen Abstimmung durch die Reihen gehen.

Am Altar des Mars werden die 373 Stimmen ausgezählt. Der Pontifex maximus meldet das Ergebnis dem amtierenden Konsul, und dieser gibt es an die Versammlung weiter.

Eine gewaltige Mehrheit hat sich für den Krieg in Sizilien erklärt. Rom wird seine eisernen Legionen aufbieten und ins Feld rücken.

Boten reiten hinaus zu den „verbündeten" Städten und Gebirgsstämmen und bringt ihnen die Aufforderung des Senats, Hilfstruppen zu stellen.

Der Senat wählt aus seiner Mitte einen militärisch erfahrenen Patrizier zum „Imperator" oder Feldherrn.

Nachbar Publius brummt zwar noch immer, als er in die Hütte des Tertius kommt, aber als guter Bürger fügt er sich dem Beschluß.

„Na ja", sagt er, „vox populi, vox dei. Volkes Stimme ist Gottes Stimme! Vielleicht ist es Jupiters Absicht, Rom durch Eroberungen groß zu machen. Schön wäre es, wenn von den neuen Ländereien auch für die Söhne und Enkel der Plebejer etwas abfiele und nicht aller Gewinn in den Taschen der Herren Patrizier verschwände."

„Ach du", lacht Tertius, der bereits sein Kurzschwert und seinen Helm poliert, „kannst du niemals die Ehrfurcht wahren?! Patrizier kommt eben von ‚Patres' — sie sind die ‚Väter' des Staates. Und es ist nur rechtens, daß der Vater zuerst ißt und dann erst die Kinder."

„Aber", erwidert Publius, „es ist nicht rechtens, wenn der Vater allein alles aufißt! Unser einziger Trost wird sein, daß Roms Ruhm noch weiter über den Erdkreis leuchtet."

241 v. Chr. | Ein Schiff kommt nach Karthago

Das Mittelmeer längs der nordafrikanischen Küste lag ruhig wie ein Schild aus tintenblauem Stahl. Der Himmel nahm langsam violette Töne an, während über den westlichen Wüsten der rote Sonnenball hinter orangenen Staubschleiern sank. Schon blitzten die ersten Sterne.

Eine riesige Pentireme — ein Ruderschiff mit fünf übereinanderliegenden Ruder-

reihen — kroch gleich einer Spinne über die Wasser. Am Hauptmast stand die schiefe Raa mit den gerefften braunroten Segeln.

Von der Mitte des Schiffes dröhnte der Taktschlag des „Hortators", jenes Mannes, der durch hämmernde Schläge auf die mit Affenfell bespannte Pauke den Ruderern das Tempo angab. Gleichmäßig hoben und senkten sich die langen Ruder. An jeder Ruderstange saßen zwei angekettete Sklaven mit nackten, schwitzenden Oberkörpern: Neger, Thrakier, Slawen oder gefangene Griechen. Daß das Schiff ein Kriegskreuzer war, zeigte nicht nur durch die schwer gerüstete Besatzung, die sich auf dem flachen Mitteldeck drängte, sondern auch der vom Bug in Wasserhöhe vorstoßende, eisenbeschlagene Rammbalken. Diese wuchtige Spitze des Kreuzers bildete im Kampf die Waffe, mit der man den Gegner in den Grund zu bohren pflegte.

Auf dem erhöhten Aufbau des Hinterdecks stand unter einem gestreiften Sonnensegel einsam Hamilkar Barkas.

Als besiegter Oberbefehlshaber im sizilischen Krieg gegen die Römer kehrte er nun in seine Heimatstadt zurück. Fröstelnd trotz der warmen Wüstenluft, die vom nahen Ufer herüberdrang, hüllte er sich in seinen weiten Feldherrnmantel. Wie würde ihn Karthago empfangen?

Der Takt des Hortators veränderte sich. Das Schiff begann zu manövrieren; denn die Hafeneinfahrt kam in Sicht. Dort vorn stieg Kathargo düster aus der See.

Karthago — „karthagesch" oder „Neustadt" — war eine sehr alte Kolonialstadt der Phönikier: die Herrin des westlichen Mittelmeeres. Doch war es das wirklich noch, nach diesem verlorenen Krieg?

Eine felsige Landzunge sprang von der afrikanischen Flachküste ins Meer vor. Auf einem niederen Felsrücken erhoben sich die massigen Gebäude der säulenlosen Tempel, der finstere Block der „Bursa", eines Komplexes, in dem Baaltempel und Regierungsgebäude vereint waren. Eben jetzt wurden dort oben offenbar die Pechpfannen zur Nachtbeleuchtung entzündet. Roter Glanz breitete sich über dem Burgberg aus.

Nun galt alle Aufmerksamkeit des Piloten, der neben die einsame Gestalt des Feldherrn auf die Poop getreten war, der Hafeneinfahrt. Zwei wuchtige Rundtürme, auf deren flachen Plattformen jetzt ebenfalls Pechfeuer aufloderten, flankierten die Einfahrt. In der abendlichen Stille hörte man deutlich die Kommandorufe der Hafenwachen. Die gewaltigen Treträder zu Füßen der Türme setzten sich, von Dutzenden von Sklaven bewegt, knarrend in Gang. Quer über die Hafeneinfahrt war eine schwere Kette gespannt, die nun spritzend in den Fluten verschwand und die Fahrrinne freigab. Mit leichtem Ruderschlag glitt die Pentireme in den Kanal.

Gleich hinter dieser Enge öffnete sich, von Steindämmen und niederen Kais umrahmt, der viereckige Handelshafen. Dort lagen Rumpf an Rumpf die Handelsfahrer vertäut. Trotz der abendlichen Stunde waren immer noch Sklavenscharen beschäftigt, Ballen von Bord zu hieven oder mit ihren Dreiecksaufzügen Lasten zu verstauen. Gleich hinter dem Kai sah man die dunklen Lagerschuppen. Dort stapelten sich die Waren, die Karthago von fernen Küsten holte, oder die Güter, die es verschiffen wollte: Felle aus Afrika oder Gallien, ägyptische Papyruspakete,

riesige Amphoren mit Öl, Wein oder getrockneten Trauben aus Sardinien, etruskische Tongeschirre in loser Verpackung, bauchige Honigkrüge aus Numidien, tönerne Getreidebehälter aus Lybien, Sizilien oder von der Cyrenaika, aber auch Ballen mit Stoffen, Elefantenzähne, Waffen, Pech, Edelhölzer und seltene Harze.

Die Phönikier hatten sich im Lauf der Jahrhunderte an vielen Küsten des Mittelmeeres festgesetzt. Auf fernen Inseln standen ihre befestigten Faktoreien: auf den Balearen, auf Pityusen, Sizilien, Sardinien und auf Cypern; an vielen Ufern sammelten ihre Handelsbeauftragten die Waren der Völker ein, und auf allen Märkten boten sie ihre Güter zu Höchstpreisen an. Karthago saß wie eine Spinne im weitgespannten Netz eines Seereiches. Die Schiffe, die hier in der sanften Dünung der Hafenbecken schaukelten, kamen aus Ost und West und vom Norden.

Dieses Karthago fuhr weit über die See. Vorzeiten hatte ein Großherr von Karthago sogar die Expedition in den Atlantik und südwärts bis zum Feuerberg von Zentralafrika (Kamerunberg) gewagt. Andere Phönikier waren im Auftrage des ägyptischen Pharao Necho um ganz Afrika gesegelt und gerudert und ins Rote Meer zurückgekehrt. Von dort hatten sie den „Nechokanal" benutzt, der Rotes und Mittelmeer über einen Nilarm verband.

Abermals glitt die Pentireme mit leichtem Ruderschlag in einen Kanal, der zu einem kreisrunden Hafenbecken führte. Hier lagen, Kreuzer an Kreuzer, die Kriegsschiffe der mächtigen Stadt. In der Mitte des kleinen Sees ragte auf einer winzigen Insel das burgartige Haus des „Suffeten". Dieses Amt eines Oberbefehlshabers der Meere hatte der unglückliche Karthalo bekleidet: der Mann, der die entscheidende Seeschlacht an den Ägatischen Inseln gegen die Römer verloren hatte. Hamilkar aber war Suffet des Landes und — ungeschlagen zwar — zum Rückzug aus Sizilien gezwungen worden. Die alten Phönikierstädte Panormus (Palermo), Libybäon und Drepana (Trapani) waren verloren.

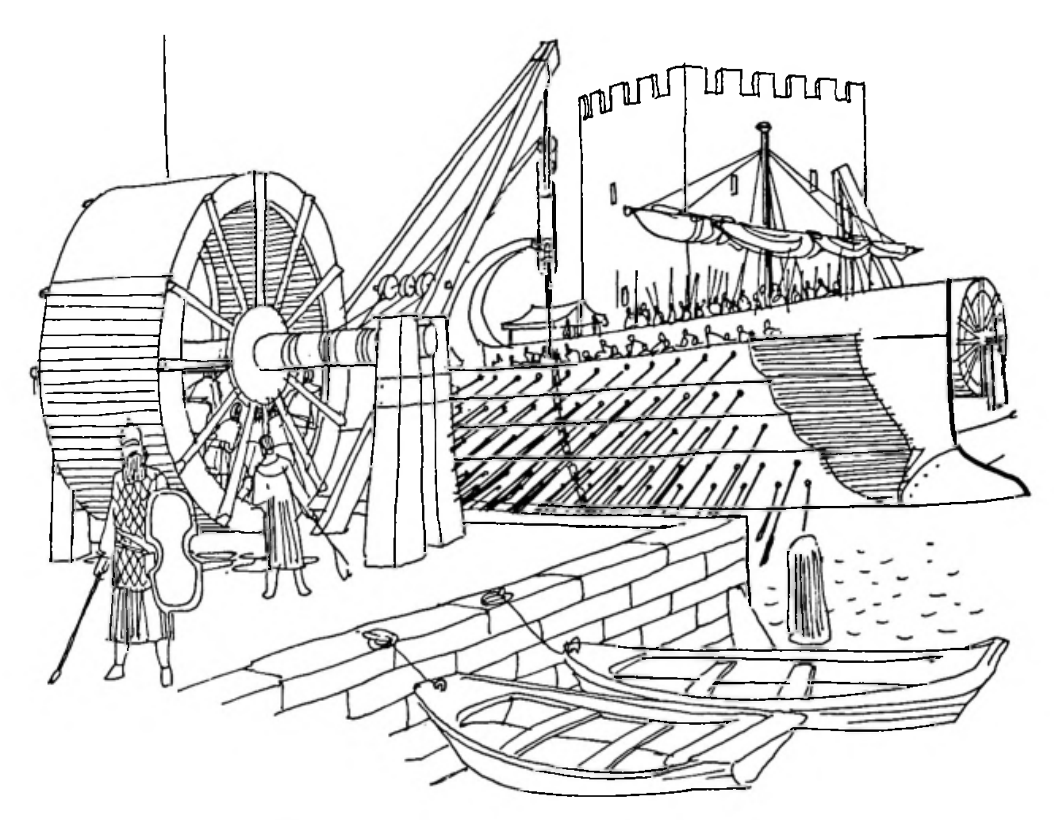
Jetzt bewegte sich das Schiff bereits im Stadtgebiet von Karthago; denn die Bucht griff tief ins Land und bis fast an den Fuß des Felsrückens. Man sah die ungeheueren dreifachen Stadtmauern, in deren Gewölben Magazine und Stallungen für die aus Afrika bezogenen Kriegselefanten waren. Und als das Schiff näher zum Kai kam, erkannte man die großen Öl- und Purpurmühlen, für die Karthago berühmt war. Auch in diesen Hallen bewegten sich in langsam-schwerem Gang riesige Kastenräder, angetrieben, von innen laufenden Sklaven. Diese Räder setzten die steinernen Kegel in Gang, die in trichterförmigen Steinen Oliven oder Purpurschnecken mahlten.

Doch was ist das? Hohe Scheiterhaufen flammen, grellroter Schein taucht den Hafenplatz in flackerndes Licht. Was hat Karthago zum Empfang seines Feldherrn vor?

Und dann sehen es alle auf dem einlaufenden Schiff: am Kai sind Kreuze errichtet, an denen die Körper Gerichteter hängen. Die Feuerstöße beleuchten die Szene.

Noch bevor das Schiff festmacht, erkennt Hamilkar, wen der Rat von Karthago hat hinrichten lassen: den „Suffeten des Meeres", Karthalo, mit seinem gesamten Admiralsstab, die Verlierer der Seeschlacht!

Das ist echt Karthago! Hier ist es üblich, daß der Staat mit seinen Generälen und Seehelden Verträge für den Krieg schließt. Auch Krieg ist eine Art Geschäft für



die Handelsherren. Sie werben Söldner an, stecken Sklaven in Rüstungen, bezahlen griechische oder afrikanische Anführer und ernennen hohe Offiziere. Siegen sie, werden sie reich belohnt, verlieren sie aber, so kostet es sie den Kopf. Deshalb haben sich schon karthagische Generale nach einer verlorenen Schlacht selber auf Scheiterhaufen verbrannt.

Die Kreuze am Hafen sind ein böser Empfang für Hamilkar Barkas.

Eine Menschenmenge erwartet den heimkehrenden Helden des sizilischen Krieges. Als Hamilkar über die Laufplanke an Land geht, bemerkt er sofort die Ratsboten mit den weißgeschälten Stäben, die ihn abholen sollen. Aber er sieht auch seine Verwandtschaft, seine Familie, Freunde und Haussklaven mit ihren Sänften, Tragstühlen und Zweiräderwagen. Denn Hamilkar gehört zu einer der großen Herrenfamilien Karthagos, die durch Welthandel ungeheuer reich geworden sind. Er beachtet die Ratsboten kaum und eilt auf seine Freunde zu, unter denen er einen etwa zwölfjährigen Jungen entdeckt hat, der an der Hand seines griechischen Hauslehrers ungeduldig wartet. Das ist Hannibal, sein Sohn und Erbe. Stürmisch umarmen sich Vater und Sohn.

„Mein Hannibal", sagt der Feldherr, „wir haben den Krieg gegen Rom verloren. Aber du wirst, wenn du einst groß bist, den Kampf neu und besser beginnen. Auch du wirst einst Suffet sein."

Dann besteigt er, gefolgt von seiner Familie und vielen Vornehmen, eine bereitgehaltene Pferdesänfte. Die Gesandten des Rates geleiten ihn.

„Herr", sagen sie, „die Gerusia unter dem Vorsitz des Großherren Hanno erwartet dich in der Bursa."

Es geht durch das nächtliche Karthago. Die Gassen sind eng und gewunden. Im Tal liegen drei- und vierstöckige Gebäude, aus Fachwerk und Steinquadern, Lehm und groben Feldsteinen erbaut, dicht nebeneinander. Hölzerne Altanen umziehen die oberen Stockwerke. An Kreuzungen und Plätzen lodern Pechpfannen, manche Paläste und Kontore haben Harzfackeln in eisernen Haltern ausgesteckt, so daß die grob gepflasterten Straßen einigermaßen erleuchtet sind.

Die Volksmenge drängt sich: ein buntes Gewühl. Karthagos Bürgerschaft besteht nur in den führenden und reichen Schichten aus echten Phönikiern, das gewöhnliche Volk setzt sich aus Numidiern, Libyern, Griechen, Kelten und aus dem vielfältigen Sklavenpöbel zusammen, den man aus allen Mittelmeerländern zusammengeraubt und gekauft hat.

Die Burgstraße führt von finsteren Felsmauern flankiert, gewunden aufwärts. Massige Torbauten tun sich auf, schwerbewaffnete Stadtwachen stehen vor den bronzebeschlagenen Pforten. Die Pferdesänfte und die Wagen ziehen in den Tempel- und Regierungsbezirk ein.

Vor der Bursa flammen ungeheuere Pechfeuer und werfen einen roten Schein auf die schwarzgrauen Treppen.

Hamilkar verläßt seine Sänfte und schreitet zum Tempel des Staatsgottes Baal.

Eine gewaltige von zahllosen Windlichtern erhellte Halle tut sich auf. Doch der Raum aus behauenen Felsenquadern ist so riesig, daß die Lichter nicht bis zu dem bemalten Gebälk hinaufreichen und die bestickten Teppiche an den Wänden nur undeutlich erkennen lassen. Vor dem vergoldeten Bronzebild des Gottes Baal auf seinem hohen Sockel brennen Feuer. Einige Sklaven streuen unablässig Salz in die Flammen, so daß die Flammen unwirklich gelb werden.

Dieser Baal ist hohl: er ist zugleich ein Feuerofen. Das gräßlich aufgesperrte Maul des Gottes dient als Opferloch. Hier haben in Zeiten der Not karthagische Kaufherren schon reihenweise ihre Erstgeborenen in die glühende Figur geworfen, um die Gottheit geneigt zu machen. Dem Baal hat Karthago viel Leben dargebracht. Doch Hamilkar erkennt sofort, daß Baal nicht glüht, sondern kalt ist.

Man wird also kein Opfer von ihm fordern.

Und da sitzen in langen Reihen die Mitglieder der Gerusia, des Rates der Alten und der Mächtigen: fette und hagere Herren in kostbaren, buntschillernden Umhängen, überladen mit Goldketten, Armbändern, Juwelen, Amuletten und Gehängen. Nach karthagischer Sitte haben sie die glattrasierten Glatzen kunstvoll mit Ornamenten bemalt.

Auf erhöhtem Podest thront breit und satt wie eine Qualle der Präsident dieses Rates: Großherr Hanno.

Hanno spricht zu dem Feldherrn, der schweigend zu Füßen des Rates im Saale verharrt.

Er beklagt die Niederlage, rügt die mangelnden Anstrengungen der Flotte und der

Armee — aber er sagt nichts davon, daß der Rat diese Flotte und Armee aus Geldgier zu wenig unterstützt hat.
Der Kampf mit Rom ist verloren, der Welthandel wird bleiben.
Die Gerusia hat bereits über das Schicksal der Sizilienarmee entschieden: die Söldner sollen in römische Kriegsgefangenschaft — das heißt in Sklaverei — ausgeliefert werden. Damit spart die Stadt den rückständigen Sold.
Einige Truppenabteilungen in Afrika haben sich erhoben und meutern gegen den harten und betrügerischen Rat. Gegen sie soll Hamilkar mit anderen Soldtruppen zu Felde ziehen. Man braucht auf den riesigen Landgütern der Kaufherren neue menschliche „Maschinen": zusammengekettete Kolonnen von Sämännern; „Mähmaschinen", bestehend aus hundert Armen und Beinen; Leute für die Treträder, für die Ölmühlen, die Bergwerke und die Ruderschiffe — kurz, neue Sklaven.

Den verlorenen Markt von Sizilien aber will der Rat durch weitere Kolonien im fernen Westen ersetzen. Hamilkar wird mit einer Armee an den spanischen Küsten landen. Schon hat man Erkundigungen von der karthagischen Faktorei Gades (Cadiz) aus angestellt und den Platz für eine neue Kolonialstadt ausfindig gemacht; sie wird „Klein-Karthago" oder „Cartagena" heißen.
Wenn sich die Handelsmacht vom Krieg erholt hat, wird man den Römern ihren Raub abnehmen und den Kampf erneuern.
„Hannibal", denkt der Feldherr. „Das wird die Aufgabe meines Sohnes Hannibal sein."
Dann ruft der Großherr auf, morgen durch reiche Opfer den Segen Baals anzuflehen. Hamilkar ist entlassen.

167 v. Chr. | Roms erstes Symphoniekonzert

Jetzt wirst du etwas erleben, Pais!" sagte Polybios zu dem achtzehnjährigen Scipio Ämilianus. „Zum erstenmal macht ein römischer Feldherr den Versuch, etwas Kultur in diese halbbarbarische Stadt zu bringen. Wirklich ein prächtiger Einfall von diesem Prätor Lucius Anicius, seinen Triumph anstatt mit diesen rohen Tierhetzen und blutigen Zirkuskämpfen durch ein richtiges Symphoniekonzert abzuschließen!"
Der gelehrte Grieche Polybios ist als Geschichtsschreiber und Philosoph berühmt geworden. Er gehörte der Regierung des Griechenbundes an. Als dann die in aller Welt siegreichen Römer im vergangenen Jahr auch die Griechen besiegten, wurde er zusammen mit zahlreichen Facharbeitern, Künstlern und Gelehrten nach Rom verschleppt. Er hatte jedoch Glück, da man ihn nicht zum Sklaven machte. Der siegreiche Feldherr Ämilius Paullus nahm den berühmten Polybios als Freund im Haus auf und übertrug ihm das Amt eines Pädagogen für seinen Sohn Scipio Ämilianus.

Rom wartet auf ein großes Ereignis. Der Prätor Lucius Anicius hat die Illyrier an der adriatischen Gegenküste besiegt, und der Senat bewilligte ihm eine Siegesfeier, den „Triumph". Lucius Anicius gehörte jedoch zu jener jüngeren Generation der Römer, die allmählich Geschmack an Kultur, Kunst und Gelehrsamkeit findet. Diese Leute nehmen sich griechische Gelehrte als Erzieher ihrer Kinder und suchen selber die höhere Lebensform der Griechen nachzuahmen.

Deshalb hat Lucius Anicius auch angekündigt, er werde statt der üblichen Tierhetzen und grausamen Schwerterkämpfe der Gefangenen diesmal etwas Besonderes bringen: ein Konzert.
Die ganze Stadt spricht von nichts anderem.
Auch Polybios setzt große Erwartungen auf die Veranstaltung. Er benützt die Gelegenheit, um dem jungen Scipio etwas über Musik in Griechenland zu erzählen.

Im griechischen Leben spielte die Musik seit jeher eine große Rolle. Schon der alte Pythagoras beschäftigte sich mit Musiktheorie, mit Schwingungszahlen, Obertönen und Tonleitern. Alle griechischen Weihespiele, Mysterien und Prozessionen waren von musikalischen Darbietungen umrahmt. Als Nationalinstrument der Griechen galt die Kithara, eine Art Leier mit sieben Saiten. Auch der Aulos, eine aus Kleinasien eingeführte Oboe mit doppeltem Rohr und aufreizend sinnlichem Klang, war sehr beliebt. Daneben gab es allerlei Rohrflöten. Neuerdings erfand man in Alexandria — der ägyptischen Griechenstadt — die Wasserorgel. Ein Orchester, wie das des Dirigenten Theodoros, das Lucius Anicius mitgebracht hatte, verwendete außerdem Klangsteine und Erzbecken.
Die Griechen kannten acht verschiedene Tonleitern oder „Modi" mit eigenartigen, zwischen Dur und Moll wechselnden Klängen, die alle Stimmungen des menschlichen Gemütes wiederzugeben in der Lage sind.
„Wir Römer", sagt Scipio stolz, „haben auch verschiedene Musikinstrumente!"

„Ja, ja, mein Pais", lächelt Polybios, „die habt ihr schon! Aber Rom kennt nur die erzenen Luren, die Kriegshörner und die mächtige Tuba — lauter Blasinstrumente, die zum Kampf rufen oder mit denen man Signale geben kann. Dann schlagt ihr die Pauken, die Erzbecken beim Zirkusspiel, und euere Legionen lassen rauhe Kriegsgesänge erschallen. Mit einem Symphonieorchester, das durch vielerlei Klangfarben und Stimmen alle Bewegungen der menschlichen Seele wiederzugeben in der Lage ist, seid ihr noch nie in Berührung gekommen. Aber ihr kennt ja auch kaum die Kunst der Malerei, der Plastik, keine feinere Architektur, keine lyrischen Gedichte und vor allem keinerlei Theater. Euere Stärke sind der Zirkus, das Kampfspiel und das Wagenrennen!"
Der große Tag des Triumphes kommt heran.
Wie üblich empfangen Senatoren und Konsuln den siegreichen Feldherrn an der Weihegrenze der Stadt und überreichen ihm den Lobeerkranz, den adlergekrönten Elfenbeinstab und den purpurnen Mantel. Herolde reiten seinem Viergespann voraus, auf dem er triumphierend nach allen Seiten grüßt. Die Offiziere und die Legionen folgen in klirrendem Marschtritt. In unabsehbarer Schlange wälzen sich dann die Gefangenen, die Beutewagen, die eingebrachten Schätze heran. An der Via Triumphalis über das Forum und hinauf zum Kapitol stehen Kopf an Kopf die Römer und jubeln.

Vor dem Altar des Reichsgottes legt der Triumphator Sieg und Beute nieder. Dann bringt er das Dankopfer. Rom dröhnt von Erzbecken, Luren und Kriegshörnern. Tausendfältig steigt der Jubelschrei zum Himmel.
Lucius Anicius wiederholt die Formel, die überlieferungsgemäß der siegreiche Feldherr zu sprechen hat. Jeder Triumphator sollte früher sagen: „Wir danken dir, Jupiter Capitolinus und bitten dich, daß du Roms Macht und Größe vermehren wollest!"
Als vor etwa dreißig Jahren jedoch der siegreiche Scipio Afrikanus nach seinem Sieg über Karthago, Hannibal und seine Verbündeten zum Staatstempel zog, änderte er erstmals die Formel ab. Und diese Worte wiederholte nun auch Lucius Anicius: „Wir danken dir, Jupiter Capitolinus und bitten dich, daß du Roms Macht und Größe erhalten wollest!"
„Wir brauchen nicht zu eilen", dämpft Polybios den Eifer seines Zöglings. „Die Zirkusveranstaltung beginnt erst am Nachmittag, und das Geschlecht des Ämilius Paullus besitzt eine reservierte Loge."
Als sie im Gefolge des Alt-Konsuls Ämilius im Zirkus Flaminius erscheinen, sind die im Langrund aufgeschütteten Erdwälle mit ihren hölzernen Sitzreihen dicht gefüllt. Alle sind erschienen: Legionäre mit ihren Frauen und Kindern, Bauern der Umgebung, Handwerker, Beamte, sogar freigelassene Sklaven und Fremde. Alle essen Früchte aus mitgebrachten Körben, Brot, Würste, und die bauchigen Weinkrüge kreisen von Mund zu Mund. Die Stimmung schlägt Wogen, das Summen eines Bienenstockes liegt über dem Festplatz.
Eine mannshohe hölzerne Barriere scheidet den sandbestreuten Kampfplatz von den Zuschauerrängen. In der Mitte der Langseiten sind die mit Sonnensegeln überdachten Logenplätze für Senat, Patriziat und hohe Beamtenschaft. Hier nehmen Polybios und der junge Scipio Platz.
„He, was ist das, Polybios?" wundert sich Scipio und deutet in die Arena, wo ein hölzernes Podium aufgebaut ist und griechische Musiker ihre Scherensessel und Pulte aufstellen. Sie legen Blätter auf die Pulte.
„Sie haben die Tonfolgen aufgeschrieben, mein Junge", erklärt der Grieche. „Ihre Noten sind eine bestimmte Folge von Buchstaben, damit sie wissen, welche Töne sie zu spielen haben. Und jetzt erscheint offenbar der Sängerchor."
„Es wird Zeit, daß die Kämpfe beginnen!" ruft ein alter, bärbeißiger Senator. „Was soll dieser Griechenkram? Wo bleiben die Waffen?"
„Ich habe gehört", erwidert ein grauhaariger, ehemaliger General, „bei so einem Symphoniekampf verwenden sie ganz neue Waffen!"
Pfeifen und Lärmen schwellen an. Die Menge wird unruhig, sie will ihre Sensationen haben.
Da erscheint Prätor Lucius Anicius und bittet, mit erhobenem Arme grüßend, den Senat um Erlaubnis, zu beginnen. Als die würdigen Väter nicken, winkt er dem Herold, das Zeichen zum Anfang zu geben. Das Konzert hebt an.
Ein einsamer, weißhaariger Mann in griechischer Kleidung erscheint am Tor der Arena und geht auf das Podium zu. Es ist Theodoros, der Meisterdirigent. Einige Griechen und andere Fremde beginnen zu klatschen und Beifall zu rufen.
„Theodoros ist in der ganzen Griechenwelt berühmt", flüstert Polybios Scipio zu.

Der Dirigent besteigt das Podium und wendet sich den Musikern und den Chorsängern zu. Dann verneigt er sich in Richtung auf den Senat und hebt den Stab.
„Wie?" ruft ein grimmig aussehender Patrizier, „weiß der Kerl nicht, was sich geziemt? Warum grüßt er das Volk nicht? Und wo bleibt der Umzug?"
Bei römischen Zirkusfestspielen ist es nämlich üblich, daß alle Mitwirkenden zuerst rings um die Arena marschieren, Spektakel machen und sich dem Volk vorstellen. Ein heftiges Pfeifkonzert setzt ein, ganze Bankreihen beginnen mit den Füßen zu trampeln.
„Der Umzug! Der Umzug!" brüllt der Zirkus.
Theodoros ist offenbar verwirrt und läßt den Stab wieder sinken. So etwas hat er auf seinen Konzertreisen noch nicht erlebt. Ein Polizeioffizier eilt herbei und flüstert mit ihm. Der Dirigent zuckt die Achseln und gibt seine Anweisungen. Darauf erheben sich Orchester und Chöre, verlassen das Podium und formieren sich zum Rundmarsch in der Arena.
Als sie nun samt ihren Instrumenten an den Zuschauerrängen vorüberschreiten, winken und lachen, besänftigt sich das römische Publikum und spendet einigen Beifall. Man ist aufs Höchste gespannt.
Nach dieser Verzögerung beginnt das Orchester endlich zu spielen. Sanft setzen Flöte und Aulos ein, eine Orgel kommt hinzu, Klangsteine, Zimbeln, Erzbecken und Kithara fallen ein. Der Chor beginnt leise zu singen. Theodoros, der Flötenvirtuose aus Böotien, übernimmt die Führung der Melodie. Orchester und Chor treten zurück und werden leiser, damit man das kristallklare Flötenspiel vernimmt.
Die großen Aulos-Künstler Hermippos und Theopompos aus Athen begleiten nun das Spiel des Theodoros.
Bis dahin hat der Zirkus erstaunt geschwiegen. Die Römer sitzen mit offenen Mündern da und sperren die Augen auf. Aber nun hebt ein leises, immer drohender werdendes Murren an. Pfiffe und Schmährufe ertönen.
„Was soll das? Wann kämpft ihr endlich? Wo sind die Waffen? Aufhören mit dem Mist!"
Prätor Lucius Anicius in der Senatsloge rutscht aufgeregt auf seinem Sitz hin und her. Schließlich ist es sein Triumphtag und sind es seine Spiele! Wenn das Konzert mißlingt, verliert er alle Freunde im Volk.
Als der Tumult immer lauter wird und die Leute wütend von den Sitzen springen, als die Weiber und die Bauernkinder anfangen, mit Früchten und Eiern zu werfen, ringt Herr Lucius die Hände.
„So tut doch was!" schreit er. „Kämpft in aller Götter Namen!"
Wieder rennt der Polizeioffizier in die Arena, wo das verzweifelte Symphonieorchester sich abmüht. Doch bevor er noch unten ist, rettet ein griechischer Flötenspieler das Konzert. Ihm wird es zu dumm. Er springt auf und schlägt dem Kithara-Kollegen die Flöte über den Schädel. Worauf dieser wütend aufheult und die Kithara als Waffe benutzt.
Ehe man es sich versieht, balgen sich Orchester, Chor und Virtuosen in kreischendem, lautstarkem Ringkampf. Sie reißen sich die Kleider vom Leib, schlagen sich die Flöten ins Gesicht und zerbrechen die Instrumente.

„O Götter!" entsetzt sich Polybios, „welch eine Schande! Welche Barbarei!"
Doch Scipio Ämilianus lacht aus vollem Halse. Der Senat nickt wohlwollend, die hohen Beamten lächeln, Ritterschaft und Volk schlagen sich vor Vergnügen auf die Schenkel.
„Bravo, Lucius Anicius!" schreit ein General. „Das ist wirklich unterhaltsam! Dachte gar nicht, daß ein Konzert so hübsch ist!"
Aber es gibt auch Gebildete, die schweigend und traurig auf ihren Plätzen ausharren und dem Tumult kopfschüttelnd zusehen. Es sind nur wenige. Die meisten von ihnen waren im Kriege längere Zeit in Griechenland und haben dessen Kultur schätzen gelernt.
„Wartet nur, ihr Römer!" sagt Polybios. „Ihr werdet es schon noch lernen. Die griechischen Schulmeister sorgen dafür."

78 v. Chr. | Die Totenfeier des Sulla

Die vielgestaltige, buchtenreiche Halbinsel, die weit in das tintenblaue Mittelmeer vorspringt, und den Golf von Neapel umfaßt, gilt als eine der schönsten Gegenden in der Welt. Hier liegt der luxuriöse Villen- und Badeort Puteoli. Reiche Römer, Senatoren und Statthalter ferner Provinzen haben sich entlang der Küste, auf Felsvorsprüngen, unter Pinienhainen oder nahe dem weißen Sandstrand prächtige Sommerhäuser und Gartenpaläste gebaut.
Die Villa Cornelia liegt auf einer Terrasse über dem Golf. Eine hohe Mauer schließt ihre blühenden Gärten vom Land her ab; zum Golf steigen gewundene Treppen hinab. Von den Bogengängen der Villa geht der Blick bis Kap Misenum hinüber, wo eine finstere Festung den römischen Kriegshafen mit seinen zahlreichen Kreuzern bewacht, nach Südosten auf die ehemalige Griechenstadt Neapel und die stufenweise zum Kugelberg Vesuvius ansteigenden Wein- und Obstgärten.
Dieser von der Sonne vergoldete, der Lebensfreude gewidmete Ort scheint sich wie unter einer Wolke der Trauer zu verhüllen. Aus der Villa und ihren zahlreichen Nebengebäuden tönt langgezogen das Wehegeschrei jener Sklaven, die aus dem Orient stammen und nach ihrer heimatlichen Sitte den Tod durch anhaltendes Gejammer und langgezogenes Weinen beklagen. In den Gärten sieht man andere Sklaven mit schwarzem Trauerflor, den sie um die strahlend weißen Statuen winden. Die meisten dieser Götter- und Heldenfiguren hat der Feldherr als Beute von seinen Kriegszügen im Osten mitgebracht. Nun werden sie verhüllt oder mit dunklen Schleifen versehen.
Die Bewohner von Villa Cornelia laufen mit betont zerzaustem Haar und in schlichter, dunkler Kleidung umher.
Wie ein Lauffeuer verbreitet sich an der Luxusküste die Nachricht, daß der große Sulla Felix ganz plötzlich an einem Blutsturz gestorben ist.

Vor zwei Tagen noch hat der ehemalige Feldherr und Diktator allen sichtbar unterm Sonnensegel der Terrasse gesessen und seinem freigelassenen Sklaven Epicadus die Lebenserinnerungen diktiert. Der gelehrte Grieche schrieb sie mit silbernem Stilus auf kleine wachsüberzogene Täfelchen, deren Text er später in Tinte auf Papier übertrug. Diesem Epicadus hatte Sulla auch den letzten Auftrag gegeben: die Lebensbeschreibung zu vollenden und die Totenfeier auszurichten. Denn sein einziger Sohn — Faustus Cornelius Sulla — zählte erst zehn Jahre.

An männlichen Verwandten weilte außerdem der neunzehnjährige Publius Cornelius, ein Neffe des Feldherrn, im Haus. Aber keiner der jungen Leute war wohl fähig, die letzte Feier des großen Corneliers würdig zu arrangieren.

„Folge mir, mein Faustus", sagte Epicadus, „du sollst den zu den Göttern Heimgegangen, den Vergöttlichten noch einmal sehen."

Mit bänglichen Gefühlen gehen die beiden jungen Leute hinter dem Vertrauten Sullas durch marmorspiegelnde Säle, bis sie in das Sterbezimmer gelangen. Inmitten von Blumen hat man Sulla auf einem purpurüberzogenen Ruhebett aufgebahrt.

Soeben hat der Totenbestatter die Totenmaske in Wachs abgenommen. Jetzt sind er und seine Gehilfen dabei, das Antlitz der Leiche für die Beisetzung herzurichten. Auf die Augenlider hat man dem Toten zwei kupferne Münzen gelegt, das Kinn ist mit einem Seidenband aufgebunden, damit der Mund geschlossen bleibt. Mit Schminkstiften, Puder und flüssiger Farbe, die mit Marderhaarpinseln aufgetragen wird, geben die Künstler Sullas Gesicht einen hoheitsvollen, lebensnahen Ausdruck.

Der kleine Faustus ist sehr tapfer. Er verbirgt seinen Schmerz um den Toten. Seine Gedanken sind bei jenen täglichen Unterrichtsstunden, die ihm der berühmte Vater gegeben hat. Bei dem Krieg gegen Athen hatte der Feldherr aus Brand und Plünderung der Stadt die Schriften des Philosophen Platon gerettet. An Hand dieser Bücher lehrte er dem Sohn Griechisch: die Sprache der höheren Kultur.

„Er wird im Familiengrab der Cornelier begraben werden", sagte Epicadus. Dann fügt er belehrend hinzu, daß jede große römische Gens (Großfamilie) ihre eigenen, altüberkommenen Begräbnisriten habe. Es gebe Familien, die nach altlateinischem Brauch und wie die meisten aus dem Norden eingewanderten Völker die Toten verbrennen. Andere jedoch, die von etruskischen Vorfahren abstammen, oder sich der Sitte der Mittelmeervölker angeglichen hätten, begrüben die Verstorbenen. So auch die Cornelier.

Als die beiden Cornelier den Sterberaum verlassen, meint der neunzehnjährige Publius bedenklich: „Es wäre besser, man würde den Oheim verbrennen, Faustus! Er hat immerhin als Diktator während des römischen Bürgerkrieges tausende seiner Gegner enthaupten, Zehntausende enteignen und noch mehr verbannen lassen. Die Leiche seines Gegners Marius, des Führers der Volkspartei, hat er aus dem Grab reißen und die Gebeine in alle Winde zerstreuen lassen. Bei einem politischen Umschwung könnte ihm das gleiche geschehen. Darum wäre Verbrennen vernünftiger."

Tatsächlich ist der römische Senat ähnlicher Meinung. Eilkuriere aus Rom brin-

gen den Befehl der Regierung, die Leiche des Diktators feierlich in die Hauptstadt zu überführen und sie dort dem Scheiterhaufen zu übergeben.
Was Faustus und Publius am folgenden Tag erleben, ist wie ein phantastischer Alptraum. Niemals vorher hat Italien einen großartigeren Leichenzug gesehen als den des toten Sulla.
Die Kunde von seinem Hinscheiden hat alle alten Soldaten und Parteifreunde auf die Beine gebracht. Zu Tausenden versammeln sie sich vor der Villa Cornelia. Veteranenoffiziere tragen in ständigem Wechsel die purpurgeschmückte Bahre des Toten.
Bis man die schnurgerade Militärstraße Via Appia erreicht, haben sich bereits an die zehntausend Menschen dem Zug angeschlossen. Überall tauchen die alten Feldzeichen, die Rutenbündel und Legionsadler der Truppen auf, mit denen Sulla einst siegreich durch Kleinasien, Griechenland und Italien marschiert ist.

Außerhalb Roms, wo die steinerne Straße in der zypressen- und pinienbedeckten Latinerebene an den riesigen Ziegeleien und den vom Gebirge herabkommenden Aquädukten vorüberzieht, gleicht der Trauerzug einer endlosen Schlange. Die Einwohner der Dörfer und Städte haben sich angeschlossen. Die Grabbauten an der Via Appia sind von Neugierigen bedeckt, die schweigend oder wehklagend den Menschenstrom und die zahllosen Wagen mit Grabbeigaben, einstigen Beutestücken und Blumenkränzen vorbeiziehen lassen.
In Rom feiern die Gerichte, alle Geschäfte ruhen, und der Senat empfängt den großen Toten in Trauerkleidung an der Bannmeile. Hier sind auch die zweitausend goldenen Kränze aufgebaut, die getreue Legionen, italienische Städte und persönliche Freunde Sullas gestiftet haben.
Der eigentliche Leichenzug nimmt seinen Anfang.
Chöre von Horn- und Tubabläsern gehen voraus, Flötenspieler folgen ihnen. Wenn sie schweigen, rumoren dumpf die Pauken und Trommeln der Legionen. Epicadus ist offenbar in den letzten vierundzwanzig Stunden sehr rührig gewesen. Man hat von den Larenschreinen der Cornelier alle Wachs- und Tonmasken der Ahnen herbeigeschafft und trägt sie der Bahre voraus. Doch nicht genug damit: die besten Schauspieler Roms sind angeworben, die Vorfahren der Cornelier in möglichst wirklichkeitsgetreuer Maske darzustellen. Inmitten dieser gespenstischen Figuren schreitet Cornelius Sulla Felix selber, täuschend von einem Mimen verkörpert. Immer wieder hält der Leichenzug auf römischen Plätzen. Dann spielen die Darsteller der Ahnen kleine Szenen aus der Vergangenheit.

Faustus kämpft mit den Tränen, als er seinen toten Vater in der Maske des Schauspielers handeln und gestikulieren sieht. Die Familie — tot und lebendig — gibt das letzte Geleit, Vergangenheit und Gegenwart verschmelzen zu einer einzigen Legende, die von der Größe der Cornelier erzählt.
Blicken sich Faustus und Publius im Zug um, so sehen sie die Zensoren in Purpurtogen, die Triumphatoren im goldgestickten Purpur, die würdigen Liktoren, die hohen Beamten, die geschlossene Masse des Senats in purpurgesäumten Umhängen. Und dahinter, nun zu Marschblöcken formiert, der Wald der Feldzeichen, Standarten und Fahnen, die unabsehbare Kette der Legionen, die wogende Masse des Volks.

Eine ritterlich gerüstete Knabenschar säumt die Via Triumphalis am Eingang zum Forum. Priester und Priesterinnen sind in den verschiedenen Farben ihrer Kollegien unter den Tempeln aufgereiht. Dumpf dröhnen Pauken und Trommeln, die klagenden Töne der Tuben antworten von der Höhe des menschenbedeckten palatinischen Hügels.

Die Offiziere setzen die Bahre vor der „Rostra", der mit erbeuteten Schiffsschnäbeln geschmückten Rednertribüne, nieder. Zu Füßen des Kapitols, dicht neben Kurie und Tempelbezirk, wo an gewöhnlichen Tagen das Leben um hölzerne Verkaufsbuden, um Heiligtümer, Treppen und Plätze lärmt, errichtet man den Katafalk Sullas. Der Konsul besteigt die Rostra und hebt, Stille gebietend, die Hand.

Die Worte hallen über das Forum, das einst Sullas Soldaten mit Schrecken und Mord erfüllt haben. Niemand denkt mehr daran, daß gleich drüben im servilischen Teich vor ein paar Jahren die Häupter der hingerichteten Senatoren schwammen. Sulla war ein schrecklicher Mann gewesen, aber er war auch ein großer Mann. Er hatte die Ordnung wieder hergestellt.

Nach römischem Glauben darf kein Toter über Nacht innerhalb der Weihegrenze bleiben. Man fürchtet die Geister. Deshalb liegen alle Begräbnisplätze außerhalb der Stadt.

Als die Leichenrede vorüber ist, treten Senatoren an die Bahre und nehmen sie auf. Der Zug bewegt sich quer durch Rom und verläßt den Wohnbezirk, um sich auf das Marsfeld zu begehen.

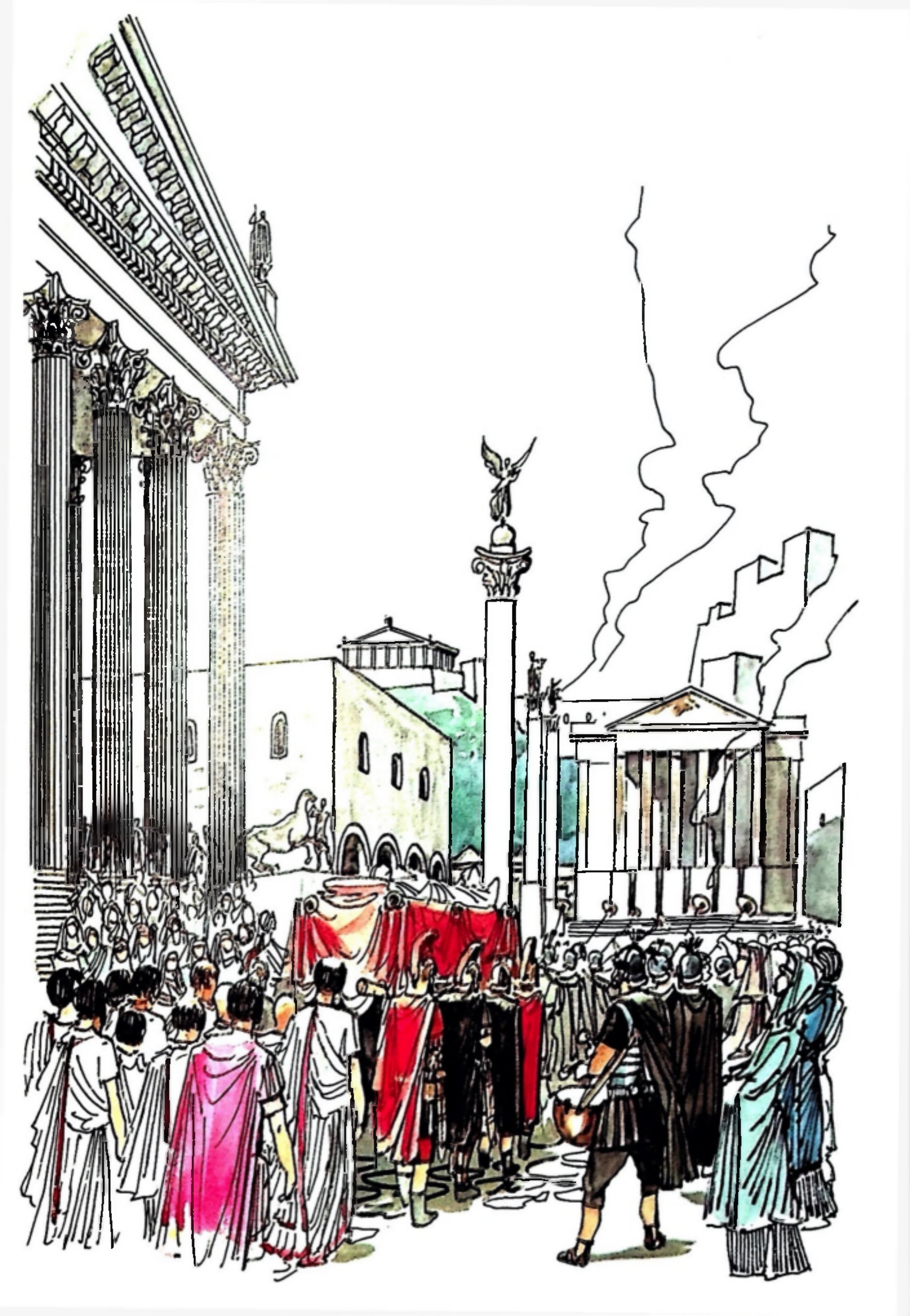
Dort erblickt Faustus den in Terrassen aufgetürmten Scheiterhaufen. Man hat sich diese Beisetzung etwas kosten lassen. Pyramidenförmig sind Beutewagen, kostbare Teppiche, Gemälde, Statuen, wertvolle Geräte, Waffen, Rüstungen, Feldzeichen und dazwischen immer wieder teuere Edelhölzer, Gewürze und köstliche Spezereien aufgeschichtet. Auf diesen kunstreichen Hügel trägt man die Bahre mit dem Toten. Vestalinnen werfen den ersten Brand. Der Scheiterhaufen lodert prasselnd auf, während die Kriegshörner gellen und die Pauken rasseln.

Die vornehmsten Familien Roms streuen unablässig Weihrauchkörner in die Flammen, so daß sich bald ein schwerer Duft ausbreitet. Unterdessen haben Ritter und Legionäre den Waffentanz begonnen. Sie bilden einen weiten Ring um den Feuerstoß und vollführen Lauf und Waffenübung zu Ehren des Toten.

Faustus und Publius bleiben bis zum Ende. Sie sehen noch, wie Epicadus sorgfältig die Asche und die Knochenreste in eine Urne sammelt: ein Gefäß aus orientalischem Alabaster. Diese Urne wird im Corneliergrab auf dem Marsfeld neben den Gräbern der alten Könige beigesetzt.

„Sulla ist zu den Göttern aufgefahren", sagt Faustus mit tränenschwerer Stimme. Doch sein Vetter Publius zupft ihn am Ärmel und deutet auf eine Gruppe von Patriziern, die noch plaudernd am Rand der Feuerstelle stehen. Einige kennt Faustus. Es sind Pompeius, Julius Cäsar, der Rechtsanwalt Cicero und der vielfache Millionär Crassus.

„Schau sie dir an, Faustus", flüstert Publius. „Dort stehen die Erben Sullas! Der Cornelier hat noch nicht die Ruhe seiner Urne gefunden und schon denken sie daran, wie sie sein Erbe verteilen werden."



77 v. Chr.

Theodahad kämpft in der Arena

Servius Tullius, ein reicher Gutsbesitzer und Weinhändler, stopft sich noch eine Feige in den Mund. Wohlig räkelt er sich auf der Bank des kleinen Zirkus.

„Kannst du dich an Theodahad erinnern, Tullia?" sagt er mit vollem Munde. „Er tritt heute auf. In ganz Pompeji waren Mauerinschriften zu lesen, daß er mit dem rothaarigen Thraker kämpft."

„Theodahad?" antwortet die dreißigjährige Tullia, die schon etwas ältliche, mit Kosmetik überladene Tochter. Sie ist ihres Lebenswandels halber von ihrem Manne geschieden und lebt wieder im Hause des Vaters. „Theodahad, wer ist das?"

Der dicke Servius nagt vergnügt an einem Hühnerbein.

„Du mußt dich doch erinnern! Theodahad kam als zweijähriges Kind auf unser Gut in Formia. So ein Blondschopf mit blauen Augen. Großvater hat ihn damals billig gekauft, als Marius die Germanen besiegt hat. All ihre Weiber und Kinder kamen auf die Sklavenmärkte. Theodahad aber wuchs sich zu einem wahren Athleten aus. Du mußt ihn kennen! Als Kinder habt ihr miteinander gespielt. Großvater verkaufte ihn mit etwa sechzehn Jahren an die Gladiatorenschule. Er bringt sein Geld ein. Für den Unternehmer, der Theodahad erworben hat, war es kein schlechtes Geschäft. Er wird jetzt ungefähr 27 oder 28 Jahre zählen. Ich habe auf ihn gewettet."

Die Familie des Servius Tullius wartet zusammen mit weiteren sechzehntausend Zuschauern im Amphitheater Pompejis auf den Beginn der Spiele. Aus halb Campanien sind die Leute herbeigeeilt, auch die reichen Römer, die sich in der schönen Landschaft zu Füßen des Vesuv angekauft haben, sitzen in dem „Rundtheater".

Der riesige Bogen der terrassenförmig ansteigenden Sitzreihen ist bis zum letzten Stehplatz gefüllt. Landleute und Bürger haben Eßkörbe, Weinkrüge und Früchte mitgebracht. Die Vornehmen auf den untersten Reihen lassen sich in ihren Logen von Sklaven bedienen, manche lagern auf seidenen oder brokatenen Ruhekissen. Die Damen zeigen ihren Schmuck und sich selbst, Gassenjungen streifen zwischen den Sitzreihen umher.

Obwohl die schmetternden Luren und Becken, der dumpfe Ton der Hörner und Tuben und das brausende Geschrei der Straße das Nahen der Gladiatoren von ihren Kasernen her bereits angekündigt haben, gibt es noch eine kleine Verzögerung. Die Kämpfer werden jetzt in den gewölbten Hallen unter dem Theater auf ihre Bewaffnung hin überprüft. Ein anderer Brauch lockt die Zuschauer dichtgeballt von den Rängen herab in die halbdunklen Gänge des Theaters. Hier müssen nämlich die Neulinge unter den Gladiatoren zu ihren Kabinen Spießruten laufen. Jedermann darf auf sie einschlagen.

Endlich gibt der Festordner dem in seiner Loge über dem Haupteingang thronenden Veranstalter das Zeichen, daß alles bereit sei. Alle Blicke richten sich gespannt auf die finstere Wölbung des Einzugstors.

Und nun marschieren die Gladiatoren paarweise auf den blendend weißen Sand

der Arena. Unter dem Beifallsgeschrei der Menge und dem Dröhnen kriegerischer Musik marschieren sie um das Oval, begrüßen winkend ihre Parteigänger, antworten Spöttern und Gegnern mit derben Zurufen.

„Schau, Tullia!" schreit Herr Tullius aufgeregt, „der blondhaarige Riese im zweiten Glied, das ist Theodahad! Natürlich kämpft unser Theodahad als Secutor!"

Die „Secutores" und die „Samniten" sind die Lieblinge des Publikums. Ein Secutor ist ein Meisterfechter mit Bronzehelm, Rundschild und Kurzschwert, während der als Samnite kämpfende Gladiator sich durch einen langrunden Schild deckt, einen siebartig durchbrochenen Visierhelm trägt; linkes Bein und rechter Arm sind durch Lederschienen geschützt. Auch er führt das römische Kurzschwert. Die Rolle der „Retiarier" fällt gewöhnlich den Neulingen oder den gescheiterten Existenzen unter den Gladiatoren zu. Sie müssen ungepanzert, ohne Helm und nur mit Netz und Thunfischharpune bewaffnet antreten und durch Geschicklichkeit wett machen, was ihnen an Waffen fehlt.

Trotzdem hat jede Partei der Kämpfer ihre leidenschaftlichen Anhänger im Zuschauerraum. Für die Samniter und Secutores brüllen und klatschen die „Großschildner"; den Retiariern jubeln die „Kleinschildner" oder „Thraker" zu. Das Publikum bewirft sich gegenseitig mit Schimpfworten und faulen Früchten.

In der Arena hat unterdessen der erste Teil der Vorführungen begonnen. Zu Flöten- und Paukenmusik und während alte Legionare die bekannten Soldatenlieder grölen, führen junge Gladiatoren mit Lanze und Schwert Scheinkämpfe auf, die beinahe einem Ballett gleichen. Weil jedermann weiß, daß dabei kein Blut fließt, zeigt man sich uninteressiert und setzt ungeniert die Unterhaltung fort. Die wirklichen Kämpfer stehen inzwischen am Haupteingang aufgereiht zur Schau.

Tullia sieht Theodahad, den germanischen Riesen. Und jetzt erinnert sie sich auch wieder an den Spielgefährten ihrer Kindertage. Was mag er unterdessen wohl erlebt haben?

Theodahad wurde damals an die Gladiatorenschule nach Capua verkauft. Die alte Stadt war ihrer gesunden und schönen Lage wegen berühmt. Weil Gladiatoren einen hohen Kapitalwert darstellten, achtete man sehr auf ihre Gesundheit. Dementsprechend war auch die Verpflegung. Nicht umsonst nannte man die Gladiatoren „Hordearii" oder „Gerstenbreifresser". Sie wurden hauptsächlich mit kräftigem Brei, riesigen Stücken Fleisch und weißen Bohnen ernährt.

Als Theodahad in die Schule aufgenommen war, erhielt er sogleich einen hochtönenden Namen. Manche hießen „Feuerschopf", „Eisenbrecher" oder „Löwenwürger". Ihn nannte man den „germanischen Herkules".

Aber auch als Herkules hatte man in einer Gladiatorenschule nichts zu lachen. Der Fechtmeister nahm zunächst Theodahad und den anderen Neulingen den Gladiatoreneid ab, mit dem sie sich verpflichteten, jede Marter geduldig zu ertragen, nie zu wanken und zu weichen und jedem Befehl blind zu gehorchen. Auch der germanische Herkules war in dem Handwerkszeug eines Retiariers, später als „Gallier" oder Samnite und endlich als Secutor ausgebildet worden. Er konnte mit der Harpune, mit dem gekrümmten Dolchmesser, mit Lanze, Schwert und Netz kämpfen und kannte heute alle Tricks und Finten. Anfangs hatte man die Schüler

an sogenannten „Phantomen“ — an Pfählen hängenden Strohpuppen — ausgebildet. Dazu erhielten sie hölzerne Übungswaffen.
Das Übungsfechten (dictata) glich genau der Rekrutenausbildung bei den Legionen. Da auch die Stöße und Hiebe, ja sogar die Kommandos die gleichen waren, empfand sich jeder alte Soldat im Zuschauerraum als Sachverständiger.
Härter wurde der Drill mit den stumpfen eisernen Übungswaffen. Jeden Morgen um fünf mußten die Gladiatoren zu Körperübungen, kalten Bädern, Ringkämpfen, Laufübungen und Fechten antreten. Um sie hart zu machen, sparten die Fechtmeister weder mit Peitschenhieben, noch mit Stockschlägen. Gelegentlich wurden Feiglinge oder Erschöpfte sogar mit glühenden Eisen gebrannt. Von einem richtigen Gladiator erwartete man, daß er alles schweigend oder in stummem Zorn ertrug.
Als kaum Zwanzigjähriger wurde Theodahad zum erstenmal für die Arena bestimmt. Die Gladiatorenschule verwandelte sich in einen aufgeregten Bienenschwarm.
Allenthalben bemerkte man geräuschvolle Vorbereitungen auf den Tod. Der eine wetzte den Stahl, der andere machte Eisenplatten glühend. Hier wurde nochmals am Pfahl gefochten, dort trainierten grimmige Burschen die Beweglichkeit ihrer Glieder. Andere würfelten, spielten und grölten.
Dann wurde zum Aufzug gerufen. Wer unter den Gladiatoren einen reichen Besitzer oder einige Gönner hatte, wer schon Preise gewonnen und mehrmals überlebt hatte, besaß eine Prachtrüstung, den Helm mit Pfauenfederbusch oder rotem Roßkamm, einen gestickten Prunkmantel. Seine Verehrerinnen schickten ihm vor dem Kampf Blumenkränze oder gar goldene Ketten.
Theodahad marschierte in schlichter Schulrüstung zu seinem ersten Kampf. Ein einziges Mal war er Retiarier. Durch seinen wilden Mut und seine ungeheuere Stärke wurde er rasch berühmt. Man ließ ihn als Secutor streiten. Heute besaß er eine vergoldete und kunstreich getriebene Rüstung, einen Helm mit Straußenfedern, mehrere elegante Mäntel, goldene Ehrenketten und Medaillen. Durch seine Siege hatte er soviel Geld erworben, daß er sich hätte freikaufen können. Aber er wollte nicht mehr. Ihm gefiel es, ein Schwarm der Mädchen und feiner römischer Damen und der erklärte Günstling des Publikums zu sein. Sein Körper war mit Narben bedeckt, sein Ruf erfüllte halb Campanien. Er hatte in Rom und in anderen großen Städten gekämpft, gesiegt, Ehren erworben und war eine schreckliche Bestie geworden, die sich trefflich auf Tod und Wunden verstand.
Die Wetten in Pompeji, wo seine Truppe mehrere Kämpfe angekündigt hatte, standen 10:1 für ihn. An allen Hauswänden war zu lesen, der große Theodahad werde auftreten. Auch sein Gegner, ein thrakischer Rotschopf, war gefürchtet und berühmt, doch Theodahad war sich seines mörderischen Handwerks sicher . . .
„Könnten wir ihn nicht zurückkaufen, Vater?“ fragt Tullia, der Theodahad immer besser gefällt. Doch Servius Tullius schüttelt entsetzt den Kahlkopf.
„Wo denkst du hin, Tochter! Ein Gladiator wie Theodahad kostet ein Vermögen. Auch wird ihn sein Patron gar nicht hergeben. Der Junge verdient sein Geld!“
Die Tuba erklingt. Die Kämpfe beginnen.

Unter Flötengezirp und Trommeln laufen drei Paare in die Arena: drei Secutores gegen drei Retiarier. Auch Theodahad bestreitet offenbar vor dem Hauptkampf zuerst dieses Geplänkel.
Schon schwärmen die Retiarier aus, umkreisen gewandt die schwerbewaffneten Secutores, die sich aneinanderdrängen und gegenseitig decken. Die halbnackten Retiarier schwingen ihre Netze und heben drohend die dreizackigen Speere. Doch die Secutores stehen fest. Sie haben die Rundschilde vorgestreckt und lauern dahinter mit den blanken Schwertern.
Da wagt einer der Retiarier den Angriff. Er wirft das Netz, das Theodahad mit einer beinah verächtlichen Bewegung unterläuft und abfängt. Nun wendet sich der Mann ohne Netz gegen die Zuschauer und rennt zum Rand der Arena. Er ist bereits ein verlorener Mann. Theodahad folgt ihm mit schwerem, gepanzertem Schritt. An der Barriere stellt er den Gegner.
Im Zuschauerraum hat ein wildes Pfeifkonzert eingesetzt, faule Früchte und Sitzkissen fliegen gegen den unglücklichen Retiarier. Vergeblich wehrt er sich gegen den Secutor, der die verzweifelten Harpunenstöße mit dem Rundschild auffängt. Schwerthiebe treffen den Retiarier, so daß er blutüberströmt in den Sand stürzt. Sofort setzt Theodahad den gepanzerten Fuß auf den Dreizack des Gestürzten. Zugleich hebt er das Kurzschwert über den Besiegten, der ergeben den Hals darbietet und den rechten Zeigefinger erhebt. Dies ist das Zeichen, daß er das Publikum um sein Leben anfleht. Theodahad blickt gelassen in die Runde.
Das Volk brüllt: „Er hat's". Sie strecken die Daumen nach unten, was einem Todesurteil gleichkommt. Doch andere, die den Retiarier kennen, halten die Daumen nach oben und schreien: „Laß ihn!"
Nichts ist aber in den Augen des römischen Pöbels unwürdiger, als dem Tod auszuweichen und um sein Leben zu betteln. Deshalb erheben sich sogleich Sprechchöre.
„Töte, brenne, peitsche!" schreien sie. „Warum stirbt er so verdrossen? He, Theodahad, lehr ihn den Tod mit Fassung tragen!"
Beinahe kommt es zum Tumult der beiden feindlichen Parteien. Die Großschildner und die Masse der Zuschauer sind für Tod, eine geringe Anhängerschaft der Thraker will Gnade. Der leitende Beamte entscheidet schnell und hält ebenfalls den Daumen nach unten.
Da stößt Theodahad völlig ungerührt zu.
Die entflammte Wut des Pöbels hat inzwischen noch zwei andere Todesurteile gefällt. Ein Secutor und ein weiterer Retiarier liegen tot im Sand. Tubastöße schmettern. Das gegenüberliegende „Todestor" tut sich auf, und herein jagt „Gevatter Tod", ein als Unterweltsfährmann Charon verkleideter Zirkusbeamter im schwarzen Reisemantel und mit schwarzer Totenkopfmaske. Seinem Rappengespann folgen Knechte mit glühenden Eisen.
Sie stoßen die zischenden Spitzen in die Körper der Gefallenen, um zu prüfen, ob sie auch wirklich tot sind. Dann schlägt der „Totenfahrer" den Fleischerhaken in die Leiche und läßt die Rosse die Toten in einer wirbelnden Staubwolke zu dem Schacht schleppen, der zur unterirdischen Leichenkammer führt.
Leichtgeschürzte Knaben tänzeln unter Flötenspiel in die Arena. Sie führen Har-

ken, Schaufeln und Sandsäcke mit und tilgen rasch die Blutspuren im Sand. Ungerührt verfolgt das Publikum, wie einige der Burschen Tücher in die Blutlachen tauchen. Denn Gladiatorenblut gilt allgemein als Heilmittel gegen Epilepsie und wird von den Drogisten teuer bezahlt.

Nach einigen nebensächlichen Auftritten und Kämpfen kündigt endlich langanhaltendes Hörnergedröhn den Hauptkampf des germanischen Herkules gegen den thrakischen Rotschopf an. Beide werden vom Zirkusrund mit brausendem Beifallsruf empfangen. Der Thraker ist ein Zweimetermann, ein Gebirge aus Muskeln und Knochen — und trotzdem ein Todgeweihter. Denn er soll gegen den in mehr als hundert Kämpfen unbesiegten Theodahad antreten.

„Theodahad! Theodahad!" kreischt Tullia und schwenkt ihr Halstuch.

Aber alles kommt anders.

Nachdem sich die beiden Riesen eine Weile umkreist haben, beginnen die ernsthaften Angriffe. Beinahe hätte Theodahad das Netz des Thrakers zu Boden treten können, doch der Rotschopf ist gewandt und entzieht sich gerade noch durch die Flucht. Theodahad wird vorsichtiger. Er ahnt, daß er einen schwierigen Gegner vor sich hat.

Auf einmal geschieht es. Das Publikum schreit aus tausend Kehlen auf.

Theodahad ist im Sande gestrauchelt. Nur einen Augenblick war er unaufmerksam, da fliegt ihm schon das Netz um Kopf und Schultern, und der thrakische Rotkopf zieht es zur unentrinnbaren Fessel zusammen. Während sich der blonde Riese verzweifelt zu befreien sucht, springt der Retiarier gewandt auf ihn zu, stellt ihm ein Bein und läßt ihn stürzen.

Der germanische Herkules, Sieger in 123 Kämpfen, hat offenbar das Ende seiner ruhmreichen Laufbahn erreicht.

Er hat Ehre im Leib. Kein Zeichen ans Publikum, keine Bitte um Gnade kommt von ihm, der im Netz verwirrt, kampfunfähig zu Füßen des rotköpfigen Riesen liegt. Der Thraker hebt den Dreizack zum Todesstoß und blickt beifallheischend in das Zirkusrund.

Der Pöbel rast. Man ist enttäuscht. Viele haben auf Theodahad hoch gewettet, er hat sie um ihr Geld betrogen.

„Töte ihn! Stoß zu, Thraker!" kreischt es.

Servius Tullius verspeist ohne Appetit die Hühnerbrust und nascht dazu Trauben. Er schüttelt empört den Kopf.

„Und so etwas haben wir auf unserem Landgut aufgezogen!"

Die Dame Tullia aber schreit mit schriller, überschnappender Stimme Theodahads Todesurteil hinaus.

„Worauf wartest du, Thraker? Bring ihn doch endlich um!"

Da stößt der Sieger zu und die Arena rötet sich von Theodahads Blut. Tubatöne kündigen den Fortgang der Kämpfe an.

Um 70 v. Chr. | # Römisches Sklavenschicksal

Es war ein großes Unglück für die Sklaven, als der alte Senator Tertius Sempronius kinderlos starb. Seine zahlreichen Landgüter fielen an eine Erbengemeinschaft von Neffen. Zu den Ländereien und dem Inventar an Geräten der Erbmasse kamen noch das „Instrumentum vocale" und das „Instrumentum semivocale": das „stimmbegabte" und das „stumme" Vieh. Das „Instrumentum vocale" waren also die zahlreichen Haus- und Ackersklaven. Kein Mensch fand eine solche Bezeichnung als Grausamkeit; denn nach römischem Recht war der Sklave eben eine „res mobile", eine bewegliche Sache und kein Mitmensch.

Eines der Landgüter, „Villa Pomponia", lag in der fruchtbaren Latinerebene, in der Nähe Roms. Nur einige Haussklaven: ein Kammerdiener, ein Koch, ein Kutscher und zwei Aufwärterinnen, waren im Testament des Senators namentlich aufgeführt. Sie ließ der alte Herr frei.
Darüber wurde nun Brief und Siegel ausgestellt. Man führte die Freigelassenen im Beisein von Nachbarn und einem Gerichtsbeamten an einen Kreuzweg, und einer der Testamentsvollstrecker sagte: „Nun geht, wohin ihr wollt. Ihr seid frei."

Die meisten Sklaven aber waren Landarbeiter. Über sie hatte Senator Sempronius nichts bestimmt. Die Erben waren zusammengekommen und hatten beschlossen, die Landgüter aufzuteilen und die Sklaven auf den Märkten zu verkaufen. Denn diese Neffen in Rom liebten den Luxus. Sie wohnten in marmornen Palästen, hielten Pferde edelster Zucht, sie kutschierten ihre Wagen auch mit Kamelen, gezähmten Elefanten oder gar Straußenvögeln. Ihre Damen badeten in Wein oder Milch. Sie alle konnten Geld in jeder Menge gebrauchen.

Besonders hart war der Beschluß für die Verheirateten.

Auch die Familie des gallischen Ackersklaven „Lachkraut" war betroffen. Sie hatten bisher in einer kleinen Hütte am Rand der Wagenremisen und Scheuern im Gutsbezirk gehaust. Das war besser als in den Viehställen, in denen die unverheirateten Sklaven lebten. Sogar ein winziger Garten stand der Familie Lachkraut zur Verfügung.
Vater Lachkraut, der eigentlich einen unaussprechlichen keltischen Namen trug, war als junger Mensch bei einem Kriegszug der Römer in den Alpentälern gefangen worden und hatte dabei seinen lächerlichen Namen erhalten. Die Mutter stammte aus dem fernen Schwarzmeerland. Die eigenen Eltern hatten sie gegen glänzende Glasperlen, stählerne Messer und bemalte Krüge an die Griechen verkauft. Auf dem großen Sklavenmarkt in Delos hatte sie ein römischer Händler erworben.
Der Vater verstand sich nur auf Hilfsdienste bei der Landwirtschaft. Die Römer hatten das System der Massenproduktion von den besiegten Karthagern übernommen, dazu auch die genau geplante Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft: die Sklaverei im großen Stil. Auf den römischen Gütern ging es überall so zu wie in Villa Pomponia: die Sklaven gingen, zu Hunderten zusammengebunden, als Teile einer weitgespannten Sä- oder Mähmaschine über die Felder. Hinter ihnen

schritten Aufseher mit Peitschen, vorweg tänzelten die Flötenspieler. Nach dem Takt von Peitsche und Flöte mußten die Sklaven säen oder mähen. Später, bei der Ernte droschen sie im Takt, füllten Korn in die Säcke oder jäteten Unkraut auf den Gemüsefeldern.

Jetzt aber herrschte Wehklagen und Heulen in den Familienhütten; denn morgen, so sagte der Verwalter, würden sie allesamt nach dem nahen Tibur auf den Sklavenmarkt getrieben und verkauft.

Tibur liegt halbwegs auf dem Berg. Oben bei den Wasserfällen stehen die wundervollen Villen der reichen Römer. Einmal in der Woche findet auf dem großen Platz der Ortschaft der Menschenmarkt statt.

Am grimmigsten unter allen Sklaven schreiten die beiden stattlichen Söhne des Ehepaares Lachkraut auf den Markt. Der Älteste, einfach „Primus" genannt, hat ein feuerrotes Brandmal auf der Stirn: ein Zeichen, daß er einmal im Zorn die Hand gegen den Verwalter erhoben hat.

Auf dem weiten Platz sind sogenannte Ringe durch Pflöcke abgesteckt. In diesen Pferchen haben die Händler Bänke und kleine Buden aufgebaut. Gleich stürzt einer dieser Händler auf die Söhne Lachkraut zu. Entzückt betrachtet er „Secundus", den Zweiten. Dieser Zwanzigjährige hat die Schultern eines Herkules und ist wie ein Baum gewachsen.

Ungeniert fährt der Händler dem überraschten Lachkraut-Buben mit einem Holz in die Lippen und sperrt ihm den Mund auf. Er will an den Zähnen Alter und Gesundheit erkennen.

„Prachtvoll, prachtvoll!" schreit er. „Den Burschen verkaufen wir als Gladiator."

Mutter Lachkraut bricht in Tränen aus. Sogar sie weiß, was das bedeutet.

Aber nun wendet sich der Händler, unterstützt vom Gutsverwalter, den übrigen Mitgliedern der Familie Lachkraut zu. Die siebzehnjährige Tochter muß vortanzen; dem riesigen Primus kämmt der Händler sorgfältig den blonden Schopf über das Brandmal, damit man es nicht sofort sieht. Ein Gezeichneter ist nämlich im Preis viel billiger und kommt entweder auf die Ruderbank oder ins Bergwerk.

Vater Lachkraut hat Krampfadern, was seinen Wert mindert. Ein Gehilfe des Geschäftsmannes pinselt ihm die Beine mit Kalk bis über die Knie an. Das sieht aus, als trage er Strümpfe. Der alten zahnlosen Mutter träufelt man Belladonna in die Augen, damit sie jugendlich leuchten. Vielleicht läßt sie sich noch für eine Spinnstube verkaufen.

Als die kleine Tochter weinen will, läßt der Gehilfe des Händlers gleich die Lederpeitsche spielen. Er droht jedem Sklaven, der klagt oder sich schlecht benimmt, mit schrecklichen Strafen.

So stehen nach einiger Zeit Vater, Mutter und Kinder auf verschiedenen Bänken, lächeln krampfhaft und sehen ängstlich die ersten Käufer auf den Platz fahren.

Die meisten sind Hausverwalter reicher Römer oder von Gutsbesitzern, die neue Arbeitskräfte brauchen oder ihr überflüssiges Geld in Sklaven anlegen wollen.

Ein junger Rechtsanwalt namens Cicero hat einige tausend Denare. Er kauft sich im Ring nebenan einen Friseur, einen Schuster und einen griechischen Koch. Den Koch wird er im eigenen Haushalt verwenden, den Friseur und den Schuhmacher aber läßt er in Holzbuden an den Hauptstraßen Roms ihre Geschäfte betreiben.

Zweimal täglich wird der Hausverwalter Ciceros vorüberkommen und die Ladenkasse mitnehmen. So verdienen die Sklaven für den Herrn.
Die Familie Lachkraut wird auseinandergerissen. Die kleine Tochter geht in den Besitz eines alten Herrn in Rom über. Die Mutter wird in einer Spinnstube enden und der Vater als „Hühnerwart" auf einem entfernt liegenden Landgut. Bruder Primus wird als kräftige Sä- und Mähmaschine auf dasselbe Landgut verkauft.

Am meisten verdient der Händler an dem Athleten Secundus. Ein Aufkäufer der Gladiatorenschule Capua bemerkt sofort, ein welch prächtiger Bursche Secundus ist, und bezahlt einen schönen Preis dafür. Mit den Fechtpreisen, die Secundus später erwerben wird, holt er leicht das aufgewendete Geld herein.
Noch einmal rufen sich Vater, Mutter und Geschwister Gruß und Segen zu, dann müssen sie ihren neuen Herrschaften folgen. Mit dünnen Lederriemen an andere Sklaven gefesselt, traben sie ergeben ihren unbekannten Zielen entgegen.

Drei Jahre später bricht in der Gegend von Capua ein Aufstand in der Kaserne der Gladiatoren aus. Mit geraubten Waffen fliehen die Sklaven in die Berge. Von den Landgütern laufen ihnen wilde Burschen zu, die es nicht länger ertragen, unfrei zu sein.
Bei dieser Gelegenheit begegnen sich die Brüder Primus und Secundus nochmals. Beide kämpfen im Heer des Rebellen Spartacus, vor dem sogar römische Legionen erzittern.
Vergeblich forschen sie nach dem Verbleib ihrer Familie. Vater Lachkraut war zwar auf dem gleichen Landgut gewesen wie Primus, aber in einem weit entfernten Vorwerk. Als die aufständischen Sklaven dorthin kommen, finden sie keine Menschenseele mehr.
Nach einiger Zeit kommen von Rom richtige Kampftruppen unter dem Konsul Crassus. In der Schlacht unterliegen die wilden und ohne Ordnung fechtenden Sklaven den römischen Truppen. Schwer verwundet fallen auch Primus und Secundus in die Hände der Sieger.
Den Rest berichtet jener junge Rechtsanwalt Cicero. Er ist unterdessen zu seinem ersten Staatsamt gelangt und Finanzbeamter in Sizilien gewesen. Als er über Neapel nach Rom heimkehrt, fährt seine Kutsche stundenlang an den gekreuzigten Sklaven vorbei. Römische Gerichte haben befohlen, die Aufrührer entlang der Via Appia an die Kreuze zu heften. Sechstausend verpesten nun die Luft.

30 v. Chr. | Villa und Casa

Blauer Sonnenhimmel über Ebene und Waldgebirgen und kühlender Wind vom nahen Meer: das Land im Süden der Albanerberge ist bestes Frucht- und Anbaugebiet.
Zudem hat es den unschätzbaren Vorteil, durch ein Netz von befestigten Feldwe-

gen an die beiden gepflasterten Militärstraßen, die Via Salaria im Westen und die Via Valeria im Osten, angeschlossen zu sein. Damit besitzt es den raschen und mühelosen Zugang zum größten Markt Italiens: zur immer hungrigen Weltstadt Rom.
Heute ist der junge Senator Sertorius mit einigen seiner römischen Freunde auf dem Gut erschienen. Die eleganten Zweiräderwagen stehen in Gruppen auf dem Hof. Für gewöhnlich lebt Herr Sertorius in seinem römischen Palast. Er besitzt allein in Italien siebzehn und in den überseeischen Kolonien Sizilien, Afrika, Spanien und Gallien zwanzig weitere Landgüter.
Im Tablinum, dem großen, elegant eingerichteten Speisesaal der Villa, steht Senator Sertorius vor der roh gezeichneten Landkarte der Gegend und gibt dem Verwalter Serenus Anweisungen. Deutlich geht aus dem Lageplan der „Villa Sertoria" hervor, wie beherrschend die Situation ist.
Villa Sertoria ist der übliche Großbesitz eines reichen Römers: ein Latifundium. Das Wohnhaus hat ein von Säulen getragenes Vordach; die Wirtschafts- und Stallgebäude stehen im Viereck. Das Ganze umgibt eine weiß gekalkte Mauer. Villa Sertoria vereint die zwei Hauptformen eines derartigen, rein auf Verzinsung berechneten Unternehmens: den Streubesitz und das eigentliche Latifundium. Zur Villa Sertoria gehört nämlich verwaltungsmäßig eine ganze Reihe benachbarter kleinerer Höfe und Grundstücke, deren Pächter, Zins an den Procurator oder Gutsverwalter bezahlen und zum Latifundium zählen die geschlossenen Territorien rings um das Gut. Diese werden nach genauen Plänen von Sklaven bewirtschaftet. Man baut längst nicht mehr Getreide und betreibt keine Landwirtschaft im alten Stil: mit Obst, Geflügel, Schweinen, Vieh, Getreide und Rüben. Man baut nur noch in großen Flächen die Produkte an, die auf dem römischen Markt die höchsten Preise bringen: Wein, Gemüse und Blumen.
Früher war das einmal anders. Da saßen in der ganzen Latiner-Ebene freie römische Bauern auf vielen, kleinen Gehöften von jeweils dreißig bis vierzig Tagwerk. Sie hat alle die Villa geschluckt. Doch es gibt noch Reste solcher Freibauernstellen. Da und dort liegt die „Casa" eines Bauern inmitten des Latifundiums und stört die Großraumwirtschaft der Villa.
„Das muß endlich anders werden", ärgert sich der Senator. „Alles ist bestes Obst- und Weinland direkt vor den Toren Roms. Warum gehört es noch immer nicht uns?"
Der Verwalter Serenus steht ängstlich daneben und versucht, stotternd Erklärungen abzugeben.
„An mir liegt es nicht, gnädiger Herr! Ich habe alles versucht. Aber die Bauern dieser Gegend sind starrköpfige Burschen. Besonders dieser alte Legionär Sextus Niger."
Und er berichtet, wie oft er diesem Bauernkerl Kaufangebote gemacht habe. Der Bauer habe stets geantwortet: seine Casa sei uralter Familienbesitz, und er denke nicht daran, zu verkaufen.
„Ach, Unsinn, Serenus!" sagt der Senator zornig. „Es gibt genug Mittel, den Verkaufswillen eines Mannes zu wecken."
Unter dem zustimmenden Gelächter seiner reichen römischen Freunde erzählt

Senator Sertorius, wie es seine Bekannten in der Campania bei Neapel gemacht haben. Dort herrschten ganz ähnliche Verhältnisse: bestes Fruchtland, kleine Bauernstellen, welche die Ausdehnung der Latifundien behindern.
Einige der Gutsbesitzer hielten sich Fechtersklaven, gut ausgebildete Raufbolde und Schwertkünstler. Sie drückten sämtliche Augen zu, wenn die wilden Banden des Nachts ein wenig die Kleinbauern plünderten oder ein paar Scheunen der Casa anzündeten.
„Und wie rasch, glaubt ihr", meint der Senator, „haben die Bauern begriffen, daß Verkaufen doch besser sei!"
„Ja, ja Herr", dienert der Verwalter, „das ist sicher eine prächtige Methode! Wir haben etwas Ähnliches auch schon versucht — doch gerade dieser Sextus Niger ist ein alter Feldwebel und hat drei erwachsene Söhne. Sie haben unsere Leute mit blutigen Köpfen heimgejagt."
Der Senator beugt sich mit finsterer Stirn über die Karte. Dann schlägt er wütend darauf.
„Nun, wie ich sehe, gehen die Verbindungswege dieses Sextus Niger über unser Land. Pflüge drüber, Verwalter! Sperr sie ab und laß die störrische Casa schmoren! Wenn sie nicht mehr zum Markt kommen, werden sie bald klein beigeben. Gleichzeitig wollen wir der Quästur einen Wink geben, daß sie die Steuern auf der Casa pünktlich eintreibt."
Serenus blickt hilfesuchend gen Himmel.
„Herr", flüstert er, „diese Leute sind wirklich widerspenstig! Wir haben alles versucht — sie aber haben uns bei den römischen Gerichten verklagt."
„Nun denn", sagt der Senator, „dann wollen wir unsere Beziehungen spielen lassen. Wie ihr wißt, Freunde, gibt es Krieg in Asien und mit Ägypten. Rom braucht Soldaten. Wir werden die Männer der Casa zu den Legionen einberufen lassen und alles weitere dann mit den Frauen besprechen."
Schallendes Gelächter seiner Freunde antwortet auf diesen neuen Plan.

*

Sechs Wochen später erhalten Sextus Niger und seine drei wehrpflichtigen Söhne die Einberufung zu ihrer Legion, die nach Osten eingeschifft werden soll. Das bedeutet, daß die Mutter, der fünfzehnjährige Publius, seine zwei Schwestern und ein alter Sklave die Casa allein bewirtschaften und verteidigen sollen.
„Vater sollte endlich verkaufen", sagt der Junge zur Mutter. „Viele im Latinergau haben verkauft: Nachbar Tertius, der Bauer Lollius jenseits des Baches, und der alte Retus sind auch fortgezogen. Nur wir sind so bockbeinig. Vierzigtausend Sesterzen, wie der Verwalter sagt, sind doch wirklich viel Geld."
„Ach, das wäre schön!" wagt die siebzehnjährige Tullia zu sagen. „Wir hätten Ruhe vom Unkrautjäten, vom Mähen und vom Hühnerfüttern im Morgengrauen. Und wir wären reich."
„Wir könnten wie die Leute des Lollius nach Rom ziehen", begeistert sich die zwanzigjährige Silvia. „In Rom gibt es jede Woche Zirkusspiele, Pferderennen, Schiffskämpfe, Aufzüge und Tempelfeiern. Das Volk wird kostenlos gespeist und geht den ganzen Tag auf dem Forum spazieren. Und herrliche Silberläden, Tuchgeschäfte und Hutläden gibt es in Masse."

„Still, ihr Narren!" verweist die Mutter die Kinder. „Daß wir die alte Heimat, unseren Grund und Boden aufgeben müssen, um zu diesen fragwürdigen Wundern zu kommen — daran denkt ihr wohl nicht!"

Sextus Niger ist unbemerkt unter die Tür getreten. Er hat die letzten Reden mitangehört. Sein Gesicht läuft zornrot an.

„So lange ich lebe", brüllt er, „wird nicht verkauft! Hier saßen Großvater und Urväter. Die Bäume da draußen haben mein Vater und ich gepflanzt, die Casa war die Heimat unserer Familie. Wollt ihr euere Wurzeln aus der Erde reißen und euch im römischen Arenasand anbauen? Sollen meine Kinder Großstadtpöbel werden und in diesen hin und herflutenden Menschenmassen verkommen? Möchtet ihr wie jene aus öffentlichen Brotspenden ernährt werden, anstatt euer Brot selber zu erzeugen?"

Es wird ganz still in der Bauernhütte. Doch da sagt Mutter etwas, worauf auch der Familienvater keine Antwort weiß.

„Und was wird dann, wenn ihr Männer nun zu den Legionen geht? Wie werden wir Frauen die Casa erhalten können? Wie sollen wir uns gegen die Räuber der Villa und gegen alle Schikanen erwehren?"

*

Ein Jahr später kommt Sextus Niger als Invalide mit einem verstümmelten Arm zurück. Er ist ein kranker, gebrochener Mann.

Seine Casa findet er herabgekommen, verschuldet, hart bedrängt von dem Nachbargut Villa Sertoria. Er überrechnet seine Wirtschaft. Das riesige Latifundium mit seinen Tausenden von kostenlos arbeitenden Sklaven erzeugt Wein, Obst und Gemüse in Massen und so billig, daß die Casa nicht mehr konkurrenzfähig ist. Villa Sertoria drückt die Preise.

Die kleinen Bauern bekommen auf den Märkten kaum noch so viel, daß sie ihre Steuern bezahlen und ihre notwendigen Einkäufe machen können.

Es bleibt Sextus Niger nichts anderes übrig, als auf das wiederholte Angebot des Gutsverwalters einzugehen. Aber er bekommt nur mehr dreißigtausend Sesterzen für die Casa.

„Auch das ist eine Menge Geld", sagt der nun sechzehnjährige Publius. „Ich jedenfalls bin glücklich, daß es nun nach dem goldenen Rom geht."

Die Töchter freuen sich, daß sie die schwere Landarbeit hinter sich haben. In Rom werden sie feine Damen sein, sich die Lippen schminken, die Nägel lackieren und auf die Promenade gehen.

Wieder zieht eine römische Bauernfamilie in die Großstadt. Sie mieten sich in einer jener „Insulae" ein, die von geschäftstüchtigen Unternehmern jetzt überall hochgezogen werden: vier- bis sechsstöckige Häuserblocks, oft so schlecht gebaut, daß sie einstürzen und ihre Bewohner unter sich begraben. Da aber Wohnungsnot herrscht und Rom rasch wächst, nehmen die Baumeister „verlorene Baukostenzuschüsse" und hohe Mieten von den nach Rom hereinströmenden Proletariern. In einer Insula gibt es keinen Garten mehr, keine Bäume und kaum Erde; denn die Gassen sind gepflastert. Zwar sind die Häuser kanalisiert, aber Abfall, Unrat und Gemüsereste fliegen von den hölzernen Altanen in Hinterhöfe und

auf die Straßen. Auch an Wanzen und Flöhen fehlt es in diesen Massenquartieren nicht.
Aber die meisten Leute schlafen nur in den Mietskasernen.
Tagsüber wogt die Masse gaffend und schwätzend über die Plätze und durch die Parks, rennt zum Zirkus oder zu den Wagenrennen. Es ist immer etwas los in Rom. Die jungen Leute der Familie Niger sind glücklich.
Nur der kränkelnde Vater sagt: „Das ist das Ende der Familie! Wir haben unser Land verloren und mit ihm unsere Seele."

30 nach Chr. | Der Sabbath der Pharisäer

Über den Vorhof der Heiden hinauszugehen, ist uns verboten", sagte der römische Centurio Heriman. „Du kannst aber durch die breite Eingangspforte in der Umfassungsmauer auf die Vorhalle sehen. Siehst du dort die beiden ehernen Säulen? Sie tragen die Namen ‚Jachin und Boas', was Festigkeit und Stärke bedeutet. Durch den Säulenportikus dahinter betritt man das eigentliche Heiligtum des Tempels."
Centurio Panthera, der Begleiter Herimans, spähte neugierig in den inneren Vorhof. Hier sah er die lärmenden jüdischen Pilger und Händler um die umgestoßenen Verkaufsstände wimmeln. Großes Geschrei und Händeringen waren ausgebrochen; denn es ist noch keine Stunde her, daß ein zorniger Rabbi mit seinen Anhängern die Buden mit den Andenken, Weihegaben und Opfergeschenken umgestoßen und die Geldwechsler, Krämer und Geschäftemacher hinauszujagen versucht hatte.
Hinter dem Menschentumult erhob sich großartig der mehrstöckige, im griechischen Stil erbaute Tempel.
„So, wie du den Tempel heute siehst, ist er vor etwa fünfzig Jahren durch Herodes umgebaut worden", erklärte Heriman. „Ein wuchtiges Bauwerk von etwa zweihundert Schritt im Geviert. In dem Vorderraum, den die Juden das ‚Heilige' nennen, werden die goldenen Tempelgeräte, siebenarmige Leuchter, der Tisch für die Schaubrote und der Räucheraltar, aufbewahrt. Dahinter soll sich ein wunderbarer Vorhang befinden, der das ‚Allerheiligste' abschließt. In dieses darf nur der Hohepriester eintreten. Alles ist mit Edelhölzern getäfelt, mit Teppichen ausgestattet und schwer vergoldet."
„Davon sehe ich nichts", erwiderte Panthera und reckte sich vergeblich.
„Natürlich siehst du das nicht. Denn zunächst kommt hinter diesem äußeren Vorhof und hinter dem Portikus noch ein zweiter Vorhof der Priester mit dem Brandopferaltar und den Reinigungsbecken. Das alles ist von Säulengängen umschlossen und durch eherne Tore gesichert. Ein Römer gelangt nicht einmal in den Vorhof des Volkes."

Heriman, vor Jahren mit den Legionen des Germanikus von der rheinischen Garnison Mainz nach dem Orient versetzt, war ein Germane in römischem Dienst, ebenso sein Freund Panthera, der mit dem letzten Nachschub eingetroffen war. Sie standen bei der Besatzungstruppe auf Burg Antonia, die finster gegenüber dem Tempelberg einen Felsgipfel über Jerusalem beherrschte. Weil Heriman schon so lange in Palästina lebte und zahlreiche jüdische Freunde besaß, galt er als Kenner der Verhältnisse und führte den Neueingetroffenen durch die Stadt.
Eben vorher hatten sie in den Vorhöfen einen Volksauflauf miterlebt. Ein wundertätiger Rabbi namens Jeshua aus Nazareth hatte zuerst gegen die Heuchelei der Pharisäer gepredigt und dann die Andenkenhändler und Geldwechsler aus den Vorhöfen vertrieben. Die Pharisäer, ihre Priesterschüler und die Frömmler waren tief empört.
„Warum ist dieser Rabbi eigentlich gegen die Pharisäer?" fragte Panthera. „Die Pharisäer sind doch die Priester und Schriftgelehrten?"
Heriman lächelte überlegen.
„Wir haben hier in der Judenprovinz drei Parteien: die Sadduzäer, die sich mit der römischen Besatzung zu vertragen suchen, mit uns Geschäfte machen und auf griechische Art leben. Diese Leute glauben nur sehr wenig. Die Pharisäer aber sind die Häupter der Nationalpartei, sie träumen von jüdischer Selbständigkeit, von einem kommenden König der Juden. Sie halten sich streng an die Gebote ihres Gottes und die Lehren ihrer zahlreichen Propheten. Bei ihnen ist alles ein starres System von Vorschriften und Regeln. Schließlich gibt es noch die Essener, eine Art Mönchssekte, mit deren Hauptkloster drüben am Toten Meer, bei Qumram. Sie wollen mehr den Geist der Religion als ihren Buchstaben erfüllen. Denn eines mußt du wissen, Panthera: in diesem Lande ist Religion alles."
„Und, was will dieser Rabbi Jeshua?"
„Offenbar steht er den Essenern nahe. Ihm geht es darum, der Religion wieder Leben einzuhauchen. Er nennt die Pharisäer Heuchler."
„Stimmt es denn, daß die Pharisäer heimlich mit den Widerstandskämpfern der Gebirge zusammenarbeiten, die gegen unsere Nachschubkolonnen vorgehen?"
„Sie sind eine selbstgerechte Gesellschaft, mein Freund. Starrsinnige, im Gestrüpp der Auslegungen und Vorschriften verirrte Fanatiker."
Heriman zog den Kameraden am Ärmel der Tunika vom Tor fort.
„Gehen wir zur Stadtmauer hinüber, Panthera. Ich will dir unterwegs eine Geschichte erzählen, die sich kürzlich zugetragen hat und die mir meine jüdischen Freunde nicht ohne Behagen berichtet haben."

*

Der Sabbath ist der Feiertag der Juden, er beginnt am Freitagabend. Dann erstarrt das Leben Jerusalems, als sei ein Zauber darüber gefallen. Streng ist das Gesetz und sehr alt, ein ewiges Bundeszeichen aus den Tagen des Moses. Die Familien in ihren Behausungen eröffnen den Sabbath mit dem „Kiddusch", einem Segensspruch über Wein, Licht und Gewürz. Da es verboten ist, am Sabbath zu kochen oder zu backen, sind die Speisen für den Feiertag vorher zubereitet worden. Wer etwas Warmes genießen will, muß diese Mahlzeit vorher richten und zusehen, wie

er die Wärme erhält, ohne sie zu steigern; denn dies wäre bereits eine Verletzung der Regel.
Im Buche Schabatth, dem IV. Kapitel, in der Sammlung Mischna ist genau niedergeschrieben, was die gelehrte Scharfsinnigkeit der Rabbis über das Warmhalten der Speisen festgelegt hat.
Obed, der Flickschuster, von dem Heriman erzählen wollte, konnte die betreffende Stelle der heiligen Schriften auswendig und pflegte sie am Vorabend des Sabbath seiner demütigen Gattin Esdra mit so lauter Stimme vorzulesen, daß auch sämtliche Nachbarn zuhören konnten. In dem Buche heißt es:
„Man darf Speisen, um sie am Sabbath warm zu erhalten, nicht einsetzen in Öldrüsen, in Dünger, Kalk oder Sand, sie seien feucht oder trocken ferner nicht in Stroh, Weinhülsen, Wollflocken, Kräuter, wenn diese feucht sind, wohl aber wenn diese trocken sind."
Wenn nun Tante Esdra schüchtern fragte, was zu tun sei, da Obed auch am Sabbath seine warme Hirsesuppe nicht entbehren wollte, so antwortete er ihr abermals mit den Worten der Mischna:
„Es ist erlaubt sie einzusetzen in Kleider, unter Früchte oder Taubenfedern, Hobelspäne und Flachswerg."
Aber schon bei letzterem machte Obed Einwände, weil ein Pharisäer namens Jehuda nur feinen Flachswerg, nicht jedoch groben zuließ.

Einmal war die gute Esdra noch knapp vor Sabbathbeginn aus dem Hause gelaufen, um Taubenfedern zu besorgen, die Obed am unbedenklichsten erschienen. Sie hatte sich verspätet und mit jähem Erschrecken den dröhnenden Klang der Drometen vom Tempel vernommen, die den Sabbathbeginn verkündeten. Esdra war durch die Pharisäer und ihren Obed zu gut geschult, um nicht zu wissen, was das bedeutete. Der Sabbath hatte seinen Anfang genommen. An die Sabbathgrenze gebunden, durfte sie nur noch zweitausend Ellen weit gehen; denn am Sabbath hatte jede Tätigkeit, die im entferntesten nach Arbeit aussah, zu unterbleiben.
Da Esdra nicht klug genug war, die schwierigen Bestimmungen über das Gehen von einem Bereich in den anderen und über die Abgrenzung der Bereiche richtig auszulegen, erstarrte sie wie Loths Weib und überlegte auf der Stelle an der sie verharrte, was nun zu tun sei.
Unglücklicherweise war es keine günstige Stelle, an der dies geschah. Esdra befand sich gerade am Trödelmarkt unter dem Aquädukt, wo außer windschiefen Buden nur verschachtelte Elendsquartiere waren. Die Händler hatten längst die Läden geschlossen. Selbst in den armseligen Hütten aus Laubwerk, faulen Brettern und groben Steinen, die an dieser Stelle wie Schorf die Unterstadt bedeckten, war alle Geschäftigkeit erstorben. Niemand ließ sich sehen. Sogar die vielen halbnackten Kinder waren von der Gasse geholt worden.

„Zweitausend Ellen", dachte Tante Esdra und hatte die größte Angst, sie könne sich etwa in der Schätzung einer Elle irren und würde demnach bei 2001 das Gesetz im buchstäblichen Sinne ‚übertreten'. So beschloß sie vorsichtshalber nur tausend Ellen weit zu gehen. Sie wollte an dem Ort, den sie dann erreicht hatte, lieber sterben, als ihn vor Samstagabend verlassen.

Nach Hause konnte sie nicht mehr kommen. Bekannte hatte sie nicht in der Nähe. Außerdem würde ihr kein Frommer die Tür öffnen, da ja bereits das Zurückschieben eines Riegels eine verbotene Tätigkeit war.

So visierte Esdra voller Bedenklichkeit eine kaum einen Steinwurf entfernte Höhle im Felsen an, die ihr leer zu sein schien. Sie kam auch gut dort an und kauerte sich eine Nacht und den folgenden Tag regungslos in die Dunkelheit. Sie erduldete Qualen der Todesangst, als aus den dort abgelagerten Haufen Unrats, aus den übelriechenden Bergen von Obst- und Lederabfällen das Geraschel und Gepfeife von Ratten hörbar wurde und aus der einbrechenden Nacht Dutzende von phosphoreszierenden Augenpaaren sie anstarrten. Aber selbst als die widerlichen Tiere näherliefen, ja über ihren enggezogenen Mantel huschten, wagte sie keine wesentliche Abwehrbewegung zu machen. Ihr brannte die Lehre Obeds, des Pharisäers, im Gedächtnis, daß schon das Lösen eines Schuhbandes oder die Rettung von Hausrat bei Feuersbrunst am Sabbath ein Frevel wäre. Um wieviel schlimmer mußte es sein, einen den ganzen Sabbath andauernden Abwehrkampf gegen Ratten zu führen?

Und so erduldete Esdra trotz ihrer entsetzlichen Furcht die Nähe der Tiere. Sie wurde von ihrem Gott Jahve auch belohnt; denn die Ratten kümmerten sich nicht weiter um sie und vergnügten sich im Abfall. Nur tat die Frau kein Auge zu und blieb die ganze Zeit unter vielen körperlichen und seelischen Schmerzen sitzen, bis endlich nach vierundzwanzig Stunden das erlösende Signal der „Habbala" vom Tempelberg den Sabbath für beendet erklärte.

Als sie völlig erschöpft in die Gasse der Flickschuster und Sattelmacher kam, übernächtigt und grau im Gesicht, empfing sie Obed von weitem mit zornigem Gebrüll.

„Ha, Verfluchte!" schrie er. „Du hast den Sabbath geschändet! Wo hast du dich herumgetrieben, Sünderin? Die Strafe der Steinigung ist dir gewiß!"

Unter vielen Tränen berichtete Tante Esdra, was sich zugetragen hatte und wie sie dank der Lehren Obeds ohne Makel den Sabbath überstanden habe. Nach langen Debatten, zu denen auch andere Pharisäer zugezogen wurden, kam man endlich überein: es habe keine Gesetzesübertretung stattgefunden, und Esdra wurde wieder in Gnaden aufgenommen.

*

Die beiden Centurionen waren unterdessen bis zur Stadtmauer gelangt. Wie eine steile Felswand stürzte das Gemäuer zum tief eingekerbten Kidrontal hinab. Auf den gegenüberliegenden Höhen standen Grabmäler; Frauen gingen, die Krüge auf dem Kopf, zu den Ziehbrunnen und Zisternen im Tal.

Heriman lehnte sich an die Ziegeln der ungeheueren Wehrmauer und auch Panthera blieb stehen, um den Ausblick zu genießen.

„Siehst du, mein Freund", sagte Heriman, „so starr sind die Pharisäer auf ihre religiösen Vorschriften versessen. So glauben sie ihrem Gott zu dienen. Dabei sind sie hart, unbarmherzig und selbstgerecht. Religion ist bei ihnen zu einem staubigen Vorschriftenbuch geworden."

„Aha! Und dieser Rabbi Jeshua aus Nazareth möchte sie wieder zu ihrem wahren

Gott zurückführen? Da wird er sich aber viel Feindschaft zuziehen. Mir scheinen diese Pharisäer eine gefährliche Gesellschaft."
„Du hast völlig recht, Panthera. Rabbi Jeshua hat nur wenige Anhänger, und das sind meist arme Fischer, Schafhirten und Handwerker. Aber er will gar keinen gewaltsamen Umsturz. Im Gegenteil, er predigt Gewaltlosigkeit, Barmherzigkeit für die Mitmenschen, ja sogar Liebe für die Feinde."
Panthera beugte sich weit über die Mauer. Er hatte die kleine Schar entdeckt, die im Tal des Ölgartens von Gehtsemaneh dahinzog und sich der gewundenen Bergstraße näherte. Dort ging es zum Dorf Bethanien hinauf.
„Schau dorthin, Heriman", rief er. „Ich glaube, da wandert der Rabbi aus der Stadt."
„Schon möglich, daß er es ist. Er wohnt gewöhnlich in Bethanien, im Hause des Esseners Lazarus."
Und Heriman fügte nachdenklich hinzu:
„Ich wünschte, sein Gott möge ihn schützen. Er wird es brauchen."

52 nach Chr.

Zwischen Schule, Theater und Zirkus

Der griechische Schulmeister Athenagoras gehört zu den „Professores" an einer der zahlreichen Schulen für Grammatik und Rednerkunst in Rom. Ganz Rom wimmelt von griechischen Gelehrten, Philosophen und Lehrern.
Um diese Zeit ist es nicht mehr üblich, daß die römischen Väter ihre Knaben frühzeitig zur Feldarbeit und zu Waffenübungen anhalten. Die vornehmen Familien nehmen ihren Nachwuchs zu Senats- und Gerichtssitzungen mit, damit die Söhne lernen, den Staat zu regieren. Sie haben begriffen, wie wichtig gute Schulen für die Jugend sind.
Aber auch die geringeren Bürger schicken ihre Kinder in die Ausbildungsstätten. Elementarschulen gibt es in Rom seit langem. Jede „Region" (Stadtteil) besitzt mehrere davon, ja selbst in den Provinzen unterhält jede Gemeinde Volksschulen. Obwohl es weder die Schulpflicht noch ein vorgeschriebenes Einschulungsalter gibt, lernt doch jeder junge Römer lesen, schreiben und rechnen. Wer höher steigen will, geht später in Grammatikschulen oder zu den griechischen Rednern und zu den Rechtslehrern.
Kehrte einer der Alten zurück, er könnte die Stadt nicht wiedererkennen. Längst ist aus dem einfachen, bäuerlichen Rom eine Weltstadt geworden, in der sich zwei Millionen Bürger, Fremde aus allen Erdteilen und Sklaven drängen.
Athenagoras hat seine gelehrte und sehr modern denkende Tochter Phryne, eine junge Dame von zwanzig Jahren, bei sich. Die weibliche Jugend hat angefangen,

sich von den strengen Fesseln des Hauses und einer übertriebenen Einengung ihrer persönlichen Freiheit zu lösen. Phryne gehört zu jenen Mädchen, die studiert haben. Man kann sie sogar bei gelehrten Diskussionen in der Rednerschule bewundern. Aber es bleibt nicht nur bei der Beschäftigung mit der Wissenschaft. Viele der jungen Römerinnen führen ein mehr als lockeres Leben, man trifft sie allein, im Zirkus, im Theater oder auf dem Corso, und man erzählt sich allerlei Geschichten über ihre freie Lebensauffassung.

Auch der alte Athenagoras liegt in ständigem Streit mit seiner allzu gescheiten Tochter. Er versteht oft die Ansichten der heutigen Jugend nicht mehr.

Die beiden haben eine Verabredung im Haus des reichen Ritters Marcus Fabius auf dem Viminal-Hügel. Es ist frühe Morgendämmerung.

Der griechische Professor bleibt verschnaufend an einer Stelle des Treppenpfades stehen, wo man einen Ausblick auf die Stadt genießen kann.

„Herrlich, einfach wunderbar!" ruft er begeistert. „Dieses Marmor-Rom ist wirklich ein Weltwunder. Sieh nur wie die Kaiserpaläste auf dem Palatin schimmern. Diese kühn an den Rand der Felsenterrasse gebauten Säulengänge der Livia. Und unten auf dem Forum die großartigen Tempel, die Gerichts- und Versammlungshallen, die zahllosen Standbilder, Brunnen und Bronzestatuen. Wie weitläufig das Marsfeld mit seinen Thermen, Tempeln und Parkanlagen daliegt, wie die vergoldeten Dachziegel des Jupitertempels auf der Capitolinischen Burg, in der aufgehenden Sonne glühen.

Welch großartige Stadt könnte das sein, wenn das Volk in ihren Mauern nur die mindesten Ideale besäße. Aber diese heutige Jugend . . ."

Phryne, die ihres Vaters Reden auswendig kennt, rümpft die Nase.

„Ach, die zahlreichen Gottheiten aus Marmor, Bronze oder Holz!" seufzt sie. „Fängst du schon wieder damit an? Wir können nicht ununterbrochen von homerischen Helden, von glatzköpfigen Philosophen und altertümlichen Dichtern schwärmen. Das Leben bietet zuviel Annehmlichkeiten und interessante Seiten. Carpe diem — nütze den Tag —, sagt ein sehr praktischer Poet. Horaz war es, glaube ich.

„Ja, freilich", brummt Athenagoras, „Genuß und Vergnügen, das sind euere Götter! Aber meine hochstudierte Tochter himmelt ja auch den Tänzer Mnester an! Was für eine Jugend, deren Idole und Vorbilder ehrlose Schauspieler, Tanzakrobaten und Rennfahrer im Zirkus sind, statt sich höheren Werten zuzuwenden."

„Vater, wir leben nicht mehr zu Catos oder Platos Zeiten. Rom ist das Herz der Welt, alle Reichtümer strömen zusammen, alle Völker treffen sich hier. Wir sind Weltbürger geworden."

Der alte Professor hebt die Augen verzweifelt zum Himmel. Dann zitiert er ein Wort des römischen Geschichtsschreibers Livius: „Mehr Völker sind am Reichtum, als an der Not zugrunde gegangen."

„Gehen wir weiter", erwidert Phryne.

Aus dem halbdunklen Gäßchen zur Rechten kommen römische Schuljungen. Einige führen noch die tönernen Öllämpchen mit. In ihren Gürteln steckt der metallene „Stilus", ein Griffel, an dessen hinteren Ende ein Schaber zum Löschen

der Kritzeleien befestigt ist. In der Hand schwingen sie die zusammenklappbaren „Diploma-Tafeln", in Leder gebundene Schiefertafeln, die zusammenklappbar und auf den Innenseiten mit Wachs überzogen sind. Die Jungen hämmern an die verschlossenen Holzläden der Handwerker und Kaufleute und lärmen durch die noch schlafende Stadt.

Die Schule beginnt in Rom zur ersten Morgenstunde, also um sechs Uhr früh.

Zwei Jungen führen ein Gefecht mit Holzschwertern auf, wobei sie die Tafeln als Schilde benutzen. Dazu rufen sie die Namen der eben im Zirkus auftretenden Gladiatoren, die offenbar ihre leuchtenden Vorbilder sind.

Andere trällern frech die kecken Schlager eines Sängerstars, der in Rom von sich reden macht.

Einige Knaben stellen ein Viergespann dar, das ein älterer Junge an Stricken lenkt. Sie rasen heulend und schnaubend die Gasse herab.

„Achtung!" ruft der Wagenlenker, „hier kommt das göttliche Gespann des Pertinax maximus, des unbesiegten Renners im Zirkus!"

„Da hast du es, Phryne", jammert der Professor. „Wovon träumt der römische Junge von heute? Wer sind seine Vorbilder? Gladiatoren, Schauspieler und Rennfahrer. Was für eine Zeit!"

„Was willst du, Papa?" lächelt die Tochter. „Hat nicht Kaiser Caligula sein Lieblingsrennpferd sogar in den Rang eines römischen Konsuls erhoben? Und geht nicht Kaiserin Messalina mit ihrem Beispiel voran? Ganz Rom spricht von ihrer Vorliebe für Tänzer und Komödianten."

Athenagoras schüttelt den weißen Kopf. Da sie nun um die Ecke der Gasse biegen, sehen sie die Schule des Celer vor sich. Sie ist keine gewöhnliche Trivialschule — also nicht „in trivio", direkt an der Straße — sondern eine Schule „in pergola": in einer angebauten Vorhalle untergebracht. Weil sich aber ihre Bogengänge zur Gasse öffnen, ist auch hier das Straßenpublikum ständig Zeuge des Unterrichts.

Doch in Rom sitzen ja auch Bäcker, Barbiere oder Schreiner in ihren offenen Verschlägen, und man sieht ihnen bei der Arbeit zu.

„He, Schulmeister", ruft Athenagoras, „halt nur die Ruten bereit und versohle deine Schar ausgiebig! Sie haben weder Anstand noch höheren Geist. Bläue ihnen den Homer oder doch wenigstens den Virgil ein, das wäre besser, als daß sie von Zirkus und Rennbahn träumen."

Einige Schritte höher am Viminal-Hügel beginnt schon die Umfassungsmauer des Hauses, in dem der Ritter Marcus Fabius lebt. Professor Athenagoras betätigt den erzenen Türklopfer; denn ein Fußbodenmosaik vor der Pforte warnt: „Cave Canem — hüte dich vor dem Hund!"

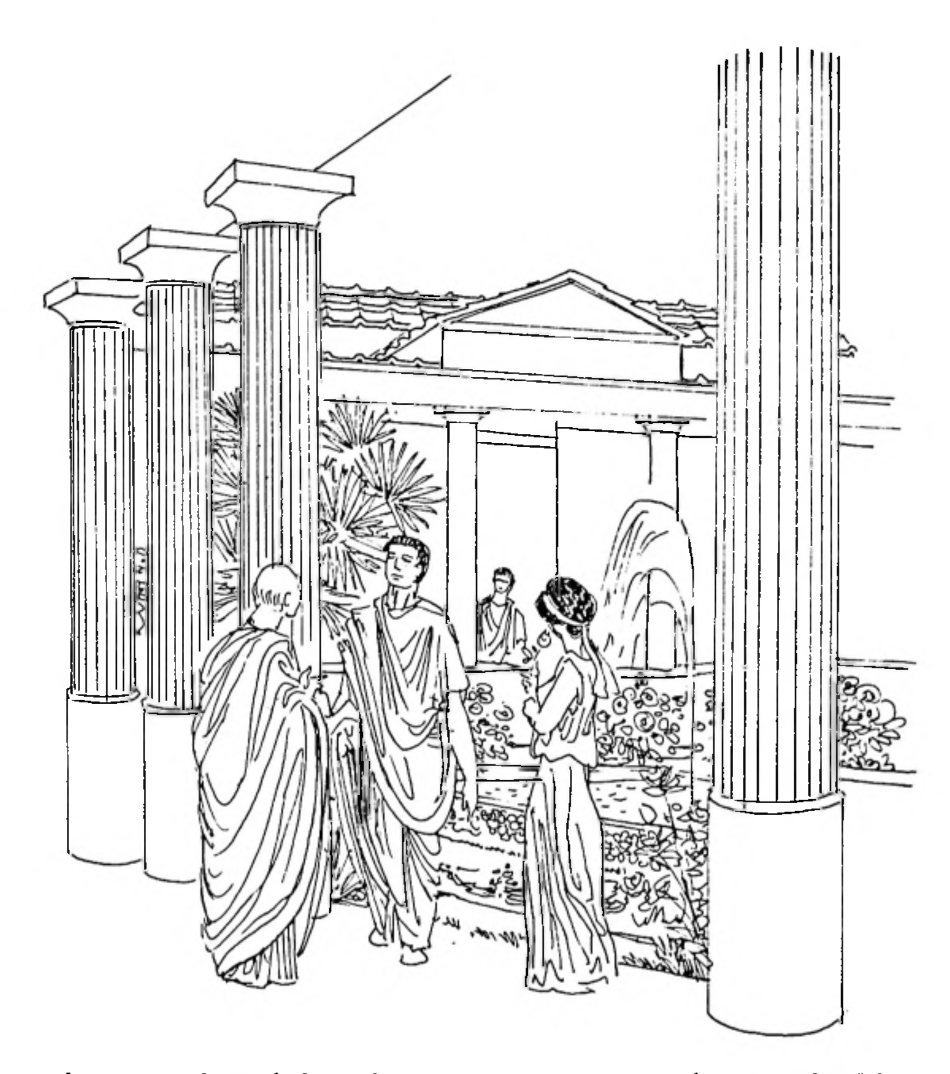
Das Tor tut sich auf. Doch der „Hund" ist nur ein am Fußgelenk angeketteter Pförtnersklave, der in dem winzigen Vorraum haust.

Ein Haushofmeister — ein freigelassener Grieche — eilt herbei und führt die frühen Besucher durch das „Atrium", den Saal mit den Penaten- und Larenaltären. Ein „Pluviale" öffnet sich im Dach, hier fallen das Licht und der Regen ein, der sich in dem flachen Becken darunter sammelt. Der nächste Raum ist das „Ta-

blinum", ein Speise- und Aufenthaltszimmer, dessen Seitengänge zu den Schlaf- und Wohnräumen führen.
Der Haushofmeister bittet die Gäste, im „Peristyl" zu warten.
Diesen gartenähnlichen Innenhof mit Säulenumgängen, Wasserbecken, Statuen und verschiedenen Pflanzen haben die Römer den Griechen nachgebaut.
Schon kommt Marcus Fabius und begrüßt seine Besucher.
„Es handelt sich um meinen Sohn Secundus, der gleich erscheinen wird", sagt er. „Er ist jetzt achtzehn. Wir haben in unserer ‚Gens' (Großfamilie) kürzlich das Fest seiner Mannbarkeit gefeiert und fragen uns nun, welche weitere Ausbildung Secundus erhalten soll. Dazu möchte ich deinen Rat, Professor. Secundus hat bisher den üblichen Bildungsgang mit Erfolg hinter sich gebracht."
Der übliche Bildungsgang, denkt Athenagoras, das bedeutet, daß man dem Jungen am neunten Tag nach seiner Geburt zunächst den Rufnamen verliehen hat. „Secundus" bedeutet „der Zweite". Er ist demnach der zweitälteste Sohn des Ritters. Die Römer sind phantasielos, sie numerieren meist ihre Kinder: Primus, Secundus, Tertius, Quartus und Quintus . . .
Die Gens ist die der Fabier. Man hat es also mit Fabius Secundus zu tun.
An einem Familienfesttag legte ihm dann die liebende Mutter sicher das übliche Amulett gegen böse Geister um den Hals. In den folgenden Jahren lebte der Knabe in der Pflege von Mutter und Amme. Er bekam das gewöhnliche Spielzeug, eine Rassel, die „pupa" aus Holz und Stoff, die er später gegen bleierne Legionssoldaten, Holzschild und Schwert vertauschte. Auch las man ihm alle alten Legenden, Göttermythen und die Chronik der Vorfahren vor. Wahrscheinlich kam dann ein „Pädagoge", der ihn in Götterlehre und Staatsgeschichte einführte.

Vermutlich war Secundus ein Schuljunge, wie jene, denen man eben begegnete, und lernte lesen, schreiben und rechnen mit der Rechentafel. Bei einem „Grammatiker" — in der Mittelschule — wurden ihm die Feinheiten der Sprache, ein wenig Griechisch und die Gedichte des Homer, des Horaz und des Virgil beigebracht.

„Er soll zu einem guten Redner und Philosophen kommen", bestimmt Marcus Fabius. „Denn ich möchte, daß er eines Tages Anwalt, Politiker, vielleicht Quästor, Praetor oder gar Statthalter wird. Ein nützlicher Beruf. Eine praktische Ausbildung, die zu einem erstrebenswerten Ziel führt und die ihm sein Geld einbringt. Was meinst du, Professor?"
Athenagoras versäumt die Gelegenheit nicht, über sein Lieblingsthema zu sprechen.
Ausführlich legt er dar, daß es das Wichtigste bei jedem Bildungsgang sei, zunächst einen klugen, an allem Schönen und Wahren sich emporrankenden Menschen zu erziehen: einen echten Philosophen.
„Deshalb rate ich dir, Marcus Fabius", eifert er, „sorge dafür, daß dein Secundus diesem römischen Vergnügungsbetrieb möglichst fern bleibt. Rom liebt leider nicht das ernsthafte, tragische Theater der Griechen. Es langweilt sich bei Äschylos oder Sophokles und läuft lieber ins Marcellustheater oder gar zu jenen Schaubuden, wo man derbe Lustspiele mit frivolen Zwiegesprächen in primitiven Verwechslungskomödien gibt, wo die schamlosen Schauspieler Zoten und saftige Scherze von der Bühne herabbrüllen. Das ist nicht gut für die Jugend. Und laß



deinen Secundus auch den Zirkus mit seinen grausamen Tierhetzen meiden. Was gewinnt die Menschenseele schon, wenn sie erlebt, wie arme Bären, Löwen oder gar Menschen blutig zu Tod gehetzt werden? Sensationen — sonst nichts! Ebenso erscheint mir der Besuch der Rennen im Circus maximus schädlich, wo sich Hunderttausende zur Masse ballen, schreien, eifern, sich in Parteien zerspalten, ob die Grünen oder die Blauen schneller mit ihren Viergespannen die Arena durchmessen; wo sie sich die Räder rammen und die Fahrer blutig in den Staub stürzen. Das alles ist grobe Kost, Marcus Fabius."
„Schon gut, schon gut", erwidert der Ritter. „Welchen Lehrplan schlägst du vor, Professor?"
Begeistert erklärt Athenagoras, wie seine Studenten an den alten Dichtern und Philosophen geschult werden, wie er sie zur Logik, zum strengen Aufbau eines

Themas erziehe, sie den Wesenskern der Dinge erkennen lehre und sie endlich dahinbringe, selber kleine Referate zu halten. Sie sollen gebildete Männer, überzeugende Gerichts- und Staatsredner werden, die schließlich die Senatsbeschlüsse und Gesetze kennen und imstande sind, jeden Posten mit menschlicher Überlegenheit auszufüllen.

„Vor allem aber", meint Athenagoras, „kommt es mir darauf an, gute und feinsinnige Menschen zu bilden. Unsere Schule — die Stoa — unterscheidet genau wie Aristoteles vier Grundtugenden: Klugheit, Starkmut, Selbstbeherrschung und Gerechtigkeit. Gott ist für uns das Maß aller Dinge — nicht der Mensch und sein Vergnügen."

Aus dem Säulengang des Peristyls dröhnt lautes Gelächter. Fabius Secundus, der dort zugehört hat, tritt hervor. Er ist ein ansehnlicher, etwas stutzerhaft gekleideter Jüngling mit griechisch gelocktem Haar.

Er hat nur Augen für die hübsche Phryne und beachtet den weißhaarigen Professor kaum.

„Das klingt ja schrecklich langweilig", lacht er. „Doch wenn ich voraussetze, daß ich nicht nur einen Lehrer, sondern auch eine reizende Lehrerin haben werde, so will ich mich gern der Mühe unterziehen."

Als Athenagoras protestieren will, unterbricht Secundus mit einer herrischen Handbewegung.

„Ich glaube", sagt er, „Professor Athenagoras müßte etwas mehr unter die Leute kommen! Ich lade euch beide für morgen an den Fuciner-See, wo die Festspiele des Kaisers Claudius durch eine Naumachie gekrönt werden."

*

Eine „Naumachie" ist ein Schiffskampf zur Erheiterung des Volkes.

Bei dieser Naumachie des Jahres 52 sind halb Rom und die umwohnende Landbevölkerung am Fuciner-See versammelt. Den kleinen See sperren Schiffseinheiten gegen Süden ab, und die Ufer sind von Gardesoldaten abgeriegelt. Sie werden darüber wachen, daß keiner der zum Kampf bestimmten Verbrecher und Sklaven entrinnen kann. Mit großen Schwierigkeiten hat man auf Rollbahnen sizilische und rhodesische Kreuzer über Land in den See geschafft. Neunzehntausend bewaffnete Opfer warten auf ihren Auftritt, während die Zuschauer sich dicht auf den Tribünen drängen. Auch Professor Athenagoras, seine Tochter und die Ritterfamilie Fabius sind unter ihnen.

Kampfbereit liegen sich die Geschwader gegenüber. Dann taucht ein silberner Meeresgott aus den Fluten empor und gibt das Zeichen zum Beginn der Schlacht.

Hunderttausende erleben das Manöver einer wirklichen Seeschlacht: das Umkreisen der Gegner, das Ruderbrechen, das Niederfallen der Enterbrücken und den wilden Kampf von Bord zu Bord. Feuertöpfe und Körbe voll Giftschlangen fallen auf das feindliche Verdeck, Qualm steigt auf, Segel flammen und Knäuel von Menschen stürzen, in tödlichem Zweikampf umschlungen, in die Flut.

Doch es gibt kein Entrinnen. Wer ans rettende Ufer schwimmen will, wird unterm Beifallsgejohle der Massen gnadenlos von den Gardesoldaten in die Wasser zurückgetrieben. Schiffe, die Fluchtmanöver versuchen, sehen sich plötzlich von aufschäumenden Fontänen einschlagender Geschosse umringt. Überall an den

Hochufern sind Riesenschleudern aufgestellt, die Steine und Brandspeere versenden. Wo der See abfließt, hat man Holzbrücken gebaut, auf denen die Todeskandidaten ihre blutige Schlacht zu Fuß fortsetzen.
Dort thront hoch oben auf prachtvollem Thronsessel im purpurnen Feldherrnmantel Caesar Claudius, umgeben von seinen Höflingen.
In Prunkzelten und Holzbaracken sind Vorkehrungen für ein abschließendes üppiges Festmahl getroffen. Auch die Volksmenge wird mit kostenlosem Wein und Essen ergötzt werden.
Rom erfreut sich an „panem et circenses" — an Brot und Spielen.
Und dafür müssen Tausende im Schauspiel der Naumachie sterben.
„Wie schrecklich ist diese Welt!" sagt Professor Athenagoras. „Alle denken nur noch an Feste, Lustbarkeit, Sensationen oder — wie mein neuer Schüler — an Nutzen, raschen Aufstieg und Geldverdienen. Ach, Rom, wo sind deine Götter geblieben?"
Dann wendet er sich in vergeblicher Warnung an die jungen Leute, die neben ihm auf der Tribüne mit glänzenden Augen das schaurige Spiel verfolgen, und mahnt seine Tochter:
„Siehst du nicht, mein Kind, daß es hier nur noch zwei Sorten Pöbel gibt: den vornehmen und den geringen?"
Doch weder Phryne, noch Secundus beachten ihn. Sie genießen den Tag. Und morgen werden sie im Zirkus sitzen oder zu den Schaubühnen mit ihren frechen Zweideutigkeiten laufen.

Um 250 n. Chr. | In den Wäldern des Nordens

Als im römischen Weltreich schon die „Soldatenkaiser" herrschen und sich gegenseitig ermorden, sind die Länder nördlich der Alpen, das spätere Deutschland, zu vier Fünfteln mit Wald und Sümpfen bedeckt. In den riesigen Urwäldern, die Berge, Gütel und Täler überzogen, sieht man mehr Laubhölzer als Nadelgewächse, also Eichen, Buchen, Birken und Erlen an den Rändern der Moore, Eschen, Espen und Weidengestrüpp an den wild dahersprudelnden Bächen und Flüssen. Langsam erst dringen vom Norden und von den Alpenbergen herab die Tannen und Fichten vor.

Das Wild in den Wäldern ist unruhig. Es riecht nach Brand. In der Ebene zwischen den flachen Bergeshöhen hängen Rauchschwaden wie blaue Nebel. Rudel von Hirschen und Rehen ziehen eilig fort, Wildschweine und Auerochsenherden brechen aufgestört durchs Unterholz, und sogar der Braunbär tappt, gefolgt von seiner Familie, über Stock und Stein bergwärts. Die germanischen Bauern im Tal haben die letzten Tage mit Feuer gerodet. Jetzt reuten sie die Stöcke und Wurzeln auf der Brandstätte. Das gute Weide- und Ackerland ist knapp geworden, und das

junge Volk will eigene Höfe haben. Die Menschen werden immer mehr, sie sind genötigt, Neuland zu gewinnen.
Der junge Aribo ist froh, daß er zum Wachdienst eingeteilt ist; denn Roden ist eine harte Arbeit.
Im Wald kommt etwas auf ihn zu. Es klingt wie der zielbewußte Schritt eines Mannes.
Aribo springt aus dem Gebüsch, das ihn verbirgt, und streckt den Kurzspeer vor, die gewöhnliche Waffe des Germanen.
„Halt", ruft er, „stehengeblieben! Sag deinen Namen, wer du auch bist."

Ein riesiger Fremder biegt die Zweige auseinander. Er trägt zwar die mit Lederriemen um die Beine gebundene „Braca", die Bundhose des Germanen, den ärmellosen Fellkittel eines Jägers und den blaugefärbten Mantelumhang, trotzdem ist etwas Fremdartiges an ihm. Der rotbärtige Fremde hat die Haare auf römische Art halblang geschnitten, eine goldene Ehrenkette hängt ihm um den Hals, und unter dem Mantel erkennt man die Schulter- und Brustschienen einer römischen Rüstung. An der Seite baumelt ihm ein Kurzschwert, und in der Rechten führt er die „Pila" — eine römische Kurzlanze mit langem Eisen.

„Ich heiße Erwein", ruft der Riese. „Ich bin Alemanne wie du, mein Junge, aber ein Alemanne, der lange ein römischer Legionär gewesen ist. Bring' mich zu deinem Häuptling."
Nach kurzem Besinnen läßt Aribo sein Hifthorn erschallen. Er wendet sich talwärts. Von unten blicken die Bauern zur Höhe hinauf.
„Komm, Erwein", spricht der Junge, „ich bringe dich ins Gehöft."
Vom Rodefeld kommen ein paar Bauern mit geschulterten Harken und Beilen. Auf der Wiese nahe dem Fluß spielen nackte Kinder; denn es ist ein milder Herbsttag. Andere baden im Weiher.
Die Höfe sind weithin verstreut; denn jeder Germane baut sich dort an, wo es ihm am besten gefällt. So ist das Dorf breit auseinandergezogen. Um die Hofbezirke ziehen sich Flechtzäune. Aribo steuert auf ein mächtiges Gehöft zu, das sogar mit zugespitzten Palisaden umgeben ist. Auf den geschnitzten Pfählen des Haupttores stecken Pferdeschädel. Ein turmartiger Beobachtungsstand erhebt sich über dem dichten Zaun.
„Da herein, Erwein", sagt Aribo.
Der Hof ist im Geviert gebaut. Große, wuchtige Häuser mit Giebeldächern liegen da. Neben dem Haupthaus breitet eine uralte Eiche ihr Geäst, sie dient als Blitzschutz. Alle Gebäude sind nach Germanenart aus grobbehauenen Balken gefügt. Die Zwischenwände hat man mit Weidengeflecht und Lehm ausgefüllt, mit Kalk getüncht, die Balken beschnitzt und mit Ochsenblut bemalt. Das Wohnhaus, in dessen Fortsetzung auch die Stallung liegt, hat gekreuzte Giebelbalken, gegenüber stehen Scheuern und Schuppen, im Winkel dazu ein Knechtshaus. Der ausgemauerte Ziehbrunnen bildet die Mitte des Hofes, auf dem eben eine Magd die Hühner und Enten füttert. Auch ein Pfau und zwei Fischreiher spazieren unter dem Geflügel.
Ein Knecht bringt den eisenbeschlagenen Hakenpflug in den Schuppen, vor dem zwei Mägde auf der Bank kauern und Korn in einer Handmühle mahlen.

Was man auch sieht: alles ist fast ohne Eisen, ohne Nägel und Bänder gemacht; denn metallene Ware ist immer noch selten und teuer. Auf der Altenbank vor dem Haupthaus sitzt eine grauhaarige Frau am Spinnrocken und zieht Fäden aus dem Flachs.
„Nimm Platz, Erwein", sagt Aribo. „Ich sage dem Grafen Bescheid."
Ah, denkt Erwein, das habe ich gut erraten. Ein Graf ist der Dorfhäuptling. Wer bei den Germanen im Kampf die Ehre hat, eine „rof" oder Schar anzuführen, ist „gerafio" oder Graf. Meist leiten diese hochgeachteten Männer ihren Stammbaum von Göttern oder alten Helden ab.
Aber nicht der Graf kommt, sondern ein anderer Mann. Er trägt ebenfalls Braca und Leinenkittel, dazu ein umgehängtes Wolfsfell. Seine blonden Locken fallen frei auf die Schultern, zum Zeichen dafür, daß er kein „Gescherter", kein Knecht, ist.
„Ich heiße Athaulf", sagt er. „Ich bin der ‚Sacobario', der Sachwalter, unseres Grafen. Der hat keine Zeit, er leitet die Rodung. Sei uns gegrüßt, Fremder, und tritt ins Haus."
Nun erscheint eine junge Frau im „Fleez", dem halbdunklen Eingang. Sie trägt ein langwallendes, in der Hüfte gegürtetes Kleid, bronzene, leicht vergoldete Fibeln und Haften im Gewand und schön verzierte Armreife.
„Hier iß, Fremder", sagt sie und reicht ihm einen Holzteller mit Salz und Brot. „Du bist unser Gast, komme du im Frieden!"
Das geht also gut! Schon beim Betreten des Gehöfts hat Erwein bemerkt, daß blauer Rauch aus einer Öffnung des Strohdaches kommt. Man bereitet demnach das Abendessen. Und er ist dazu eingeladen.
Der hartgestampfte Lehmboden ist mit Lavendel und allerhand duftendem Kraut bestreut. Man bringt Erwein in die „Halle"; das germanische Bauernhaus hat nur einen einzigen, riesengroßen Wohnraum.
Es ist wie überall: unter der Öffnung des Dachgebälks steht der aus Feldsteinen gemauerte Herd, über dessen Holzfeuer ein eiserner Kessel brodelt. Die Bänke entlang den balkengefügten Wänden sind ebenso wie die Wände mit Fellen bedeckt. Aber an den Seitenwänden hängen auch Hirschgeweihe, Gehörne von Auerochsen, ausgestopfte Bärenköpfe, Waffen und Fischereigerät. Die junge Frau rückt einen groben Hocker an den riesigen Eichentisch, während der „Sacobario" oder „Baron" auf einem der beiden reich verzierten Hochsessel am Kopfende Platz nimmt.
„Bring ihm zu essen, Hilde", befieht der Baron. „Es hängen Bärenschinken im Rauchfang. Und auch Brot ist genug da. Stell uns zwei Krüge mit Honigmet auf den Tisch."
Erwein beobachtet den Vertreter des Grafen. Er schätzt ihn als einen tüchtigen Mann ein; davon spricht seine Kette aus Bärenkrallen und Eberzähnen.
Rücksichtsvoll wartet der Baron, bis Erwein seinen ersten Hunger gestillt hat. Sie trinken sich zu, reden vom Wetter und von Alltäglichkeiten. Von dem Ärger, den man auf dem Hof mit den „Liuten" — den Knechten und Mägden — hat, vom schrecklichen Wildfraß und daß die Ernte hätte besser sein können. Erwein berichtet von der Jagd.

Endlich stellt der Bauer die Frage nach dem Woher und Wohin.
Inzwischen sind auch andere Männer in die Halle getreten. Sogar neugierige Knaben drängen sich um den Eingang. Alle hören gespannt zu, was der Fremde zu berichten weiß. Man wohnt nicht allzu weit entfernt von dem römischen Grenzwall und der Mann kommt von „drüben". Er hat offenbar bei den römischen Soldaten gedient.
Und Erwein erzählt. Immer mehr Männer, die wohl aus dem Dorfe stammen, füllen die Bänke, die Jungen rücken näher, und unter der Türe steht nun tuschelnd das Weibervolk. Da es langsam zu dämmern beginnt, stecken Mägde die harzigen Kienspäne in eisernen Haltern an den Wänden an. Ihr Harzgeruch mengt sich unter den niedergedrückten Rauch des Herdes, der die Stube mit bläulichem Qualm füllt.
Immer neue Geschichten aus dem goldenen Rom und von dem wunderschönen Land Italia jenseits der Alpenberge weiß Erwein zu berichten. Das muß ein Land sein: mit Obstgärten, Weinbergen, Ölmühlen, schönen Landgütern, reichen Getreidefeldern, Pferdekoppeln und herrlichen Gemüseplantagen. Die Tempel in den Städten sind mit goldenen Ziegeln gedeckt, die Häuser glänzen von edlen Steinen, die Menschen sind reich, schön und mit Schmuck behangen.

Aber sie sind auch verdorben, schwächlich als Kämpfer. Sie sitzen lieber im Zirkus und lassen sich vom Kaiser ernähren, als zu arbeiten oder gar zu kämpfen. Für alles haben sie Sklaven. Sogar ihre Legionen — einst der Schrecken der Welt — sind heute Truppen von germanischen und gallischen Söldnern. Erwein war selber einer davon.
Plötzlich erheben sich alle von den Bänken. Auch der Sacobario steht achtungsvoll auf. Ein hochgewachsener Mann, dessen Mantel von einer goldenen Hafte am Hals zusammengehalten ist, hat die Halle betreten. Er geht zum Hochsitz und nimmt den Ehrenplatz ein. Es ist Frido, der Gaugraf. Auf seinem Gehöft ist er der Bauer und zugleich der König — beinah Herr über Leben und Tod.

„Erzähl nur weiter, Erwein", befiehlt der Graf.
Und jetzt läßt der fremde Wanderer die Katze aus dem Sack. Er ist schon in vielen alemannischen Dörfern gewesen und hat ähnlich gesprochen. Aber es gilt vor allem, die Vornehmen zu gewinnen.
„Was plagt ihr euch mit Roden und Sumpfentwässern, Männer?" fragt er. „Warum schwingt ihr die Axt, die Harke und zwingt den Pflug hinterm Ochsenjoch durch verwurzelte, steinige Erde? Da drüben, im römischen Zehnäckerland, am Neckar- und Rheinfluß, gleich hinter dem Grenzwall, den die Römer ‚Limes' nennen, gibt es wunderschöne, fette Felder, Weinberge und sogar Fahrstraßen. Auch die Landgüter sind schon fertig gebaut und die Keller voll Wein, die Scheuern voll Korn, selbst an Sklaven fehlt es nicht. Weshalb wollen euere Jungleute nicht drüben Land nehmen — anstatt hier in den verfilzten Wäldern Germaniens?"
„Die Römer haben Legionen", erwidert der Graf. „Das müßtest doch du am besten wissen."
„Sie hatten Legionen, Graf! Heute sind sie schwach. Viele Römer verlassen die Provinzen und kehren nach Italien zurück. Die Truppen sind vielfach germani-

sche Söldner, euere Vettern. Die Kaiser streiten untereinander und ermorden sich, Legion kämpft gegen Legion. Wenn ihr hinüberzieht ins Zehnäckerland und den römischen Beamten erklärt, daß ihr Steuern bezahlen und Soldaten für die Legionen abstellen wollt, geben sie euch selber das Grenzland. Rom ist heute um jede Blutauffrischung froh."
Es wird ganz still in der Halle, man hört das Prasseln des Herdfeuers und das Knistern der Kienspäne. Dann endlich erhebt der Graf seine Stimme.
„Das ist eine Frage, die nicht hier entschieden werden kann. Über solch einen Plan entscheidet bei uns noch immer die Versammlung freier Waffenmänner: das Thing."
„Aber recht hast du schon, Fremder", sagt der Baron abschließend. „Waldroden ist eine harte Arbeit. Ein wenig Kampf wäre leichter."
„Und die Äcker der Römer sind wirklich gut", bekräftigt der Fremde. „Sie liegen schutzlos vor euerer Haustür. Ihr braucht sie nur zu nehmen."

435 n. Chr. | Ins Lager des Hunnenkönigs

All diese Provinzen zwischen Donau und Mittelmeer", sagt der kaiserliche Botschafter Maximinus zu seinem gelehrten Begleiter Priscus, „waren einst blühende Landstriche mit Gutshöfen, Dörfern und Städten. Und jetzt — sieh sie dir an!"
„Wirklich eine Reise durch den Vorhof der Hölle, Illustrissime", erwidert Priscus erschüttert. „Gemordet, niedergebrannt, zerstört, verwüstet ist alles. Wir werden von Glück reden dürfen, wenn wir gesund und lebend von dieser Fahrt zurückkehren. —"
Die kleine Kolonne römischer Reisewagen holpert über die alten Militärstraßen. In der größeren Kutsche, die sogar Schreibpulte und zum Schlafen verstellbare Sitze aufweist, sitzen sich die beiden Gesandten des Kaisers von Byzanz-Ostrom gegenüber und blicken bleich zu den Fenstern hinaus.
Das Land befindet sich in trostlosem Zustand. Alle Militärstraßen, die unter den Kaisern Hadrian, Trajan, Marc Aurel oder Diokletian gebaut worden sind, überwuchert eine Wildnis, in der nachts die Wölfe heulen. Nur selten sieht man halbverhungerte Menschen, die in wilder Panik flüchten, sobald die hunnischen Reiter des Begleitkommandos auftauchen. Diese katzenhaft auf ihre struppigen Pferdchen geduckten Reiter sind tatsächlich furchtbar anzusehen. Gelbhäutig, schlitzäugig, mit langen, fransenartig herabhängenden Haupt- und Barthaaren, mit bunt durchflochtenen Zöpfen oder federgeschmückten Haarknoten sitzen die Hunnen ohne Steigbügel und Sattel auf bunten Decken, die auf die Rücken der Steppenrosse geschnallt sind. Es heißt, unter diesen Decken ritten sie das rohe Fleisch weich, das sie halbgar hinunterschlingen. Sie sind mit Bogen und Pfeilen, Krummschwertern und langen Speeren bewaffnet. Unterhalten sie sich während ihrer wilden Ritte, klingt es wie das aufgeregte Geschnatter von Raubvögeln.

Bei den Ruinen der Stadt Sardika stieß diese etwa zweihundert Mann starke Eskorte der Hunnen zu der kaiserlichen Gesandtschaft. Unterwegs haben die Wilden einige armselige Bauern, Männer, Frauen und Kinder in den ausgebrannten Gehöften aufgestöbert. Diese Unseligen trotten oder rennen nun keuchend, mit Stricken gebunden, wie Hunde hinter den Reitern her. Im Land kreisen Geierschwärme über Verhungerten und Erschlagenen. An den Ufern der ehemaligen Stadt Naissus (Nisch) liegen haufenweise die Gebeine der Ermordeten.

Und doch wurde dieses riesige Brand- und Ruinenfeld der Balkan- und Donauprovinzen von den im Sturm gekommenen, Hunnen offenbar, trefflich für Kriegszwecke organisiert. Als die Gesandtschaft weiter nach Nordwesten gelangt, trifft sie überall auf hunnische Verpflegungs- und Vorspannstationen. An den Flußübergängen liegen Hunderte von Kähnen und sogar breite Flöße bereit, damit auch eine größere Armee rasch übersetzen kann.

Nach langer, qualvolller Fahrt erreichen die Reisewagen endlich die Theißebene und nähern sich dem Hauptlager des Hunnenkönigs inmitten der weiten, baumlosen Pußta auf einer kleinen Hügelwelle.

In sieben Ringen ist eine große Stadt von Wagen, Hütten und Zelten errichtet. Jeden dieser Ringe umschließen Palisaden und Gräben. Erst der innerste Kreis birgt die Königsfestung. Meilenweit füllen weidende Pferdeherden und schwärmende Reiter die Ebene, das Getöse des gewaltigen Lagers ist weithin zu hören.

„Schau, Priscus", ruft Maximinus, „hier also ist der einstige Reichtum unserer Provinzen gelandet!"

Auch Priscus beugt sich zum Kutschfenster hinaus, um die vorübertrabenden Hunnenfürsten, ihre Hauptleute und Vornehmen zu sehen. Alle sind in barbarischer Pracht mit Goldketten und Juwelen, mit kostbaren Bischofskreuzen, Priesterornaten, bestickten Gewändern und ähnlichen Beutestücken behangen. Vor den kreisrunden Lederzelten kauern zottelige Frauen in phantastischem Putz und trinken aus goldenen Meßkelchen, die gelbgesichtigen Kinder spielen mit römischen Silbergeschirren, Waffen und Teilen von griechischen Rüstungen. Der Boden vor den Zelten ist mit kostbaren Teppichen, mit Altartüchern und zerfetzten Seidenvorhängen bedeckt.

Der hunnische Minister Onegis empfängt die Gesandtschaft und führt sie zunächst ins Prunkzelt der Königin, wo Maximinus seine ersten Gastgeschenke abgibt: drei silberne Becher, rotes Leder, indischen Pfeffer, eingemachte Palmsprossen und Zuckerwerk aus dem Fernen Osten, dazu Taubenblutrubine aus Ceylon und blaue Saphire aus Burma. All diese seltenen Köstlichkeiten bezieht Byzanz immer noch über die Südroute der sogenannten Seidenstraße von Indien und China. Andere Waren der tropischen Länder kommen per Schiff von Ceylon, durch das Rote Meer und den „Nechokanal" nach Alexandrien. Für die Hunnen müssen derartige Geschenke seltene Gaben sein — oder doch nicht?

Sie kommen ja selber von der chinesischen Grenze, aus den Tiefen asiatischer Steppen, und sie haben viele Länder geplündert.

Erst nach Tagen furchtsamen Wartens in einem mit Teppichen bedeckten, von Seidenbahnen verhangenen Zelt erscheint eine Abordnung von Fürsten und bittet die Griechen oder Römer zur Audienz ins Königslager.



Diese Fürsten sind höchst unterschiedlich gekleidet. Da sind der riesige Germane Ediko mit seinem Sohn Odoaker in einfachen Bundhosen und blauen Mänteln, die durch goldene Haften gehalten werden, ein hochgewachsener Herzog der Goten im Fellwams mit stählernem Flügelhelm und ein finnischer Häuptling in der starren Seidenpracht eines Asiaten. All diese Herren und ihre Völker müssen den Hunnen Dienste leisten.
Und erst das Menschengewühl und Völkergemisch vor und in Attilas Halle!
Es scheinen Tausende zu sein: schwertgewaltige Ostgoten, breitbrüstige Heruler, krummbeinige Kalmücken, schmaläugige Mongolen, dunkelhaarige Tamulen, sogar übergelaufene griechische und römische Legionäre, und alle in ihren heimischen Rüstungen oder Trachten!
Fürst Hunigais erwartet die Gesandten an einem geöffneten Fenztor.
Dahinter tut sich ein Vorzelt aus Purpurstoffen auf, sein Boden ist mit weichen Teppichen und Fellen bedeckt. Grußlos lassen die germanischen und hunnischen Häuptlinge die Byzantiner vorübergehen.
König Attilas Hauptzelt ist eine Mischung aus hölzernem Saalbau und Nomadenzelt. An den Wänden hängen geknüpfte Perserteppiche und chinesische Seidenstoffe mit Goldstickereien, darüber in buntem Durcheinander Waffen, Beutestücke, sogar griechische Ikonen. In der weiten Halle reihen sich niedere grobgeschnitzte Stühle um eine lange Tafel.
Der gelehrte Priscus denkt unwillkürlich an die marmorspiegelnden Säle der Kaiserschlösser von Byzanz. Diese von Kunstwerken angefüllten, mit vielerlei Marmor, Säulen und getäfelten Edelholzpaneelen ausgestatteten Hallen mit ihren mosaikbedeckten Logen und Bogengängen sprechen vom Glauben an Bestand und Ordnung. Hier aber, inmitten von schwellenden Teppichen, Seidendraperien und rasch aufgestellten Holzkonstruktionen offenbart sich das Flüchtige und Unstete der hunnischen Lebensauffassung. Die überall angesammelten Beutestücke: goldene Löwen aus Persien, chinesische Bronzepferde und Porzellandrachen, griechische Vasen und römische Marmorstandbilder, zeugen vom Charakter der Hunnen; sie sind eben wandernde, raubende Nomaden — nicht aber die Schöpfer eines geordneten, dauernden Staates.
An der Längswand des Saales erhebt sich auf einem Podest ein griechisches Ruhebett. Dahinter ist eine torartige Öffnung in der von Schleier- und Brokatgeweben verhangenen Wand. Ein üppiges Ruhelager, vermutlich König Attilas Schlafzimmer, läßt sich erahnen. Der Schleier wird weiter zurückgeschlagen. Attila tritt hervor.
Er ist klein, krummbeinig, hat kleine, tiefschwarze Augen und eine gestülpte Nase, dünnen Bartwuchs: ein häßlicher, aber furchtbarer Mann.
Während sich die Gesandten noch zu Boden werfen, ruft er in einer unverständlichen Sprache einen herrischen Befehl.
Man reicht ihm ein altes, vom Grünspan angefressenes und mit Runenzeichen bedecktes Schwert, das er hochhebt.
„Das ist das Schwert des Kriegsgottes", sagt er mit fistelnder Stimme in holprigem Griechisch. „Man hat es in der Steppe gefunden. Wer das Schwert des Kriegsgottes besitzt, ist gerufen, den Erdkreis zu erobern."

Der König läßt keinen der Gesandten zu Worte kommen. Er winkt den katzbukkelnden Dienern, das Gastmahl aufzutragen. Und nun kommen goldene und silberne Platten, juwelenbesetzte Schalen, köstliche bemalte Weinkrüge auf den Tisch. Es gibt vor allem Wildbret, Geflügel, ein wenig Brotfladen, Obst und riesige Stücke von Schweinen und Rindern. Der König selbst ißt ausschließlich halbrohes Fleisch von einem Holzteller.

Dazu trinkt er Wein aus einem alten, aus Nußholz geschnitzten und reich geschmückten Becher.

Rings um die beiden Griechen sitzen die Fürsten und großen Herren des hunnischen Völkerbundes an der Tafel. Lautes Stimmengewirr in einem Dutzend Dialekte erfüllt den Saal. Alle schreien, prosten einander zu, trinken reichlich Wein und kauen schmatzend riesige Fleischstücke. Sie essen mit den bloßen Händen, schneiden dicht vor den Lippen mit scharfen Messern die Bissen ab, schleudern ungeniert Knochen und Hautfetzen über die Schultern den zahlreichen Hunden zu, die sich kläffend in der Halle tummeln.

Die Gesandten des oströmischen Kaisers kommen sich wie in einem Alptraum vor. Die barbarische Pracht, das Getöse ringsum, die zügellosen Sitten der Häuptlinge, die wilden, vom Wein geröteten Gesichter ringsum wirken betäubend auf sie. Endlich faßt sich Priscus und flüstert seinem Gefährten in griechischer Sprache, die vermutlich kaum einer im Kreise versteht, etwas zu.

„Und diese Leute haben heute halb Europa überrannt. Asien überschwemmt das Römerreich. Was die wandernden Germanen nicht zerstört haben, werden diese Steppenreiter vernichten. Erst wenn man dieses Lager des Hunnenkönigs gesehen hat, begreift man, was Rom für die Welt bedeutet hat: Ordnung, Recht, höhere Kultur, Weisheit, Bücher und Christentum."

„Es gibt keinen anderen Weg, Priscus", antwortet Maximinus, „als Einigkeit zwischen Ost- und Westrom. Ja ich sage: sogar die Germanenvölker müssen begreifen, daß sie zur Ordnung des Westens gehören und daß sie an unserer Seite der Gefahr begegnen müssen."

Zur Überraschung der beiden Herren wendet sich ihnen ein riesiger Gotenfürst zu, der neben ihnen auf der Bank sitzt. Er stellt sich als Theodahad, Herzog der Ostgoten, vor.

„Freunde", sagt er in hartem Griechisch, „ihr habt völlig recht. Rom und die Germanen gehören zusammen. Daraus kann etwas Neues werden. Aber befreit uns vorher von der erzwungenen hunnischen Gefolgschaft."

„Im übrigen: seid vorsichtig, Freunde!", mengt sich der Rugier Fürst Ediko ein. „Viele verstehen hier die Sprache der Griechen und Römer, die wir ehrlich bewundern."

Ein Leuchten geht über das Gesicht der Gesandten. Nun sehen sie nicht mehr ganz so schwarz in die Zukunft. Auch die Gewaltherrschaft der Hunnen scheint ihre schwachen Stellen zu haben.

540 n. Chr. | # Eine Flucht aus dieser Welt

Welch ein Friede, welch eine Ordnung!
Cassiodorus Senator steht hoch oben auf dem Monte Cassino, an die hölzerne Balustrade der gemauerten Terrasse gelehnt. Er läßt den Blick weit übers Tal bis hinüber zu dem blauen Gebirgsrücken schweifen.
Aus solchem Abstand betrachtet, macht die Welt einen stillen, friedlichen Eindruck. Man sieht die winzigen Gehöfte, das weiße Band der Straßen, die kleinen, regelmäßigen Flecke der Felder und Weingärten. Aber man kann nicht mehr sehen, daß die meisten dieser römischen Gehöfte, die weißen Villen und die stillen Hütten Ruinen sind – zerstört von dem nicht endenden Krieg. Ganz Italien ist seit Generationen Schlachtfeld für Römer, Germanen und Byzantiner. Räuberbanden hausen in den Wäldern und Gebirgsschluchten, verwilderte Soldatenhorden plündern Städte und Landgüter. Alle Ordnung scheint sich aufzulösen, alles Recht ist gebrochen. Die Menschen sind wie wilde Tiere geworden, die sich gegenseitig morden. Der Lebenskampf von Ostgoten und Römern strebt seinem Höhepunkt zu. Kaiser Justinian hat gewaltige Heere von Griechen, hunnischen Hilfsvölkern und barbarischen Verbündeten landen lassen. Die Goten ringen um ihr zusammengeraubtes, auf den Trümmern Roms errichtetes Königreich.
Lange Zeit war Cassiodorus Senator, ein hochgebildeter römischer Patrizier, Kanzler des Gotenkönigs Theoderich. Aber seine Politik der Versöhnung zwischen Germanen und Römern, sein Streben nach friedlichem Nebeneinander der römisch-katholischen Kirche und der arianischen der Goten scheiterte. Alles endete in einem Sumpf aus Blut und Tränen. Der Krieg mußte entscheiden.
Cassiodorus Senator ist müde, enttäuscht von dieser schrecklichen Welt.
Hier aber, in Monte Cassino herrscht Friede: eine Insel inmitten der aufgestörten Menschenwelt, ein Eiland der Besinnung.
Cassiodorus Senator zählt fünfzig Jahre. Aber er fühlt sich uralt. Nur noch die Sehnsucht nach Stille, nach Abgeschiedenheit, nach dem Glück in Gott erfüllt ihn.

Wie eine friedliche, kleine Welt ist diese Gemeinschaft der Mönche! Der Gipfel des weithin beherrschenden Berges hallt wider vom Schlag der Äxte und Hämmer. Noch immer wird gerodet und gegraben, ausgeschachtet und Mörtel gerührt. Auf den etwas tiefer gelegenen Äckern sieht Cassiodorus Mönche in der schwarzen „Cappa" barfuß hinter den Ochsenjochen gehen und die dampfende Erde pflügen. Andere schneiden die Reben im Weingarten oder pfropfen Edelreiser auf die Obstbäume. In den Werkstätten des Klosters wird fleißig gewerkt, gehobelt, gemalt, geschmiedet, genagelt, Mehl gemahlen, Brot gebacken, Leder gegerbt.

Der Senator wendet sich um und blickt zur Kirche hinauf.

Man hat ihm gesagt, daß die erste Kirche des Monte Cassino über einem verfallenen Sonnenheiligtum errichtet worden sei. Der uralte, den Heidengöttern geweihte Platanenhain unterhalb des Gipfels ist längst den Äxten der Mönche zum Opfer gefallen. Daraus haben sie die Balken für die Wohngebäude, für den Dachstuhl der Kapelle, für die Stallungen und Remisen angefertigt.

Dieser Benedikt von Nursia, Patriziersohn wie Cassiodorus Senator, ist den klügeren und besseren Weg gegangen. Während Cassiodorus in der Welt Ehren und Ämter errang und meinte, er könne durch eine kluge Politik, durch diplomatischen Kampf die grausame Welt ändern, hatte Benedikt drei Jahre nach dem Tod des großen Theoderich, als schon die kriegerischen Auseinandersetzungen anfingen, seinen Orden gegründet.

Orden kommt von dem lateinischen „ordo Ordnung". Und wo ringsum die alte Staats- und Rechtsordnung zerfiel, wo sogar die christliche Ordnung sich in Gewalt, Krieg und Elend aufzulösen schien, war Benedikt zurückgekehrt zum uralten römischen Geist: eben zur Ordnung!

Aber es war eine neue, eine christliche Ordnung, die er und seine Brüder schufen. Ihr Kernsatz lautete: „Ora et labora — bete und arbeite!"

So kamen die frommen Brüder auf den abgelegenen Berggipfel des Monte Cassino, bauten Kirche und Kloster, pflügten die Äcker, legten die Weinberge an und übten die alten, schon fast vergessenen Handwerkskünste Roms. Eine Zelle der neuen, kommenden Christenwelt entstand, eine Insel des Friedens.

„Was grübelst du, Magister Gloriosus?" sagt eine milde Altmännerstimme neben Cassiodorus.

Der Senator wendet sich um und sieht, daß Benedikt ihm gefolgt ist und nun neben ihm steht. Benedikt ist ein kleiner, schon vom Alter und schwerer Arbeit gebeugter Mann, der, wie jeder seiner Brüder die schwarze Cappa trägt. Sie besteht aus einem groben, mantelartigen Gewand, der „Cuculla", und der im Nacken hängenden Kapuze. Den Leib gürtet ein einfacher Strick, dessen herabbaumelnde Enden drei Knoten zum Zeichen der drei Mönchsgelübde tragen: der freiwilligen Besitzlosigkeit, der Ehelosigkeit und des freiwilligen Gehorsams unter einem geistlichen Oberen.

Cassiodorus spricht Benedikt mit dem griechischen Wort für Vater an, wie es bei den Mönchen üblich ist. Denn das Mönchtum ist griechischer Herkunft. Benedikt hat es nur auf den lateinischen Westen übertragen und mit neuem Geist erfüllt.

„Abbas", sagt Cassiodorus, „ich genieße den Frieden und träume davon, aus dieser bösen, von Kampf erfüllten Welt in den Frieden Gottes zu flüchten. Wenn man es recht bedenkt, hast du, Abbas Benedikt, mehr für die Menschheit getan, als ich es jemals in meinen Kanzlerjahren vermochte."

„Wenn du den Frieden suchst, Magister Gloriosus", erwidert Benedikt, „so komme doch ganz zu uns und werde unser Bruder. Hilf mit, der Welt nicht nur die verlorene Ordnung wiederzugeben, sondern eine neue, bessere im Geist Christi aufzurichten. Männer wie dich suchen wir."

Cassiodorus blickt nachdenklich in den blauen Dunst der Spielzeuglandschaft dort unten.

„Ich denke ständig darüber nach, Abbas. Es ist großartig und verdienstvoll, wie du und deine Gefährten inmitten einer aufgelösten Zeit in stiller Arbeit versuchen, für die Zukunft zu erhalten, was die Kultur Roms und Griechenlands einst hervorgebracht haben: ihr pflegt die halbverlorenen Künste, die Herstellung von Glas, das Schmieden von Gold und Kupfer, den Erzguß, die Erzeugung guter

Werkzeuge und Geräte, ihr lehrt die herabgekommenen Bauern im Tal fortschrittlichen Landbau, das Veredeln von Obst, das Züchten von Vieh; ihr unterrichtet die verwahrlosten Kinder im Lesen und Schreiben. Wie notwendig ist das alles geworden. Weißt du, Abbas, als ich noch erster Minister des Königs war, suchte ich für den Aufbau der Staatskanzlei Schreiber, Übersetzer und gebildete Räte. In ganz Italien fand ich nur dreihundert geeignete Leute! Und das geschah fünfhundert Jahre nach Kaiser Augustus, unter dem jeder Römer lesen und schreiben konnte und das Land voll hochgebildeter Leute war. Ja, ihr Mönche tut wirklich viel für die Zukunft der Menschheit. Aber ihr tut nicht genug."

Überrascht blickt Benedikt seinen hohen Gast an.

„Wir sind einfache Diener Gottes. –"

„Ihr solltet auch Schreiber und Gelehrte ausbilden. Denn dort unten brennen die Söldner ihre Lagerfeuer mit kostbaren Handschriften des Virgil, des Homer und Horaz, sie trampeln auf den Bibliotheken der Kirchenväter herum und schüren ihre Herde mit einzigartigen Büchern. Sollen denn aller Geist und alle Weisheit der Vorzeit verloren gehen? Deshalb müßtet ihr Schreibstuben einrichten, Bücher vervielfältigen, retten, was noch zu retten ist."

„Unsere Aufgabe ist es, Menschenseelen zu retten, Magister."

Cassiodorus wirft die Arme hoch, als wolle er Benedikt beschwören.

„Jeder feingemalte Buchstabe ist eine gerettete Seele!" ruft er. „Jedes abgeschriebene Buch eine gewonnene Schlacht der Zukunft!"

Und dann setzt er sinnend hinzu: „Gern würde ich diese Welt verlassen und mich euch anschließen, Abbas. Ich besitze in Süditalien bei Vivarium ein großes Landgut, das ich in ein Kloster umwandeln möchte. Aber meine Mönche sollten Bücherschreiber sein."

„Es widerspricht nicht unserer Regel", stellt Benedikt fest. „Wenn deine Mönche die Regula einhalten, sollen sie ruhig Bücher malen."

*

Cassiodorus hat den Wunsch geäußert, am Tageslauf der Mönche teilzunehmen. So wird er um die zweite Stunde nach Mitternacht geweckt.

Die Mönche pilgern zur Tempel-Kirche auf dem Berggipfel, den neuen Tag mit den „Vigilien" zu beginnen.

Cassiodorus geht im Zug der Mönche mit. Durch das geöffnete Portal fällt das Licht der Altarkerzen nach draußen. Langsam füllt sich das Gotteshaus. Dann hebt der Chor der Mönche mit dem getragenen Gesang der Psalmen an. Später beginnen Lesungen der Evangelien. Der Vorbeter spricht, und der Mönchschor antwortet — genau wie im alten griechischen Theater.

Nach diesem nächtlichen Gottesdienst begeben sich die Klosterbewohner wieder zur Ruhe, bis um die fünfte Morgenstunde die Dekane erneut zum Gebet rufen. Abermals treten die dunklen Gestalten vor die Türen ihrer Schlafzellen und wandern paarweise zum Oratorium St. Johannis auf dem Scheitel des Bergs. Als der Sonnenball über den Horizont steigt und Lichtblitze ins Dämmerlicht der weichenden Nacht zucken, singt der Chor der Brüder:

„Nacht, Finsternis und Wolkenspiel
Macht irr die Welt und unruhvoll –
Aus göttlichen Räumen erscheint das Licht,
Christus: er kommt! Hebt euch hinweg ..."

Nach dieser Morgenfeier gehen die Mönche an ihre Arbeit, feiern um sieben Uhr die „Prim" und folgen ihrer Tageseinteilung nach dem Ablauf der Sonne. Die Hämmer dröhnen auf den Baugerüsten, die Hirten, Landwirte und Gärtner arbeiten auf den Weiden und Feldern des Klosters.

Wenn die Sonne am höchsten steht, versenken sich die Mönche in das Leiden und Sterben des Herrn, beten die „Sext" und wandern dann zum Refektorium, wo sie gemeinsam die Mahlzeit einnehmen, während der Lektor aus der Schrift liest. Um die „Non" – gegen halb vier Uhr nachmittags – begehen die Brüder das Nahen des Abends:

„Dich wollen wir des Morgens preisen
Und anbeten, wenn der Abend kommt;
Dich rühmt unser armes Lied
Und tönet fort in Ewigkeit..."

Jetzt versammelt Benedikt die Klostergemeinde im Oratorium und liest Texte aus heiligen Büchern. Gemeinsam sprechen die Mönche das Vaterunser. Während die Sonne endlich hinter den Höhen und Wäldern verschwindet, singen die Mönche die „Komplet":

„Dich, bei des Lichtes letztem Schein,
Du Wesensschaffer, rufen wir;
In deiner gnadenvollen Güte
Stell dich als unser Hüter ein..."

*

Nach einiger Vorbereitungszeit wird Cassiodorus Senator in den Orden aufgenommen. Er tritt ins Kloster ein. „Kloster" kommt von dem lateinischen Wort „claustrum", „das Abgeschlossene" und abgeschlossen von der lauten Welt verläuft künftig das Leben des Mönchs.

Aber Cassiodorus Senator ist kein gewöhnlicher Mönch, wenngleich er keine höheren Rechte beansprucht als jeder andere Bruder.

Bald nimmt er Abschied von der Mönchsgemeinschaft auf dem Monte Cassino, um in seine Heimat zu gehen. Immer wieder geschieht es, daß reiche Leute ihre Güter dem frommen Orden Benedikts schenken und daß „Benediktiner" ausziehen, um in fernen Provinzen „Tochterklöster" zu gründen. Das hat auch Cassiodorus vor.

Auf dem Gut Vivarium gründet er ein Benediktinerkloster. Die Mönchsgemeinschaft erwählt ihn zu ihrem „Abbas" oder Abt. Auch hier gilt die „heilige Regula" Benedikts. Wie überall im Orden wird anklingend an den alten römischen Legionärseid diese Regel bei der Neuaufnahme von Gottessoldaten verlesen und der „Fahneneid" gesprochen:

„Siehe, das ist das Gesetz, unter dem du diesen Kriegsdienst des Friedens leisten willst. Kannst du es halten, so tritt ein, kannst du es aber nicht, so gehe frei von hinnen!"

Auch in Vivarium wird das Kloster Mittelpunkt der Landschaft, Lehrstätte und Mustergut. Die Mönche leben nach Benedikts Formel: „Bete und arbeite." Unter dem Einfluß des Cassiodorus sind sie freilich davon überzeugt, daß die schönste und für die Zukunft segensreichste Arbeit das Schreiben von Chroniken und gelehrten Büchern und die kunstvolle Vervielfältigung alter Schriften ist.

So bewahren — während Krieg und Zerstörung die Länder verwüsten und die Mächtigen der Erde durch Blut und Tränen waten — die Benediktiner das Wissen und die Weisheit der alten Welt für eine kommende, neue Zeit. Sie flüchten aus dieser Welt, um eine bessere für morgen zu bauen.

642 n. Chr. | Das brennende Feuer Allahs

Im „Lateinischen Kloster" des Kidrontals unterhalb der Felsenstadt Jerusalem, gibt es eine Sensation. Ein Mönch namens Fabian ist aus der südlichen Wüste aufgetaucht. Er kommt erschöpft und ausgedörrt zu den Brüdern und berichtet Ungeheuerliches.

„Ihr wißt nicht, was auf euch zukommt", sagt er. „Ein Wüstensturm, wie er noch nicht da war, braut sich in den arabischen Einöden gegen die christliche Welt zusammen."

„Oh, Arabia felix — das glückliche Arabien!" seufzt ein gelehrter Bruder mit verzücktem Augenaufschlag. „Das Land, von dem der griechische Schriftsteller Strabo sagt, daß Milch und Honig fließen."

„Meine Brüder in Christo", erwidert Fabian kopfschüttelnd, „ich glaube, daß ihr von diesem Lande so wenig Ahnung habt, wie von den Ereignissen, die dort geschehen sind. Deshalb hört zu, was ich zu erzählen habe!"

*

Die mitleidlose Härte des Landes Arabien, dieser glühenden Platte auf einem höllischen Herd, läßt nur wenige Möglichkeiten, an die sich das Leben des Menschen klammern kann. Wo eine warme, salzig schmeckende Quelle aus dem Boden sikkert, sammeln sich einige Palmen und Weideflächen. Diese Orte sind wie Trittsteine der Wüste. Tagelang eilen die wenigen Kamelkarawanen durch den wehenden, wandernden Sand zur nächsten Rettungsinsel und der dürre, schweigende Tod folgt allem Leben auf dem Pfad durch die Öde. Wenn die Nomaden nachts unter den blauen Schatten der bizarren Gebirge kauern und ihre Lagerfeuer, von Kamelmist gespeist, zuckend die Dunkelheit auf ein paar Schritt erhellen; dann glauben sie, die Wüste sei belebt von tausend Dämonen, Geistern, Engeln und Götzen. Sie fühlen die Nähe der Ewigkeit und finden doch nicht den Weg zu ihr.

Am stärksten brannte dieses Feuer der Sehnsucht in den Wüstenstämmen, jenen ungezügelt dahinlebenden Arabern der felsigen Hochtäler und Dünenmeere des Landesinneren. Nur am Rand der arabischen Tafel, an der Karawanenstraße,

haben sich jüdische Siedler niedergelassen. Man sagte, es seien die Nachfahren der von den Römern aus Palästina vertriebenen Juden. Aber auch die Karawanenwege waren verfallen. Krieg und Räuberei hatten die silbrig flimmernden Büsche des Weihrauchs, die Gewürzpflanzungen, die einstigen Kupfer- und Türkisgruben zerstört. Die Handelswege liefen jetzt übers Rote Meer. Einzig die Stadt der „heiligen Kaaba" (in dem Wort steckt das griechische Wort „Kubus" für Würfel, weil es sich um ein würfelförmiges Zelt handelt), die uralte Oase Mekka, hatte sich in der einstigen Kulturlandschaft den Namen eines Marktes bewahrt.

Doch wie verkommen war selbst diese Stadt. Sie war zu einem armseligen Platz mit einigen tausend Einwohnern herabgesunken. Es gab keine Gärten mehr, nicht einmal die Dattelpalme, die in ihrer Bedürfnislosigkeit der Nachtkälte und der Tageshitze widersteht, gedieh in der verwüsteten Erde. Wenige Dornsträucher und dürre Weiden zogen von den nackten Felsgebirgen ins Tal, in dem sich die weißgekalkten Lehmhäuser um das Heiligtum sammelten. Die Menschen waren hier geblieben, weil nach dem Verfall des Gewürz- und Elfenbeinhandels ein Kamel- und Sklavenmarkt entstanden war, der einigen Gewinn abwarf. Aber mehr noch zwei andere Dinge banden die Menschen an Mekka: der heilige Brunnen Zem-Zem und die Kaaba.

Von dem Brunnen erzählten sich die Araber nach ihrer aus biblischer Überlieferung und Volksmärchen entstandenen Vorstellungswelt, daß Stammvater Abrahams Magd Hagar mit ihrem Sohne Ismael in die Wüste geschickt worden sei. Knapp vor dem Verdursten zeigte ihr der Erzengel Gabriel den rettenden Brunnen Zem-Zem. Ismael wurde der Stammherr der Araber, so wie Isaak jener der Juden geworden war.

Die Kaaba war ein viereckig aufgerichtetes Zelt, ein Tempel mit einem Unterbau aus Lehm und Holz, auf dem Hauptplatz Mekkas. Man hatte ihn um einen schwarzen Stein gebaut, der in undenklicher Vorzeit vom Himmel gefallen war und Schriftzeichen Allahs trug. Das Kaabahaus hatten unzählige Pilger mit Teppichen verhängt, alle Stämme hatten dort ihre Gottheiten und Schutzgeister als Bildwerk aufgestellt. Doch der größte aller Götter, zu dem alle Araber beteten, trug den Namen „Hobal" oder auch „Al-Lat": es war Allah.

In dieser armseligen Wüstenstadt, im Schatten phantastischer Tafelberge, lebte ein kleiner, seltsamer Mann namens Mohammed: ein Waisenkind, dessen Vater allzufrüh gestorben war, ein Mensch ohne Vermögen, Rang, Ansehen oder Auszeichnung. Um etwas aus sich zu machen, färbte er sich den Bart mit Hennablättern feuerrot, in die Augen träufelte er sich gern Belladonna, um sie größer und glänzender zu machen. Er fiel zunächst nur durch seine Freundlichkeit gegen Tiere und Kinder auf. Den armen Reitkamelen, die beim Tod ihrer Herren an deren Grabsteine gefesselt wurden, wo man sie verdursten ließ, gab er die Freiheit. Er wandte sich gegen die grausame Brandmarkung der Tragesel und gegen die Vogelräuber. Da er in den Gewölben einer reichen Kaufmannswitwe namens Chadidja als Gehilfe tätig war, schenkte er oft armen Kindern Zuckerwerk oder süße Datteln. Dieser Mohammed sprach viel mit den durchziehenden Handelsjuden oder auch mit christlichen Sklaven über ihre Religion. Er dachte ständig über Gott und die Ewigkeit nach. Die einst blühenden Pilgerzüge nach Mekka begannen

mehr und mehr zu verfallen. Mohammed schloß daraus, daß die Zeit der Götzendienerei vorüber sei.
Als er etwa vierzig Jahre alt war, zog er sich für vierzig Tage auf den einsamen Wüstenberg Hira zurück. Er fühlte sich zum Propheten berufen.

In Visionen, Träumen, Engelsoffenbarungen glaubte Mohammed die Stimme des Gottes Allah der Kaaba zu vernehmen. Was ihm so aus dem Jenseits zugesprochen wurde, verkündete er seinen Freunden. Diese zeichneten seine Aussprüche mit der Kohle der Lagerfeuer auf den weißen Schulterknochen von Schafen oder Kamelen auf, andere schrieben mit Rötel auf die hellgegerbte Haut von Schafen. So entstand allmählich ein „Buch der Suren" (Aussprüche). Die Vorlesung aus solchen Aufzeichnungen heißt Arabisch „Koran".
Aus den ihm sehr ungenau bekannten Bekenntnissen der Juden und Christen, zog Mohammed den Schluß, daß die Welt immer noch auf das Erscheinen eines Erlösers warte. Denn gerade in Arabien kannte man die christliche Relegion aus den Lehren ägyptischer und syrischer Sekten, die vom „Tausendjährigen Reich", vom „Jüngsten Gericht" und vom kommenden „Paradies" sprachen.
Langsam sammelte sich um Mohammed eine Gruppe von Gläubigen.
Die Grundsätze des neuen Propheten waren in einfache Formeln zu fassen: Allah ist der einzige Gott, und Mohammed ist sein Prophet. Zu diesen beiden einzigen Glaubenssätzen kamen fünf Pflichten: die Waschungen; das Verrichten der täglichen Gebete; die Einhaltung des Fastenmonats Ramadan, in dem sich die Gläubigen von der Morgendämmerung bis zum Sonnenuntergang aller Speise und jeden Trunkes zu enthalten haben; ferner hatte jeder Gläubige eine Armensteuer zu leisten; und die letzte Pflicht bestand darin, wenigstens einmal im Leben eine Wallfahrt nach Mekka zu unternehmen.
Diese neue Lehre war einfach, überschaubar, unbedingt und ganz auf die Sinnesart primitiver Völker zugeschnitten. Sie löste die in Arabien herrschende Stammes- und Sippenordnung auf; denn wer an Mohammed glaubte, gehörte fortan zu einer größeren Gemeinschaft: zum „Islam" – das heißt „Hingabe an Gott".

Zunächst ging es mit dem Propheten bergab. Da er an Epilepsie litt, geschah es häufig, daß er plötzlich hinfiel, sich in Krämpfen wand, Schaum vor dem Munde hatte und wirre Worte sprach. Einige nannten solche Zustände „die heilige Krankheit" oder sagten: „Allah spricht aus ihm"; andere dagegen lachten und nannten Mohammed einen gefährlichen Narren. Die mächtigen Sippenhäupter Mekkas fürchteten zudem, auch noch den Kamelmarkt zu verlieren, wenn der Prophet die Götzen der Wüstenstämme aus der Kaaba verbannte. So kam es zu Feindschaft und Anschlägen. Mohammed und seine Getreuen flohen aus Mekka in die Nachbarstadt Jahtrib oder Medina.
Hier fanden sie Schutz und Aufnahme. Sie bauten ein Gebetshaus, dessen „Mischrab" oder „Kibla" – eine halbrunde Gebetsnische – die Richtung zum heiligen Felsen Abrahams in Jerusalem anzeigte. In Medina herrschten reiche jüdische Familien. Ihr Spott über den „Propheten der Kameltreiber" ärgerte Mohammed so sehr; daß er eines Freitags beim Gemeinschaftsgebet plötzlich die „Kibla" verließ, sich in Richtung gegen Mekka verneigte und befahl, fortan solle dies die Gebetsordnung sein.

So bekam die Moschee von Medina zwei Mischrabs. Alle künftigen dagegen kannten nur noch die Ausrichtung auf Mekka.
Von Medina aus nahm Mohammed mit Hilfe seiner Freunde den Kampf gegen die reichen Kaufherrn Mekkas auf. Er erhielt die Nachricht, daß sich eine mit Schätzen beladene Karawane seiner Gegner dem Brunnen von Badr näherte.
In Medina gab es Alarm. Auch der Herr, dessen Sklave der Mönch Fabian war, rüstete sich und bestieg seine weiße Kamelstute. Fabian selbst mußte mit einem Packesel folgen.
So lief der christliche Mönch im Troß, inmitten von Lärm und aufgewirbeltem Staub. Große Banner flatterten, Pomp und barbarische Pracht umgaben die Krieger, die mit untergeschlagenen Beinen in ihren Kamelsätteln thronten. Zimbeln, Flöten, Pauken und Gongs dröhnten unablässig. Das Heer befand sich in ständiger wirbelnder Bewegung. An den Rastplätzen wurde Vieh geschlachtet und Wein ausgeschenkt, griechische Tänzerinnen tanzten zum Schall der Kesselpauken und Knochenflöten.
Alles kam darauf an, wer zuerst die rettende Wasserstelle erreichte. Mohammeds Schar schaffte das Rennen. Es kam zur Wüstenschlacht. Die Streiter des Islam schlugen die Übermacht und trieben sie in die Wüste zurück.
Das Gefecht von Badr hatte alles geändert. Bald konnte Mohammed nach Mekka zurückkehren. Und nun kamen die Stämme der Wüste. Die Flamme Allahs ergriff sie. Der sechzigjährige Mohammed erlebte noch, wie hundertvierzigtausend fanatisierte Bekenner des Islam aus ganz Arabien zur Kaaba zogen.
„La ilaha illa Ilahu!" brauste der Schrei: „Kein Gott außer Allah!"
In den Tumulten nach dem Tod Mohammeds floh Fabian. Aber er hatte noch erlebt, wie der Schwiegervater des Propheten, Abu Bekr, zum „Khalifen" — zum Nachfolger — des Propheten gewählt worden war. Und er hatte noch den Schrei der Zehntausende im Ohr, die forderten, nun müsse der Islam aus der Wüste hervorbrechen gleich einer Feuerflut und alle Völker der Erde zum Glauben an Allah bekehren.

*

„Nicht mit dem milden Evangelium in der Hand", sagt Fabian, „nicht mit dem versöhnenden Zeichen des Kreuzes, nein, als Eroberer, Räuber und Entflammte eines Propheten werden sie kommen, ihr Brüder: Beduinen, Wüstenhorden, die zehntausend Jahre auf kargen Sanddünen und heißen Felsen geschmort haben und die nun von den Ländern träumen, in denen Wasser, Gärten, Reichtümer und Wohlleben zu gewinnen sind. Die Christen sollten sich hüten, und die Byzantiner und Römer sich vorsehen, wenn die feurige Flut aus Arabien hervorbricht!"
Im Jahre 633 der christlichen Zeitrechnung starb Mohammed, der Prophet Allahs. Seine Nachfolger, die Khalifen, führten den „Heiligen Krieg", zunächst gegen das Byzantinische und Persische Reich. In den ersten fünfundzwanzig Jahren nach Mohammeds Tod eroberten sie die oströmisch-byzantinischen Gebiete Syrien, Palästina und Ägypten, ebenso Persien, Nordwestindien und Turkestan. Nach der Einnahme Ägyptens begann der Vorstoß gegen die oströmischen Provinzen in Nordafrika bis Tunis. Gleichzeitig wurden die Inseln Zypern, Rhodos, Kreta, Sizilien, Malta und Sardinien angegriffen. 698 fiel die Festungsstadt Karthago, und

damit schlug die Flamme des Islam entlang der nordafrikanischen Küste bis zum Atlantik.
711, — im selben Jahre, als mohammedanische Heere Nordwestindien endgültig unterwarfen — setzten ihre Scharen auch nach Spanien über. Der Feldherr Tarik landete beim „Dschebel" (Berg) des Tarik („Gibraltar"). Das westgotische Spanien brach zusammen.
Zwanzig Jahre später standen die Reiterscharen der Araber, Berber, Afrikaner und Kabylen vor den Toren von Paris. Der Islam hatte einen Gürtel um die Mitte der Erde geschlungen. Aber er hatte auch seine Grenze erreicht.
In den waldreichen Hügelländern bei Tours und Poitiers traf er auf das Aufgebot des fränkischen „Hausmeiers" Karl Martell. Germanen, die das Land besiedelten, es mit dem Pflug festhielten und nun für die Heimat kämpften, traten den Reitermassen der Nomaden entgegen. Schwere fränkische Rosse standen gegen Kamelkorps und leichte Araberpferde; stämmige Germanenkrieger maßen sich mit dem Fanatismus der Wüste.
Die Franken siegten und die Flut ebbte zurück. Nun folgte die langsame Rückgewinnung verlorenen europäischen Bodens. Karl der Große und Roland kämpften schon jenseits der Pyrenäen. Doch der Krieg des christlichen Spanien gegen die Fremden aus Afrika und Asien dauerte bis zum Jahr 1492, in dem Kolumbus schon zu einer neuen Welt segelte. Erst jetzt zog der spanische König siegreich in das letzte Bollwerk Arabiens, die Alhambra von Granada, ein.
Im Süden Spaniens begegnete die Christenheit allen Wundern des Ostens, die der Islam wie eine Feuerwoge in Persien, Syrien, Ägypten und Afrika aufgesammelt und bis an ferne Ufer getragen hat.

678 n. Chr.

Die Wunderwaffen von Byzanz

Gleich hinter dem Riesenkomplex des Hippodroms, der Pferderennbahn, in der soeben wieder an die Dreihunderttausend begeisterte Zuschauer einen Heidenlärm verursachen, läßt Eugenios Romanos seine Sänftenträger anhalten.

Der „Eugenios" gehört, wie sein Titel sagt, zu den „Wohlgeborenen". Er ist Geheimer Rat seiner Majestät, des „Basileus" (des Herrschers) und kommt geradewegs aus der „Basilika" oder „Herrenhalle", Magnaura Chrysotriklinium. Wörtlich übersetzt heißt das: „Die große Lorbeer-Goldhalle". Dort stehen nämlich neben dem seidenüberzogenen Thron-Ruhelager der kaiserlichen Hoheit künstliche, aus Gold gearbeitete Bäume mit Früchten aus Juwelen. Alles ist spiegelnder, vielfarbiger Mamor, funkelnde Mosaikarbeit und wie ein Museum voller Bronzen, Marmorstatuen und kunstvoller Ikonen.

Eugenios Romanos verhält gerne an diesem Punkt hinter dem Hippodrom, weil hier der „Kaiserberg" von Byzanz seine höchste Stelle hat, ehe die Straße über

hundert Felsentreppen und durch ein Dutzend Festungstore über die Gartenterrassen zum Strand des Meeres hinabführt. Nirgendwo hat man einen prachtvolleren Ausblick über Byzanz als von der obersten Terrasse. Die beiden „Spathiarii" oder kaiserlichen „Degenmänner", die der Sänfte des Romanos voranschreiten, um Platz in den belebten Gassen zu schaffen, halten sich in gehörigem Abstande. Sie warten höflich, bis der kaiserliche Geheimrat seinen Schönheitsdurst gestillt hat.

Sieben Hügel bedeckt wie Rom das Häusermeer. Vergoldete Kuppeln — alle mehr oder weniger der Riesenkuppel der Hagia Sophia nachgebaut — und zahllose Türme überragen die Weltstadt. Paläste schwimmen wie gewaltige Inseln in dem Geschachtel der Gassen. Fern im Westen zieht der Türmekranz der dreifachen Stadtmauer wie ein ungeheueres Band aus Stein über die Landzunge, die Byzanz trägt. Auf der einen Seite glitzert die Bucht des Bosporus, auf der anderen die Meerenge. An den Eckpunkten lagern gleich Urwelttieren wuchtige Festungen. Weiter vorn an der Straße liegt das Ziel des Romanos, das „Schloß der sieben Türme".

In seinen tiefen Kellergewölben, abgeschlossen und gesichert gegen die Außenwelt, arbeitet das Laboratorium des Ingenieurs Kallinikos, des einzigen Mannes, der vielleicht in der Lage ist, Byzanz noch zu retten.

Romanos seufzt tief: so weit ist es mit dem oströmischen Reich und der Märchenstadt Byzanz gekommen, daß alles am Erfindungsreichtum seiner Techniker hängt. Syrien verloren, Ägypten besetzt, fast alle Ostprovinzen von den Massenheeren des Islam überflutet. Afrika abgeschnitten und schwer bedrängt! Und das tintenblaue Meer dort draußen: bedeckt von den bunten Segeln einer unzählbaren Kriegsflotte, die sich zum entscheidenden Angriff rüstet. Khalif Muawija blokkiert die Meerengen, der Islam steht vor den Toren. Von Land her aber kann jeden Augenblick das gewaltige Barbarenheer der Slawen erscheinen, um die Stadtmauern zu berennen.

Was dann, wenn Byzanz, Europas Turm im Osten, fällt? So fragt sich Eugenios Romanos.

Es gibt im Augenblick gar kein Europa mehr — nur das Durcheinander und Gegeneinander von Franken, Bajuwaren oder Sachsen. Sogar Italien ist von den germanischen Langobarden überrannt. Das Christentum steht noch auf schwachen Füßen und ringt eben um die Seelen der Germanen. Wenn Byzanz, die Kaiserstadt, und mit ihr der Rest des Griechen-Römerreichs fällt, wird die Welt mohammedanisch.

Wer soll den Sturm aufhalten?

Dieses überzüchtete, wankelmütige, ja närrische Volk von Byzanz? Dieses Gemisch von Griechen, Römern, Slawen, Kleinasiaten und stadtwärts gewanderten Provinzlern aus aller Welt?

Diese ewig brüllende, nach Sensationen gierende Masse, die vom Hippodrom herüber grölt und sich für den Rennsieg der Grünen oder der Blauen mehr interessiert als für die Flotte des Muawija!

Eugenios Romanos gibt den Trägern das Zeichen. Die Sänfte in ihrer Brokatpracht setzt sich in Bewegung. Er blickt zu den Seidenvorhängen hinaus.

Da stehen die Tagediebe Schlange vor einer staatlichen Unterstützungsstelle. Sie halten ihre Buchsbaumtäfelchen hoch, die als Arbeitslosenausweise gelten. Keiner will harte Arbeit, bei den Schanzarbeiten oder gar bei den Truppen annehmen. Fürsorgeunterstützung erscheint ihnen besser. Sie stehen um Brot und saueren Wein, um ein paar Decken und einen Gutschein für kostenlose Übernachtung in den Spitälern an.

Die Sänfte biegt auf einen kleinen, runden Platz ein. Eine riesige Säule erhebt sich in der Mitte und auf ihrer Kapitälplatte haust seit sieben Jahren einer der zahlreichen „Styliten", ein „Säulenheiliger". Er läßt eben sein Körbchen herab, das fromme Frauen mit Lebensmittel füllen. Wenn es nur bei den milden Gaben und Gebet bliebe!

Aber diese Säulensteher pflegen auch leidenschaftlich zu predigen, rühren das Volk auf, streiten wütend mit den Mönchen und verkünden die seltsamsten Prophezeiungen. Byzanz ist zwar so weise und überlegen, wie Griechen nach eineinhalb Jahrtausenden Kultur nur sein können; und zugleich glaubt es an Wahrsager, Astrologen, Handleser und Zauberer.

Die beiden „Degenmänner" beginnen laut zu rufen und schlagen mit flachen Klingen auf die Herumstehenden ein. Dichtes Gedränge und großer Lärm stellen sich der Sänfte in den Weg. Religiöse Fanatiker sind sich vor der Klosterpforte dort drüben in die Haare geraten. Gevatter Schuster und Vetter Schneider debattieren heftig darüber, welche Eigenschaften der ewige Gott habe.

„Gebt den Weg frei, ihr Narren!" ruft Romanos. „Die Araber stehen vor der Meerenge."

„Das wissen wir schon", erwidert ein Eseltreiber uninteressiert, und er fügt triumphierend hinzu: „Was tut's? Wir haben ja unsere Wunderwaffen."

Das Wort ist gefallen. Alles verläßt sich auf das Wunder der Technik, auf die Erfindungen der Ingenieure — auf Kallinikos.

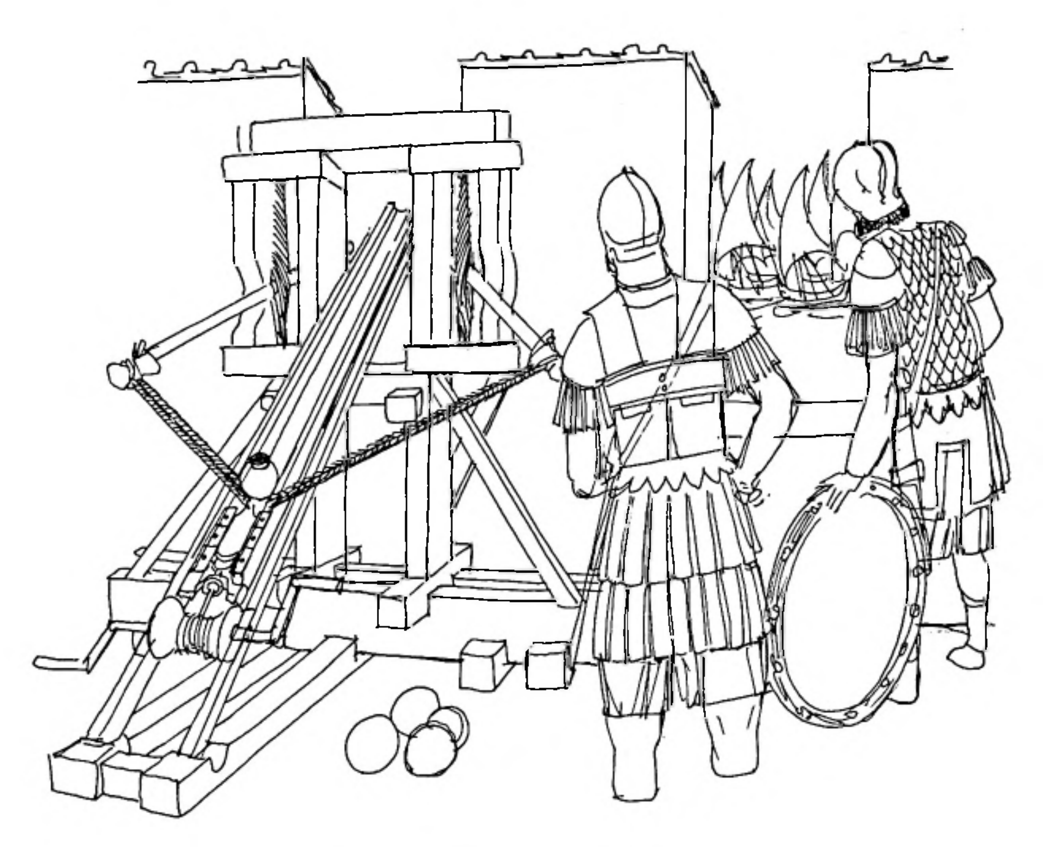
Eugenios Romanos winkt müde ab. Die Sänfte bahnt sich einen Weg durch die eifernde Menge.

*

Das Schloß der sieben Türme ist streng bewacht. Nur mit Sonderausweisen kommt Eugenios Romanos durch den dreifachen Mauer- und Torring. Seine Majestät, Kaiser Konstantin IV., hat Geld und wirtschaftliche Mittel in unbegrenztem Umfang für die Laboratorien und Werkstätten zur Verfügung gestellt. So sind im abgeschlossenen Bezirk des Schlosses Gießereien, Schmieden und Werkstätten für die Abschußrohre und Lafetten entstanden. Die chemischen Laboratorien aber liegen in den felsentiefen Kellern. Nur die Werften für die als „Brander" bezeichneten schwimmenden Abschußbasen liegen im Bosporus.

Nach vielen Kontrollen — denn man befürchtet die Spionage der Araber — gelangt Geheimrat Romanos endlich in den gewölbten Raum, in dem Ingenieur Kallinikos mit seinen engsten Mitarbeitern tätig ist. Kallinikos, ein kleines, bewegliches Männchen, scheint kurzsichtig zu sein. Er setzt den geschliffenen Bergkristall, das „Beryllium" (Brille), ins Auge und liest die Sondervollmacht des Romanos aufmerksam durch.

„Gut", sagt er, „Eugenios, ich werde Sie genau über den Stand der Experimente unterrichten, damit Sie dem Kaiser Bescheid geben können. Die Arbeiten sind bereits bei der Massenanfertigung angelangt. Die neue Wunderwaffe, wie das Volk sie wohl nennt, ist einsatzbereit."
Dann führt er den kaiserlichen Beauftragten durch das Laboratorium, wo man seltsame Flaschen, Retorten, glühende Öfen, Glasröhren und sonstiges technisches Werkzeug sieht. Kallinikos erklärt.
„Alles ist streng geheim, Eugenios. Es handelt sich im Grunde um vier Erfindungen. Die erste ist ein Treibsatz von Pulver. Ich mische dieses Pulver aus zwei Teilen Kohle von Linden- oder Weidenholz, einen Teil Schwefelblüte und sechs Teilen gereinigtem Salpeter. Zündet man diese Mischung, explodiert sie, und ihre Gase entwickeln große Schubkraft. Damit schieße ich aus eisernen oder bronzenen Rohren mein ‚fliegendes Feuer'. Und das ist die zweite Erfindung: ein Teil Kolophonium, ein Teil Schwefel und sechs Teile Salpeter, aufzulösen in Lorbeer- oder Leinöl. Tränkt man Werg oder Wolle mit dieser Lösung und schießt das Ganze aus einem Rohr, so entsteht ein Feuer, das durch nichts zu löschen ist und sogar auf dem Wasser weiterbrennt."
„Wunderbar!" lobt der Geheimrat. „Das wird die Araber und Slawen beeindrukken."
„Noch mehr", fügt Kallinikos hinzu, „wenn wir die Schüsse mit dem geschickt angewandten Löschen von Kalk verbinden. Die dabei entstehende Hitze erzeugt Donnerschläge, wie schon der altrömische Geschichtsschreiber Livius schreibt."
„Sie sind ein Genie, Kallinikos", begeistert sich Eugenios Romanos. Doch der kleine Ingenieur schüttelt lächelnd den grauen Kopf. „Ach, Eugenios", meint er, „wer könnte etwas tun, das nicht andere vor ihm versucht haben? Man muß es nur wissen und recht anweden."
Dann erzählt er, daß schon die uralten Assyrer mit ihren Wurfmaschinen brennende Pechkränze verfeuert haben; der Römer Sulla beschoß das belagerte Athen mit glühenden Kugeln; schon lange vorher, hatten die Spartaner feste Städte mit Stinktöpfen und Brandpfeilen beschossen; und das explodierende Pulver haben die Chinesen bereits einige Jahrhunderte vor Christus gekannt: eine Mischung von Kalisalpeter mit Kohle und Schwefel. Damit bauten sie Raketen, mit denen sie entweder die Hunnen erschreckten oder ihr Neujahrsfest begingen. „Chinesischer Schnee" ist seit einiger Zeit auch bei den Arabern bekannt — nur wissen sie ihn nicht wirksam im Krieg anzuwenden.
„Und worin besteht die dritte Erfindung, Professor?" fragt der Geheimrat.
„Wir müssen dieses ‚griechische Feuer' richtig an den Feind bringen", erwidert Kallinikos. „Dazu habe ich die langen Rohre konstruiert, mit denen man die Brandsätze sechs- bis siebenhundert Schritt weit schießen kann. Meine letzte Erfindung jedoch ist ein ‚Syphon' für den Nahkampf von Schiff zu Schiff: mit Druck versprüht man das flüssige Feuer aus kleinen Handspritzen. Auch diese Flammenwerfer werden sehr wirksam sein."
„Lieber Professor Kallinikos", ruft Eugenios Romanos und deutet eine ehrende Umarmung an, „ich darf Ihnen, auch im Namen der Majestät versichern: wir freuen uns jetzt beinah auf den Angriff der arabischen Flotte."



Am 25. Mai 678 stoßen die Geschwader des Khalifen hinter den Inseln von Demonesi hervor, entfalten sich fächerförmig, und nähern sich mit tausend Kielen, einem Gewirr von bunten Segeln, ausgreifenden Rudern und schäumenden Schnäbeln, der Meerfront von Byzanz. Zehntausende von Kriegern aller Rassen drängen sich hinter den Schanzverkleidungen der Kreuzer. Wurfgeschütze stehen auf den Vorderkastellen und schleudern Steine. Rammbalken durchschneiden die blaue Flut.

Während der tausendfache Schrei der Angreifer näher kommt, stehen die griechischen Verteidiger hoch auf den Terrassen der Kaiserstadt und säumen alle Türme und Mauern. Eine große Zahl von Schleudergeschützen und Rohren ist zwischen Justinianpalast und Bukoleonpalast an der Spitze der vorspringenden Felshalbsel aufgebaut. Wie ein Wald wächst die Flotte Muawijas aus dem Meere empor.

Da flammt das Signal auf der Plattform des Kaiserpalastes auf. Augenblicklich eröffnen Hunderte von Wurfmaschinen das Bombardement gegen die Araber. Rauchend fliegen kugelige Tonbehälter durch die Luft. Ein Schrei geht über die dicht besetzten Decks der Angreifer. Wenig danach folgt ein neuer Schrecken: mit hundert Donnerschlägen werden die Geschützrohre gezündet. Qualmend und krachend züngelt die Feuerschlange über die Terrassen. Auch die Rohre speien flammende Bälle gegen die Schiffe.

Kurz vor dem Aufschlag verwandeln sich die Geschosse in feurige Kugeln, explodieren mit scharfem Knall und übergießen die Schiffe mit bläulich zuckendem Feuer. Es tropft von den Segeln und Rahen, frißt sich lohend durch Planken und Schanzen, ergreift die Menschen und erlischt nicht einmal auf dem Wasser.
Die Flotte des Khalifen hüllt sich in Rauch und Glut, ein zehntausendstimmiger Aufschrei schlägt zum Himmel. Schon stoßen die kaiserlich-griechischen Kreuzer aus dem „Goldenen Horn" und vom Bosporus vor. Sie beginnen die Jagd auf die hilflos dahintreibenden Segler und Ruderer. Von den Griechenschiffen sprühen Hunderte von „Syphons" blaue Flammen auf die Feinde.
In Feuerwänden und Wehgeschrei bricht der Angriff des Islam auf das goldene Byzanz zusammen. Die Welt spricht von den Wunderwaffen des Kallinikos, vom „unbezwinglichen griechischen Feuer".
Wieder einmal ist der Torturm Europas, das zweite Rom mit dem Namen Byzanz-Konstantinopel, gerettet. Und mit ihm Europa.

Um 780 n. Chr.

Kontrolle beim Klostermeier

Vor Zeiten war der große Rauwolfhof Besitz einer fränkischen Freibauernfamilie, auch auf den Nebenhöfen saßen die Vettern, Anverwandten und Markgenossen als freie Bauern und Heermänner. Doch die Verhältnisse änderten sich. Um dem lästigen Heeresdienst zu entgehen, traten die meisten Bauern in ein Abhängigkeitsverhältnis zu dem Benediktinerkloster. Andere verpflichteten sich als Reiter in der Königsgarde und gingen außer Landes. Im Nachbargau wurden viele Gehöfte zu abhängigen Hufen der königlichen „Kammerhöfe" oder „Meiereien", die „Judux" beaufsichtigt.
Die „Meier" sind meist ehemalige Freibauern, die in den königlichen Musterhöfen oder bei den Benediktinern fortschrittlichen Ackerbau mit Garten-, Bienen- und Viehwirtschaft gelernt haben und in sogenannten „Breves" Rechnung legen. Von diesen Meiereien aus werden die kleinen zugehörigen Hufen beraten und gelenkt. Hier sammeln die Verwalter auch die Zinsabgaben der Hufen, die Abgaben für Brückenbenutzung, Mühlenrechte und den Straßenzoll. Denn seit König Karl über die Franken herrscht, werden die alten Römerstraßen erneuert, die Brücken instandgesetzt und neue feste Wege gebaut.
Der Rauwolfhof ist zu einer kleinen Siedlung angewachsen. Hier drängen sich zahlreiche Nebengebäude. Es gibt Müller, Bäcker, Schneider, Schuster, Grobschmiede, Fischer, Zeidler, Stellmacher, Seifensieder und Sattler. Und der alte Sigbert steht dem riesigen „Kammerhof" als „Klostermeier" vor. Sein Besitz ist jetzt zwar Klostergut, aber in dem Vertrag mit den Mönchen steht geschrieben, daß die Nachkommen der Rauwolfsippe für alle Zeiten das Nutzungsrecht haben und die Stellung der Klostermeier ausüben sollen. Da Sigbert das Alter spürt, hat er die Übergabe an seinen Sohn Pankraz beantragt.

Einige Wochen später trifft Pater Heribert, der Kämmerer des Klosters, auf dem Mustergut ein, um den Besitz und seinen Zustand vor der Übergabe zu kontrollieren.
Das neuerbaute Herrschaftshaus des Kammerhofes steht frei inmitten der Anlage und an der Stelle, wo einst das Holzhaus des alten Rauwolfhofes gestanden hat. Aber es ist kein ebenerdiges Fachwerkhaus mehr, mit einer einzigen Halle unter einem steilen Schilfdach.
Zufrieden blickt der Kämmerer auf den mächtigen Neubau: der Unterstock ist aus Ziegeln errichtet und mit Kalkmörtel beworfen. Darüber erhebt sich ein zweiter Stock aus Fachwerk, zu dessen Laubenumgang von außen eine Art Treppe hinaufführt.
Unter dem mit Schnitzereien verzierten Haustor wartet der alte Klostermeier Sigbert. Auf seinen Wink kommen die Knechte, um dem Pater Kämmerer vom Maultier zu helfen. Jenseits des Hofplatzes stehen ein paar unfreie Mägde an der „Casa", einem Gebäude, das auch „Webhütte" heißt und in dem besonders im Winter gesponnen wird. Dort sind auch die Webstühle. Weil sie vor allem in der kalten Jahreszeit benützt wird, steht die Casa auf den meisten Gutshöfen so tief im Boden, daß das Schindeldach fast die Erde berührt.
Auf dem Hof sieht man den Segen einer guten Ernte. Gleich gegenüber der Tenne steht der viereckige „Getreidekasten" aus schweren, altersdunklen Balken. Hier wird auf gehobeltem Bretterboden das gedroschene Getreide aufgeschüttet und später von Zeit zu Zeit umgeschaufelt. Soeben tragen einige „Liten" (Unfreie) eine hölzerne, mit Weidengeflecht abgebundene Wanne mit goldbraunen Dinkel zu einem Zweiräderkarren.
In den überdachten Mieten, die aus jeweils vier Stangensäulen mit verschiebbaren Strohdächern bestehen, sind die auf dem Stoppelfeld nachgereiften, kurzabgeschnittenen Garbenbündel eingelagert. Die Drescharbeit beginnt, die Tenne ist schon in Betrieb und Knechte werfen das bereits ausgedroschene Korn mit Schaufeln und Worfelbrettern gegen den Wind, damit Spelt, Grannen und Abfälle fortfliegen.
Jungbauer Pankraz geleitet den Pater Kämmerer zur Tür, wo der Vater den Gast mit Salz, Brot und einem Willkommtrunk begrüßt.
„Ich hoffe, dein Haus ist so fest, wie es aussieht", scherzt der Pater beim Eintreten. „Man hört viel von einstürzenden Häusern. Nicht jeder Bauer versteht es, ein zweites Haus auf das erste zu setzen und viele nehmen die Deckenbalken zu schwach. Aber in Gottes Namen will ich's wagen."
Sigbert lächelt.
„Ehrwürdiger, mein Haus hat der Klosterbaumeister selbst errichtet. Zwar drükken die Zinslasten auf den First — aber zum Einfallen reicht es noch nicht."
Sie gehen in die Halle, die jetzt, da ein zweites Stockwerk auf dem Haus sitzt, mit einer Decke aus beschnitzten Balken und bemalten Brettern überdacht ist. Der alte Herd, der hier einst seinen Rauch durch das offene Gebälk zum Dach hinausschickte, ist verschwunden. Dafür gibt es einen gemauerten Herd mit Kamin aus lehmbeworfenem Flechtwerk. Hier wird gekocht. In der Halle ißt das Gesinde.
Die altfränkische Gemeinschaft von Bauernfamilie und Gesinde besteht nicht

mehr. Eine Wand trennt Halle und Stube. Dieser zweite, kleinere Raum ist der Aufenthaltsraum der Bevorzugten, und hier gedenkt Sigbert, der Klostermeier, dem Pater Rede und Antwort zu stehen.

Pater Heribert sieht sich in der sauberen Stube um: die Innenwände sind getäfelt, um einen schweren Eichentisch ziehen sich fellbedeckte Bänke. Jagdtrophäen, Waffen und sogar ein selbstgewebter Teppich schmücken die Felder zwischen den winzigen, mit lichtdurchlässiger Tierhaut bespannten Fenstern. Ein schwerer Kuppelofen aus Ziegeln nimmt die eine Ecke der Stube völlig ein. Solche Öfen bilden neuerdings geschickte Baumeister den altrömischen Dampfbadeeinrichtungen nach.

„Hier, Ehrwürden", sagt der Klostermeier, „der Ehrensitz ist für Euch!"

Er schiebt dem Kämmerer den römischen Faltstuhl, das „Faltestalium" zu, das auf einem erhöhten Platz steht.

„Schön hast du es hier, und kühl ist es auch." Pater Heribert wischt sich den Schweiß vom Gesicht. „Der Herrgott hat uns prächtiges Erntewetter geschickt."

Sigbert winkt der Magd mit dem taubeschlagenen Bierkrug und rückt die schönen Zinnbecher zurecht. Er schenkt selber ein. Der Kammerhof hält in seinem Keller stets ein paar Fässer von dem guten Gerstensaft aus der Klosterbrauerei bereit. Die Männer trinken sich zu.

Auf dem Tisch liegen die engbeschriebenen Pergamentblätter bereit, auf denen ein Mönch die Bestandsaufnahme des Meierhofes niedergeschrieben hat.

Pater Heribert macht sich sogleich ans Geschäft. Er findet alles aufgeschrieben: von der Zahl der Gebäude und ihrem Zustand bis zum letzten Topf mit Bienenhonig, von der Zahl der Rösser, Rinder, Schweine, Schafe und Hühner bis zu dem Werkzeug, den Pflügen, Eggen, Fischnetzen, Haken, Beilen und Messern. Auch die neue Ernte ist bereits verzeichnet.

> *„Es ist daselbst eine Tuchmacherei, worin 24 Frauen werken. Wir fanden darin 5 wollene Kleider mit 4 Gürteln und 5 Kamisole (Wämser). Es ist ferner dabei eine Mühle, die jährlich 24 Mut (1 Mut — 8,75 L) Mehl abgibt. zu demselben Meierhofe gehören 23 freie Mansi oder Hufner (Huber). Unter diesen sind 6, von denen jeder zinst im Jahr: 14 Mut Getreide, 4 Ferkel, Flachs im Wert von 3 Denaren, 2 Hühner, 10 Eier, 1/2 Mut Leinsamen. Der Frondienst beträgt jährlich 5 Wochen Pflugarbeit von 3 Tagwerken, Abmähen, Einernten eines Karrens Heu auf der Klosterwiese und Botendienst. Die übrigen bewirtschaften jährlich 2 Tagwerk, säen, ernten und tun 2 Wochen Frondienst für das Kloster. Ihrer zwei stellen für den Kriegsdienst 1 Ochsen . . ."*

Während die Männer die Listen durchgehen, haben sie gar nicht bemerkt, daß Anton, der jüngere der Klostermeierbuben, eingetreten ist. Endlich entdeckt ihn der Vater.

„Was willst du?" fragt er. „Siehst du nicht, daß ich mit dem Pater Kämmerer rechne?"

„Vetter Chnodomar, Chilperts Sohn, ist draußen", entschuldigt sich der Junge. „Er läßt sich nicht abweisen."

„Vetter hin, Vetter her!" poltert Sigbert. „Chnodomar ist ein schlechter Zinser, der sich um die Abgaben und Dienste drückt."
„Er meint", wirft Anton zaghaft ein, „weil sein Vater vorzeiten mit dir und dem Ältervater noch zum Maifeld geritten ist, könntest du ihn anhören. Er zählt zur Rauwolfsippe."
„Ach was, Rauwolfsippe! Ich bin heute Klostermeier, und Chnodomar bleibt im Acker- und Getreidedienst ebenso lässig wie bei den übrigen Abgaben. Hat er den Ochsen mitgebracht, den er dem Kloster schuldet?"
Doch da steht Chnodomar schon unter der Tür. Er trägt die fränkische „Braca", eine geschnürte Leinenhose, dazu selbstgefertigte „Maultaschen": breite Schuhe aus angegerbtem Ochsenfell. Am Gürtel baumelt der „Knittel", das kurze Messer, das als letzte Erinnerung an die waffentragende Freiheit geblieben ist. In den knorrigen Händen dreht der Vetter verlegen die verfilzte Mütze mit der Habichtsfeder.
„Auf ein Wort, Klostermeier!" bittet er und blickt verlegen auf den Pater. Als dieser gutmütig nickt, winkt ihm Sigbert einzutreten.
„Was gibt es? Kannst du wieder nicht zahlen? Und du möchtest sicher wieder Befreiung von der pflichtigen Fron?"
„Ich möchte bitten, daß ich die Brachfurche nicht pflügen müßte, lieber zög' ich im September die zweite Furche, wenn die Ernte ganz vorbei ist."
„Das ist kein Ersatz, Chnodomar. Im September trifft dich ja ohnehin die Fronarbeit. Und im Oktober mußt du säen. Hast du den Ochsen mitgebracht, den du als Non (neunten Teil) schuldest?"
„Ich habe den Zehent (zehnten Teil) ganz abgeliefert. Von meinen dreißig Mut Roggen gab ich drei Mut, dazu vier Hühner und dreißig Eier, zehn Malter Weizen, fünf Karren Brennholz. Und ich habe im Frühjahr geackert und gesät, die Weide gezäunt, Mist ausgefahren und Vorspann gestellt – nur den Ochsen kann ich noch nicht geben. Womit soll ich sonst einfahren und pflügen?"
„Ein Faulenzer bist du, Chnodomar! Einer, der sich die Arbeit nicht recht einteilt und der zuviel heimlich Met braut."
„Wie soll ich Zeit für den Klosterdienst finden, Klostermeier? Ich habe doch keine Hilfe auf meiner Hufe. Die Frau ist krank, die Kinder sind zu klein."
„Aber du hast doch einen gallischen Skalk (Knecht)."
„Der Kerl ist alt und hat das Reißen."
Mißmutig wendet sich Sigbert an den schweigend zuhörenden Kämmerer.

„Da seht ihr es, Ehrwürden! Ich mag nicht länger den Zinsvogt der Markgemeinde spielen. Nichts als Ärger hat man. Mir genügt die Sorge um die Führung eines Mustergutes. Soll ich da noch wie ein Jagdhund hinter den vielfältigen Abgaben und Diensten dreinhetzen? Da gibt es freie Hufner, die nur ein paar Tage Fronpflicht haben und lediglich den Zehent an die Kirche geben. Dann sind da die abhängigen Hufner, die den dreitägigen Herrendienst in der Woche leisten, und die Non schulden. Dann gibt es die Litenhufen der Unfreien, die etwa ein Schwein, ein paar Hühner oder etwas Honig abgeben. Dazu kommen noch die Praebenden (Gaben in Naturalien), welche die Knechte und Mägde erhalten, die ohne eigenes Land auf dem Kammerhof werken. Die bekommen zu Lichtmeß ein

neues Gewand, einer hat ein Anrecht auf ein Jungschwein, die Magd erhält im Spinnhaus ihren Anteil an Wolle, Flachs und Tuch. Und alles muß der Meier im Kopf haben und alles hängt an ihm. Froh bin ich, wenn ich übergeben darf und auf dem Altenteil sitze."

Pater Heribert lächelt. Er kennt diese Klagen. Freundlich wendet er sich dem Jungbauern Pankraz zu.

„Es wird alles geschehen, wie es der Klostermeier wünscht. Du, Prankraz, mußt zusehen, ein ebenso tüchtiger Verwalter des Gutes zu werden, wie es dein Vater war. Es ist doch eine Ehre! Schon die römischen Herren setzten auf ihre Latifundien, die ‚Villae', den Villicus. Solch einer wirst du sein, Pankraz: ein Vitzum oder Meier, wie wir sagen. Und du wirst ein treuer Gefolgsmann des Klosters bleiben, eine Freude des Heiligen, dem unser Besitz letztlich geweiht ist."

Dann spricht er zum alten Sigbert.

„Ich sehe, daß alle Listen trefflich geführt sind. Prüfen wir jetzt die Bestände im Hof und auf dem Salland."

Das Salland ist das Herrenland, der Teil der Felder, Wiesen und Wälder, den der Kammerhof direkt bewirtschaftet.

„Und wenn alles in Ordnung geht", fährt der Kämmerer fort, „soll der Übergabevertrag ausgefertigt werden und Pankraz als junger Klostermeier einziehen."

Sie erheben sich, beachten den Hufner Chnodomar nicht weiter, der mit demütig gezogener Kappe an der Wand steht, und treten hinaus in den heißen Spätsommertag.

Um 796 n. Chr.

König Karl in der Klosterschule

Herr Radker Scholasticus, der hochwürdige Abt des Benediktinerklosters St. Gallen, humpelte eilig durch die hölzernen Laubengänge des Anbaus mit den Schulen. Das Kloster war groß und bildete ein festungsartiges Viereck aus Kirche, Mönchsbau, Werkstätten und Wirtschaftsgebäuden. Durch den dazwischengezogenen Querbau der Schule war es noch größer geworden.

Herr Radker kam gern in die Schule. Schließlich war er der „magister scholae", der Schulmeister. Die Mönche, die dort unterrichteten, hießen die „seniores". Bei seinen täglichen Besichtigungsgängen weilte der Abt stets am längsten in den Schulstuben. Aber er versäumte auch nicht, den fleißigen Brüdern in den Werkstätten, besonders den kunstreichen Büchermalern im Schreibsaal, Zuspruch oder Mahnung zu spenden. Nur heute ließ er alles andere links liegen und kam mit wehender Kutte zur Klosterschule.

Aus dem ersten Raum, dem des Elementarkurses, drang das laute Geschrei der Knaben. Es schien ein Gemisch von Wehklagen und Gelächter zu sein. Sicher hatte der eifrige Pater Villiger einen faulen Buben mit Ruten gestrichen oder ihn

zum Gespött der übrigen auf den hölzernen Esel gesetzt. In diesem Zimmer hockten die Kinder beisammen, die in die Grundkenntnisse des Lesens, Schreibens Psalmengesangs und in die Religion eingeführt wurden. Es gab hier zwei Abteilungen: eine für die Laienschüler und gleich gegenüber eine andere für die „pueri oblati", die „Geopferten", die von ihren Eltern dem Kloster anverlobt worden waren und die einst Priester oder Mönche werden sollten.
Schnell streckte Hochwürden Radker seinen grauen Kopf durch die Tür. Er sah zwei arme Sünder auf kantigen Holzscheiten knien und den gestrengen Scholastikus mit erhobener Rute davor.
„Was haben sie verbrochen, Bruder?" fragte der Abt lächelnd, und Pater Villiger gab zornschnaubend Antwort, daß sich die Bauernklötze nicht bequemen wollten, Lateinisch zu sprechen. Immer wieder redeten sie in ihrem groben Alemannisch daher und gingen nun schon das dritte Jahr zur elementaren Schule.
„Sei gnädig, Bruder", riet der Abt. „Hier, in der äußeren Schule soll man die Büblein ruhig in ihrer Mundart sprechen lassen, wenn sie nur einigermaßen lesen, schreiben und rechnen lernen. Latein ist für die innere Schule, denn sie allein ist für höhere Dinge bestimmt."
„Ein wenig Latein kann niemandem schaden, Hochwürdigster", erwiderte der Scholastikus. Doch schon war der Abt wieder verschwunden.
Er trat durch die gegenüberliegende Türe, aus der nicht minder jämmerliches Geschrei erscholl. Hier war die Elementarschule für die Anwärter des Mönchsstandes, und sie hatte schon größere Bedeutung. Der Anblick war ergreifend. Ein etwa zwölfjähriger Junge mit entblößtem Gesäß lag quer über dem Bock und bekam seine Geißelhiebe, während zwei andere Sünder kniend darauf warteten, ebenfalls an die Reihe zu kommen.
„Ich sehe dich bei harter Arbeit, Bruder", sagte der Abt, und der Lehrer hielt verschnaufend inne.
„Es ist der ewige Ärger mit dem Latein, das diese Wilden sprechen, Ehrwürdiger Vater", sagte er. „Nur den Neueingetretenen ist es erlaubt, in der Muttersprache zu reden. Diese Angehörigen der inneren Schule sollen Lateinisch sprechen, und sie tun es auch. Aber, Hochwürdigster, du solltest hören, wie sie die Sprache der Kirchenväter und des edlen Cicero verhunzen. Küchenlatein ist das, wie es die Abwäscher oder die Klosterknechte daherschwätzen. Ich habe meine liebe Mühe mit dem unaufmerksamen Volk."
„Seid fleißig, ihr Knaben", mahnte der Abt. „Ein großes Ereignis steht bevor. Demnächst wird der große König Karl, unser Gönner, St. Gallen besuchen. Und den König interessiert nichts so sehr wie die Fortschritte der Schüler."
„Da hört ihr es, ihr Stammler und Sprachverderber!" rief der Pater. „Wie wollt ihr vor dem König mit Küchenlatein bestehen?"
Schon war der Abt wieder verschwunden und eilte zu den höheren Lehrgängen mit den Dreizehn- bis Achtzehnjährigen. Denn sicher würde König Karl gerade diesen Teil der Schule besuchen.
Kam ein Junge aus der Elementarschule, so durchlief er die beiden Abteilungen des „Trivium" und des „Quadrivium". In der Unterstufe der höheren Schule erlernte er Grammatik, also die verfeinerte lateinische Sprache mit Stilübungen und

Erklärung der alten Schriftsteller; dazu Rhetorik, nämlich die Beredsamkeit und die Anfänge des Rechtsstudiums; und schließlich Dialektik, das Zwiegespräch in Latein, die Begriffserklärung und das wissenschaftliche Fragen. Im „Quadrivium" endlich lehrte man Rechenkunst, Geometrie, Erdkunde, Naturgeschichte, Musik und Astronomie.

Der König wünschte sich in allen seinen Ländern viele Schulen; denn aus den ehemaligen Schülern der Klöster wollte er seine künftigen Beamten, Gau- und Sendgrafen, seine Klosteräbte, Kirchenlehrer und Bischöfe gewinnen. Zudem war er überzeugt, daß jeder Fortschritt im Lande an Bildung geknüpft sei.

Zuerst brachte Abt Radker den Jungen des „Quadriviums" die frohe Kunde. Hier saßen schon ältere Burschen, Söhne von Grafen oder reichen Grundbesitzern. Manche waren sich der bevorzugten Stellung ihrer Väter recht wohl bewußt und zeigten einen nicht geringen Hochmut. Als der Abt den Besuch König Karls angekündigt hatte, lachte der achtzehnjährige Bernward, Sohn eines Gaugrafen, spöttisch vor sich hin. Stirnrunzelnd fragte ihn Radker, warum er glaube lachen zu müssen. Der grobe Bursche erhob sich und gab Antwort.

„Nun, mein Vater, der Graf, war einige Zeit in der Ingelheimer Pfalz beim Gefolge des Königs. Er hat erzählt, daß Herr Karl selber einige Schwierigkeiten mit dem Latein hat. Vor allem lesen kann er es kaum. Jede Urkunde und jedes Sendschreiben müssen ihm seine Kapläne und Schreiber vorlesen. Rechnen hat er gar erst im hohen Mannesalter erlernt, und mit dem Schreiben plagt er sich vergeblich. Alle Unterschriften zieht er einer Schablone nach."

Einige Schüler grinsten und blickten den Abt herausfordernd an. Dem schwoll die Stirnader. Nur mühsam beherrschte er sich.

„Ach, ihr Hochmütigen und Unverständigen!" rief er. „Wie redet ihr über den König! Herr Karl hatte in seiner Jugend nicht das Glück, das ihr habt: keine Schulen, kein Trivium und kein Quadrivium, nichts als Schwertarbeit, Jagd, Feldzüge und wildes Männerwerk eines Herrschers! Umso größer ist dieser Mann, weil er im hohen Mannesalter erkannt hat, wie wichtig Lernen und Bildung sind. Ständig führt er sein Schreibtäfelchen mit sich und müht seine speergewohnte Hand im Buchstabenmalen. Er spricht außer Fränkisch, Romanzo und Latein und versteht sogar etwas Griechisch. Durch Meister Alkuin, den Angelsachsen, hat er über alle Länder ein Netz von Schulen aufbauen lassen, in seinen Pfalzen tagt eine Akademie gelehrter und geistreicher Männer, er läßt sich von Baumeistern, Künstlern, Musikern, Astronomen und Grammatikern belehren und nimmt jede Gelegenheit wahr, Neues zu lernen. Die Knabenschule seines Hofes untersteht seiner Aufsicht, und wenn ihr törichten und eingebildeten Burschen heute Gelegenheit habt, Latein zu lernen und die höhere Bildung der Römer und der Kirchenväter zu erwerben, so dankt ihr das alles dem großen Karl."

Zornig verließ der Abt das Quadrivium. Immer gab es Ärger mit dem Nachwuchs der Vornehmen. Die Söhne von Bauern und kleinen Handwerkern, die die Auszeichnung genossen, in die Klosterschule aufgenommen zu werden, waren nicht nur eifriger, sondern auch dankbarer.

Jetzt brauchte der Abt etwas, das ihm immer wieder Ruhe und Freude schenkte.

Brummend humpelte er hinüber in den Bau, wo die Bücherschreiber vor ihren Pulten saßen. Er winkte ab. Niemand sollte sich stören lassen.
Schweigend stand er hinter dem hochbegabten Pater Gozbert und sah ihm zu. Mit Klammern war das Pergamentblatt auf ein Brett gespannt. Auf dem Pult standen die winzigen Farbtöpfe mit roter Mennige, die Lösungsmittel für das Blattgold, die Tiegelchen mit Azurblau, Krapprot, Färberwaid in Tintenblau, die Galläpfeltinte, das Safrangelb, und in einem Holzbehälter steckten die Marderhaarpinsel und die zugespitzten Gänsekiele. Pater Gozbert zeichnete soeben mit Rötel den schwungvoll verschnörkelten Anfangsbuchstaben eines neuen Kapitels vor, um ihn dann sorgfältig mit Farbe auszumalen.
Hier war Friede, hier entstand ein neues Buch für die Zukunft. In jedem Buch aber nahm der Geist unvergängliche Gestalt an, die noch zu fernen Geschlechtern sprechen würde.

*

Und dann ist der Tag da, an dem sich die Wirtschaftshöfe und Laubengänge des Klosters St. Gallen mit dem Trubel des königlichen Gefolges füllen. Im Refektorium schmausen, von den Mönchen bewirtet, die gepanzerten Reiter des Königs, die Rosse stehen in den weitläufigen Stallungen vor vollen Krippen mit Hafer.
König Karl hat sich sofort in die Schule begeben. Wie erwartet, wendet er seine Aufmerksamkeit zuerst den fast fertig Ausgebildeten zu. Mit Herrn Alkuin, Erzkanzler Erchambald und Erzkaplan Hildebold steht er nun im Quadrivium. Pater Radbod, der Lehrer, hat den König mit einer wohlgesetzten lateinischen Ansprache begrüßt. Darauf antwortet Herr Karl ebenfalls in Latein.
Er sagt, wie wichtig Schulen seien und welche Gnade es sei, wenn ein Jüngling Bildung erwerben könne. Schließlich sollen die Schüler ihre Kenntnisse beweisen. Der Reihe nach müssen sie Ansprachen halten, Gedichte vortragen, ihre Wachstäfelchen und beschriebenen Pergamente vorweisen. Da zeigt sich, daß die Söhne der Vornehmen nur wenig können und nichtsnutzige, fehlerhafte Dinge und Krakeleien in ihren Heften stehen haben.
Karl sondert die guten Schüler aus: fast ausnahmslos die Kinder einfacher Bauern und kleiner Leute.
Der König wird zornig. Er wendet sich zunächst an die Faulen und Hochmütigen.
„Ihr Hochgeborenen, ihr Grafensöhne, ihr zierlich gekleideten, wohlgelockten Bübchen! Ihr vertraut euerem Stand und dem Reichtum euerer Väter. Darum habt ihr das Lernen vernachlässigt und die Zeit mit Spielereien vertan."
Dann tut er einen Schwur:
„Beim Herrn und Gott! Ich gebe nicht viel auf eueren Adel und euer hübsches Aussehen. Meint ihr, ihr müßt später Ämter bekommen oder Grafen werden wie euere Väter? Nicht, solange Karl die Herrschaft hat. Von mir habt ihr nichts Gutes zu erwarten, das schwöre ich euch."
Nun wird er milder. Rings um ihn ist gespannte Stille. Er wendet sich freundlich an die fleißigen Schüler.
„Ihr aber, meine Söhne, seid brav gewesen. Ich danke euch. Das große Reich, das wir geschaffen haben, braucht tüchtige Verwalter, und ich werde euch herrliche Grafschaften, Bistümer und Klöster geben, ihr sollt Gelehrte werden und selber

Schulen führen. Immer werdet ihr hochgeehrt in meinen Augen sein. Karl ist der Freund der Klugen und Gebildeten, denkt immer daran."

807 n. Chr. | Große Gesandtschaft in Aachen

Durch die Waldhügel, vom Kloster Stablo herüber, jagte der Bote auf abgehetztem Pferd. Der Pfad war mehr ein Knüppel- und Ziehweg — nicht zu vergleichen mit einer der alten geschotterten Römerstraßen, von denen es so viele um Rhein, Mosel und Maas gab.
Der Reiter stammte aus der Gegend. Er war Rheinfranke und trug die Tracht eines Kriegers: Leinenhose und Lederkoller, den runden Eisenhelm, am Sattelknauf baumelte das bebänderte Schwert, und auf der Lanzenspitze flatterte als Zeichen königlicher Botschaft das weiße Tuch. Als er aus dem Eichenhain kam, lag Aachen vor ihm im Tal.
Obwohl er die Residenzstadt des großen Karl seit langem kannte, mußte er doch immer neu staunen, was aus dem Platz geworden war. In seinen Knabentagen war Aachen nur ein Dorf über den Trümmern eines ehemaligen Römberbads gewesen.
Jetzt stand da unten die beinah vollendete steinerne Kirche mit dem Zeltdach und den Türmchen. Karls Baumeister Einhard hatte sie nach dem Vorbild einer Kirche im italienischen Ravenna errichtet. Eine richtige Stadtmauer mit niederen Türmen umwand die Straßen und Plätze. Man sagte, Karl selber habe ihren Verlauf, die Lage der Plätze, der Gebäude, des Rathauses und der Pfalz bestimmt. Aus rohem Gestein und schwerem Gebälk ragte der Palast hervor. Am Rande der Stadt lagen die Bauten über den warmen Quellen und Bädern. Der Bote wandte sein müdes Roß zunächst dorthin; denn es war bekannt, daß Herr Karl mit seinen Gefährten gern in den aus Marmor ausgehauenen Wannen und Sitzen das heiße Wasser genoß. Je näher der Reiter kam, desto deutlicher vernehmbar wurden die Hammerschläge und Zurufe der Bauleute, die überall am Werk waren. Schwere Lastwagen mit Gütern aus Italien rasselten über die Straßen. Es summte wie in einem Bienenschwarm.
Ein fränkischer Ritter im Schuppenpanzer ritt hinter einer Hundemeute waldwärts und gab dem Boten Auskunft.
Der König sei nicht im Badhaus. Er sitze mit seiner Tafelrunde, die sich Akademie nenne, in der Halle der Pfalz.
„Der König?" rief der Bote spöttisch. „Ich denke wohl, ihr meint den Kaiser. Er ist sieben Jahre her, daß Herr Karl in Rom gekrönt wurde."
„Schon recht", lachte der schnauzbärtige Franke. „Aber für uns bleibt er der König."
Die Hufe klapperten über das Kopfsteinpflaster: auch eine der römischen Neuerungen, die Herr Karl befohlen hat. Handwerker und Bauern wichen aus, Kinder liefen fröhlich neben dem Reiter her.

Da ist der weite Platz vor der breit hingelagerten Pfalz.

Das vergoldete Bronzestandbild des Ostgotenkönigs Theoderich, das man von Ravenna heraufgeschafft hat, glänzt in der Sonne. Die fränkischen Wachen lagern unter den hölzernen Lauben vor der Halle und würfeln. Als sie das weiße Tuch wehen sehen, springt einer auf und faßt die Zügel des abgehetzten Pferdes.

„Da drinnen ist er mit seinen Kumpanen", ruft einer der Wächter.

Er deutet auf den wuchtigen Steinbau der Halle, um den sich die hölzernen Umgänge ziehen. Mit klirrenden Sporen tritt der Bote ein.

Oberkämmerer Meginfrid im feinbestickten römischen Kleid kommt soeben den Gang entlang. Er geleitet den Boten in den Saal.

Stimmengewirr, polterndes Gelächter und helle Frauenstimmen schlagen dem Boten entgegen. Die Mitglieder der Karls-Akademie tagen im herrlichen Königssaal. Die bemalten Balken, die mit Teppichen verhangenen Wände, der riesige Eichentisch voller Weinkannen und Becher, die mit feinem Sand und Lavendel bestreuten Dielen: all das ist verwirrend für den Ankömmling. Mit raschem Blick überfliegt er die Tafelrunde. Einige der Herren und Damen kennt er.

Da ist im schwarzen Habit Erzkaplan Hildebold; der Benediktinerabt neben ihm, ein bleicher, sehr gelehrt aussehender Mann, ist der Angelsachse Alkuin, der Schöpfer der neuen Schulen. Die Königstochter Berta im blauen Leinenkleid, schmuckbehangen und mit aufgesteckten Zöpfen, sitzt neben dem ritterlichen Angilbert, von dem man sagt, daß er ein Dichter sei. Grauhaarig und fremd wirkt der Ostgote Theodulf; eine Anzahl edler Damen — Königstöchter und zwei Nonnen — ziert die Runde. Und jene drei Kleinen, die so heftig miteinander debattieren, müssen die berühmten „drei Beine des Königstisches" sein: Erchambald, der Kanzler, Einhard, der Baumeister, und Osulf, der leichtfertige Sänger.

Der riesige Ritter Wibod erzählt eben ein Kampfabenteuer aus dem Slawenkrieg in Böhmen.

„Es war Wurmzeug! Sieben oder acht spießte ich auf, trug sie dahin und dorthin, und sie brummten dazu. War nicht wert, daß wir das Stahlhemd angezogen haben."

Mitten in das aufbrandende Gelächter hinein läßt der Poet Angilbert die Akkorde seiner Kithara ertönen.

„Genug", ruft er, „von dem schaurigen Handwerk. Erklären wir lieber die Verse der Alten oder singen wir ein kunstvolles Lied."

Der Seneschall Audulf erscheint mit einer Anzahl von Dienern, die Wildbret auf Platten tragen, und Eppin, der Schenke, winkt dem Kellermeister Hardbert, die Weinkrüge nachfüllen zu lassen.

Mitten in dieser seltsamen Runde thront Karl auf einem erhöhten, fellbedeckten Sessel: ein mittelgroßer, schnauzbärtiger Mann von großer Würde. Zu ihm führt Oberkämmerer Meginfrid den Boten. Der verneigt sich tief, wirft sich jedoch nicht zu Boden, wie das die Orientalen tun; denn auch er ist ein freier Mann.

„Herr und König", sagt er, während es ringsum aufmerksam still wird, „ich habe Botschaft vom Abt zu Stablo. Die große Gesandtschaft aus Persien, die ihr erwartet, hat soeben Stablo verlassen und wird noch vor Abend in Aachen sein."

Alle jubeln, reden und lachen durcheinander, bis eine Gebärde Karls Stille gebietet.

„Heben wir die Tafel auf, Freunde! Wir wollen die Gesandten des Khalifen Harun al Raschid würdig empfangen. Erchambald, laß sofort unseren guten Freund, den Juden Isaak, kommen, der die Sprache der Araber spricht. Er soll mit einigen Herrn der Gesandtschaft entgegenziehen."

*

Es dauerte noch einige Stunden, bis Jubelgeschrei das Eintreffen der Großen Gesandtschaft ankündigt. Ganz Aachen ist auf den Beinen, strömt zu den Toren hinaus oder säumt die Straßen. Jetzt läuten auch die Kirchenglocken. Von den Mauertürmen schmettern die fränkischen Kriegshörner.

„Leute", rufen sich die Aachener Bürger zu, „wie weit in der Welt muß unser Kaiser Karl bekannt sein, wenn ihm sogar der Perserkönig Botschaft sendet."

Wie bedeutsam das ist, weiß auch Kaiser Karl. Harun al Raschid gebietet über das weltumspannende Reich der Mohammedaner: von Indiens Grenzen über Persien und Ägypten bis Nordafrika wird der Khalif anerkannt. Wenn er Gesandte nach Aachen schickt, so kann einem der hochmütige byzantinische Kaiser gestohlen bleiben, der den Kaiser des Westens als einen fränkischen Bauernkönig verspottet und ihm die Anerkennung verweigert.

Aber Harun al Raschid hat auch einen besonderen Grund für seine Freundlichkeit. Als einziges Land des Islam, das Harun nicht huldigt, steht das Spanien der Mauren abseits. Und gegen Spanien kämpfen sowohl die Khalifen wie auch die fränkischen Herren.

Karl und sein Gefolge haben die Festkleider angelegt: schöne italienische Wämser mit Goldstickereien, edelsteinbesetzte Schuhe und weite Mäntel aus violettpurpurnem Brokat. Unter Führung des Kaisers treten sie nun, da der Tumult näher rückt, auf die Altane des Festsaales, über die man in Eile bunte Tücher gespannt hat.

Unten auf dem Palastplatz stehen Mann neben Mann die wohlgerüsteten Frankenkrieger und halten das Volk zurück. Fahnen und Feldzeichen sind überall aufgepflanzt und wehen im Wind.

Der Lärm schwillt zum Sturm an. Die Menschen winken mit Kappen, Kopftüchern und grünen Zweigen. Um die Ecke biegen die „Anstrutionen", die mit Schuppenpanzer, Rundhelm, Schwert und Lanze gerüstete Garde des Kaisers. Dann führt den Zug der Gesandten der Jude Isaak in einem prächtigen orientalischen Gewand an. Hinter ihm kommen die Perser und Araber, vornehm gekleidete Herren mit braunen, adlernäsigen Gesichtern und schwarz wallenden Lokken. Sie tragen pludrige Hosen und lange, verschiedenfarbige, mit Marder- und Zobelpelz verbrämte Seidenmäntel. Die Köpfe haben sie mit kühnen Aufbauten seidener Tücher umwickelt, auf denen Gestecke von Pfauen oder Reiherfedern wippen. Als Waffen tragen sie juwelenbesetzte Schwerter, krumme Säbel und bemalte Spieße. Die Geschirre der edlen Rosse sind mit silbernen Glöckchen oder klingelnden Münzen benäht, die Schabracken glitzern von Goldstickerei und Perlen.

Ein allgemeines „Ah" geht durch die gaffende Menge.

„Was kommt denn da für ein Untier?" ruft ein bärtiger Sachse. Schon biegt eine graue, mit kreidiger Farbe bemalte Masse um die Ecke. Das Ungetüm hat einen langen Rüssel und stellt die fächelnden Ohren auf. Wo sonst bei einem Reittier der Sattel ist, schwankt ein schellenbehangenes Türmchen, in dem ein pechschwarzer Mohr mit angeketteten und lustig gekleideten Äffchen spielt.

„Das Riesentier heißt Elefant", meint ein gelehrter Mönch. „Seine großen weiten Stoßzähne sind reines, köstliches Elfenbein."

Kaum hat man den Schreck überwunden, da schwanken, schwer mit Ballen beladen, zottelige Wiederkäuer von bösartigem Aussehen daher. Ihre doppelten Höker wippen hin und her, sie trampeln mit breiten, gespalteten Hufen die Straße. „Kamele!" schreit ein Italiener, der schon in Jerusalem war, „echte Kamele!"

Dann folgen Packpferde, Neger, braunhäutige Araber auf feurigen, langmähnigen Pferden und der ganze Schwarm der Wagen, Sänften und Gepäckkarren.

Herren treten aus der Pfalz, winken den Roßknechten zu, die Zügel zu ergreifen Erzkanzler Erchambald geleitet die Gesandten Harun al Raschids in die festlich geschmückte Halle zum Willkommenstrunk.

*

Tags darauf wird nach der Audienz beim Kaiser die Halle zur Besichtigung durch das Volk freigegeben. Nun sehen die Leute mit maßlosem Staunen, welche Geschenke die Fremden dem Kaiser gebracht haben.

Da sind ein großes Seidenzelt mit zwölf bunten Brokatvorhängen und Goldschnüren, zahllose seidene Gewänder, Büchsen mit Balsam, wohlriechende Salben in kostbaren Dosen, Heilmittel, Beutel mit seltsamen Gewürzen und braunem Rohrzucker. Das Prunkstück bildet die große mechanische Uhr.

„Das ist ein wahres Wunder der Handwerkskunst", erklärt Meister Isaak den Besuchern. „In dieser Uhr sind zwölf erzene Kügelchen, die den Lauf der Stunden dadurch anzeigen, daß jeweils so viele Kugeln in ein tönendes Erzbecken fallen, als die Zahl der abgelaufenen Stunden ausmacht. Gleichzeitig sind da zwölf wohlgebildete Ritterfiguren, die am Ende jeder Stunde ebensoviele der zwölf Türen aufmachen und hervorreiten. Diese Kunst kennen die Perser seit langem. Nun steht unser Palast in Aachen auch hierin nicht mehr hinter dem des byzantinischen Kaisers zurück."

„Heil unserem großen Karl!" rufen die Leute, und ein frommer Mönch aus Kloster Siegburg, der an einer Chronik der Zeit schreibt, fügt belehrend hinzu: „Einen größeren Herrscher hatte das Abendland nicht, seit der Caesar Augustus dahinging. Laßt uns Gott dafür danken!"

II. Mittelalter

Um 960 | Geschäfte mit Haithabu

Die schwerbäuchige „Knorr" liegt beinah auf dem Trockenen. Sie hat sich trotz der untergezogenen Stützbohlen leicht zur Seite geneigt und lehnt sich an die aus dem Wasser ragende Landebrücke. Man kann das Handelsschiff fast als Ganzes sehen; denn die Ebbe der Teene hat den Wasserspiegel absinken lassen.

Der riesige Holzkasten sitzt im Schlick fest. Man erkennt deutlich die stumpf aneinandergesetzte Außenhaut aus Eichenbohlen, die mit Werg und Pech verstopften Rillen und die zur Befestigung eingetriebenen hölzernen Nägel. Auch die Kennzeichen einer Knorr werden jetzt deutlicher, als läge das Schiff in freiem Wasser: der ausladende, dicke Bauch, der geschaffen ist, viele Waren aufzunehmen; der runde Bug mit dem knorrigen Bugspriet, der so geschnitzt ist, daß eine weibliche Figur hervortritt. Deshalb haben die Kölner ihr Schiff auch „Meerjungfrau" getauft.

Am einzigen baumstarken Mittelmast, der im Eichenkiel des fast verdecklosen Schiffes verankert ist, hängt gerefft an der einzigen Querraa das mächtige schwarz-weiß gestreifte Segel.

Über die Laufplanken zum Landeplatz schwanken schwerbeladen die Träger mit Stoffballen, Kisten, Körben, Krügen. Sie rollen Weinfässer und Mühlsteine: alles Waren für Haithabu.

Herr Frankbert, ein Kaufmann aus Köln am Rhein, steht mit seinem achtzehnjährigen Sohn Rainald am Kai. Der junge Rainald darf die Warenliste abhaken, damit man eine Kontrolle hat, was von der „Meerjungfrau" auf die zweiräderigen Karren umgeladen wird.

Er macht seine Zeichen hinter die Stahlwaren — Schwerter, Messer, Beile, Kessel, Helme und Schildbuckel — aus Siegener Stahl; er hakt die Fäßchen mit Rheinwein ab; paßt auch auf, daß der süße Südwein in den wachsverschlossenen Krügen gut in Stroh verpackt wird. Endlos sind die Rollen mit den Erzeugnissen der Kölner Weber, die Tuche aus Flandern, die man zu den rheinischen Erzeugnissen dazugekauft hat. Aber da gibt es auch drei kleine Glocken, von kunstreichen Mönchen gegossen, wertvolle Bücher, Schreibpergament, böhmische Gläser, die schon main- und rheinabwärts gefahren sind, und zuletzt Mühlsteine aus rheinischem Stein.

Vater Frankbert löst den Jungen als Aufschreiber ab. Die Träger kippen eben eine Kiste auf einen Karren. Deutlich klirren die Speerspitzen und Schwerter darin.

„Also, ich verstehe dich nicht, Vater", sagt Rainald. „Da nimmst du die Plage dieser weiten, gefahrvollen Reise nur auf dich, um den Nordleuten Waffen zuzuführen. Die Kölner Kaufmannschaft hat wohl vergessen, daß es noch keine hundert Jahre her ist, seit Köln, Aachen, Trier und ein Dutzend andere Städte in Franken von Nordmännern gebrandschatzt und ausgeplündert wurden. Damals haben alle Menschen an Rhein, Maas, Schelde und Mosel vor dem Erscheinen der nordischen Kriegsschiffe gezittert, die beinah jedes zweite Jahr vom Meer ins fränkische Land kamen. Und jetzt liefert ihr selber die Waffen!"
„Junge, die Zeiten ändern sich. Der Handel hat den Krieg abgelöst."
„Nein, pfui Teufel! Was sind das für Länder im Norden! Wenn ich an unser schönes, wohlbewahrtes Köln hinter Turm und Mauer denke, an das goldene Köln mit seinen Kaufherrnhäusern, Kirchen und arbeitsamen Gassen, an den Rheinhafen mit Schiffen aus allen Landen — und dann dieses Volk hier!"
Verächtlich zeigt Rainald auf die barbarisch wirkenden Männer im Hollingstedter Hafen. Sie gehen in groben Leinenhosen und schäbigen Kitteln, manche tragen Felljacken oder abgesteppte Röcke. Die blonden und roten Haare hängen ihnen zottelig in die bärtigen Gesichter. Keiner ist unbewaffnet: an ihren Gürteln baumeln Messer, Kampfbeile und Totschläger. Das sind Sachsen, Holsten, Dänen oder gar Wikinger aus dem hohen Norden.
Herr Frankbert nützt die Pause, die eben beim Entladen seiner Knorr entsteht, und wendet sich lächelnd an seinen Sohn.
„Du rufst nach dem schönen Köln, mein Junge. Vergiß nicht, daß sich auch dort in den letzten hundert Jahren alles gewandelt hat. Inzwischen hat die Stadt sich mit Mauern und Türmen umgürtet und lebt ohne Furcht vor Überfällen. Vor hundert Jahren war sie noch Sitz des Kölner Gaugrafen, und dann gehörte sie ganz dem Erzbischof. Aber inzwischen haben die Bürger: Hofbesitzer, Gewerbetreibende, Klosterleute, Stifts- und Weltgeistliche und vor allem die mächtig gewordenen Kaufherren, immer mehr Rechte an sich gerissen. Heute reden die ‚Geschlechter', zu denen auch unsere Familie zählt, ein Wörtchen im Rate mit. Handelschaft ändert eben die Welt. Und die Welt hat sich auch im Norden verändert."
„Ich weiß, Vater. In Köln hat dein Wort Gewicht. In Köln haben wir ein großes Haus, haben Geld und Einfluß. Um so weniger begreife ich, daß du diese Fahrt zu den wilden Nordleuten auf dich genommen hast."
„Geld und Einfluß wachsen nicht im Hausgarten, mein Sohn. Man muß sich in den Strom der Welt werfen, um goldene Fische zu fangen. Die Stadt Haithabu, nach der wir unterwegs sind, ist heute ein Markt am Kreuzpunkt der Handelsstraßen, vom reichen Westen zum ungeheueren, unerschlossenen Osten. Vom hohen Norden kommen die Schiffe, und aus den Ländern im Süden streben die Wagenzüge und Flußschuten dorthin. Hier wollen wir unsere Netze auslegen, ein Stapelhaus errichten und an Ort und Stelle billige Waren für Köln und Flandern einkaufen."
Der junge Mann schüttelt die blonden Locken und hebt abwehrend die Hände. „Und das soll sich rentieren? Hast du den Weg vergessen, den wir zurücklegten? Hast du die Gefahr bedacht?"
Er denkt an die beschwerliche Reise, die sie bis Hollingstedt zurückgelegt haben.

Von der Rheinlände in Köln hatte die „Meerjungfrau", vollbeladen mit Waren, vor drei Wochen abgelegt. Man war, halb segelnd, halb rudernd, stromab gefahren, hatte auf dem Markt zu Emmerich noch flandrische Wolltücher und „Scharlot-Tuch" zugeladen, um dann dem Lauf der Yssel bis zur Zuidersee zu folgen. Dort hatte die Meerfahrt begonnen, immer entlang den Küsten und Inseln, an den Sandbänken und verborgenen Untiefen des Wattenmeeres vorbei bis in die offene Nordsee, die war bei gutem Winde in der Helgoländer Bucht überquert.

Immer bestand die Gefahr, nordischen Drachenschiffen, Seeräubervolk oder beim Anlegen auf der Insel Trischen arglistigen Strandräubern zu begegnen. Endlich war die Mündung der Eider aufgetaucht.

Hier mußte man die Flut abwarten, deren hochgestaute Wasser die Einfahrt in den Fluß möglich machte. Da sich die Wasser sogar bis in den Nebenfluß, die Teene, stauten, hatte die schwerbeladene „Knorre" die Fahrrinne bis Hollingstedt benützen können, obwohl ihr flachgehender Kiel manchmal beinah den Grund zu streifen schien.

Und in Hollingstedt mußte man erst die Fracht auf Karren umladen, der Weg nach Haithabu sollte so weit sein, wie von Osten her die tiefe Schleibucht ins schleswigsche Land hereinreichte. Früher waren die kleineren Schiffe sogar auf einer Art Rollbahn über Land gezogen worden, jetzt aber benutzte man Pferdekarren.

Hollingstedt lag demnach genau in der Mitte der Halbinsel Schleswig.

„Genug!" rief der Vater. „Das war der letzte Ballen! Die ‚Meerjungfrau' bleibt unter der Aufsicht unseres Schiffsmeisters im Hafen. Wir aber mieten Pferde und reiten unseren Gütern voraus nach Haithabu."

*

Sie traben seit zwei Stunden auf dem ausgefahrenen Ziehweg nach Osten. Vater Frankbert ist aufgekratzt und voller Hoffnung. Nur dem Sohn gefällt die Sache immer noch nicht.

Unterwegs sind sie einigen Karrenkolonnen begegnet, alle hoch mit Fässern, Kisten und Ballen beladen. Die nordischen Männer neben den Vorspannrossen gingen mit Speer, Schwert und Helm.

„Die Straße, die hier anfängt", lacht Herr Frankbert, „endet weit im Osten in dem wikingischen Handelsplatz Holmgard (Nowgorod) oder bei den Warägern von Kiew. Mit Schiff und Karren strömen die Waren nach Haithabu."

„Wenn Hollingstedt der Westhafen von Haithabu ist", erwidert Rainald, „so muß ich sagen, daß das eine recht unsichere Verbindung darstellt. Alles ist offen. Man sagt aber, daß Dänen und Wikinger vom Raub leben. Was nun, wenn sie unsere Karren plündern? Es sind mehr als zehn Meilen bis Haithabu."

„Siehst du denn nicht, daß die Flanke der Straße durch Sümpfe gesichert ist? Hast du denn nicht die Dänenwälle gesehen, wo das Land zugänglicher ist? Zudem sind die Könige von Haithabu ziemlich grimmige Herren, die für Ordnung zu sorgen wissen."

Als der Knüppelpfad ein Birkenwäldchen verläßt, erblicken sie Haithabu. Sie halten erstaunt die Pferde an.

Weit im Osten glänzt die silbrige Schleibucht, an deren Ende der Hafen liegt.

Zahllose Schiffsmasten und Segel bedecken das Wasser. Zuerst jedoch fällt die wuchtige Stadtmauer auf, die sich im Halbkreis um die Stadt zieht.

„Haithabu!" sagt der Nordmann, der sie als Führer begleitet, und zügelt sein struppiges Pferd. „Das bedeutet ‚Ort an der Heide'. Unser König Göttrik hat es zur Zeit des Frankenkönigs Karl gegründet und seither hat jede Generation die Mauer breiter und höher gebaut. Nun sind es schon drei Ringe von Erdwall und Palisaden aus Eichenstämmen! Ganze Wälder stecken in dieser Mauer."

Rainald blickt verwundert auf das Gedränge spitzgiebeliger Holzhäuser, aus dem sich sogar mit übereinandergetürmten Dächern, umgestürzten Schiffskörpern gleichend, eine Kirche erhebt. Der dünne Ton einer Glocke schwingt herüber.

„Aber die Wikinger haben ja eine christliche Kirche!" staunt der Junge.

„Was dachtet ihr denn?" erwidert der Nordmann beinah beleidigt. „Seit langem ist der ‚weiße Christ' im Nordland eingezogen. Sogar in Norwegen und Schweden gibt es schon Kirchen. Thor und Odin sind tot, nur einige Hinterwäldler beten noch zu den Asengöttern."

„Und was ist das?" forscht Herr Frankbert und deutet auf einen steil aufragenden Hügel im Norden der Stadt, den die Eichenmauern und Wälle einer Burg krönen.

„König Harald Blauzahns Burg", erwidert der Nordmann nicht ohne Stolz. „Folgt mir, ich will euch den Runenstein zeigen!"

Sie biegen vom Weg ab und folgen einem sandigen Pfad in das von Heidekraut und Kiefernholz bedeckte Hügelgelände. Auf einer Anhöhe steht ein grauverwitterter Felsenstein. Als sie vor dem Denkmal halten, fordert Herr Frankbert seinen Führer auf, die Inschrift zu lesen. In drei senkrechten Zeilen sind seltsame, geradlinige Zeichen eingeritzt. Der Nordmann liest: *„Asfrid setzte diesen Gedenkstein, die Tochter Odinkars für Sigtrygg, den König, ihren und Knubas Sohn!"*

Dann fügt er eine Geschichte vom Kampf Knubas und Sigtryggs an, eine Erzählung von Ausfahrt und Eroberung der Wikinger, die damit endet, daß Sigtrygg fern im Westen bei einem Raubzug gegen Paris gefallen ist.

Sie traben dem Tor am Hafen zu. Wuchtig ist die Befestigung aus gewaltigen Eichenstämmen gebaut. Die Torflügel sind eisenbeschlagen, Wikinger mit Helm und Spieß stehen Wache.

Tief stoßen die Hafenbecken der auslaufenden Schleimündung in die Stadt vor. Auf dem Platz an den Kais lärmt das bunte Leben einer großen Handelsstadt: Dänen, Schweden, Norweger, Sachsen, Friesen, Franken und Angelsachsen, sogar dunkelhäutige Araber.

Mit dem sicheren Blick des Kaufmanns schätzt Herr Frankbert die an den Landebrücken gestapelten Waren ab. Er sieht die Ballen kostbarer Pelze, welche die Ostwikinger aus dem Lande der Rus gebracht haben, da liegen weiße Elfenbeinzähne und kostbare Teppiche, die von Arabern über die östlichen Ströme heraufgeschifft worden sind. Er schnuppert den starken Duft der orientalischen Gewürze, der sich mit dem strengen Geruch des norwegischen Klippfisches und dem salzigen der Heringsfässer mengt. Ein rotbärtiger Schwede bietet ihm honigfarbenen Bernstein an. Auf einer Bohlenbrücke häufen sich Wachs, Wergballen, Seile aus Walroßleder, Flachs. Einige Wikinger treiben zusammengefesselte Sklaven



aus dem Baltenland vorüber. Schiffe werden be- und entladen, zahllos schaukeln sie in den Wassern der Schlei.

„Das ist ein ‚Karfi'", erklärt der Nordmann, „eine Art Schute von mittlerer Größe. Und dort drüben haben drei ‚Langschiffe' festgemacht. Die schmalen, hochbordigen Kriegskreuzer meine ich, die am Bug die geschnitzten Tierhäupter tragen: den Drachen, den Wolf und ein Roß. In einer solchen ‚Schnigge' sitzen meist zwanzig Mann. Aber es gibt auch Drachenboote mit 120 Mann Besatzung – dort auf der Außenreede liegt eine solche ‚Skeidh'. Man nennt sie auch ‚Drachenschiffe'. Seht ihr den schöngeschnitzten Bug und wie kühn aufgeschwungen sein Kiel sich im Bärenkopf hochstellt? Und ringsum liegen die Knorren der Nowgorodfahrer, der Leute, die von Birka am Mälarsee kommen. Die riesige Knorre mit dem Segel aus Seehundfell kommt von Kiew herauf. Sie ist die russischen Ströme aufwärts gerudert, hat die Wasserscheide auf Rollbahnen überquert und den Weg die Newa abwärts nach Holmgard oder Nowgorod genommen. In einem halben Jahr segelt sie vielleicht von Kiew südwärts ins Schwarze Meer und nach dem goldenen Byzanz."

„Bei Gott", ruft Rainald, „das ist wirklich ein großer Handelsplatz! Und ich glaube allmählich, daß du recht hattest mit deiner Reise nach Haithabu, Vater."

„Wir werden morgen noch mehr sehen", sagt dieser und wendet sich der Stadt zu.

In den engen Gassen steht Holzhaus neben Holzhaus. In diesem Land der Wälder, Moore und Heiden gibt es keine Steine. Deshalb führt Haithabu ja auch seine Mühlsteine ein. Alles ist geschnitzt, aus Balken gefügt, aus Fachwerk gebaut. Jahrtausende lang mögen diese Nordleute mit dem Schnitzmesser hantiert haben. Das prägt sich auch ihren Schmuckwaren auf.

Sie sind abgestiegen, führen die Pferde an den Zügeln. Denn hier gibt es für Kaufleute viel zu sehen. Die Gasse der Goldschmiede tut sich auf.

Auf den heruntergeklappten Läden vor den halbdunklen Werkstätten liegen auf feinen Tüchern die Erzeugnisse der kunstfertigen Gold- und Silberschmiede ausgebreitet: Armreifen, silberne Ketten, bronzene Fibeln mit eingesetzten Halbedelsteinen, blanke Hornkämme mit silbernen Beschlägen, glänzend polierte Schalen, ja sogar Ringe mit Perlen und viel Schnitzerei in Bernstein und aus Walroßzähnen.

„Siehst du die seltsam verschlungenen Tierbilder auf dieser Goldspange?" fragt Vater Frankbert sachverständig. „Und das Rankenwerk, die fein gewundenen Blüten und Blätter auf jener Brustplatte? Alles ist wie in Holz geschnitten. Die Nordleute behandeln jedes Material wie das ihnen vertraute Holz. Man sagt, daß sie im Süden, wo sie sich niederließen, sogar die steinernen Pfeiler und Säulen mit Tierbildern und Rankenwerk wie Baumstämme beschnitzt haben."

„Da hast du recht, Herr", lacht der Führer. „Holz ist hier alles. Jede zweite Knorre bringt Eichen- und Buchenstämme, Lärchen und Tannen vom Norden herab. Holz ist das Pflaster von Haithabu, auf hölzernen Rosten steht unser Hafenviertel, und aus Baumstämmen ist unsere Stadtmauer gebaut!"

„Jedenfalls ist die Stadt ein Ort nach meinem Herzen", stellt Frankbert fest. „Ein Markt voller Möglichkeiten. Pelzgesäumte Mäntel und warmes Pelzfutter in den Wämsern sind neuerdings Mode im Frankenland. Wo aber könnte man billiger

Pelze, fein gegerbtes Leder und Schmucksachen kaufen, als hier? Und wo bekäme man bessere Preise für Siegener Waffen und gut kölnisches Wolltuch?"
„Da magst du recht haben, Herr", nickt der Führer. „Bald wirst du verkauft haben, was deine Karren von Hollingstedt herüberbringen."
Das erinnert Herrn Frankbert an das Nächstliegende.
„Höre, mein Freund", sagt er. „Nun bring mich zu eurem Vorsteher der Kaufmannsschaft, damit ich ein Lagerhaus miete für meine Waren! Ich will zunächst alles auf Stapel legen und abwarten, wer die besten Preise bietet. Dann frage nach, wann ich König Harald meine Geschenke bringen und die Aufwartung machen kann. Ich will einen Schutzbrief erwerben, mich in Haithabu niederlassen und Geschäfte mit euch Nordleuten machen."

1000 | Mit Odins Vögel auf dem Meer

In der Herrenhalle des norwegischen Königs Olaf Tryggvason lodern die Feuer aus riesigen Buchenscheitern im roh aufgemauerten Kamin. Selbst im Frühjahr ist es noch kalt in diesem Land der Schneeberge, Fjorde und der eisgrünen See. Der König verabschiedet die edlen Jünglinge, die ihm zwei Jahre an seinem Hofe gedient haben.
„Tritt vor, Leif Erikson!" befiehlt er. „Wacker hast du und deine Gefährten gelernt, was höhere Lebensart von einem Edeling fordern: dem König bei Jagd, Kampf und Seefahrt zu folgen. Du kannst trefflich das Hackbrett schlagen, und schön ist deine Stimme, wenn du die alten Heldenlieder singst. Aber du hast dich auch ernsthaft bemüht, bei den frommen Mönchen die Schreibe- und Lesekunst zu üben und die Lehre des milden Christ hat Wurzeln geschlagen in eueren Herzen. Ihr werdet mir fehlen, ihr Jungmänner, aber ich verstehe: nun, müßt ihr heimkehren in euere Heimat."
Der König streicht seinen wallenden, gegabelten Weißbart und lächelt.
„Beneidenswert seid ihr, Jünglinge, fahrt ihr doch aus diesem felsigen und kalten Norwegen ins ‚grüne Land'."
In gesetzter Rede antwortet Leif als der Sprecher seiner Mannen.
„Wir danken dir, Herr Olaf, für alles, was wir gelernt haben und für den Platz in dieser Herrenhalle."
Er blickt sich in dem weiten Gebäude mit seinen geschnitzten, mit Färberwaid, Ochsenblut und hellem Krapprot bemalten Gebälk, mit den Jagdtrophäen, gestickten Teppichen und zahlreichen Waffengehängen an den Wänden um. Sein Auge streift die lange Kette der Edlen, die in der Königshalle reihum an langen Bänken sitzen und kehrt dann zu Olaf Tryggvason, der am Tischende auf dem erhöhten Podest im reichen „Setstokkar" thront, zurück.
„Als vor zwölf mal zwölf Jahren Held Gardar Svafarssohn westwärts segelte und

ein Sturm ihn weit nach Norden verschlug", fährt er fort, „entdeckte er die Insel am Rand des Eismeeres und nannte sie ‚Island'. Weil er diesem Eiland den eiskalten Namen gab, sind nur wenige Bauern aus Norwegen hinübergefahren. Mein Vater Erik der Rote dagegen lenkte vor achtzehn Jahren seine Schiffe noch weiter nach Westen und kam an eine Küste voller Gletscher. Nur ein schmaler Streif grünen Landes säumte die Ufer, an denen er siedelte. Er gab dem Lande den Namen ‚Grünland' — in der Hoffnung, daß ihm bald mehr Leute folgten. Doch dort drüben ist es kälter als in Norwegen."

Nachdem diese Scherze gemacht sind, wendet sich der greise König ernsteren Dingen zu. Er spricht davon, wie sich in diesen Jahren auch im rauhen Norden der Wandel vollzogen habe. Von den beiden Gewalten, die sich noch am Beginn des Jahrhunderts gegenübergestanden haben: der harten, gewalttätigen Welt der Nordleute und der milden Lehre der Kirche, hat endlich die sanfte Kraft des Evangeliums gesiegt. Der Geist überwindet das Schwert.

Auch König Olaf Tryggvason hat die Taufe genommen. Ihm zuliebe haben die wilden Wikinger zu Tausenden die Häupter unter die Taufschalen der sächsischen Mönche gebeugt und die weißen Taufkleider angenommen.

Jetzt aber soll Leif Erikson die schwere Aufgabe übernehmen, die Lehre Christi an den fernen, noch heidnischen Strand Grönlands zu tragen.

Leif schlägt in dieser Abschiedsstunde in König Olafs Hand und verspricht, sein Leben dieser Sendung zu weihen.

*

Unten am Strand schaukelt eine schlanke „Skeidh": ein Langschiff, dessen aufgeschwungener Bug ein geschnitztes Pferdehaupt zeigt. Deshalb heißt das seetüchtige Schiff „Hengist". Die Außenplanken sind wohl aneinandergefügt, mit Eschenholznägeln vernietet, die Ritzen mit verpichtem Moos ausgefugt. Hinter dem baumstarken Mast, der das gelb-rot gestreifte Segel an einer breiten Raa trägt, steht eine feste Bretterhütte. Sonst ist die hochbordige Skeidh offen. Bei einem Sturm wird man Planen über den tiefen Kielraum spannen. Denn am Boden häufen sich die Waffen und Schilde. Und dort stapeln die Jungmannen die Verpflegung für eine lange Fahrt: kleine, verpichte Wasserfässer, ein wenig Wein, getrockneten Klippfisch, Heringe in Fässern, zweimal gebackenes, nicht mehr schimmelndes Brot und Sanddornbeeren in hölzernen Dosen. Sie ißt man, um auf wochenlanger Seefahrt ohne frisches Gemüse und Fleisch keinen Zahnausfall zu bekommen. Da es außer dem scharf gesalzenen Fisch keine dauerhafte Nahrung gibt, ist die Schiffskost eintönig. Doch die weisen Mönche vom nahen Kloster haben etwas Besonderes dazugestiftet: Dauerwürste, die mit orientalischen Gewürzen — Pfeffer, Paprika und Muskat — gegen das Verderben geschützt sind.

Schon nehmen die Jünglinge ihre Plätze auf den Ruderbänken ein. Sie sind warm in wollene Mützen, Felljacken und pelzgefütterte Bracas (Hosen) gekleidet. Die See ist noch rauh und kalt.

Tyrk Südmann, der Hauslehrer und alte Gefährte Leifs, steht wartend am Kai. Aber da naht Leif bereits im Kreis norwegischer Edler.

„He, Tyrk", ruft er dem grauhaarigen Manne zu, „sind Odins Vögel an Bord?"

„Sie stehen in der Hütte", antwortet Tyrk, „wohlverwahrt in guten Hühnerställen. Auch Futter haben wir mitgenommen. Es kann losgehen, Leif."
Tyrk Südmann ist vor langer Zeit bei einem Raubzug der Wikinger an der fränkischen Küste als Sklave mitgenommen worden. Tyrk bedeutet „der Deutsche". Seit langem aber ist er der Freund Eriks des Roten und seines Sohnes Leif; denn er ist gelehrt, kann lesen und schreiben und versteht manche Kunst der Franken.
Als die „Hengist" endlich loswirft, winken und schreien viele Norweger am Strand. Tyrk schlägt auf einer hohlen Tonne den Takt, und die Ruderer legen sich in die Riemen. So gewinnt die Skeidh schnell an Fahrt. Draußen im offenen Fjord reißt Leif die Leine los und läßt das Hauptsegel herabrollen. Der Landwind bläht das Tuch, und schäumend gräbt sich der Bug in die heranrollenden Wogen. Die große Westfahrt hat ihren Anfang genommen.

*

Dreieinhalb Tage läuft die Skeidh bei günstigem Wind von Mittelnorwegen quer über die Nordsee bis Horn in Ostisland. Da man unterwegs nirgendwo anlegen kann, fährt das Schiff auch in der Nacht.
Bei Tage ist es leicht, die richtige Richtung beizubehalten. Der Sonnenstand gibt Auskunft. Die Nächte sind kühl, aber hell. Sterne stehen glitzernd am Himmelsbogen. Dort, wo spätere Geschlechter vom Großen Bären und vom Polarstern sprechen, sehen die Nordleute „Thors Wagen" und das „Auge des Fenriswolfes". Seit uralten Zeiten wissen sie, daß sich das Auge des Fenriswolfes niemals verschiebt, sondern immer die genaue Nordrichtung anzeigt. So navigieren sie bei Nacht mit dem Blick auf den Polarstern.
Aber die Nachtwachen am Steuerruder sind langweilig. Die Ruderbesatzung schläft unter Fellen im Kielraum der Skeidh. Nur Leif Erikson hält das Schiff auf Kurs und Tyrk Südmann leistet ihm Gesellschaft. Das ist die Stunde für Unterhaltung und fürs Erzählen alter Sagas.
„Sag mir, Tyrk", meint Leif, „wie es kam, daß mein Vater Erik, der doch als ein großer Bauer und Edler auf seinem Hofe Breidarfjord saß, diesen Besitz und den Hof seines Vaters, den Hornstrandenhof, aufgab und auszog in das kalte Grönland?"
Während die „Hengist" die Wellen durchschneidet, berichtet der alte Tyrk vom Streit der Nachbarn und wie es — nach altnordischer Sitte — zum „Holmgang" gekommen sei. Als die Knechte Eriks nämlich über das Gehöft des unbeliebten Nachbarn einen Felssturz herabgelassen hatten, waren Mord und Totschlag unter den Leuten entstanden. Das Ende war die Forderung zum Zweikampf: zum Holmgang. Die Valtjoff-Sippe verschrieb sich einen berühmten Holmgänger — aber Erik trat für die Asvaldson-Sippe selber mit Schwert und Schild an und erschlug den Gegner. Das Gauthing trat zusammen und verbannte Erik den Roten für zwei Jahre aus Island.
Für die Zeit seiner Abwesenheit, die er als echter Wiking raubend, handelnd und brandschatzend zwischen den Shetlandinseln, Irland und dem Land der Angelsachsen verbrachte, gab er die altererbten „Setstokkar" des Breidarfjord-Hofes einem Nachbarn zur Aufbewahrung. Nach Ablauf der zwei Verbannungsjahre jedoch weigerte sich dieser Nachbar, die kostbaren Setstokkar herauszugeben. Die

Folge war abermals Kampf — aber ein Kampf, bei dem sich allzu viele gegen die Asvaldson-Sippe zusammenfanden.
„Und da hatte Erik der Rote genug von Nachbarn und Isländern", schließt Tyrk. „Er sammelte seine Freundschaft, rüstete Schiffe und zog nach Westen."

*

Bei der Eyrar-Landspitze in Island liegen einige Gehöfte: breitausladend mit ihren rotgestrichenen Giebeln und Schilfdächern. Schafe weiden auf den Hängen, struppige Ponnys und zottige Rinder grasen auf den Wiesen. Die ferne Dampfwolke eines Geysirs steht am Horizont vor den eisbedeckten Bergen.
Hier laufen die Heimkehrer an, nehmen frisches Fleisch und Süßwasser an Bord. Dann ziehen sie die durchlochten Ankersteine aus dem glasklaren Grunde der Bucht und stechen südwestwärts in See.

Doch der folgende Teil der Reise steht unter keinem günstigen Stern.

Kaum sind Islands dampfumwolkte Gipfel außer Sicht, als dunkles Wettergewölk heraufzieht und der Wind böig aus Nordost auffrischt. Bald müssen sie das Segel reffen. Die Ruder brauchen sie nun, um die heranrollenden Wogen abzufangen und das Gleichgewicht zu halten. Die Spritzplanen werden ausgespannt, die Ruderer stöhnen bei der harten Arbeit.

Der Himmel hat sich mit grauschwarzen, sturmgepeitschten Wolken bedeckt. Ein Orkan bricht mit aller Macht herein.
Keine Sonne bei Tage, kein Auge des Fenriswolfes bei Nacht! Die „Hengist" wird wie eine Nußschale herumgeworfen, bald treibt sie dorthin, bald dahin. Wohin man blickt: nur schaumgekrönte Wogen. In wilder, todesgefährlicher Fahrt jagt die Skeidh drei Tage und Nächte in der Wasserwüste des Nordatlantik umher. Dann endlich klart der Himmel auf, und die Wellen beruhigen sich.

„Wo sind wir?" lautet jetzt die große Frage.
„Gebt zwei von Odins Vögeln heraus!" befiehlt Leif. Man bringt ihm die Hühnerställe, in denen einige Raben sitzen. Der Rabe wittert nämlich Land auf dreihundert Meilen im Umkreis. Leif läßt zwei der Tiere auffliegen.
Gespannt beobachten die Verirrten das Verhalten der Vögel.
Aber auch dieses Zeichen versagt! Lange kreisen Odins schwarze Boten über dem Schiff, ziehen auch weit hinaus übers Meer — aber schließlich kehren sie müde zurück und setzen sich auf der Raa nieder.
Kein Land weit und breit! Gäbe es eine Insel oder ein Ufer, so hätten die Vögel eine bestimmte Richtung eingeschlagen.
Wieder segeln die Nordleute nur nach dem Gefühl: Kurs Westen.
„Wenn wir nur die Gjunbörnschären vermeiden können", ängstigt sich Leif. Tyrk Südmann schüttelt den Kopf.
„Die Gjunbörnschären", sagt er, „liegen in der Mitte zwischen Island und Grönland. Dort begegnete Gjunbörn einst einer Seeschlange, die dampfend die Wasser aufrührte und einige seiner Schiffe verschlang. Andere aber meinen, Erde und Meer hätten gebebt. Diese Schären liegen viel weiter im Norden. Wir aber sind südwärts abgetrieben; denn das Wasser ist warm und nirgendwo treiben Eisschollen im Meer."

Wieder vergehen ein Tag und eine Nacht. Im Morgengrauen sieht Ragnarsohn, einer der Ruderer, einen belaubten Ast im Wasser treiben. Fast gleichzeitig entdeckt Sigrid weit im Westen einen Albatros.
„Land ist nahe!" schreien sie. „Fragt nochmals Odins Vögel!"
Und Leif läßt zwei andere Raben aufsteigen.
Diesmal kreisen die Raben nur kurz über dem Schiff, dann nehmen sie mit heftigem Flügelschlag Richtung nach West-Süd-West. Bald sind sie am Horizont verschwunden.
Leif wirft das Ruder herum und läuft auf neuen Kurs.
„Rudert, Freunde!" befiehlt er. „Laßt das Segel ganz im Wind! Wir brauchen Süßwasser und Frischfleisch. Dort drüben muß eine Insel sein."
Am Morgen des dritten Tages steigen dunkel vor ihnen die Klippen und Hochufer eines dicht bewaldeten Landes empor. Doch das ist keine Insel. Sie segeln lange parallel zur Küste. Sie nimmt kein Ende und biegt in Buchten und Meerarme aus. Ein riesiges neues Land im Westen erwartet seine Entdecker: warmes, holzreiches und gutes Land.
Beim heutigen Cap Code, nahe der späteren Stadt Boston, laufen sie in eine klippenstarrende Bucht und legen die Skeidh fest. Da ihr ganzes Leben am Besitz der Skeidh hängt, genügen ihnen die Ankersteine nicht. Sie hämmern Löcher in die Felsen, durch die sie Taue ziehen.
Dann schlagen sie am Strand ihr Notlager auf. Schöne Wiesen, Ahornbäume und Buchen ziehen zu den bewaldeten Höhen hinauf. Als Tyrk von einem Erkundungsausflug zurückkommt, hat er einen Sack voll wilder Trauben geerntet.
Er setzt in einem Bottich Wein zum Gären an.
Bald wird man im Lager Most oder Wein trinken. Jetzt haben sie auch einen Namen für das neue Land: sie nennen es „Vinland".
Aber der Traum vom neuentdeckten Paradies wird bald blutig gestört. Eines Tages schwirren Pfeile aus dem Unterholz, grell bemalte, federgeschmückte Krieger mit Adlergesichtern und roter Haut lassen ein greuliches Kriegsgeschrei erschallen. Und von der Bucht herüber paddeln unzählige Rinderkanus, dicht besetzt mit Wilden.
Die Nordleute wehren sich verzweifelt, lassen ein paar Tote zurück und flüchten zurück auf die Skeidh. Dann nehmen sie Kurs nach Norden, nach Grönland, die Kunde vom riesigen Westland zu bringen.

1076/77 | Eines Königs Winterschlaf

Es war ein Winter von einer Härte, daß sich selbst die ältesten Leute an nichts Ähnliches erinnern konnten. Kurz nach Martini hatte es zu schneien begonnen. Etwa um die Weihnacht lag der Schnee klafterhoch und sperrte alle Wege und Straßen, der Verkehr kam zum Erliegen.

Der Rheinstrom war bis auf eine ganz schmale Rinne in der Mitte zugefroren, die breiten Schuten und Lastschiffe saßen fest im dicken Eis. Die Winzer sagten, die Reben seien bis in die Wurzeln erfroren. Gehöfte und Dörfer lagen in der weißen Wüstenei begraben, nur die Kirchtürme mit ihren weißen Hauben und die Rauchfahnen hinter den Wächten sprachen davon, daß es irgendwo menschliches Leben gab.
„Glücklich", sagten die Bauern, wenn sie auf die fernen Türme von Speier hinüberschauten, „wer in solcher Zeit schön warm hinter Wall und Mauer sitzt!"

Aber auch die Stadt war eingeschneit, und da niemand die Wälle aus Schnee und Eis forträumte, sondern höchstens einen schmalen Gang zum Nachbarn grub, hatte auch dort des Daseins Fluß zu stocken begonnen. Kein Lastwagengerumpel, kein Schlittengeklingel, kein fröhlicher Markttag mehr — nur noch ein paar dickvermummte Gestalten, die zum Dom an der Rheinlände strebten.

Unter dem höhergelegenen und durch einige Rundbogen geschützten Portal war das angestammte Quartier der Invaliden, der Bresthaften und der Bettler. Dieses Volk war wohlorganisiert. Es besaß seinen Meister und seine Gesellen, die Standplätze erbten sich oft in den Familien fort. Nicht jeder konnte sich am Domportal niederlassen und die Hand ausstrecken. Denn Kirchentür und Klosterpforte waren immer noch die ertragreichsten Orte für dieses Handwerk, kamen doch alle wohlgestellten Bürger, ihre Weiber, sogar die Stadtherren und die Adeligen vorbei. Und wer ist nicht milde gestimmt, angesichts des Gotteshauses und in Erwartung der Gnade, die er für sich selber erflehen will?

Da kauern sie nun in der beißenden Kälte vor Holzkohlenbecken, sind in räudige Schafspelze gehüllt oder mit Lumpen bedeckt: alte Männer mit Eiszapfen im Bart, verschrumpelte Weiblein mit Kopftüchern, Einbeinige oder Leute mit schwärenden Wunden. Freilich, einige haben sich auch kunstvoll als Invaliden präpariert: sie tragen den losen Ärmel und haben innen den Arm an den Leib geschnürt, oder sie haben sich Klötze in den Mund gesteckt, damit er eine Hasenscharte vortäuscht, und sie zittern und schütteln sich, als wäre es Fieber. Aber manchmal läßt sie auch der eisige Wind voll Schneestaub bis ins Mark erbeben.

„Ach, Gevatter", sagt Udo, der Betteljunge, während ihm eine Dampfwolke aus dem Mund steigt, „wie schlecht steht es doch um uns Almosenvolk. Wir frieren uns hier zu Tode und hungern, während der König dort oben in seinem goldenen Schloß sitzt und sich's wohl sein läßt."
„Ja", bestätigt der Bettlerkönig, „ein richtiger König oder wenigstens ein Burggraf müßte man sein! Das wäre ein Leben, und der grausame Winter ließe sich gut ertragen!"
Das arme Volk ringsum nickt zustimmend und wirft neidische Blicke zur oberen Stadt, wo das Schloß mit beschneiten Dächern aufragt. Seit einigen Monaten beherbergt die getreue Stadt Speier den auf der Fürstenversammlung zu Oppenheim abgesetzten und vom Papst gebannten König Heinrich IV. samt seiner Gemahlin und seinem Kind.
Aber abgesetzt oder nicht, gebannt oder nicht: ein König bleibt ein König und wohnt herrlich im Schloß.

König Heinrich IV. sitzt einsam im Saal des Palas. Der Nordwind hat wieder aufgefrischt und rüttelt sausend an den Läden aus Eichenbohlen. Weil es nur die Rahmeneinsätze mit geöltem Kalbfell statt Glas gibt, hat man wie üblich zu Beginn des Winters diese Rahmen mit Moos und Werg abgedichtet und festgenagelt. Die Läden sind seit Wochen geschlossen. In den eisernen Wandhaltern stekken Kienscheite und flackern mit trübrotem Schein. Ihre Feuerzungen kreuzen sich mit dem Geflacker, das der prasselnde Kamin ausstrahlt. Dort brennt ein Stoß Buchenscheiter.

Aber ein offener Kamin ist eine fragwürdige Sache. König Heinrich hat sein Faltestalium, den mit Fellen bedeckten Lehnstuhl, dicht herangeschoben. Vorn brät er, am Rücken fröstelt ihn trotz des Bärenpelzes, den er umgeworfen hat.

Der Qualm und Essensdunst von Wochen hängt als Brodem unter der Balkendecke des Saales. Obwohl die Wände mit Teppichen und „Rückelachen" (gewirkten Stofftapeten) behangen sind, schaut doch überall das klafterdicke Hausteingemäuer durch, auf dem die Eiskristalle glitzern. An den Wänden ziehen sich Bänke mit „Kultern" (Matratzen) oder „Pflumiten" (Federkissen) hin. Trotzdem macht der Saal einen öden, trostlosen Eindruck.

Die paar Truhen und die groben Stühle sind aus beschnitztem Hartholz. Der riesige Eichentisch mit seiner umlaufenden Bank und den paar Hochsitzen scheint ohne Gäste und Geschirr vor Langweile zu gähnen. Auf seiner Platte glänzen noch die abgestandenen Weinlachen von gestern. Eine einsame Zinnkanne steht dort.

König Heinrich klatscht in die Hände. Er hat nicht mehr viel Knechte und Mägde. Des Kirchenbannes wegen haben ihn seine Hofleute verlassen.

„He!" ruft er. „Wein! Ich will meinen Abendtrunk!"

Als sich nirgendwo etwas rührt, schält er sich seufzend aus den Fellen und geht hallend durch den Saal. Vor einer Fensternische bleibt er horchend stehen.

Da war es wieder ganz deutlich. Ins Brausen und Wehen des Schneesturmes mengt sich ein anderes Heulen. Das sind die Wolfsrudel, die die Kälte aus dem Hardtwald heruntergetrieben hat.

Dieses Viehzeug umkreist jetzt nicht nur Dörfer und Städte. Erst gestern sind einige Wölfe durch die Kanalbogen der Stadtmauer in die nächtlichen Gassen eingedrungen und haben einen Meßmerbuben angefallen, der von einem nächtlichem Versehgang nach Hause ging.

Natürlich: kein Licht auf den Gassen, nur Schneegebirge, weit vorspringende, nach vorn geneigte Giebeldächer, finstere Lauben in den verwinkelten Gäßchen — da mochte sich nicht nur allerlei landfahrendes Gesindel, sondern gelegentlich auch ein Wolf verstecken.

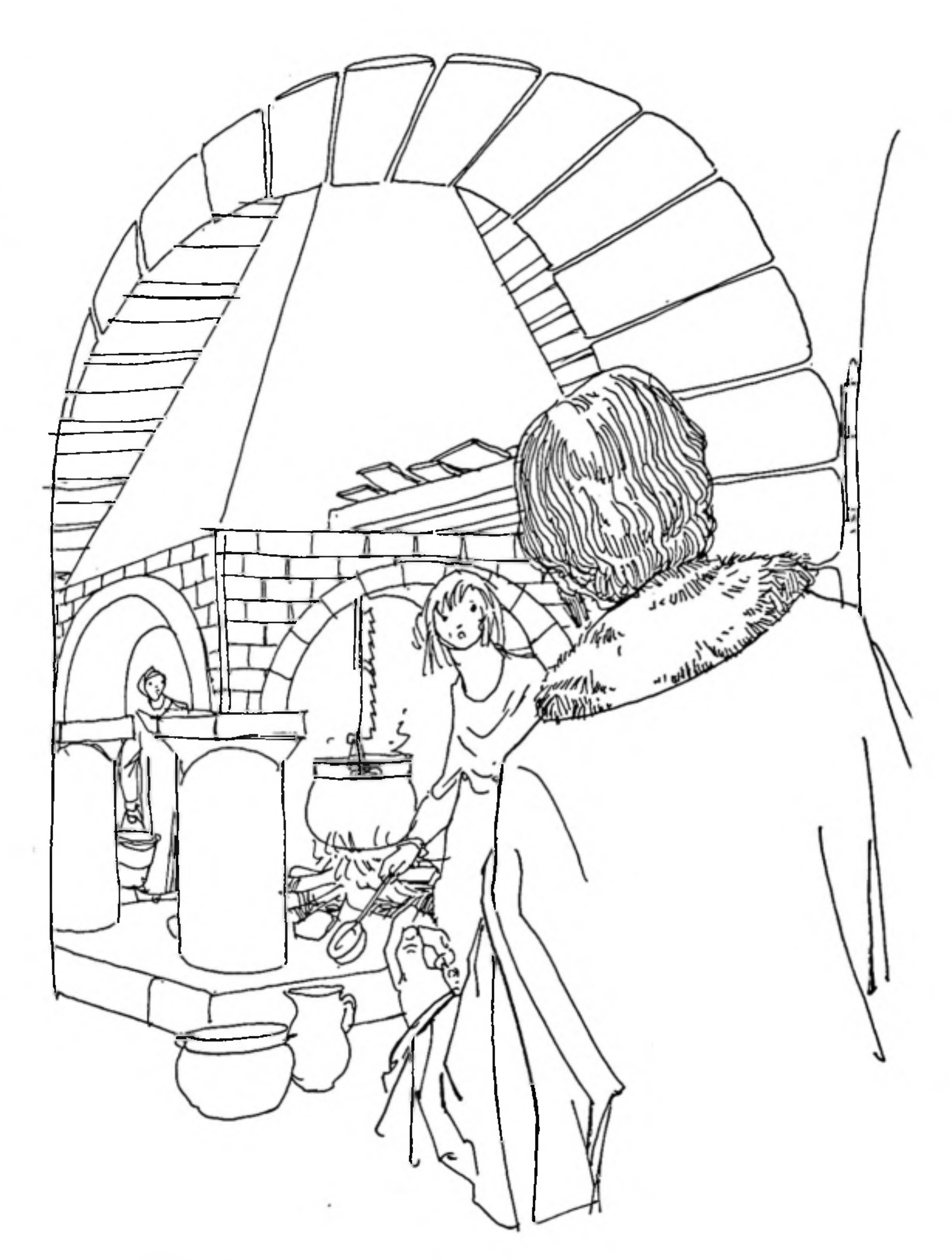
Herr Heinrich nimmt den finsteren Gang zur Burgküche.

Bei Gott, denkt er, welch ein Gestank hängt in dem Schloß! Da mengen sich Küchendunst, der Geruch gebeizten Wildbrets mit den Düften, die von den Magazinen herüberdringen. Eine Burg muß immer gerüstet sein gegen feindliche Überfälle. Darum lagern hier Pech und Schwefel, ungedroschenes Korn, da säuern von den Kellergewölben heraus die Fässer, und die geöffneten Tönnchen mit den Heringen steuern das ihre bei.

Dabei ist es in der „Pallas", dem Herrenbau, noch erträglich. Im Knechtsquartier drüben hängen zudem noch der Dunst schwitzender Männer, der schale Geruch saueren Weines und das endlose Qualmen und Rußen der Kamine.
Der König steckt den Kopf in die Küche, wo ein paar Mägde am prasselnden Feuer hantieren.
„He, ihr Tauben und Faulpelze", ruft er, „Wein will ich trinken! Und weißes Brot dazu, ein wenig kaltes Wildbret."
„Mit Verlaub, Herr König", antwortet eine zottige Küchenmagd, „das Wild nimmt ein Ende. Nur noch eine einzige Hirschkeule hängt im Rauchfang. Dann ist es Schluß mit dem Wild. Wer sollte bei einem solchen Wetter auch so tollkühn sein und auf Jagd gehen?"
„Hols der Geschwänzte!" meint der König. „Und was sollen wir heute zur Nacht essen? Vielleicht wieder weiße Bohnen, Kraut und eingesalzenen Hering? Das sehe ich nun alle Tage auf der Tafel."
„Wenn wir die letzten Hühner schlachten, Herr", sagt die Magd, „dann werdet ihr bald keine Eier mehr essen. Aber wir können Haferbrei machen, ein wenig Honig und Dörrobst sind auch noch vorhanden."
Es ist das ewige Kreuz winterlicher Vorratshaltung, daß es außer Salz kaum ein Konservierungsmittel für Fisch und Fleisch gibt. Bei den Gemüsen halten nur Erbsen, Bohnen und Krautköpfe längere Zeit. Von Pökelfleisch und Geräuchertem hat man bald genug – also bleiben Hering oder aufgetauter Klippfisch, wenn es etwas Besonderes sein soll.
„Und wo ist meine Gemahlin?" fragt Herr Heinrich.
„In der Kemenate drüben, Herr", gibt ein Küchenmädchen Auskunft. „Wir haben soeben heißes Wasser gebracht, weil sie den Prinzen badet."
Es gibt keine Burg, kein Schloß oder ein Bürgerhaus, das über ein Bad verfügt. Nur die Judengemeinde von Speier besitzt neben ihrer Synagoge ein unterirdisches Badebecken für die rituellen Waschungen.
Als König Heinrich durch den finsteren und eiskalten Bogengang in den Frauentrakt der Burg kommt, findet er seine Gemahlin Bertha von Susa, wie sie mit Hilfe einer Kammerfrau den dreijährigen Heinrich badet.
Ein hölzerner Zuber mit dampfendem Wasser steht auf dem weißgescheuerten, mit getrockneten Blumen bestreuten Estrich. Die Magd schrubbt den Kleinen, der jämmerlich brüllt, mit der Wurzelbürste und einem Stück Kernseife.

Hinter dieser Szene steht wuchtig das Quadratgestell des ehelichen Bettes. Einige Stufen führen zu dem Podest empor, ein Baldachin überwölbt es als „Himmel". Gardinen hängen an den Seiten herab. König Heinrich schlägt den Vorhang zurück und setzt sich auf den mit Seegras gefüllten Kulter und lehnt sich in den Pflumit. Der „Leilach" fühlt sich eiskalt an, denn auch im Schlafgemach macht der lodernde Kamin nur die gegenüberliegende Wand warm.

„Ach, Bertha", seufzt der König, „bald ertrage ich diesen Winter nicht mehr. Man friert oder brät, atmet den Gestank von Küche, Stall und Scheuer, ist ein Gefangener von Schnee und Eis. Die Wolfsrudel bewachen einen. Kein Spielmann kommt, weil die Wege gesperrt sind. Man hört keine Zeitung von dem, was geschehen ist, niemand im Schloß kann die Kithara spielen und ein schönes Lied singen. Das



ewige Würfelspiel mit dem Burggrafen wird mir ebenso zuwider wie dieser eintönige Fraß von Hering, Gepökeltem und Geräuchertem, von Bohnen, Mehlbrei und Haferschleim. Nicht nur die Fürsten und der Papst sind gegen uns, sondern auch Wetter und Jahreszeit."

„Lieber Herr", erwidert Frau Bertha, „versündige dich nicht durch Klagen. Denk lieber an die armen Leute in ihren strohgedeckten Hütten, an das Bettelvolk vor den Kirchen und die von aller Welt abgeschnittenen Bauern, um deren Höfe Füchse, Wölfe und Bären streifen. Mit Gottes Hilfe wird auch auf diesen Winter ein besserer Frühling folgen."

*

Als im Januar die Erde von Frost starrt und die Bäume vor Kälte splittern, befiehlt der König die Reise nach Italien. Es geht um die Krone. Wenn er nicht bis zum Frühjahr vom Kirchenbann gelöst ist, werden ihn seine deutschen Fürsten zum Teufel jagen.
Im Schlitten, tief unter Bären- und Fuchsfellen vergraben, vermummt mit Wolle und Marderpelzmantel, sitzen Herr Heinrich, Frau Bertha und der dreijährige Prinz. Die Pferde stapfen über den zugefrorenen Rhein stromaufwärts in Richtung Basel und Schweizer Gebirge.
Jäger und Hirten erbarmen sich der Königsfamilie. Über die Hochalpen müssen sie auf Fellen fahren, die getreue Bergbewohner über die Gletscher ziehen. So reist der Herr des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation über die Alpen, um in Canossa Papst Gregor VII. zu treffen.

1125 | Musik für Heloise

Über der fröhlichen Stadt Paris liegt der Frühlingshimmel. Auf der Seine treiben blütenbekränzte Kähne neben Frachtschiffen stromab.
Magister Abälard ist wie alle Lehrer an der Kathedralschule geistlichen Standes und trägt das lange, schwarz herabwallende Kleid des Kanonikers. So scheint es nicht recht zu seinem Amt und seiner Würde zu passen, daß er am bunten Band eine Gitarre schwingt und anstatt eines gelehrten Folianten einige Pergamentrollen mit Liedern unterm Arm trägt.
Er nimmt auch nicht wie gewöhnlich den Weg zum Bauhof der Kathedrale Notre-Dame, wo sich um diese Stunde die Scholaren auf den Steinblöcken niederlassen, um Vorlesungen über Theologie oder Philosophie in der milden Sonne anzuhören. Seine „Kathedra" — der Lehrstuhl — auf dem großen Kalksteinblock wird unbesetzt bleiben. Dort mag heute ein „Licentiat" für ihn einspringen. Denn Abälard hat ein wichtigeres Ziel. Der ehrwürdige Kanonikus Fulbert von Notre-Dame hat ihn gebeten, seiner Nichte, der schönen Heloise, Unterricht in Musik zu erteilen.
Eng sind die Gassen des „Lateinischen Quartiers", wie man den Stadtteil im Bannkreis der Kathedrale nennt. Da es jedem Grundbesitzer überlassen bleibt, wieviel Boden er für Durchlaß und Straße abgeben will, ergibt sich ein willkürliches Vor- und Zurückspringen der Baulinie. Altanen und Alkoven ragen vor und sperren das Sonnenlicht aus. Weil jedermann sein Spülwasser, die Gemüseabfälle oder

was ihm sonst im Weg steht, auf die Gasse entleert, sind die hohen Trittsteine am Rand recht notwendig.
Hier ist das engbrüstige Fachwerkhaus des Kanonikus Fulbert. Eine altersdunkle Holztreppe führt von der Gasse zur Altane; denn in den unteren Gewölben sind Karren, Vorräte, Fässer und die kleinen Gelasse von Knechten und Mägden. Fräulein Heloise wohnt sicher höher droben und wartet im blumengeschmückten Erkerstübchen.
Das ist ein Auftrag nach dem Herzen des Magister Abälard. Lange schon ist ihm die blondgelockte Heloise unter seinen Zuhörern bei den Vorlesungen aufgefallen. Unter all den Schülern, die von weither kommen, sitzen nämlich auch weibliche Hörer: Nonnen vom Kloster St. Geneviève, Töchter von Adeligen oder von reichen Kaufleuten. Und auch sie gebrauchen eifrig Griffel und Feder. Doch die hübscheste von allen, vermutlich auch die klügste, ist die zwanzigjährige Heloise.

Die Treppe hinan, höflich an die Tür geklopft, und, da niemand antwortet, vorsichtig eingetreten!
Der Estrich ist weißgescheuert und mit zerschnittenen Binsen und Blumen bedeckt; bunte Teppiche hängen an den Wänden über den geschnitzten Bänken. Dort geht es zum Erkerzimmer. Aus ihm klingt auf Abälards zaghaftes Pochen an die Tür Herrn Fulberts tiefes Organ und bittet einzutreten.
Leer steht der hohe, mit Silber und Glasperlen verzierte Hochsitz des Hausherrn unter dem eichenen Mittelpfosten des Gemachs. Kanonikus Fulbert sitzt dicht am Fenster auf einem Hocker, vor seinem Schreibpult. Er malt sorgfältig mit dem Federkiel Buchstaben auf ein Pergament. Als der erwartete Gast eintritt, streut er löschenden Sand aus der Büchse auf die noch feuchte Schrift, bläst dann darüber und spricht ein paar höfliche Willkommensworte.
Leider muß er gleich fort, eine Messe ist bestellt. Aber er ist ja auch nicht notwendig: Heloise, die Schülerin, wird bleiben.
Heloise hat sich im Erker von ihrem Stickrahmen erhoben. Im langen himmelblauen Gewand, die Flechten züchtig zu Zöpfen geflochten, begrüßt sie den Magister mit einem Knicks.
Als Kanonikus Fulbert gegangen ist, nehmen Lehrer und Schülerin auf zwei gegenüberstehenden Scherenstühlen mit Fellkissen Platz.
„Musik für Heloise", lächelt Abälard. „Wenn wir beginnen wollen, erhebt sich als erstes die Frage: kann Fräulein Heloise die Notenschrift lesen?"

Obschon das Mädchen diese Frage bejaht, kann es Abälard als rechter Professor nicht lassen, über dieses Thema eine knappe Zusammenfassung zu geben. Er spricht davon, wie sich zu dem anfänglichen, nach antiken Tonarten formierten Gregorianischen Choral zunächst die schüchterne Improvisation einer zweiten Stimme dazugefunden habe. Dies habe wiederum die Kunst des „Organisierens" hervorgebracht, wobei man zwei Stimmen in der rechten Tonfolge habe festhalten müssen.
„Bis dahin", sagte Abälard, „hat man Gesänge durch sogenannte ‚Neumen' aufgeschrieben: kleine Punkte und Striche über den Textzeilen, die Tonhöhe und Länge angaben. Aber vor etwa hundert Jahren hatte dann der Benediktinermönch Guido von Arezzo den Einfall, die Stellung der Neumen durch ein System von vier

Linien nebst Zwischenräumen zu bestimmen. Ein Schlüssel wurde den Zeilen vorgesetzt, der die Tonart angab, und die einfachen Neumen wandelten sich in die ‚Notae quadratae' um. Von der quadratischen Choralnote kommt der Ausdruck ‚Kontrapunkt', weil man Punkt gegen Punkt, Stimme gegen Stimme notierte."

Der Magister entrollt eines der mitgebrachten Blätter. Doch sowohl Text wie Melodie bilden keinen Kirchengesang. Heloise, die ganz gut Noten lesen kann, erkennt sogleich, daß es sich um eines der neuerdings beliebten Minnelieder handelt. Inzwischen hat sich Meister Abälard in dem Zimmer umgesehen und die Musikinstrumente bemerkt, die auf der Kleidertruhe liegen oder vor den Wandteppichen hängen.

„Ich sehe", fährt er fort, „daß das Haus des Kanonikus Fulbert sehr musikfreudig ist. Die ‚Rotte' dort, entstammt der uralten keltischen ‚Crotta britannica' — ein Saiteninstrument, das mit Streichbogen oder Plektrum gespielt wird. Auch eine Fiedel sehe ich mit ihren drei Darmsaiten, und sogar den Pferdehaarbogen besitzt ihr schon. Ja, so kam eines zum anderen: ‚fides' heißen lateinisch die Saiten, den Bogen haben uns Kreuzfahrer aus dem Orient mitgebracht. Aber das alles sind keine Werkzeuge für eine junge Dame."

„Wir haben auch eine schöne Harfe, Magister", wirft Heloise ein, „und dort seht Ihr Flöten und Blasebalgpfeifen. Der Oheim hat sogar eine ‚Sambyke' gekauft, auf der man sowohl blasen wie Zupfen kann!"

Doch der Meister lächelt nur und wischt alles mit einer Handbewegung fort.

„Nein, Fräulein Heloise", sagt er, „ich habe Euch eine Gitarre mitgebracht, wie die Troubadoure sie haben: einen einfachen Resonanzboden mit angesetzten Bögen, zwischen welche die sieben Saiten des Apoll gespannt sind."

„Gern möchte ich diese neuen Lieder lernen", meint Heloise, „wie man sie jetzt allenthalben von ritterlichen Herren oder jungen Scholaren hört."

„Recht so, meine Liebe! Man muß mit der Zeit gehen. Unsere Kreuzfahrer haben vieles aus dem Orient mitgebracht. Bei den Sarazenen und Arabern ist es seit langem üblich, daß man schöne Lieder zur Ehre der Damen singt und sich müht, zu ihrem Preise Verse zu dichten. Die Provencalen nennen es ‚Art de trobar' — die Kunst des Findens guter Reime — und seither dichtet mancher Franzose ‚Stropa' um ‚Stropa'. Wenn er es noch dazu versteht, eine schöne Weise zu erfinden, so darf er sich wohl einen Troubadour nennen. Auch Ihr solltet versuchen, diese Kunst zu erlernen, bei der Geist, Sprachgeschick und Gehör gleichermaßen vonnöten sind."

Mit diesen Worten nimmt der Magister seine Gitarre auf, die er von einem Spanier erworben hat, streicht mit den Fingern leicht über die Saiten und läßt perlende Töne erklingen. Dann geht er in eine einfache Melodie über und stimmt wohltönend ein Minnelied an:

> „Wenn sie, die ich begehr, in Liebe sich neigte,
> Dann säh ich auf Zeus wohl herab.
> Wenn willig eine Nacht sich die Liebste zeigte
> Und zum Kuß auch den Mund mir gab:
> Dann Tod komm ohn Verweilen,
> Mit stillem Hauch zu heilen,



Mich wird nicht Reu ereilen —
Es sei, es sei, es sei,
Weil solche Seligkeit sich ließ herbei. . ."

Der Magister hat diese Stropa nicht ohne feurige Blicke auf die Jungfrau gesungen. Die Töne des Saiteninstruments begleiteten harmonisch seinen Gesang. Heloise ist tief errötet und neigt den Kopf.

„Meister", sagt sie schüchtern, „erscheint solch ein Lied nicht ein wenig zu frei für die Nichte eines Kanonikus? Was wird Oheim Fulbert dazu sagen?"

„Oh, wenn der alte Fulbert naht", lacht Abälard, „wollen wir rasch einen Psalm intonieren. Auch solche Melodien habe ich mitgebracht. Ihr wollt doch Musik lernen, Fräulein? Aber hütet Euer Herz: Frau Musika ist eine arge Verführerin."

Dann tritt er neben Heloise, zeigt ihr, wie die Gitarre zu halten ist, die Saiten zu zupfen und die Griffe zu machen sind. Schließlich legt er das Blatt mit dem Lied und den aufgezeichneten Noten aufs Pult und fordert Heloise auf, die Stropa mit ihm zu wiederholen. Der volle Tenor des Magisters und die Altstimme des Mädchens klingen prachtvoll zusammen.

*

Abälard versteht es um jene Zeit, sich an der Kathedralschule von Paris unbeliebt zu machen. Die alten Herren der Schule, die frommen Magistri und Kirchenlehrer

feinden ihn an. Das junge Volk der Scholaren aber schwärmt für den Professor, der so frei und modern denkt und lehrt. Wo die alten Herren daran festhalten, daß die Glaubenssätze Anfang und Ende aller Wissenschaft darstellen, widerspricht Abälard kühn, indem er erklärt, der Verstand gehe allem voraus: Man müsse exakt beweisen können, was man behaupte.
So kommt Abälard in Konflikt mit der Kirche.
Bald gehen auch Redereien über ihn und seinen Musikunterricht bei Heloise um. Ein Liebesverhältnis hat sich zwischen Lehrer und Schülerin entwickelt.
Es sind erst etwa fünfzig Jahre her, daß Papst Gregor VII. von der Geistlichkeit Ehelosigkeit gefordert hat. Ein höherer Kleriker hatte schon vordem auf Ehe und Familie verzichten müssen. Jetzt aber verlangte die Kirche, daß sich die Geistlichen ganz und ausschließlich ihren priesterlichen Aufgaben widmen sollten.
Deshalb empören sich Kanonikus Fulbert und seine Freunde um so mehr über Abälard. Als er eines Abends zu Heloise schleicht, wird er von Vermummten überfallen, schrecklich verprügelt und verstümmelt.
Kurz darauf schickt Oheim Fulbert die schöne Heloise ins Kloster. Sie muß Nonne werden. Abälard verliert seine Stellung als Professor und zieht sich in das burgundische Kloster Cluny zurück. Von Musik und Liebe bleibt nichts übrig als ein rührender Briefwechsel zwischen Abälard und Heloise, zwischen einem Mönch und einer Nonne.

1149

Im Johanniter-Hospital zu Jerusalem

Herr Konrad von Hohenfels war ein schwäbischer Ritter. Er hatte sich seinerzeit dem zweiten Kreuzzuge angeschlossen, den der deutsche König Konrad III. und der französische König Ludwig VII. auf Betreiben des heiligen Bernhard von Clairvaux unternahmen. Mit dem Kriegsvolk war Herr Konrad donauabwärts bis Konstantinopel-Byzanz und durch Kleinasien gezogen, hatte manche Schlacht gegen die Sarazenen mitgemacht und war endlich in Jerusalem angekommen.
Alles hatte er gut überstanden und keinerlei Schaden erlitten. Das war auch gut so, denn er hielt nicht viel von Quacksalbern und Ärzten. Und nun hatte ihn bei einem kleinen Gefecht mit den Sarazenen in der Wüste Juda ein stählerner Armbrustbolzen getroffen.
Wie alle Herren ritterlichen Standes trug Herr Konrad ein Hemd aus geflochtenen Stahlmaschen und die üblichen Arm- und Beinschienen. Der Topfhelm mit Nasenschutz schirmte seinen Kopf, und um die Schultern zog sich die aus Stahlplatten genietete „Halsberge". Aber gerade hier, zwischen Halsberge und Stahlhemd, war der heidnische Bolzen eingefahren und hatte eine tiefe Fleischwunde gerissen.

Wulf, sein Knappe, — ein ritterbürtiger Jüngling, der bei ihm das Ritterhandwerk erlernte —, sagte, es sei gut, einen Arzt zu rufen.
Aber Herr Konrad wies als starrsinniger Schwabe alles von sich und versuchte, sich selber mit alten Hausmitteln zu kurieren. Solche Mittel hatte die Nonne Hildegard von Bingen sogar in einem gelehrten Buch gesammelt und aufgeschrieben. So legte Ritter Konrad eine Salbe aus allerhand Kräuterabsuden und, als diese nichts half, sogar reinen Bienenhonig auf die schwärende Wunde. Auch rief er den richtigen Schutzpatron an. Gegen jede Krankheit gibt es nämlich einen besonderen Heiligen: Der heilige Rochus nützt bei Wunden aller Art, und St. Pernell lindert das Fieber.
Herr Konrad betete demnach zum Rochus, und nach einiger Zeit auch zum wundertätigen Pernell. Er ließ sich sogar herbei, das vom Grabstein eines Heiligen abgeschabte Pulver zu schlucken, da so etwas ja nie schaden konnte. Schließlich legte ihm ein Priester einige Reliquien für kurze Zeit auf die Wunde, und Herr Konrad suchte die Wirkung zu verstärken, indem er zwei dicke Kerzen stiftete.

Aber die Wunde schloß sich nicht, sie eiterte, und das Fieber stieg an. Da begab sich der getreue Knappe Wulf in die Gassen Jerusalems und sah sich nach den Heilkünstlern um. Solche gab es in den gewundenen Felsengäßchen und auf den Märkten mehr als genug. Da Wulf kein Zutrauen zu den braunhäutigen Arabern oder den kauderwelschenden Juden hatte, machte er sein Geschäft mit einem fränkischen Landfahrer, der eine gegen alle Krankheiten wirksame Wundermedizin und zudem noch Amulette, Zaubersprüche und „versiegelte Heilformeln" verkaufte.
Herr Konrad warf die Medizin an die Wand seiner Herberge. Das Amulett riß er auf und entnahm ihm unter Gelächter einige Mauseknochen, um die der Spruch: ABRAKADABRA gewickelt war. Auch die „versiegelte Heilformel" öffnete er und las Wulf vor, was da geschrieben stand:

„Ich wünsch, wer diesen Zeddel trägt,
Daß er keine gute Stund erlebt.
Wer diesem Zeddel fest vertraut,
Der ist ein Narr in seiner Haut!"

„Da hast du es, Wulf", rief Herr Konrad. „Ärzte sind allesamt Schwindler und Betrüger! Als wir vor Askalon lagen, gewann ich mir einen italienischen Arzt zum Freund. Der verriet mir, wie es gemacht wird. Er sagte: Ein Physikus soll immer schwierige lateinische Worte gebrauchen, weil der Kranke und seine Verwandten sie nicht verstehen. Dann soll er mit bedeutendem Gesicht den Puls prüfen und den Urin ansehen. Wenn er dann noch in einem lateinischen oder griechischen Buch nachschlägt und die Stirn ernst in Falten legt, werden ihn alle für einen Gelehrten halten."
„Was du brauchst, Herr", erwidert der Knappe, „das ist ein guter Chirurg. Ich habe gehört, daß diese Leute sogar Arme, Beine und Füße wegschneiden, ohne daß der Patient stirbt. Ja, sie bohren und sägen in eingeschlagenen Schädeln und retten die Leute."
„Ich weiß, ich weiß", wettert der Ritter, „mein italischer Medicus hat es mir verraten. Sie operieren die Menschen nach der Anatomie von Bären und Kälbern, weil

sie am menschlichen Leib nicht üben dürfen. Die Kirche hat es ausdrücklich verboten. Bader, herumziehende Jahrmarktsquacksalber und Steinschneider kannst du bei jeder Kirmes sehen, wie sie Brüche nähen oder Steinschnitte machen. Hast du niemals die armen Patienten brüllen hören, die diesen Burschen in die Hände fielen? Nein, von Ärzten mag ich nichts wissen."

Abermals gehen ein Tag und eine Nacht dahin. Das Fieber steigt, die Entzündung der Wunde breitet sich aus, und der Rittersmann wird milder in seiner Gesinnung. Nun wird ihm die Sache unheimlich.

Als der besorgte Knappe etwas vom Hospital der Johanniter zu murmeln wagt, zuckt Herr Konrad die Schultern.

„Na, gut", sagt er seufzend, „weil es die Johanniter sind, will ich es wagen. Aber vorher sehe ich mir das Hospital an."

*

Über dem Türsturz des weitläufigen Johanniter-Hospitals von Jerusalem sind die gleichen Worte angebracht, die auch auf der Krone des Kaisers stehen: „PER ME REGES REGNANT" (Durch mich herrschen Könige). Gebäude und Einrichtung sind eine Stiftung des Kreuzritter-Ordens, der in diesem ehemaligen Herbergshaus christlicher Pilger, das dem hl. Johann gewidmet war, Anno 1098 gegründet wurde. Die frommen Herren, die dieser Vereinigung beitraten, mußten schwören, alle Feinde des Christentums mit der Waffe in der Hand zu bekämpfen. Dazu kamen die üblichen Mönchsgelübde der freiwilligen Armut, der Ehelosigkeit und des Gehorsams. Es galt als hohe Ehre, einem der Ritterorden, besonders jedoch dem der Johanniter, anzugehören. Diese Herren waren kenntlich am schwarzen Mantel mit einem aufgenähten weißen Kreuz auf der Schulter, während die „Tempelherren" weiße Mäntel mit roten Kreuzen und die „Deutschherren" weiße Mäntel mit schwarzen Kreuzen trugen.

Jedes der aufgenähten Kreuze hatte acht Zacken in seinen Spitzen. Zeichen für die acht Rittertugenden. Herr Konrad wußte sehr wohl, daß sich der Orden in drei Gruppen gliederte: Da waren zunächst die wirklichen Ritter adeliger Herkunft, die sich vor allem dem Glaubenskampf und dem Schutz der Pilger widmeten. Sie dienten nur von Zeit zu Zeit den Verwundeten und Kranken im Hospital. Dann gab es Ordensgeistliche für alle seelsorgerischen Aufgaben, und zu ihnen zählten auch einige berühmte Ärzte. Und endlich waren die dienenden Brüder für die eigentliche Krankenpflege und die alltäglichen Verrichtungen da.

Was er hier im Hospital sah: gewaltige Gebäude mit Sälen und gewölbten Gängen, Einrichtung, Medikamente und Küchen, wurde alles aus den frommen Stiftungen bezahlt.

Immer noch ein wenig zweifelnd, läßt sich der Schwabenritter von seinem Knappen durch den Kreuzgang führen. Das ist ein kühler Gewölbegang, dessen innere, dem Garten zugewandte Seiten von Säulen und runden Bogen getragen sind. Solche Innenhöfe gibt es viele in den heißen Ländern des Ostens: denn wie immer die Sonne steht, zwei Seiten müssen ständig im Schatten liegen, und von überall her geht der Blick auf den Ziehbrunnen in der Mitte des Vierecks.

Im Hospital scheint starke Nachfrage zu herrschen. Im Kreuzgang liegen verwun-

dete Krieger unter Wolldecken auf Strohschütten, Leute mit Verbänden um Köpfe und Gliedmaßen humpeln auf Krücken oder Stöcken auf und ab.

Ein hochgewachsener Mann im schwarz-weißen Ordenskleid tritt auf die beiden Schwaben zu und fragt, ob sie Hilfe suchten. Er spricht rheinische Mundart.

„Ja, Hilfe könnte ich wohl gebrauchen", erwidert Herr Konrad. „Aber zuerst will ich sehen, ob und wie Ihr sie zu geben imstand seid."

Der riesige Rheinländer lächelt.

„Wenn das so ist", sagt er, „dann seht einmal hier herein! Das nennen wir unsere Apotheke. Wir lagern dort alles, was Heilung für viele Krankheiten schenkt."

Der Johanniter hat einen gebauschten Vorhang beiseitegeschoben, so daß ein Gewölberaum mit vielen Regalen sichtbar wird. Er erklärt, was es in den Fläschchen, Dosen, Phiolen und Kästen an Seltsamkeiten gibt.

Da ist das getrocknete Blut und die Galle schwarzer Rüden, das angeblich gegen Behexung hilft. In den Dosen und Flaschen reihen sich aneinander: Theriak, Melissenkraut, Rosmarin, Kampfer, Hyazinthenstaub, pulverisierter Sandel, Safran, Schwefelblüte, allerhand Öle, Balsam und auch wirksame Klistiermittel. Ein spöttisches Lächeln geht über das Gesicht des Johanniters, als er vor eine andere Abteilung tritt.

„Einige glauben auch an diese Mittel", sagte er. „Sie behandeln schwärende Wunden mit Säcklein aus warmem Ziegenmehl, legen auf Eiterherde feuchten oder trockenen Kuhmist oder diese getrockneten Krötenleiber. Und sie geben den Siechen zur Kräftigung auch Suppen aus verrührtem Mumienstaub, damit sie ‚Mumm' in die Knochen bekommen. Und da liegt noch ein Rezept, wie man Schwache wieder stark macht." Er liest vor:

„Nimm einen guten fetten Hahn oder ein dickes Huhn, zerschneide es in kleine Stücklein und zerstoße sogar die Beinlein sehr wohl. Dies alles destilliere in einem Kolben. Willst du das Tränklein kräftiger machen, so stoße Perlen, Dukaten oder Korallen hinein und geben den Saft der Ysoppflanze dazu . . ."

„Nun", ruft Ritter Konrad, „diese Suppe sollte mir wohl schmecken, es müssen nicht einmal Perle, Dukat und Koralle dabei sein. Herr Bruder, mich hat ein Bolzen an der Schulter verletzt, aber ich weiß nicht, ob ich mich dem Hospital anvertrauen kann. Zu dir aber hätte ich vielleicht Zutrauen."

„Das könnt Ihr auch haben, Herr Bruder", entgegnet freundlich der Johanniter. „Ich selber habe die hohe Medizin zuerst bei den maurischen Ärzten zu Cordoba und später noch im italienischen Salerno bei den Arabern studiert. Ich habe die Bücher der gelehrten Rabbis gelesen, denn es sind vor allem Juden gewesen, die uns die Kunst der Alten bewahrt haben. Wenn ihr jedoch zu mir kein Vertrauen haben könnt, so haben wir hier im Hospital einen gelehrten Juden, der aus der Medizinerschule von Alexandria kommt. Da braucht ihr keine Angst vor Krötenleibern, getrocknetem Kuhmist oder magischen Beschwörungen zu haben. Unser Ben Simon operiert, nachdem er euch mit Opiumsaft betäubt hat, mit großem Verstand, und er versteht durch vielerlei Pülverchen und Salben die Wunden zu schließen."

Tief atmet Herr Konrad auf, als er einen Entschluß faßt.

„Beim Kreuz Christi", ruft er, „ich will mein Leben in deine Hände legen, Herr Bruder! Mach mich gesund, wenn du Arzt bist."
Im Johanniter-Hospital finden alle Pilger oder Verwundeten Zuflucht, Pflege und Unterkunft. Der große Rheinländer zeigt Herrn Konrad die Säle, in denen Mann neben Mann, die Kranken auf sauberen Strohschütten liegen und von dienenden Brüdern gelabt und versorgt werden.
Er sagt ihm aber auch, daß es für Leute von Rang oder einigem Vermögen kleinere Räume mit richtigen Bettgestellen und umlaufenden Vorhängen gibt. Herr Konrad besichtigt solch eine Kammer und findet die Bettgestelle mit den darübergespannten Baldachinen und den sauberen Linnen recht ansprechend. Da er bei den Kämpfen um Damaskus seinerzeit einen wohlhabenden Sarazenen gefangen hat, dessen Familie reiches Lösegeld bezahlte, ist er nicht unvermögend. So läßt er ein Goldstück sehen und wird in ein Bett eingewiesen.
In den folgenden Tagen kuriert ihn der Johanniter tatsächlich. Das Fieber verschwindet völlig, die Wunde hört auf zu schwären und schließt sich. Mit Freuden sieht der Knappe Wulf, daß dem Ritter die alte Farbe und Kraft zurückkehren. Als sie beide glücklich das Hospital verlassen, stiften sie gern noch ein weiteres Goldstück in die Kasse der segensreichen Johanniter. Und dieses Goldstück kommt vielleicht einem armen schwäbischen Troßknecht zugute, der nichts als seinen guten Willen ins Heilige Land mitgebracht und nichts als Fieber gewonnen hat.

1175/76 | Die umgestoßene Bank

Hoch wölbt sich der seidige Frühjahrshimmel über der Lombardei. Auf den weiten Ebenen zu beiden Seiten des Po arbeiten die Bauern in Wein- und Obstgärten, auf den schnurgeraden Feldwegen wirbeln die Zweiradkarren Staub auf. Manchmal begegnet ihnen ein langer Wagenzug, der Florentiner Tuche nach Norden bringt. Genuesische Kaufherren begleiten mit bewaffneter Mannschaft ihre Planwagen, die Gewürze aus dem Orient, schöne Waffen, Rohrzucker oder afrikanisches Leder führen. Das Land arbeitet, die Scheuern sind voll, und die neue Ernte steht bevor. Der Handel blüht. Von Stadt zu Stadt, bis hoch hinauf in den Norden, zu den deutschen Märkten, strömen die Güter der Erde.
Und Geld ist das Blut aller Wirtschaft. Viel Geld bleibt in den klug ausgelegten Netzen der Kaufleute hängen. Doch am meisten sammelt es sich bei den Wechslern der Städte, die mit Geld selber handeln.
In Cremona ist Markttag. Es gilt als eine kaiserlich und deutsch gesinnte Stadt. Sie liegt links des Po, über den eine gedeckte Schiffsbrücke führt. Auf dem großen Platz an der Flanke des noch im Bau befindlichen Domes stehen die hölzernen Stände der Händler. Sie sind meist mit bunten Segeln gegen die Sonne geschützt, und auf den Brettern liegt alles, was die Welt zu bieten hat: Obst, Orientwaren,

Tand, bunte Bänder, Kinderspielzeug, schöne Kleider und Tuche, Schuhe, Messer, Stahlwaren, Waffen, Rüstungen, Armbrüste, Bolzen und Pfeile. In einer Ecke des Marktes stapelt man Holz und Leder; ein Pferch mit Ziegen und Schafen ist da; um eine Stange, an der schöne Rosse angebunden sind, stehen feilschend Bauern, Gutsbesitzer, Bürger und Rittersleute.

Zwischen den lärmenden und schachernden Marktbesuchern gehen die Mönche mit dem Klingelbeutel und sammeln für eine neue Kirche. An allen Ecken sitzen Bettler und heben die Schalen hoch.

Die vornehmsten Marktbesucher jedoch drängen sich bei den Dompfeilern, wo die Bänke der Geldwechsler ihre Stammplätze haben.

Vor Herrn Grimanis Bank hat sich ein Kreis von interessierten Zuhörern gebildet. Ein Cremonenser Kaufherr schachert mit dem alten „Banchieri". Der steht im Schaubenhut mit hochgeschlungenen Zipfeln und im weiten Faltenmantel hinter seiner Bretterbank und hat die krallenartigen Hände auf seine Wechselkästen gestützt. In diesen Kästchen und Fächern glitzern Geldsorten aller Art.

„Es ist eine Kleinigkeit für euch, Messer Grimani", sagt der Kaufmann, „mir gegen Sicherheit die gewünschte Summe zu leihen. Ich zahle auch Zins!"

„Ich habe nichts gegen euch, Signor Perucci", erwidert der alte Wechsler. „Kredit kommt von ‚credo' — ich glaube. Ich glaube euch ja, daß ihr zurückzahlen wollt und es auch könnt. Bei euch Kaufleuten ist es gar nicht so schwer, Geld zu borgen. Ihr habt eure Warenlager, Magazine und Stadthäuser. Ich kenne euer Vermögen recht wohl, Signor Perucci, und ich weiß auch, daß es mehr wert ist, als die Summe, die ihr wollt. Aber ich habe nicht so viel Geld — nicht im Augenblick."

„Begreift doch, Messer Grimani", ruft der Kaufherr. „Es geht für mich um ein großes Geschäft mit Genueser Rohrzucker und Florentiner Tuchfarben. Wenn ich jetzt kaufe, über die Alpen rheinabwärts ziehe und in den Niederlanden verkaufe, mache ich große Gewinne. Ihr sollt mir auch gar kein Geld aus euren Kästen auszahlen. Die Genueser und Florentiner, die im hiesigen Stapelhaus ihre Ware eingelagert haben, kann ich selber auszahlen. Ich brauche aber ein Papier für euren Geschäftsfreund in Brügge, daß er mir dort eine Summe zur Verfügung stellt. Ich will flandrische Tuche einkaufen für die Rückfahrt."

„Ihr wollt einen lombardischen Wechsel, Signor? Ein Papier, das ich meinem Geschäftsfreund schreibe und in dem ich mich verbürge, daß er die Summe, die ich daraufschreibe, wiederbekommt?"

„So ist es", atmet Perucci auf. „Als Geschäftsmann begreift ihr doch, wieviel praktischer es ist, ein auf einen Namen ausgestelltes Papier auf der Handelsreise mitzuführen als bare Münze in der Geldkatze. Die Straßen sind voller Räuber, die Alpenpässe unsicher. Geld kann man wegnehmen — mit einem Wechsel jedoch vermag kein Dieb etwas anzufangen. Und zudem braucht ihr eure Kasse nicht anzugreifen. Das nächstemal nehmt ihr eben einen Wechsel aus Brügge in Zahlung — aber dieses nächstemal wird nicht bald sein."

„Ganz recht, Signor. Und darum fordert mein Geschäftsfreund natürlich Zinsen, wie auch ich meine nicht geringen Unkosten aufrechnen müßte."

Sie beginnen zu feilschen, und die Umstehenden nicken befriedigt.

Mit der Kreuzzugzeit hatte sich die antike Geldwirtschaft wiederbelebt. Weil aber mit der Herrschaft der römischen Caesaren auch deren ausschließliches Münzrecht untergegangen war, fingen nun viele Städte, Fürsten und Könige an, Geldsorten zu prägen. Da gab es goldene Byzantiner, venezianische Zechinen, Florentiner Florins, kaiserliche Augustales und Schillinge, herzogliche Dukales oder Dukaten, Schwäbisch-Haller Heller, kölnische Silberpfennige und französische Livres. Man mußte höllisch aufpassen, weil jede Münzsorte ein anderes Gewicht an Silber oder Gold besaß und sich überall der Feingehalt des Edelmetalls unterschied. So war es eine Wissenschaft für sich, nicht nur die Münzgewichte und deren Feingehalt, sondern auch ihren augenblicklichen Marktwert zu kennen. Ein fremder Kaufmann fand sich nicht mehr zurecht.
Hier setzte die Aufgabe der Wechsler ein, die jede Sorte der gewünschten Münzen in ihren Kästen hatten und diese gegen Gebühr in andere Sorten umtauschten. Weil diese Geschäfte meist auf offenen Plätzen abgewickelt wurden und weil die Münzen in offenen Kästen auf Bänken auflagen, nannte man diese Gruppe der Kaufleute „Banchieri" — Bankiers.

*

„Ich weiß wohl, warum der alte Grimani kein Bargeld herausrücken wollte", sagt Messer Tebaldo, als er seinen Freund Perucci vom Stand des Wechslers heimbegleitet. Signor Perucci hat die Zusage auf einen lombardischen Wechsel für Brügge erhalten. Nur über Gebühren und Zinsen ist man noch nicht einig.
„Und weshalb hat der alte Geier keine Byzantiner oder Gulden herausgeben wollen?" fragt Signor Perucci. „Er hat doch alle Kästen voller Geld".
„Das ist aber auch alles, was er augenblicklich besitzt, Freundchen. Der Fuchs ist nicht flüssig im Moment. Sein ganzes Vermögen lag heute auf der offenen Bank. Ich weiß aus sicherer Quelle, daß er sogar selber Schulden bei anderen Wechslern gemacht hat. Ihm ist nämlich ein großes Geschäft ins Haus geflogen. Entsinnst du dich, Perucci, daß wir vor vierzehn Tagen hohen Besuch aus Deutschland hatten? Ein Kaplan Otto war in der Stadt. Der Mann ist die rechte Hand des Herrn Rainald von Dassel. Geht dir ein Licht auf?"
„Nun ahne ich etwas: Rainald von Dassel ist der Kanzler des Kaisers Barbarossa. Wollen die Deutschen vielleicht einen neuen Italienzug unternehmen, brauchen sie Geld für die Rüstung? Soll es endlich gegen das übermütige Mailand und den Veroneser Bund gehen?"
„Genau das, mein Freund. Das wäre dann der fünfte Italienfeldzug des Rotbarts. Offenbar geht ihm langsam das Geld aus. Die Deutschen bezahlen ja keinerlei Steuer in Geld, sie liefern nur Zufuhren, schachern um Zinsochsen, Heufuder und Weinfässer, und ihre höchste Steuer ist die Gefolgschaft beim Kriegszug. Woher soll der Rotbart die Mittel nehmen, die übermütigen Städte Italiens mit all ihren Geldsäcken niederzuwerfen? Da hat er eben einen Unterhändler zu den Wechslern von Cremona geschickt. Und deshalb sitzt unser Messer Grimani auf dem Trockenen."
Was die beiden schlauen Kaufherren jedoch nicht wissen, sind die Bedingungen, unter denen Grimani — mit Hilfe anderer Geldwechsler — die riesige Summe des Darlehens für den Kaiser aufgebracht hat.



Wie gesagt: Kredit kommt von „credo" — ich glaube. Grimani mußte glauben können, daß er sein Geld samt hohen Zinsen wiedersehen würde.
Kaplan Otto war sehr offen. Er sprach von der Stärke des kaiserlichen Aufgebots und vergaß nicht zu erwähnen, daß sich die meisten deutschen Fürsten bereits auf dem Lechfeld eingefunden hätten.
„Kommt Herzog Heinrich der Löwe von Sachsen auch?" fragte Grimani wie beiläufig. Denn auf das sächsische Aufgebot von mehr als tausend gut gerüsteten Rittern kam es an. Kaplan Otto war sehr sicher.
„Natürlich", sagte er. „Die Sachsen sind gefolgschaftspflichtig wie alle anderen Stämme auch. Sonst könnte Herzog Heinrich ja seine Lehen, die er aus Kaisers Hand genießt, sämtlich verlieren. Ganz selbstverständlich wird er kommen."
„So sind die Sachsen demnach noch nicht auf dem Lechfeld?" bohrte der vorsichtige Grimani weiter.
„Nein", erwiderte der Kaplan. „Auf dem Lechfeld waren sie noch nicht, als ich nach Italien ritt. Wahrscheinlich haben sie sich unterdessen eingefunden. Ihr könnt sicher sein, Messer Grimani: sie kommen."
„Nun, wenn sie kommen, so ist der Sieg sicher", nickte der Banchieri. „Ist der Sieg aber sicher, dann sind es auch meine Darlehen samt dem bescheidenen Zins."
Er hatte die Finanzierung des kaiserlichen Zuges in die Hand genommen.

*

Im April 1176 trifft die erste Hiobsbotschaft ein. Der Kaiser und Herzog Heinrich haben sich in der kleinen Stadt Chiavenna getroffen, doch der Sachse ohne Heer, und er weigerte sich, den Italienzug zu unterstützen. Messer Grimani spürte diese politische Entwicklung sogleich an seiner „Börse"; denn einige vorsichtige Leute, die ihm ihr Bargeld anvertraut hatten, damit er es durch Ausleihen und Verzinsen vermehre, forderten ihre Gelder zurück. Sie wollten nicht in die Sache mit dem kaiserlichen Darlehen hineingezogen werden.
Der große, der vernichtende Schlag fiel im Mai.
Boten jagten vom Schlachtfeld bei Legnano heran und brachten die Kunde von Kaiser Rotbarts vernichtender Niederlage gegen das vereinte Heer der lombardischen Städte. Mailand hatte gesiegt.
Der Sachsenherzog war tatsächlich dem Unternehmen ferngeblieben, und Mailand samt seinen Verbündeten hatte zugeschlagen. Der Kaiser befand sich mit seinen aufgelösten Scharen auf der Flucht zu den Alpenpässen.
„Signor Perucci", schrie Freund Tebaldo, als er ins Haus gerannt kam, „habt ihr es gehört? Barbarossa ist besiegt. Messer Grimanis Geld ist verloren. Euer Lombardwechsel auf Brügge ist vielleicht schon nicht mehr das Papier wert, auf dem er geschrieben steht. Alles rennt zum Dom, die Bank zu stürmen."
Vor den Bänken der Wechsler am Domplatz geht es hoch her.
Vor allen Ständen der Banchieri, die an dem deutschen Darlehen beteiligt sind, drängen sich die Leute, die ihr Geld einer Bank anvertraut haben. Schuldscheine und Gutschriften, Wechsel und Zahlungsversprechen werden haufenweise präsentiert. Jeder möchte seine eingelegte Summe als erster zurück haben. Verzweifelt ringt Messer Grimani die Hände.
„Vernunft, Leute!" schreit er. „Habt Geduld, bis ich meine Guthaben und Wech-

sel in Venedig, Brügge und Florenz eingezogen habe. Im Augenblick bin ich nicht imstande . . ."
Doch die Gläubiger, von panischer Angst um ihre Ersparnisse besessen, hören und sehen nicht mehr. Einige greifen einfach in die halbleeren Kästen und raffen die Münzen an sich. Andere drängen nach und schreien wie Wahnsinnige. Plötzlich kommt die Bank ins Rutschen und stürzt, die Geldstücke rollen klirrend über das Pflaster.
„Banco rotto!" jammert der alte Grimani. „Die Bank ist umgestoßen, ich bin ruiniert."

Um 1190 | Ritterschlag für Roscelin

Vier große Kerzen werfen gespenstisches Licht in die Grabgewölbe der St.-Georgs-Kapelle, vier lodernde Fackeln erhellen mit ihrem roten Schein die steinerne Gruft: acht Lichter sind das Gleichnis der acht Rittertugenden.
Auf einer Art Katafalk sind vor dem Altar Rüstung, Waffen, Helm und Schild des künftigen Ritters aufgebaut. Die bunten „Bannieri", die Wappenbanner der verwandten Geschlechter, hängen von der Decke.
Das Wappen der Grafen von Vienne ist auch auf den halbrunden, nach unten spitz zulaufenden Lederschild gemalt: ein silberner Stern im blauen Feld. Dieses Zeichen seines Geschlechts trägt Junker Roscelin in feiner Stickerei auf dem Wappenrock. Seine Knechte werden es morgen an ihren Röcken führen, und es wird von den Wimpeln der Lanzen wehen.
Alle ritterfähigen und adeligen Herren führen solche Zeichen. Auch dies ist ein Mitbringsel der Kreuzfahrt. Wer sollte in der wogenden Schlacht oder im weit ausgedehnten Lager die Herren auseinanderkennen, wenn nicht irgendein Zeichen ihre Banner, Schilde, Röcke unterschied?
Damals, im Heiligen Land, erwarben Wappen den ersten Ruhm.
War es nicht der silberne Stern auf blauem Grund, der als erster auf den Zingeln von Aleppo wehte? So etwas vergißt das große Heer nicht. Es trägt den Ruhm in alle Gaue des Abendlands fort.
Junker Roscelin hält seine letzte Waffenwacht; denn morgen wird der große Tag sein, an dem er den Ritterschlag erhält.
Die Kapelle ist kühl und still. Sie liegt in einem Seitenschiff der St. Peterskirche von Poitiers. Roscelin ist der achtzehnjährige Sohn des Grafen von Vienne.
Die Pforten der Kirche knarren, klirrende Schritte nahen. Aber das riesige Schiff gähnt in Dunkelheit. Roscelin verharrt reglos, schweigend, ein unerschütterlicher Wächter seiner Waffen.
Seigneur de Lobigny, sein Lehrmeister und Wappenpate, erscheint im zuckenden Fackelschein. Er allein darf seinen Knappen in dieser Nacht aufsuchen.

„Ritterschaft, mein Junge", sagt der Seigneur, und seine Stimme hallt in den nächtlichen Gewölben, „weißt du wirklich, was das bedeutet? Morgen wirst du ein Ritter sein."
Er erwartet keine Antwort. Zu lange hat er den Knappen erzogen, als daß nicht alles gesagt worden wäre. Und dennoch muß er ihm nochmals den Kern allen Rittertums einprägen.
„Du wirst morgen den Eid leisten: als Ritter den Schutz des Christentums gegen Mauren, Ketzer und Heiden zu sichern, allezeit den Schwachen und Hilflosen beizustehen und die Ehre der Damen zu verteidigen. Aber ein Ritter sein, heißt noch mehr: es bedeutet, ein Herr sein. Ein Herr unterscheidet sich, mein Junge, vom Knecht durch die edle Gesinnung. Wenn ein Herr seinen Gegner in offenem, ehrlichem Kampfe besiegt hat und der andere liegt ohnmächtig am Boden, dann hilft der Herr dem Besiegten auf — der Knecht trampelt auf dem Gestürzten herum. Wenn Not am Mann ist, dann tritt der Herr an die Spitze und trägt sein Teil und sogar das Teil der Schwächeren — ein Knecht läuft davon und windet sich heraus. Ein Herr freut sich über alles, was schöner, größer und reicher ist als er selber — ein Knecht ist nur neidisch. Ein Ritter, mein Junge, ist selbstlos, tapfer, ehrlich und fromm; ein Knecht denkt an sich selbst, ist feige, hinterhältig und bigott. Ich möchte, daß du ein Herr und Ritter sein wirst."
Seigneur de Lobigny legt Roscelin nochmals wie segnend die Hand auf die Schulter, dann wendet er sich um und läßt den Jungen allein.
Einsam ist es wieder, die Stille umfängt Roscelin wie ein Mantel.
Tausend Gedanken gehen ihm durch den Kopf.

*

Vom siebenten bis zum vierzehnten Lebensjahr war er „jung-herrlin", ein Page oder Bube, bei Seigneur de Lobigny gewesen, zu dem ihn der Vater in die Lehre gegeben hatte. In diesen Jahren übte er sich in den sieben Frömmigkeiten: im Reiten, Schwimmen, Pfeilschießen, Fechten, Jagen, Schachspielen und Versemachen. Der Burggeistliche unterrichtete ihn im Lesen, Schreiben und in der Religion. Dann war er „Knappe" geworden.

Höflichkeit — das bedeutet vornehme Lebensart, gutes Benehmen, wie es sich unterm Einfluß der Kreuzzüge an Fürsten- und Königshöfen ausgebildet hatte — war oberstes Gebot. Der Knappe begleitete seinen Herrn als Schildträger zum Turnier. Er hatte das Streitroß zu rüsten, die Waffen in Ordnung zu halten und den „sarabat" genannten Packen mit der schweren Kriegsrüstung auf einem Saumpferd nachzuführen. Beim Gastmahl reichte er dem Herrn Brot und Wein, führte die Aufsicht über Tafelgerät und Dienerschaft, er schnitt den Braten vor und machte sich als Bote bei Liebesdienst oder Kampfansage nützlich.

Roscelin lächelt in der Erinnerung an manche Ohrfeige oder an den Hausarrest im finsteren Turm, ja an die Züchtigung mit dem flachen Schwert, die er bei mancher Ungeschicklichkeit empfangen hat.

Eigentlich dauert die Lehrzeit bis zum 21. Jahr. Die Wappenherolde und Fürsten sind jedoch übereingekommen, den Sohn des Grafen von Vienne wegen seiner guten Eigenschaften schon jetzt zum Ritter zu erheben.

Die Feier wird mit allem festlichen Prunk begangen, der seiner hohen Abstammung zukommt. Nur noch wenige Stunden Wache ...

*

Der strahlende Ton der Trompeten, der den Morgen begrüßt, findet Roscelin noch immer wach. Er hat die Nacht in Nachdenklichkeit, Gebet und im Dienst verbracht. Jetzt naht ihm der Schwall der Ehrengäste: der Graf von Vienne, Seigneur de Lobigny, die Hofherren des Königs, vornehme Damen.
Sie erlösen ihn von seiner einsamen Wache und führen ihn feierlich ins Stadthaus der Grafen, wo ein Bad bereitet ist.
Die Sitte, gelegentlich in wohlriechenden Wässern zu baden und sich mit Seife zu waschen, haben die Herren aus dem Orient mitgebracht, wo Badeluxus bei der Hitze eine große Rolle spielt. Freilich machen sie — auf hölzerne Zuber und die Schöpfkellen der Mägde beschränkt — davon selten Gebrauch. Das übliche „Maibad" im Freien hat weniger mit Reinlichkeitspflege als mit Vergnügen zu tun. Vor einer so wichtigen Zeremonie wie der „Schwertleite" jedoch erscheint es notwendig, Körper und Seele sorgfältig zu reinigen.
Deshalb wird der Knappe auch gründlich geschrubbt. Dann darf er kurze Zeit ruhen. Ein Ritter- und Damenflor erscheint bald in seinem Zimmer, um ihn einzukleiden. Man legt Roscelin weiße Linnenwäsche an, zieht ihm silberfarben und blau gestreifte Strumpfhosen und ein ebenso geschachteltes Wams an, doch unter dem Wams trägt er ein rotes Hemd. Die weiße Linnenwäsche erinnert an die Reinheit des Wandels, das rote Hemd an Christi vergossenes Opferblut, die schwarzen, geschnäbelten Schuhe an Grab und Tod.
Vom Stadthaus flattern die Bannieri, und als der festliche Zug der Freunde und Eideshelfer, der Jugendgespielen und Ritter durch das Portal auf die Straße tritt, sieht Roscelin auf Stangen die Bannieri vieler adeliger, wappenbürtiger Geschlechter wehen. Das Volk säumt jubelnd die Gassen. Vom Schloß herab dröhnen Pfeifen und Trompeten; denn der König naht mit seinem Hofstaat. In der Peterskirche treffen sich alle.
Nach einer kurzen Messe nimmt Roscelin die hl. Kommunion. Sieur de Vignon, ein Ratgeber des Königs, tritt vor und hält eine Ansprache über die Rechte und Pflichten der Ritterschaft. Anschließend wird der junge Mann von anwesenden Damen und Herren mit den Zeichen seines Standes bekleidet. Zuerst wird ihm der linke, dann der rechte Sporn befestigt. Man streift ihm das Panzerhemd aus Stahlschuppen über, und seine Herzdame reicht ihm die Panzerhandschuhe. Während dieser Zeremonie mahnt Seigneur de Lobigny als Pate seinen Schützling, niemals die Insignien seiner Ritterschaft einzubüßen. Denn es ist üblich, daß der Überwundene seinem Gegner als Zeichen der Ergebung den rechten Sporn und den rechten Handschuh übergibt. Die herzlich verehrte Dame gürtet Roscelin darauf mit einem weißen Schwertgut und reicht ihm eine Rose.
Auch dies gehört zur ritterlichen Lebensart, daß sich der junge Herr eine Dame oder ein Fräulein zum Minnedienst erkürt. Streng geordnet durch die Sitte ist dieser Damendienst. Vier Stufen des Liebeswerbens gibt es, äußerlich erkennbar an besonderen Farben und Bändern, die der Ritter trägt.
Roscelin hat mit siebzehn Jahren als „Feignare" (irrender Ritter) begonnen. Blan-

che von Rettingné hat ihm erlaubt, ihr zu Ehren das Grün der Hoffnung zu tragen. Durch kühne Taten, poesievolle Verse und höfliches Benehmen muß er nun versuchen, die Gunst seiner Angebeteten zu steigern. Niemandem nennt er den Namen seiner Herzdame. Aber natürlich weiß der ganze Hofstaat, daß die zarte Blanche die Erkorene ist. Erlaubt ihm Blanche einst, seine Liebe vor allen Damen und Herren einzugestehen und nimmt sie Roscelin huldvoll in ihren offiziellen Dienst, so wird er zum Rang eines „Preiaire" aufrücken: sein Zeichen ist dann das Weiß hoffender Sehnsucht. Entscheidet Blanche endlich, daß es alle Welt wissen soll, wer ihr erwählter Ritter und Troubadour ist, so erhöht sie den Wartenden zum „Entendaire" – dem Aufgenommenen und Erhörten. Dann darf er leuchtendes Rot als Helmzier oder Bandschmuck tragen.
Nur selten wird die letzte Stufe der Rangleiter zugestanden. Dieser Rang eines „Drutz" zeichnet sich durch helles Gelb aus. Derart „Beglückte" gehören zum innersten Kreis der Angebeteten. Als auserwählter Herzensfreund darf ein Drutz manchmal beim Zubettgehen der edlen Dame zusehen oder ihr in Gegenwart der Kammerfrauen sogar beim An- oder Auskleiden helfen.
Aber es ist noch ein langer, mühvoller Weg, bis Blanche ihrem Roscelin eines Tages anstatt einer lockenden Rose, den Blütenkranz des Erhörten geben wird.

Seigneur de Lobigny steht vor seinem ehemaligen Knappen und reicht ihm mit Tränen in den Augen das bebänderte Langschwert, dessen Griff ein einfaches Kreuz darstellt. Bei diesem Kreuz wird der junge Graf fortan schwören oder beten. Der Vater gibt ihm den Topfhelm, auf dessen Grat eine reiche Federzier aus silbernen Reiherfedern und blau gefärbtem Straußengefieder wallt. „Jung-herrlin" stehen rechts und links, halten Wappenschild und Lanze. Der neue Rittersmann ist gerüstet.
So tritt er vor die Stufen des Altares. Choräle brausen von der Empore, ein freudiges Raunen geht durch das überfüllte Kirchenschiff. Die Kirche lebt auf drei Ebenen wie der Staat: am tiefsten im Schiff drängt sich das Bürger- und Bauernvolk mit Kind und Kegel; etwas höher, nur durch Stufen erreichbar und festlich im Wappengestühl thronend, hat unter seinen bunten Bannieri der Adel der Gegend Platz genommen. Nochmals einige Stufen höher, im geschnitzten Kirchengestühl, ist der Klerus versammelt: Chorherren, Kanoniker, Prälaten und Äbte. Zur Rechten des Altars unter hohem karmoisinrotem Baldachin sitzt der Erzbischof auf seiner Kathedra; zur Linken auf geringfügig niedrigerem Thronsessel und ebenfalls unter einem weiß-goldenen Baldachin hat der König mit Krone und Schwert Platz genommen. Nun erhebt sich die Majestät und kommt, gefolgt von Hofherren, zu dem einsam vor dem Leutaltar knieenden Roscelin herab.
Die Chöre schweigen. Alle Blicke wenden sich der Szene zu.
Roscelin senkt vor dem Fürsten den Kopf, und der König erteilt ihm mit flacher Klinge drei sanfte Streiche auf die Schulter, wobei er spricht: „Im Namen Gottes und des heiligen Michael und des heiligen Georg mache ich dich zum Ritter. Sei tapfer, unverzagt und getreu! Nimm diese Schläge – und keine mehr!"

Lauter Jubelruf durchhallt die Kirche. Gesang und Rufe vermengen sich zur großen Woge der Freude. Verwandte und Freunde drängen aus dem Chorgestühl und überreichen Geschenke: einen neuen, kostbaren Helm mit herabklappbarem

Visier; eine köstliche Helmzier mit dem Wappentier der Grafen von Vienne: einem sich aufbäumenden schwarzen Panther; eine schönbemalte Turnierlanze, ein neues Wappenschild und allerlei Kleinodien wie vergoldete Figürchen, bronzene Rosse, eine Goldkette und einen Wappenring. Junge Damen haben für Roscelin eine Schabrake für sein Roß, eine seidene Satteldecke und einen Herrenmantel mit dem Wappen der Grafen gestickt.
Umringt von allen, die zu ihm gehören, schreitet der junge Ritter mitten durch das jubelnde Volk dem Kirchenportal entgegen. Hofgesellschaft und Klerus schließen sich an. Denn der Rest des Tages gehört dem Gastmahl, dem Lanzenbrechen im Turnier, dem Wettritt.
Hell liegt der Kirchenplatz vor Roscelin. Golden strahlt die Sonne über Poitiers. Jean le Brasseur, sein erwählter Knappe, führt ihm das festlich gezäumte Schlachtroß zu.
Der Tag ist nichts als Licht und Freude. Ein Ritterleben mit Kampf für Christus, Recht und Freiheit, aber auch ein Leben voller Lieder und Liebe liegt vor dem jungen Mann. Er aber sucht jetzt nur die Augen Blanches, verneigt sich höflich und sieht beglückt, daß Blanche lächelt.

Um 1240 | Auf zur Doktorprüfung

Die Scholaren aller Nationen lieben die Stadt Paris.
Man sagt, Paris gleiche einem Schmetterling: die Innenstadt ist der Körper, die Neustadt und das Schulviertel rechts und links der Seine bilden die Schwingen. Wegen der vielen lateinisch sprechenden Fremden hat das Viertel um die Seineinsel, um die Kathedrale Notre-Dame und auf dem linken Seineufer den Namen „Quartier Latin" erhalten.
In den Lauben und auf den hölzernen Balkonen der Fachwerkhäuser sitzen an diesem schönen Frühlingstag die Bürgermädchen. Sie drehen die Spinnrocken oder arbeiten an den Stickrahmen. Auf den Altanen blühen die ersten Blumen; aus den Vorgärten dringt der Duft der Küchenkräuter und Arzneigewächse, die noch jedermann selbst anbaut.
Viele Studenten wohnen in den „Kollegienhäusern", die meist die Namen ihrer Stifter oder der dazugehörigen Klöster tragen. Dort finden auch in balkenüberdachten Sälen, deren Estriche mit Strohschütten oder den schlichten Schemeln der Hörer bedeckt sind, die Vorlesungen der Professores statt. Auf hohem, grob gezimmertem Lesepult liegen die gelehrten Pergamente, und die Herren Lehrer stehen in schwarzem Talar dahinter. Unten im Saal kritzeln eifrig die Studiosi auf ihre Wachstäfelchen oder kleinen Notizblätter.
Einige wohlhabende Studenten haben Privatzimmer im „Quartier" gemietet. So sind immer zahlreiche junge Herren in den Gassen unterwegs, und die Mädchen

hinter Fenstern und auf Altanen wechseln manchen Blick mit den stolzen Studiosi in Federhut, Mantel und Degen.

John von London darf noch keinen Degen tragen. Er steht unter der ersten Stufe der Gelehrsamkeit; denn er ist „Pennäler". Das Zeichen eines Anfängers, die am Gürtel baumelnde Schachtel mit den zugespitzten Gänsekielen und Griffeln (lat. „Penna"-Feder) ist seine einzige Waffe. Wie man zum Handwerker und Zunftgenossen über die drei Abschnitte von Lehrling, Geselle und Meister oder zum „turnierfähigen" Herrn über Junker, Knappe und Ritter wird, so muß man auch zum Gelehrten drei Phasen durchlaufen.

Einige „Bakkalaurei" mit krempenlosen runden Kappen begrüßen ehrfürchtig einen zur Seineinsel gehenden „Lizentiaten", der im wallenden Mantel daherkommt und höflich seine breitrandige Mütze mit der Feder schwingt. Einige Pennäler schleppen ihm diensteifrig Bücher, Federbehälter und Papiere nach.

Die „Bakkalaurei" haben das erste Examen bestanden. Der „Lizentiat" jedoch besitzt bereits die Erlaubnis, in Vertretung des Professors kleine Vorlesungen zu halten oder bei Korrekturen mitzuwirken.

Auch der Engländer Roger Bacon, zu dessen „Bude" sich John von London begibt, besitzt den Lizentiatenrang. Und er, ein Lieblingsschüler des hochberühmten Dominikanerprofessors Albertus Magnus, wird heute ins letzte, ins „Doktor"-Examen steigen. John hat als getreuer Pennäler die Aufgabe, ihn abzuholen, um seine Bücher zu tragen.

„Doktor" bedeutet „Gelehrter". Wer diesen Titel erwirbt, ist „Magister" oder Meister und besitzt den höchsten Grad akademischer Würde. So hat es vor wenigen Jahren die Studienordnung des Papstes Gregor IX. festgelegt.

Herr Roger Bacon ist ein reicher Student. Er verfügt über ein Vermögen, das ihm nicht nur erlaubt, außerhalb der „Kollegienhäuser", also der allgemeinen, ziemlich beengten Studentenquartiere, zu wohnen, sondern auch nach Belieben seine wissenschaftlichen Versuche und Liebhabereien zu betreiben. Ganz Paris schüttelt den Kopf über den verrückten Engländer.

Seit einiger Zeit haben sich an der Großen Schule zu Paris verschiedene Bruderschaften oder Gilden gebildet, die nach „Nationen" unterschieden werden. Die „Landsmannschaften" haben sich zusammengeschlossen. Zur „englischen Nation" zählen außer Schotten und Engländern auch Deutsche, Dänen und Norweger. Daneben besteht die „französische Nation", von der sich die „normannische" und die „pikardische" abgespalten haben. Überall haben natürlich die älteren Semester den Vorrang. Sie lassen sich von Pennälern und Bakkalaurei nicht nur bedienen, sondern plagen diese jungen Burschen auch häufig mit allerhand Schabernack. Aber Herr Roger Bacon ist dem kleinen John immer ein guter Herr gewesen. Er fand keine Freude an den oft grausamen Exerzitien, die der Aufnahme in die Nation oder der Erhebung ins Bakkalaureat folgten und die in Wassertunken, Saufprobe, Prügelei und Geschnelltwerden bestanden. Dazu war Roger Bacon viel zu sehr in seine seltsamen Versuche vertieft. Anstatt die Kirchenväter und die Evangelien oder wenigstens den Altmeister Aristoteles zu studieren, vergrub er sich in die Schriften maurischer Professoren oder der Araber, die fortgeführt hatten, was die alten Griechen einst schon wußten.



So kam es, daß Roger Bacon mit Sprengpulvern hantierte, daß er den Dampfdruck in verschraubten Töpfen maß und von einem Wagen träumte, den dieser Dampf einst antreiben würde. Ja, er hatte wiederholt geäußert, daß auch das Licht etwas sei, das man messen und in den Griff bekommen müsse. Deshalb hielten ihn viele

Studenten und noch mehr Pariser Bürger für einen „Magier“, einen Zauberer, der Teufelsspuk betrieb.
Jetzt hat John von London die Hundegasse erreicht, in der Roger wohnt.
Hier sieht man nur einen schmalen Streifen Himmel, weil sich die vorgebauten oberen Stockwerke der windschiefen Giebelhäuser gegeneinander neigen. Runde Erker hängen breitbrüstig halb über die Gasse, so daß sich John manchmal bücken muß, um nicht anzustoßen.
Eine Reihe von Explosionen schreckt die Gasse auf. Fenster fliegen auf, Köpfe strecken sich heraus, schimpfende Bürger rennen auf die Gasse. Das war wieder im Haus des verrückten Engländers. Und schon stürzt Herr Roger Bacon mit fliegendem Talar, Ruß im Gesicht und mit angesengten Locken, die breitkrempige Lizentiatenmütze in der Hand, aus dem Haustor. Hinter ihm schallt das Gezeter der Hausfrau.
„Das ist das dritte Mal“, denkt John, „daß man Roger aus einer Bude wirft, weil ihm eines seiner Pülverchen im Mörser explodiert ist.“
Dunkler Rauch qualmt aus einem Fenster des oberen Stockwerks.
„Gehen wir“, sagt Roger und zieht seinen Adlatus am Ärmel fort.
„Herr Roger“, erwidert John vorsichtig, „ihr solltet wirklich mit dem teuflischen Unsinn aufhören. Man spricht bedenklich über euch an der Hohen Schule. Erst kürzlich vernahm ich, wie dieser Italiener Thomas von Aquin, der wie ein Schatten an Magister Albertus' Rockzipfel hängt, von Hexerei und heidnischem Blendwerk sprach. Er sagte: Aufgabe der Wissenschaft sei es, einzig die Wahrheiten unseres Christenglaubens zu beweisen und sich nicht mit unnützem Spiel abzugeben.“
„Aber es ist ja nicht unnütz, was ich tue, guter John!“ ruft Roger. „Schau, wir studieren doch den alten Aristoteles, ja sogar die Araber und alles, was sie über Physik, Mathematik und Natur lehren, letztlich zu dem Zweck, um neue, bessere Beweise für die kirchlichen Glaubenssätze zu finden. Auch kann es den Menschen nicht schaden, wenn sie ihren von Gott gegebenen Verstand gebrauchen, um die Natur ein wenig besser beherrschen zu lernen.“
„Schon recht, Herr Roger. Aber Thomas von Aquin meint, ihr und euresgleichen hättet vor lauter Eifer in der Naturwissenschaft vergessen, daß eigentlich Theologia die Herrin der Schule ist und Gott das Endziel allen Forschens. Vergeßt nicht, Herr Roger, daß der Dominikanerorden sogar vom großen Magister Albertus verlangt und erreicht hat, daß er die meisten seiner gelehrten Bücher über Botanik verbrannt hat. Weil nichts davon der Theologie nützen kann.“
Sie sind unter solchen Reden durch zwei oder drei Gäßchen geeilt. Da naht mit viel Geschrei eine Gruppe von Studenten, gefolgt von den unvermeidlichen Pennälern. Sie sind gekommen, den Lizentiaten Roger zu seiner Doktorprüfung zu geleiten.
„Wir haben noch Zeit!“ ruft ein provencalischer Bakkalaureus. „Machen wir zuerst einen Umzug durch das Quartier, bevor wir den im Hause des Sieur de Sorbon versammelten Magistern Herrn Roger, dieses Wunder an Gelehrsamkeit, vorführen.“
Die Studenten marschieren nun mitten auf der schmutzigen, von fußhohem Unrat

bedeckten Gasse. Eine Schar Gänse flattert schnatternd vor ihnen davon, eine Handwerkerfrau schimpft hinter ihnen her. In einem oberen Stockwerk öffnet sich ein mit ölgetränkter Kalbshaut überspanntes Fenster. Eine alte Frau im Hauskittel schüttet einen Kübel voller Gemüseabfälle auf die Köpfe der lachenden Studenten. Roger Bacon ist mitten unter seinen Freunden.
Hinter einer Ecke der Sauzahngasse ertönt das Gebimmel vieler kleinen Glöckchen. Rufe werden laut.
„Achtung! Die heiligen Schweine Sankti Antonii kommen!"
Seit einiger Zeit haben nämlich die Brüder des Klosters St. Antonius das Privileg, zur legendären Erinnerung an den Heiligen und sein Lieblingsschwein, ihre Borstentiere, mit Glöckchen versehen, in den Straßen von Paris weiden zu lassen. Das gleiche Recht nehmen freilich auch die Bürger für sich in Anspruch. Wer anders als die Säue sollte den angehäuften Unrat aus den Gassen schaffen.

Schon läuft die „Rennsau", eine besonders schlanke, aber eifrige Sau, die Gasse herab. Hinter ihr folgt grunzend die Herde.
„Wohin führst du uns?" fragt Roger den Bakkalaureus. „Sieh zu, daß du herauskommst aus diesem Viertel des übelduftenden, bürgerlichen Wohlbehagens."

„Auf, Brüder", antwortet der Anführer, „in die Rue Quincampoix! Zum Korso des eleganten Paris!"
Als sich der Aufzug den breiteren Hauptstraßen nähert, kommen ihm Gruppen von berittenen, reichgekleideten Adeligen entgegen, die eilig dem Hotel Royal, dem Stadtschloß des Königs auf der Seineinsel, zustreben. Die Studenten drücken sich an die Hauswände, um nicht zu sehr vom Kot bespritzt zu werden, den die Hufe der Rosse aufwerfen. Deren Geschirre sind silberbeschlagen und mit funkelnden Edelsteinen besetzt: feurige, edle Tiere, die man neuerdings aus Arabien einführt. Die Reiter tragen helle, glänzende Mäntel aus Brokat, samtene Wämser, auf denen mit Goldfäden, Silberdraht und Perlen Wappen eingestickt sind. Von den Baretten wippen lange Straußenfedern.
„Welche Pracht!" staunt ein junger Scholar, der erst vor einer Woche aus der ländlichen Bretagne nach Paris gekommen ist. Ein Lizentiat legt ihm lachend die Hand auf die Schulter.
„Du Grasfuchs", meint er, „du solltest dir nicht von diesem Flitter der Welt imponieren lassen! So spricht Philosophia, deine künftige Ziehmutter. Die Herren Ritter müssen in Samt und Seide gekleidet sein, weil es ihnen durch das Luxus-Edikt des Jahres 1229 so vorgeschrieben ist. Wer als Edelmann gelten und bei Hofe verkehren will, darf keine Stoffe unter einer gewissen Preislage kaufen. Wohingegen dir, als einem Sproß bürgerlichen oder gar bäuerlichen Bluts durch die entsprechende Kleiderordnung anbefohlen ist, dich einfacher zu bewamsen. Sei übrigens froh: solch ein Hof-Anzug kostet wenigstens achthundert Livres in Gold!"

Die Prachtstraße von Paris bietet allerhand: Herren stolzieren daher, deren strumpfartig anliegende Beinkleider Streifen in dreierlei Rot mit blauen Bahnen zeigen. Sie tragen Schuhe aus maurischem Korduanleder, die geviertelten Wämser sind gepufft und geschlitzt, mit andersfarbigen Tuchen unterlegt. In den Verkaufsständen der Händler bietet man kandierte Früchte, Duftwässerchen, orientalischen Tand, kostbare Waffen, Schmuck und Kleiderstoffe an.

„Bei Gott", ruft ein Bakkalaureus, „den Geldbeutel möchte ich haben, der hier die Pforten öffnet! Seht nur, welche Pracht an Edelsteinen auf den Brettern der Juweliere ausliegt!"
„Sei getrost, mein Junge", lacht Roger Bacon. „Von diesem Luxus profitieren auch wir gewöhnlichen Sterblichen. Hat doch kürzlich der König zum Fenster seines Stadtschlosses hinausgeschaut und gefühlt, daß seine Nase durch den Gestank der Pariser Gassen belästigt wird. Was war die Folge? Seht ans andere Ende der Rue Quincampoix: schon karrt man Feldsteine heran und beginnt tatsächlich zu pflastern."
Der Bummel der Studenten führt wieder zurück zum Quartier — zur Stadt der Hohen Schule. Hier liegt das große Kollegienhaus, ein Gebäude mit Studentenunterkünften, Lehrsälen und Verwaltungsräumen, das erst vor kurzem Sieur de Sorbon, der gelehrte Kaplan des Königs, der hohen Schule zur Verfügung gestellt hat.
Und hier finden auch die Prüfungen statt. Früher hatte man in der italienischen Stadt Bologna das Recht, in Montpellier, Padua oder Salerno Medizin, an anderen Hohen Kathedralschulen wie Paris, Oxford oder auch Padua Philosophie und Theologie studiert. Die Beliebtheit der Stadt Paris und die Unterstützung, die die Wissenschaft hier bei König, Adel und Großbürgertum fand, haben jedoch bewirkt, daß die Hohe Schule von Paris nun alle Fakultäten umfaßt. Hier kann man die gesamte Weisheit der Welt erlernen, deshalb sprechen auch viele von der „Universitas literarum". Manche machen es sich noch einfacher und nennen die Hohe Schule nach dem größten Kolleg einfach die „Universität Sorbon".
Aber jetzt müssen die klimpernden Gitarren der Bakkalaurei schweigen; die frechen Zurufe der Scholaren an vorübergehende Mädchen verstummen, und selbst die Herren Lizentiaten besinnen sich auf ihre Würde und schreiten, gefolgt von ihren „Füchsen", den Gittertoren des Kollegs entgegen.
Dort stehen nämlich mit Schlagstöcken, grimmigen Mienen und wallenden Bärten und in schwarzen Samt gekleidet die „Büttel" oder „Pedelle" der Schule. Zwar unterstehen die „Nationen" der Studentenschaft und alle Angelegenheiten der Schule nicht dem Gericht von König oder Stadt, sondern der Universitätshoheit — aber die Zucht ist streng. Die Herren Pedelle sorgen für gute Sitten und gebührende Ruhe.
Roger Bacon winkt noch einmal der fröhlichen Schar zu, er schüttelt entgegengestreckte Hände von Studienkollegen. Dann geht er allein, etwas schneller atmend, die hölzerne Treppe zum großen Saal hinauf, wo ihn, würdig in Schwarz wie eine Schar Raben und die breiten, gefältelten Rundhüte auf den Locken, die Herren Magistri erwarten.

1260 | Der Feind vor den Zingeln

Junker Wolfram von Rabeneck traf den Müllerssohn Heinrich am Forellenbach, wo sie fischen wollten. Die jungen Leute begrüßten sich vergnügt. Jagd und Fischerei waren zwar Herrenrecht, aber der Bachmüller hatte einen alten Brief auf gewisse Wassernutzungsrechte, und so hatten sich Ritterburg und Mühle dahin geeinigt, daß sie beide im Mühlbach nach Forellen Angeln auswerfen durften.
„Heiner", rief der Junker vergnügt, „wenn wir ein bißchen Glück haben, dann gibts über ein paar Tag die schönste Fehde, von der man nur träumen kann."
„Bei allen Nothelfern", entsetzte sich der Müllersbub, „das nenne ich mir aber ein schönes Glück. Die Kirmes in der Stadt ist mir lieber. Und gegen wen soll's denn gehen?"
„Du weißt, daß sich mein Vater und einige andere ritterbürtige Herren seit langem mit den Wettersteinern um die Bauernhöfe im unteren Tal streiten. Als sie neulich in der Trinkstube der Stadt aufeinanderstießen, gab's harte Worte, und am Ende warf mein Vater dem Wettersteiner den Handschuh vor die Füße. Er hat ihm gestern durch einen reitenden Boten offiziell den Fehdebrief ans Burgtor nageln lassen."
„Ihr Rabener seid ja verrückt", meinte der Müllerssohn. „Die Wettersteiner Grafen gebieten über den Markt, über mehr als zwanzig Dörfer, sogar die Stadt ist von ihnen abhängig, und außerdem sitzt die Familie auf vier festen Burgen. Die werden euch Rabenern gut einheizen."
„Keine Angst, Heiner. Wir bieten Freundschaft und Verwandtschaft auf. Bist halt ein Bauernkerl, der kein Vergnügen an Fehde und Kampf findet. Du denkst nicht so, wie ein Rittersmann."
Er fuhr mit einigen Seufzern fort, dem Freund zu erklären, warum ein wenig Krieg und Rumor für ihn eitel Freude bedeuten.
„Schau mich an, Heiner! Im Winter hocke ich hinter den vernagelten Fenstern der Burg oben und schnaufe Ruß und Qualm, esse Haferschleim, Pökelfleisch und, wenn's hoch hergeht, Hering. Nichts ist mit Jagd und fröhlichem Querfeldeinritt hinter den Hirschen. Die Hundemeute heult kläglich im Zwinger. Kommt jedoch der Sommer, so haben wir Rittersleute den Spaß an der Hetzjagd, am Vogelstellen, am Fischen und alle hohen Feiertag einmal einen Umtrunk unter Genossen. Sonst sind wir nur Gutsaufseher, müssen uns den hörigen Bauern auf die Fersen setzen, damit die faulen Kunden auch ordentlich säen, ernten und ihr Vieh halten. Wo blieben sonst unsere Abgaben? Da ist eine frisch-frohe Fehde nichts anderes als erfreuliche Abwechslung. So sehe ich die Sache."
„Der Bauer sieht's anders, Herr Wolfram. Und der Müller auch."
Damit zog der Junge die Angel ein und machte sich auf, die ungute Kunde zur Mühle zu tragen.

*

Burg Rabeneck war kühn auf einem aus dem Bergrücken vorspringenden Felspfeiler erbaut. Dieser nach drei Seiten beinah senkrecht abstürzende Fels lag ungemein günstig an einer Biegung des Tals, so daß die Straße sich dicht an seinem

Fuß vorbeiwinden mußte. Eine Burg dort oben konnte die Wege sperren und die Gegend beherrschen.
Die dem Rittergeschlecht hörigen Bauern im Tal hatten schwere Arbeit geleistet, als sie mit Karren, Ochsenvorspann und mit eigener Kraft die Hausteine, die Baumstämme und das übrige Baumaterial den Ziehweg hinaufschaffen mußten. Doch war schließlich unter Leitung des Ritters eine schöne Burg entstanden. Die Außenmauern fielen direkt in die Felsgewände ab, waren mit Wehrgängen aus Balkenkonstruktion gekrönt und mit umlaufenden Schindeldächern überdeckt. Wo der Felspfeiler mit dem Berg durch eine schmale Schulter verbunden war, hatte man die Senke zum Graben vertieft, eine Zugbrücke darübergeschlagen und ein von Rundtürmen flankiertes Torwerk geschaffen. Hinter diesem steinernen Gürtel kamen der winzige Burghof mit den Stallungen, Vorratsgebäuden, Knechtsunterkünften und hinter einem Pförtchen der innere Hof, an dessen Seiten Kemnate, Pallas und Bergfried standen. Neben dem Hauptturm oder Bergfried, der als letzte Zuflucht gedacht und aus grobem Felsgestein gefügt war, lag auch die kleine Burgkapelle.
Vom Tal aus bot die Burg einen wehrhaften und trutzigen Eindruck. Man hatte sie auch nicht der Schönheit oder des Luxus halber erbaut, sondern an Festigkeit und Sicherheit gedacht. Innen gab es dicke, oft feuchte Mauern, kalte, düstere Gänge und riesige qualmende Kamine.

*

Der Müllerssohn Heiner blickte mit widerstreitenden Gefühlen nach Rabeneck hinauf. Und mit ihm schicken seit ein paar Tagen auch die Bauern, ihre Weiber und Kinder, sorgenvolle Blicke zur Burg, die ihnen wie eine Faust im Nacken sitzt. Sie haben wohl bemerkt, daß schwere Frachtwagen mit sechsfachem Vorspann aus der nahen Stadt gekommen sind und Kriegsvorräte gebracht haben. Der Geruch von Pech und Schwefel war nicht zu verkennen, das Klirren neuer Waffen nicht zu überhören.
Zudem bekamen die hörigen, zinspflichtigen Hofbesitzer im Tal Anweisung, sofort Rauchfleisch, Korn, Feldfrüchte aller Art und Viehfutter in die Scheuern der Rabenecker einzufahren.
Ein Knecht brachte aus der Stadt die Botschaft, der Rabenecker habe drei Gutshöfe an die Herren des Rates verpfändet, um seine kriegerische Zufuhr zu erhalten.
„Nun", denkt Heiner, „mit den Vorräten kann Rabeneck eine lange Belagerung aushalten. Wasser haben sie auch, denn das geplagte Bauernvolk hat ja vor Jahr und Tag unter Lebensgefahr den sechzig Klafter tiefen Ziehbrunnen in den Fels gegraben. Wie aber wird es uns im Vorfeld ergehen?
Ähnlich denkt wohl auch der alte Müller. Denn er befiehlt Heiner mitten in der mondlosen Nacht aufzustehen und führt ihn hinter den Hollerbusch, wo Hacke und Schaufel bereitliegen.
„Heb ein tiefes Loch aus", sagt der Müller. „Wir setzen dann wieder Rasenplatten, wenn wir den Hund begraben haben."
Der „Hund, der hier begraben liegt", ist ein Tontopf, der für gewöhnlich als Sparbüchse der Bauern gilt. Der reiche Müller hat ihn fast randvoll mit silbernen Pfen-

nigen, Schillingen, Hellern und Denaren gestopft, sogar ein paar Gulden oder Dukaten aus purem Gold glänzen dazwischen. Vorsorglich versteckt der Müller seine Ersparnisse und hofft nur, daß er niemals „auf den Hund kommt", daß er, vor den rauchenden Trümmern seiner Habe stehend, nur noch auf diesen Schutz zurückgreifen kann.

In Burg Rabeneck geht es fröhlicher zu. Junker Wolfram ist sehr aufgekratzt. Ihm macht es sichtlich Spaß, die Rüstung der väterlichen Burg zu überwachen. Sollen sie nur kommen, diese protzigen Wettersteiner! An den Zingeln von Rabeneck werden sie sich die Zähne ausbeißen.

Längst sind Schieferplatten gestapelt, durch die der Junker nun die hölzernen Schindeln auf den Wehrgängen ersetzen läßt. Vorsichtshalber werden noch Wasserzuber und Ledereimer aufgefüllt und bereitgestellt.

Mühsam schleppen die Burgknechte eine zerlegte „Blide", ein von den Sarazenen übernommenes Wurfgeschütz, auf die Plattform eines Torturms. Andere schleppen Felsbrocken herbei, die mit der Schleuder den Feinden auf die Köpfe geworfen werden sollen.

Der Ritter hat befohlen, den gegenüberliegenden Berghang und den Sattel, über den der Ziehweg zur Zugbrücke verläuft, von allen Bäumen und Sträuchern zu säubern. Der Gegner darf keine Deckung finden.

Man ist beinah fertig mit den Vorbereitungen, als vom Bergfried oben das gellende Horn des Wächterbuben tönt.

Alle stellen die Arbeit ein und laufen auf den Turm oder zum Wehrgang.

Die Wettersteiner rücken heran. Fern am Taleingang stehen Rauchwolken, gelbe, qualmende Ballen, von rotem Schein durchzuckt, die davon künden, daß die dem Rabener hörigen Höfe in Flammen stehen.

Im abendlichen Dämmern biegt der Aufzug der Grafen von Wetterstein um den Knick des Tales. Voraus reiten in blinkenden Rüstungen, die Bannieri auf den Stoßlanzen, die ritterlichen Leute. Bunte Satteldecken wehen, Wappenschilder leuchten auf, Helmbüsche nicken. Dahinter rollen Planwagen, Rüstkarren mit Belagerungsgerät und Vorräten, Zelten, Waffen und Fässern — eine lange Kolonne, geführt von hörigen Bauern.

„Sieh sie dir an, die geldigen Grafen", empört sich der alte Rabener. „Dacht' ich mir's doch; sie haben tatsächlich Spießknechte angeworben, hergelaufenes Kriegsvolk, das sich für Sold schlägt."

Nun erkennt es auch Junker Wolfram: am Ende des Aufzuges marschieren im geschlossenen Block Lanzenträger, Leute mit Kampfbeilen, Zwiehandschwertern, scheckig gekleidete, phantastisch herausgeputzte Schlagetote.

Auf der Plane, nahe der Mühle und weit außer Wurfweite, schlagen die Wettersteiner das Lager auf. Bald bedeckt sich die Wiese am Bach mit den im Kreis zusammengefahrenen Planwagen, mit weißen Zelten und den prunkvolleren Wohnzelten der Herren. Die aufgepflanzten Banner zeigen an, wer alles im Felde gegen Rabeneck steht.

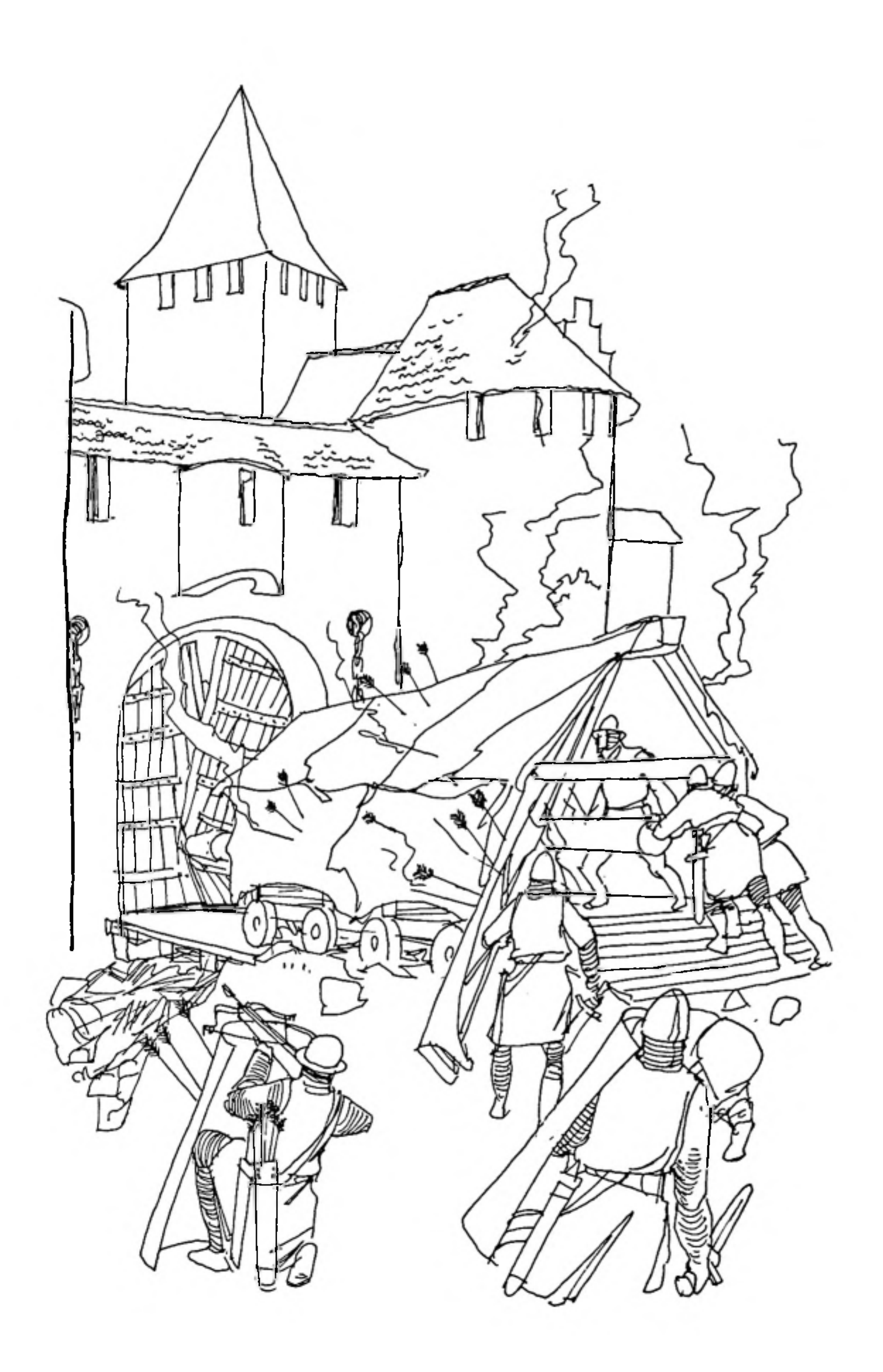
*

Der Krieg hat Zeit. Kein Mensch jener Tage verstände fanatische Eile.

Vorerst machen die Wettersteiner oder ihre Mannen nur erkundende Ausflüge in

die Nähe der Burg. Sie rufen Schmähworte hinüber und bekommen entsprechende Antwort. Später wechselt man ein paar Armbrustschüsse oder sendet sich gefiederte Pfeile zu. Auf der Spitze eines Pfeiles hängt sogar ein plumpes Schimpfgedicht auf die Rabener. Das veranlaßt Junker Wolfram, beim nächsten Ausritt der Wettersteiner die Blide mit einem Topf voller Unrat zu laden und gegen die Feinde abzuschießen.
Mit drohend erhobenen Fäusten wenden die Grafen die Rosse.

Aber eines Morgens wird es Ernst. In der Nacht haben die Posten auf den Wehrgängen huschende Fackeln im Tal bemerkt. In der Dämmerung sehen sie anrükkende Bauernkolonnen und Spießknechte zu ihrer Deckung. Hinter vorgeschobenen Weidenschirmen, sogenannten Pavesen, karren die Bauern Erde, Geröll und haufenweise Reisig an die Bergschulter.
Das ist die schwächste Stelle der Burg. Sie wollen offenbar den Graben auffüllen und planieren einige Plätze für ihr Belagerungsgerät.
Eine Woche und mehr geht dahin und in dieser Zeit rauchen die im Tal gebrandschatzten Höfe. Man sieht von der Burg aus fluchende und weinende Bauern in die Wälder flüchten. Im Vorfeld von Rabeneck werden trotz des eifrigen Beschusses durch die Blide Belagerungsgeschütze aufgebaut. Solches Gerät kann sich der Wettersteiner Graf mit Hilfe der Städter leisten. Ballister, Riesenbogen, „Katzen" und „Tummler" richten sich gegen die Burg. Fast alle diese Schleudern besitzen Sehnen aus geflochtenem Frauenhaar, Drehkränze zum Spannen der Bogen oder Hebelarme. Sie werfen Felsstücke, gewaltige Brandspeere, Stinktöpfe, ja feurige Pechkränze auf das Torwerk.
Junker Wolfram befehligt die Löschkommandos auf den Zingeln. Keiner der entfachten Brände dehnt sich aus. Armbruster und Pfeilschützen hinter den Schießscharten der Mauer erwidern den Beschuß.
Kein Mensch weiß, wie es die Wettersteiner geschafft haben: eines frühen Morgens sehen die Rabener entsetzt, daß der Graben vor dem Tor mit Gestein, Reisig und Erde beinah aufgefüllt ist. Und dicht vor dem neu entstandenen Damm schiebt sich ein Mauerbrecher mit einem eisenbeschlagenen Rammbalken näher. Der Angriff ist abgedeckt durch gewaltige Schildwände aus Ochsenhäuten, die furchtsame Bauern gegen Brandpfeile ständig mit Wasser übergießen müssen.
„Macht Pech, Blei und Schwefel heiß!" schreit Junker Wolfram.
Der Hauptsturm steht vor den Toren. Schon formieren sich in sicherer Entfernung die ritterlichen Herren und ihr gekauftes Fußvolk.
Kurz vor Mittag ist es soweit. Dumpf dröhnen die Schläge der Ramme an die aufgezogene Zugbrücke. Wirkungslos ist die Abwehr auf den Torwerken. Es gelingt einem kühnen Burschen, die Kettenglieder der Brücke zu zerschlagen, so daß sie endlich rasselnd herabfällt.
Doch dahinter ist das eisenbeschlagene Tor.
Wieder pocht die Ramme, neuerdings sausen Geschosse hin und her. Das Geschrei der Kämpfenden steigt zum Himmel.
„In den Hof", ruft der Ritter und sammelt seine besten Mannen um sich. Alle sind schwer gerüstet. Junker Wolfram hat die brodelnden Kessel auf den Torturm schaffen lassen, wo er sich selber aufhält.



Krachend splittert das Burgtor, Beile fahren glitzernd in die aufgerissenen Bohlen. Die Rabenecker-Burg scheint aufgebrochen. Die Vortrupps machen den Weg frei, beseitigen die zerschlagenen Balken, werfen die Ramme einfach vom Damm in den Graben. Als sie sich in das Torgewölbe vorwagen, gibt Junker Wolfram das Zeichen. Durch die Mauerschächte rechts und links vom Tor und direkt über den Eindringenden ergießen sich flüssiges Blei, siedendes Pech und flammender Schwefel. Ein entsetzlicher Aufschrei antwortet. Verbrannte und Verletzte winden sich am Boden.
In diesem Augenblick, als die Rabener schon in Triumphgeschrei aufbrechen, winkt Graf Wetterstein seinen Leuten. Die Ritter preschen auf keuchenden Rossen im plötzlichen Angriff über den Damm. Mit eingelegten Lanzen dringen sie durch das Tor in den gangartigen Einlaß zur Burg.
Wieder wartet Junker Wolfram den rechten Moment ab, dann löst er im Turm einen Hebel, und rasselnd sausen die Fallgatter herab, deren Eisenspitzen sich tief in den Boden graben. In dem Käfig, der dadurch entsteht, sind Graf Wetterstein und sein Sohn mit drei anderen Rittern gefangen.
Das entscheidet den Kampf. Sogleich stellen Freund und Feind alle Angriffe ein. Es dauert keine halbe Stunde, da löst sich aus dem verwirrten Lager der Wettersteiner ein Herold. Er reitet mit weißer Fahne und ständig den Friedensruf auf der Trompete blasend, an den Rand des Burggrabens und bittet um Gehör.
„Wir bieten Urfehde und Lösegeld", ruft er zum Rabener hinauf, der breitbeinig auf seinen Zingeln steht. Jetzt gibt es keine Schmähreden mehr. Ritterlich und höflich unterhält man sich über die Bedingungen.
Die Fehde der Herren hat ein Ende gefunden. Sie werden sich einig werden.
Nur unten im Tal, wo die Menschen wohnen, die Korn anbauen, Wege aufschütten, Vieh züchten und von morgens bis abends hart für die Notdurft des Leibes werken, qualmen die Ruinen der Gehöfte, weinen die um ihre Habe gebrachten Ackerleute. Und der Müller, in dessen Haus Soldknechte auf seine Kosten geschmaust und getrunken haben, sagt beim Abzug der Wettersteiner zu seinem Sohne Heiner: „Wir lassen den Hund lieber, wo er ist. In diesem Reich gibt es weder Kaiser noch König, die Recht und Ordnung für den kleinen Mann schaffen. Niemand weiß, was dem Herrenvolk morgen in den Sinn kommt."

1300 | Dantes Romreise im Jubeljahr

Mit dem Sturz und schrecklichen Untergang der Hohenstaufen hat der Zerfall des christlichen Abendlandes in Parteien, nationale Königreiche und kleine fürstliche Territorien seinen raschen Fortgang genommen. Von den Deutschen, die bisher die Kaiser gestellt haben und die danach strebten, das einheitliche Dach des Reiches über den Christenvölkern aufzurichten, ist nichts mehr zu erhoffen. Nach

einer bösen, kaiser- und rechtlosen Zeit haben sie zwar in Rudolf von Habsburg wieder ein Oberhaupt gewählt — aber was sind diese Kaiser einer neuen Zeit schon?
Männer ohne Glanz und Größe, kleine Zaunkönige, die sich mit den Landesfürsten um „Hausmacht" prügeln und nicht mehr die Kraft haben, die Außenprovinzen festzuhalten. Keine Italienzüge mehr, kein Herrscher, der Recht im Namen des Reiches spricht.
Am übelsten hat diese Zeit Italien mitgespielt. Von Stadt zu Stadt, von kleiner Grafschaft zu Grafschaft wogt der Streit um Einfluß und Macht. Die einen halten am Reichsgedanken fest und hoffen auf die Wiederkehr des Kaisers, die anderen liebäugeln mit dem Papst, und alle denken nur an ihre eigenen Pläne. Obschon es hundert Parteien gibt, scheiden sie sich doch vornehmlich in zwei Lager: die kaiserlich und reichsfreundlich gesinnten „Ghibellinen" und in die bürgerlich, kirchlich und italienisch eingestellten „Guelfen".
Die Scheidung der Geister reicht bis in Alltäglichkeiten.

Die Ghibellinen bevorzugen weiße Wämser, Mäntel und Federn, sie schälen Äpfel und Birnen senkrecht, vom Stiel abwärts, sie steigen von rechts auf die Pferde, und auf ihren Burgen bilden die Mauerzacken M-förmige Doppelzacken. Die Guelfen jedoch kleiden sich in das klerikale Schwarz, sie schälen Früchte quer, steigen von links in den Sattel, und auf ihren Mauern stehen waagerechte Zingeln.
In der reichen Tuchfärber- und Handelsstadt Florenz nennen sich die Ghibellinen „Bianchi" oder Weiße, die Guelfen heißen „Neri" oder Schwarze.

Auch der Dichter Dante Alighieri ist in den Strudel der Parteikämpfe geraten, weil er von alter Kaiserherrlichkeit und Wiederkehr des Reiches träumt. Er gehört zu den Bianchi.
Um in den Stadtrat zu kommen, mußte er sich einer „Zunft", also der Genossenschaft gleicher Handwerker anschließen. So trat er der Zunft der Drogenhändler und Pillendreher bei, wurde gewählt und ist nun einer der „Prioren", der Stadtoberen.
Weil sich die Gerüchte mehren, daß die Gegenpartei der Neri einen Staatsstreich plant und dabei offenbar von der Kirche unterstützt wird, fordern ihn seine Parteifreunde auf, zum Papst nach Rom zu reisen, um Klarheit zu schaffen. Es muß ein Ende werden mit dem politischen Eifer der Mönche, vor allem der Bettelmönche, die durch die Gassen gehen, auf allen Plätzen stehen und die Kanzeln dazu nützen, gegen das „irdische Reich der Kaiser" zu predigen. Papst und Kirchenleute wollen nämlich ein anderes Reich, dasjenige Christi, das wahrhaft „christliche Abendland" einer einzigen Kirche unter Führung der Päpste.

Es ist eine schwierige Situation. Überall wird gehadert, ja gekämpft. Aus Zwietracht, Blut und Not wächst in dem zerrissenen Italien die Sehnsucht der Menschen nach der Sündenlosigkeit des Paradieses.
Viele haben das Verlangen, sich aller Sünde und Schuld zu entledigen und ein neues Dasein zu beginnen. Ein tiefes Bußbedürfnis zwingt die Menschen aller Nationen zu frommen Pilgerfahrten an die Gnadenstätten. Aus ganz England wallen die Frommen nach Canterbury zum Grab des hl. Thomas Becket; quer durch

Flandern, Burgund und Frankreich streben, entlang der Kette von Kathedralen und Pilgerkirchen, die Prozessionen hinab nach Spanien, wo fern im Westen das Grab von San Jago de Compostela liegt. Weil aber seit dem Sturz der Kaisermacht die Kreuzzüge zum Heiligen Grab in Jerusalem zu Ende sind, flutet ein immer stärker werdender Strom der Heilsuchenden nach Rom, wo die größten der Apostel: St. Peter und St. Paul, begraben sind.
Die Bewegung verstärkt sich mit dem nahenden Weihnachtsfest 1299. An diesem Tag beginnt nach dem damaligen Kalender das Jahr 1300, und damit das neue Jahrhundert. Papst Bonifatius VIII. hat in einer „Jubelbulle" der gesamten Christenheit verkündet, daß allen, die nach Rom kommen, um das „Jubeljahr" zu feiern, reicher Sündennachlaß, Gnade und Lösung aller Schuld sicher sei. Das „Anno santo" — das Heilige Jahr — verheißt einen vollkommenen „Ablaß": Wer die Pilgerfahrt vollzieht und es ehrlich meint, bleibt von Sündenstrafe verschont.

Hunderttausende in Flandern, Frankreich, Burgund, Deutschland, ja aus so fernen Landen wie Skandinavien, Polen oder Ungarn, brechen auf. Greise lassen sich in Sänften über die Straßen schleppen, Kranke fahren in holpernden Karren, alle Stände und Schichten des Abendlandes geraten in Bewegung und streben in seliger Erwartung nach Rom.
Da die Partei der Florentiner Neri den Rechtsgelehrten und Geschichtsschreiber Giovanni Villani als Vertreter zur Pilgerfahrt in die Papststadt entsendet, schicken die Bianchi den Dichter Dante Alighieri. Beide Männer reisen getrennt und schließen sich dem allgemeinen Trubel auf den Landstraßen an.

Am Wegrand, in finsteren Apenninenschluchten und in der einsamen Campania haben die Räuber ihre Netze ausgelegt, um von dem goldenen Fluß der Pilgerfahrt zu profitieren. Mancher deutsche Kaufherr, der mit reich gespickter Börse auszog, kommt in Unterhosen und Hemd in Rom an; mancher stolze Edelmann sieht sich seiner Wagen und Rosse beraubt und flüchtet armselig in die Stadt, um dort in die Hände der Schankwirte, Dirnen und Taschendiebe zu fallen.
Dante reist mit einer größeren Pilgerschar und erreicht Rom daher ungefährdet. Als nach tagelanger Wanderung hinter den letzten Waldhöhen die Türme der Ewigen Stadt auftauchen, begrüßen die Pilger den Anblick Roms wie Seefahrer auf dunklem Meer das Leuchten der Küste.
„Roma! Roma!" rufen sie. Und: „Sankt Petrus, Sankt Paulus, Gnade, Gnade!"

Dann ziehen die Neuankömmlinge die Höhen hinab, dem weiten Tal mit dem gelb dahinströmenden Tiber entgegen, wo sich in gewaltigem Rund Paläste, Mauern, Kirchen, Türme und Ruinenmassen aus alter Zeit an die sieben Hügel schmiegen. Vor der „Volkspforte", in die die alte Römerstraße mündet, staut sich eine ungeheuere Menschenmasse mit Pferd und Wagen, Karren und Packtieren. Dante hört, daß täglich dreißigtausend Menschen durch dieses Tor ein- und ausgehen, daß man die Fremden innerhalb der römischen Mauern auf zweihunderttausend und mehr schätzt. Im Gedränge vor dem Stadttor trifft Dante seinen Widersacher Giovanni Villani. Der Neri trägt den breiten Schaubenhut und den schwarzen, pelzgesäumten Umhang der Guelfen. Als er Dante in seinem weißen Mantel erblickt, wendet er sich finster ab.

Unaufhaltsam trägt der Strudel die Menschen stadteinwärts. Die Menge pilgert

singend und betend zum Tiberufer und zieht dann zu den großen Heiligtümern: zum Lateranpalast, in dem der Papst wohnt, nach St. Paul vor den Toren und vor allem nach St. Peter drüben auf dem rechten Tiberufer. Die Engelsbrücke ist eine alte, römische Steinbrücke, durch Verkaufsbuden in der Mitte so geteilt, daß zwei Gehbahnen entstehen. Unablässig drängen sich Tausende in den römischen Straßen.
Wohin man auch sieht stehen die Buden und Stände der italienischen Händler: sie verkaufen Andenken, geweihte Medaillen, Heiligenbilder, geweihte Palmwedel, Kerzen und hunderterlei andere Dinge.
Ein paar deutsche Mönche, geleitet von stattlichen Bürgern, schieben einen Karren und schaffen sich Platz. Auf dem Wagen liegt, sorgfältig in eine Kiste verpackt, der Leichnam eines christlichen Märtyrers, den sie erworben haben: eine kostbare, wahrscheinlich sogar wundertätige Reliquie. Wenn später der neue Heilige in kostbaren Gewändern und juwelenbedeckt im Schaukasten liegt, wird man dem Nachbarkloster bald Wallfahrt, Jahrmarkt und Stiftungen abjagen und Handel und Wandel in die eigene Kirche ziehen. Dante begegnet vielen, vornehmlich aus dem Norden kommenden Gruppen, die in der päpstlichen Kanzlei gegen gutes Gold Schädel, Beinknochen, Skeletthände oder ganze Leichen gekauft haben. Ein eigenes Kirchenamt stellt Echtheitsbescheinigungen, Lebensläufe und Legenden für die verkauften Reliquien aus. Die römischen Friedhöfe sind unerschöpflich an Märtyrern und Heiligen.
Vor der Basilika des hl. Petrus steht die Masse eingekeilt Kopf an Kopf. Psalmen werden gesungen, Litaneien gebetet. Es dauert fast eine Stunde, bis sich Dante zum Grab des Apostels durchgekämpft hat.
Viele der Pilger nähern sich auf Knien jener etwas versenkten Gruft, in der St. Peters Sarkophag ruht.
Wieder sieht sich Dante in die Nähe Villanis gedrängt. Er erkennt die Tränen der Rührung in den Augen seines Widersachers und lächelt ihm bewegt zu. Diese Stunde kennt nur Christen und Versöhnung.
Gemeinsam kämpfen sie sich bis zum Altar vor und blicken in die in den Kirchenboden eingelassene Gruft. Ein unaufhörlicher, klingelnder Opferregen von Silber- und Goldmünzen rieselt nieder.
So groß ist die goldene Flut der Spenden, daß zwei Franziskanermönche mit kleinen Rechen unten in der Krypta stehen und die Berge von Münzen wegschaffen, damit neue Platz haben.
Auf dem Hochaltar ist eine unendlich kostbare Reliquie ausgestellt: das Schweißtuch der Veronika mit dem Antlitz Jesu.
Und unablässig klingeln die Geldstücke, eifrig schaufeln die Mönche. In der Kirche und auf dem Vorplatz erklingen die Psalmen einer kindlich gläubigen Volksmenge.

*

Angesichts des Treibens in Rom streift es Dante Alighieri wie eine Ahnung, daß Glaube und Religion nicht nur eine erhabene Geisteshaltung, sondern auch ein gutgehendes Geschäft sind. Er versteht, daß es bei der Bewegung der Völker nach Rom im Heiligen Jahr auch um Macht, Geld und Einfluß geht.

Er denkt an den Zustand des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und an jene armseligen Kaiser, die auf die Naturalsteuer ihrer persönlichen Lehensträger angewiesen sind, die, unabhängig vom Wohlwollen der Landesfürsten, nur einige tausend Silberpfennige zusammenkratzen können, während Rom im Gold wühlt. Und auf einmal weiß er, wie aussichtslos die Hoffnung der italienischen Ghibellinen auf Wiederkehr der Kaiserherrlichkeit ist.
Er schreibt ein paar Verse, die ihm in den Sinn kommen, Verse an den Kaiser ...

„Komm Starker, komm aus Germanien, komm!
Sieh deine Witwe Roma weinen,
Komm nun herbei, mit ihr dich zu vereinen ..."

Ohne Erfolg kehrt er nach Florenz zurück. Bald darauf tobt ein Aufstand der Neri durch die Straßen der Stadt. Alle Anführer der Bianchi werden verbannt und geächtet. Auch Dante Alighieri kann sich nur mit Not retten; er findet als Verbannter zuerst bei den kaiserlich gesonnenen Scaligern von Verona, später in Ravenna Aufnahme. Dort sitzt er, einsam und stolz, ein Geduldeter, ein gescheiterter Politiker.
In tausend einsamen Nächten schreibt er beim flackernden Kienspan das große Verswerk der „Göttlichen Komödie" von Hölle, Fegefeuer und Himmel. Er flüchtet sich in ein geistiges Reich, dem alle Seelen unterworfen sind: in die jenseitige Ordnung seines Gottes.

Um 1310 | Im Schatten der Linde

In der Nähe von Hengersberg in Niederbayern liegt das Dorf Taiding. Es trägt seit alters seinen Namen, weil hier die „bäuerliche Ehrbarkeit" die niedere Gerichtsbarkeit ausübt und nach den aus Germanenzeiten überkommenen „Weistümern" Recht spricht.
Über dem Dorfplatz vor Kirchhofsmauer und Wehrgang breitet sich die Krone einer mächtigen Linde. Hier findet das „Bauernthing" – das Tag-Ding oder Thing – statt.
Gegen Mittag drängt die Masse der Bauern zum Thingplatz. Der Markt mit den Geschäften und allerlei Gauklervorstellungen ist zu Ende. Die Fronboten haben feste Pflöcke in den Boden geschlagen und ziehen Schranken um den Ort der Verhandlung. Darum spricht man auch von der „Schranne" und vom „Umstand" der Zuhörer.
Auf dem Markt und in den Dorfgassen klingeln die „Fronboten" den Beginn des Taidings aus. Viele Bauern stehen noch handelnd bei den Viehkoppeln, andere kegeln auf der festgestampften Bahn am Anger oder lassen die „Knöchel" (Würfel) auf die „Brenten" (umgestürzte Fässer) rollen. Als der Schankwirt das Läuten

der Fronboten vernimmt, kippt er die Fässer hoch und schenkt keinen Tropfen Bier mehr aus. Die Störung der Verhandlung steht unter Strafe. Auf dem Thingplatz hat man eine Sanduhr aufgestellt: bis sie abgelaufen ist, muß jedermann vor den Schranken des Gerichts erschienen sein.

Dicht vor den Schrannen sind Sessel für den Klostervogt von Altaich, den Ortspfarrer und den Klostermeier aufgestellt. Auf den Kirchhofsmauern und selbst im Geäst der nahen Bäume kauern die Dorfbuben. Über die Zäune schauen Bäuerinnen, Mägde und Jungmaiden. Jetzt erscheint der Vorsitzende des Banntaidings, ein alter, angesehener Freibauer, den das Dorf im vergangenen Jahr zum Dorfmeister gewählt hat. Hinter ihm gehen die beiden „Gedenkmänner", deren Aufgabe es ist, aus dem Gedächtnis oder nach dem „Bannbüchel" den Richter zu unterstützen, damit alles nach altem Brauch und Herkommen vor sich gehe. Die gewählten Schöffen treten vor. Die Hälfte davon muß immer dem Stand des Beklagten angehören — in diesem Fall den Freibauern. Der Rest setzt sich aus Söldnern zusammen, die für den Kläger einstehen. Diese Männer treten in die Schranken. Der Richter nimmt auf dem alten Steinsitz unter der Linde Platz, die Beisitzer suchen sich ihre Plätze auf den Bänken rechts und links.

Im Lauf der Zeit entstehen zahlreiche Streitfragen in einer Markgenossenschaft. Da hat sich ein Bienenschwarm auf dem Apfelbaum des Nachbarn niedergelassen. Wem gehört das Volk? Wo darf das Dorf Brennholz holen? Wohin dürfen die Schweine getrieben werden? Darf der Rainbucher ein Stück Waldland mit einem Gatter einzäunen und dort seine Schweine gesondert weiden? Ist dieses Land nicht „Almende", also allgemeine Weide, eine „Alm"? Über solche Fragen entscheidet gewöhnlich der Dorfmeister oder „Schultheiß", der Mann demnach, der ja auch jedem einzelnen die „Schuld heißt": die Abgaben ausrechnet.

Was die Grenzen der Dorfflur anlangt, über die immer wieder Meinungsverschiedenheiten auftauchen, so führt man alljährlich die ganze Gemeinde, besonders aber die Kinder, von Markstein zu Markstein, damit sich jeder die Grenze genau einpräge, um sie später gegen fremde Ansprüche verteidigen zu können — „Verteidingen" bedeutet ja: vor dem Taiding vertreten.

Jetzt erhebt sich der Dorfmeister und stößt den geschälten Stab auf die Erde.

Dreimal gebietet der Fronbote Stille, und rasch hört das Geraune und Geschiebe auf dem Platz auf.

„Das Taiding ist eröffnet! Es soll währen, solange die Sonne in den Bach scheint. Ich frage den Vorsprecher der Schöffen, ob es die rechte Weil und Zeit sei, Ding zu halten?"

„Herr Richter", erwidert ein alter Bauer als Sprecher, „die Nachbarn vermelden und ich an ihrer Statt: es ist Michaelitag und rechte Weil ein Ding zu halten."

Zunächst wendet sich der Alte unter der Linde den allgemeinen Angelegenheiten zu. Er läßt die „Dorfeinigung" und die „Markteinigung" verlesen. Dann folgen die Artikel, in denen das Recht der Gemeinde festgelegt ist. Da steht geschrieben, welche Rechte der Grundherr hat, wer Landesherr ist, wer die Hohe Gerichtsbarkeit übt, welchem Grundherren man zinsen muß und daß der große Zehent ans Kloster Niederaltaich, der kleine zum Pfarrhof von Taiding oder nach Schöllnach zu zahlen sei. Auch werden die gesiegelten Vorrechte der Mark genannt: das

Recht, auf dem Taiding Niedere Gerichtsbarkeit zu halten, die Dorfmeister zu wählen und so fort. Nachdem alles bekanntgegeben ist, verschließt der Dorfschreiber die Briefe und Urkunden wieder in einer Truhe.
Dann gebietet der Fronbote: „Wer nun zu klagen hat, dem soll Recht widerfahren. Er mag seine Klage vor Richter und Schöffen bringen."
„Es ist eine Klage eingebracht worden", stellt der Richter fest. „Es trete vor Gerold, Neuhofbauer genannt, Freisasse in der Mark! Es trete in die Schranken Wilpert, Söldner zu Schöllnach, Zinsbauer des Klosters Niederaltaich! Beide haben eine Klage beim Dorfmeister vorgebracht. Ein Sühneversuch ist vergeblich gewesen."
Gerold hat auf diesen Augenblick gewartet. Nun hakt er sein Schwert vom Gurt. Denn innerhalb des Bannkreises darf ein Mann nur unbewaffnet stehen. Zugleich blickt er sich nach seinen Gevattern und Freunden um, die er für diesen Tag bestellt hat. Sie nicken ihm aufmunternd zu, legen ihre Schwerter oder Spieße in die Hände der Genossen und treten hinter Gerold in den umschrankten Raum: gewichtige Bauern aus der Umgebung. Jeder besitzt mindestens sechzig Tagwerk und keiner würde einen anderen Herrn über sich anerkennen als den Kaiser.
„Hier stehe ich, meiner sechs", sagt Gerold. „Diese fünf freien Männer werden durch ihren Eid für wahr bezeugen, was ich behaupte."
„Wo ist der Söldner Wilpert?" fragt der Fronbote. Doch schon drängt sich dieser, gefolgt von einigen Hufnern und Söldnern aus Schöllnach, in den „beschränkten" Ring.
„Diese Fretter schwören wir in Grund und Boden", prahlt der reiche Hainbuchbauer, der bei den Eideshelfern Gerolds steht. „Nicht umsonst sagt das Sprichwort: Den Bürgen soll man würgen."
„Ruhe im Ding!" befiehlt der Richter. Er beginnt mit der Vernehmung der Parteien. Dazwischen wendet er sich immer wieder an die Gedenkmänner oder „Steuerer".
„Ist's recht so, sprecht?"
„Nach unserem Brauch ist's recht", antwortet der eine. „Es ist vorzeiten so vermeldet worden."
„So ist's vermeldet", murmeln die Umstehenden.
Inzwischen hat sich der Vogt von Niederaltaich gewichtig erhoben. Er hakt sein breites Ritterschwert aus, tritt in die Schranken und hebt Gehör heischend die Hand.
„Hier stehe ich als Fürsprech oder Advocatus des Klostermannes Wilpert. Ich klage im Namen des heiligen Uto Gammelbert, denn Gerold hat Wilpert, des Heiligen Mann, geschlagen. Auch ist Blut geflossen, demnach gehört der Fall vor das Hochgericht des Ehrwürdigen Abtes."
„Nichts von Blut", sagt der Dorfrichter. „Ein paar blaue Flecke und einen ausgeschlagenen Zahn hat es gegeben."
Nun entsteht ein langes Hin und Her; denn es geht darum, ob der Rechtsfall jener Bauernrauferei zur niederen oder zur hohen Gerichtsbarkeit gehört. Die Dörfler merken wohl, wie die Klosterherrschaft immer mehr bestrebt ist, alle Gerichtsverhandlungen an sich zu ziehen. Aber sie bestehen eifersüchtig auf ihrem alten

Recht. Schließlich wird geschworen. Drei der Eideshelfer Wilperts verweigern den Schwur; die Schwurbrüder Gerolds jedoch bezeugen durch heiligen Eid, es habe sich um eine einfache Prügelei gehandelt.
So wird nach längeren Verhandlungen, bei denen man immer wieder die Gedenkmänner befragt, ein Bußgeld für Gerold festgesetzt. Der blaue Fleck Wilperts kostet nur fünfzig Pfennige, der ausgebrochene Zahn jedoch muß mit 250 Pfennigen gebüßt werden. Nachdem dies entschieden ist, wendet sich das Gericht der Gegenklage Gerolds zu. Er hat den Söldner ja dabei ertappt, wie er ihm Flurschaden angerichtet hat.
„Das ist ein Fall von Diebstahl", wendet der Vogt ein. „Stehlen zählt zu den ‚vier hohen Wandeln': Mord, Brand, Notzucht und Diebstahl. Auch hier steht das Urteil dem Gerichtsherrn zu Niederaltaich zu, und das ist der ehrwürdige Abt."
Unruhe und Murren werden laut. Die Bauern im Umstand begreifen recht wohl, wie die Grundherren ihre alten Vorrechte einengen. Der Kaiser jedoch kämpft fern in Italien wider den Papst. Wo soll man also eine Entscheidung erbitten?
„Ich bin freigeboren", wehrt sich Gerold. „Mein Grundherr ist nicht der Abt von Niederaltaich. Sein Gericht hat keinen Bann über mich. Wenn ich also vor dem Taiding kein Recht bekomme, so will ich lieber an den Herzog von Bayern schreiben lassen. In der Straubinger Stadt gibt es auch Advokaten."
Der Vogt zieht die Brauen finster zusammen. Als Klostermann hört er nicht gern, wenn das Landvolk nach einem Mächtigeren als dem Abt ruft.
„Der Herzog ist im Kirchenbann", wendet er drohend ein. „Ich dachte, der Neuhofbauer sei ein Christenmensch?"
„Bei dem unerlaubten Grasen der Wilpert-Kühe", wirft jetzt der Sprecher der Schöffen ein, „handelt es sich nicht um einen Fall der Hohen, ja nicht einmal der Niederen Gerichtsbarkeit. Es ist ein einfacher Flurfrevel, und der gehört nach altem Brauch vor das Dorfgericht."
Man findet gegen den leidenschaftlichen Widerspruch des Vogts keinen Wahrspruch. Es war ein geschickter Schachzug Wilperts, die Schutzherrschaft des Klosters anzurufen. Sein Advocatus bewahrt ihn vor empfindlicher Strafe.
Aber der alte Bauernrichter unter der Linde fällt ein salomonisches Urteil. Er hat begriffen, daß die Herren die Gerichtsbarkeit der Bauern nur lähmen und den Dörfern mit der Zeit das Taiding verleiden möchten. So soll wenigstens der Klostermann Wilpert ebenfalls ohne Sühnegeld von der Schranne gehen. Seine Entscheidung lautet, Gerold habe erst dann die dreihundert Pfennige Schmerzensgeld zu bezahlen, wenn der Fall des Weidediebstahls gerichtlich geklärt sei, weil sich etwa Strafe wider Strafe aufheben würde.
Unterm Gelächter der Bauernversammlung schleicht Wilpert aus dem Ring.
Den Neuhofbauern aber empfangen seine Genossen mit Triumphgeschrei. Die Bauern hängen, mit grimmigen Blicken auf den Klostervogt, die Schwerter wieder in ihren Gurt. Zwischen Freibauern und Klosterleuten ist noch nicht aller Tage Abend.

1314 | Eine deutsche Königswahl

Jener letzte deutsche König und Kaiser, der noch einmal versuchte, Glanz und Glorie des alten Reiches wieder herzustellen, und auf den mit Dante Alighieri alle italienischen Ghibellinen so sehnsüchtig gewartet hatten, Herr Heinrich VII., einst Graf zu Lützelburg und nachmals Herr in Böhmen, war in der italienischen Stadt Siena am Gift der Guelfen-Partei gestorben. Die Kunde erregte die Deutschen nicht sonderlich, sie hatten in all ihren Herzog- und Fürstentümern, Grafschaften und Reichsstädten Sorgen genug. Dennoch schrieben die mächtigsten Fürsten des Landes eine neue Königswahl aus. Sie sollte nach altem Brauch auf einem Feld in der Nähe Frankfurts stattfinden. Aus allen Richtungen ritten die edlen Herrn auf den Straßen zum Main. Es war Frühjahr 1314.

In der Burg über Wertheim am Main treffen sich auf dem Weg nach Frankfurt drei Ritter.

„Seid vernünftig, ihr Herren", ruft Ritter Kunz von Rabeneck. „Wählt Herzog Friedrich den Schönen von Habsburg. Hinter ihm steht die große Hausmacht der Österreicher. Man sagt, Herr Friedrich habe volle Geldtruhen, mindestens zweitausend ritterliche Herren folgen seinem Banner, und zudem steht er gut mit der Kirche — ich meine, mit dem römischen Papst."

„Mit Verlaub, Herr Kunz", antwortet Ritter Ralf von Sandizell aus dem Bayerischen. „Was ihr da sagt, ist wie altbackenes Kindermus. Zum ersten wählen wir gar nicht mehr. Die Zeiten sind vorüber, wo sich die freien Männer, Rittersleute, Grafen, Stadtherren und Fürsten, in der Ebene von Oppenheim trafen, den König zu küren. Heute besorgen dies die paar mächtigen Kurfürsten für uns; denn der Landesfürst allein gibt den Ton an, und wir haben höchstens die Wahl, auf welche Seite wir uns nachher schlagen. Zum zweiten gibt es keinen römischen Papst mehr. Den Papst haben die Franzosen in die Stadt Avignon entführt, und in Italien herrscht das schönste Durcheinander."

„Eben diesen Wirrwarr sollte ein machtvoller König beenden", meint der dritte, ein Ritter Hinz von Prunn aus dem Altmühltal. „Und darum scheint auch mir der Österreicher besser als der armselige Bayernherzog Ludwig. Ich habe gehört, der Bayer hat ganze 1800 Silbermark in seiner Kasse. Herr Friedrich aber verfügt über Hunderttausende, ganz zu schweigen vom Papst, dessen Vermögen man auf zweiundzwanzig Millionen Goldstücke schätzt."

„Ja, merkt Ihr denn nichts, Freunde?" regt sich Herr Ralf von Sandizell auf. „Eben weil Ludwig der Bayer so arm ist, weil er als Hausmacht nur Oberbayern mitbringt und nicht einmal über Niederbayern regiert, werden ihn die mächtigen Kurfürsten wählen. Dann kann er nämlich keinem der Großen wehetun und bei uns Zaunkönigen doch für Ordnung sorgen. Den Habsburgern nehmen viele übel, daß sie so gierig Länder in der Schweiz, in Kärnten und in Tirol an sich reißen. Die freien Städte haben ebenso viel Angt vor ihnen wie die freien Bauern und die kleinen Ritter."

„Aber mit Geld und mit Macht, mit dem Versprechen von Lehen und der Vergabe

von Reichsrechten", wirft der Rabenecker ein, „kann man sich viele Freunde schaffen. ‚Handsalben' nennen es die großen Herrn. Und Friedrich der Schöne ist wirklich reich."
Wie recht der Rabener Ritter hat, erweist sich, als die drei Herren der mauerumgürteten Stadt Frankfurt näher kommen. Von allen Seiten streben Planwagen, schwerbäuchige Mainschiffe, Ritter mit ihrem Knappengefolge und der Aufzug hoher Fürsten dem Wahlort zu. Auf der weiten Plane vor den Toren, beim Dorf Sachsenhausen auf dem linken Flußufer, sehen sie von weitem das purpurfarbene Prachtzelt des Österreichers inmitten einer weißen Zeltstadt, umringt von Wagenburgen und Laubhütten. Der Habsburger hat ein ganzes Heer von Gefolgsleuten mitgebracht, um seinem Anspruch Nachdruck zu geben.
Hier trennen sich die Wege. Der Rabenecker biegt ins Lager Friedrichs ab.
„Da wird es uns wohl sein!" ruft er. „Seht nur die vielen Fuhrwerke! Schaut, welch prächtige Rosse dort weiden und wie viele Rinder der Herzog zusammengetrieben hat! Auch schwerbeladene Schiffe legen mit Lebensmitteln und Wein für die Anhänger des Österreichers an. Da gibt es Lehen, Mühlrechte, Wegezölle zu gewinnen oder Silberpfennige zu erwerben."
„Ich reite mit euch, Rabenecker", sagt der Ritter von Prunn. „Aber das heißt nicht, daß ich für Herrn Friedrich bin. Ich will abwarten, wie es ausgeht."
„Mein Ziel ist dort vorn", erklärt der bayrische Ritter. „Seht ihr jenseits der Holzbrücke, über den Stadttoren und Türmen, neben den schwarzgelben Reichsfahnen die blau-weißen Rauten und das Löwenbanner von Bayern wehen? Die Bürger haben Herrn Ludwig den Bayern in ihren Mauern aufgenommen. Und schaut nur genau: auf den Wällen flattern der rote Löwe von Böhmen, das Wagenrad von Mainz, der heilige Petrus von Trier. Da habt ihr gewichtige Stimmen für Ludwig."
„Dann seht auch ins österreichische Lager", fordert ihn der Rabenecker auf. „Dort sind das springende Roß von Sachsen, Krone und Funken von Köln und ebenfalls die bayrischen Rauten aufgepflanzt. Denn dort steht offenbar auch Herzog Rudolf, der Bayer aus der Pfalz. Unser Weg führt nach rechts."
Schon an den Tagen vor Beginn der Königswahl kommt es zu Bosheiten zwischen den Quartieren. Als Herzog Friedrich mit teuerem Geld Wein von Oppenheim, Weizen und Schafe aus dem Niederrheinischen aufkauft, läßt der Mainzer Erzbischof seine Lastschiffe, die von Rossen stromauf nach Sachsenhausen gezogen werden, abfangen und in Frankfurt anlanden. Denn dort geht es dem armen Ludwig von Bayern nicht so gut wie dem Österreicher. Er wohnt mit seinen Getreuen in einfachen Bürgerhäusern, ist leutselig, spricht mit Patriziern wie mit Handwerkern und grüßt den einfachen Mann auf der Straße. In Herrn Friedrichs Zeltlager jedoch geht es hoch her: der Lärm der Festschmausereien, der Trinkgelage und der ritterlichen Waffenspiele, wie Lanzenbrechen, Ringelstechen, Schwertkampf und Buhurt (Massenkampf von Rittern) dringt täglich über die Mauern Frankfurts.
Endlich läßt der Mainzer Erzbischof, als der „Primas" von Deutschland, bekanntmachen, anderntags solle alles zur Königswahl auf das Feld von Campa reiten, wo man schon vordem manchen König erkürt habe.

Doch es erscheinen nur der Mainzer, der Trierer, der Böhme, die Bayern und einige kleinere Fürsten, um Herrn Ludwig durch Zuruf zu wählen. Als die Herren abends vom Ausritt zurückkehren, reitet der Reichsherold im schwarz-goldenen Wappenrock mit der Trompete voraus. Neben ihm schwingt der Bannerträger des Reichs die „heilige Fahne": eine Lanze, mit der angeblich der Römer Longinus Jesus die Seitenwunde beigebracht hat. An ihrem Schaft weht ein schwarzes Tuch, auf das rechts der heilige Michael mit dem Schwert, links der römische Adler mit goldenen Fäden aufgestickt sind. Deswegen sagen die fremden Nationen: „Der deutsche Michel kommt", und darum sind Schwarz-Gold die Wappenfarben des Reiches.

Als sich nun die Fürsten- und Ritterschaft dem Mainufer und der Brücke nähert und in den Pausen, die der Herold seiner Trompete gewährt, die Knappen ausrufen: „Ludwig der Bayer ist zum König erkürt!" — als sie nun nahe ans Sachsenhausener Lager geraten, sehen sie dort zu ihrem nicht geringen Mißvergnügen ebenfalls ein Reichsbanner wehen. Großer Jubel schallt aus den Zeltgassen, und die Leute schreien: „Herzog Friedrich von Österreich ist der neue König!"

„Was sagt Ihr dazu, Herr Ludwig?" fragt der gewappnete Erzbischof von Mainz, der an der Seite des Bayern reitet.

Ludwig der Bayer ist dreißig Jahre alt. Er wirft die rotblonden Locken in den Nakken und reibt sich die etwas gebogene Nase. Seine braunen Augen funkeln.

„Die Kurstimmen haben sich mit fünf Stimmen für mich und mit höchstens drei für meinen Vetter Friedrich entschieden", sagt er. „Die Wahl dürfte klar sein. Und wer es nicht glaubt, wird kämpfen müssen."

Jetzt rumpeln die Pferdehufe über die Holzbrücke. Ganz Frankfurt hat sich in Eile mit Frühlingsblumen und Tannenreisig geschmückt. Von allen Altanen winken Frauen und Bürger. Heilrufe auf Ludwig brausen von Gasse zu Gasse und geleiten den fröhlich grüßenden König zum Dom.

Seine Wähler geleiten Herrn Ludwig zum Altar, auf dessen oberste Stufe sie ihn stellen. Noch einmal gibt der Erzbischof das Ergebnis bekannt, worauf die Fürsten, Grafen, Ritter und Bürger, die das Kirchenschiff bis zum letzten Platz füllen, in lautes Geschrei ausbrechen. Schwerter werden gezogen und aneinandergeschlagen. Schließlich treten die höchsten der Fürsten vor, beugen das Knie vor dem neuen König und huldigen ihm durch Treueid und Handkuß. Das Volk liegt unterdessen demütig auf den Knien. Am Ende liest der Erzbischof von Mainz das Hochamt, und alle singen zusammen ein lautes Te deum: Großer Gott wir loben Dich!

Bald nach der Königswahl beginnt der Wettlauf um Krönung und Anerkennung. Ritter Ralf von Sandizell hat sich der riesigen Ritterschar angeschlossen, die — aus Herrn Ludwigs schmaler Kasse verpflegt — rheinabwärts nach Bonn fährt. Von dort aus reitet das kleine Heer in die alte Krönungsstadt Aachen, wo der Thronsessel Karls des Großen steht.

Überall aber erfahren sie, daß der Gegenkönig Friedrich der Schöne schon vor ihnen dagewesen ist: der Österreicher hat mehr Geld und reist rascher. Auch ihm folgt eine gewaltige Schar von Anhängern.

In Aachen haben ihm freilich die Bürger den Einlaß verwehrt, so daß der Österrei-

cher zurück ins befreundete Köln geritten ist. Durch eine List ist es ihm gelungen, sich der alten Karlskrone zu bemächtigen. Mit dieser krönt ihn im Kölner Dom der dortige Erzbischof.

Herrn Ludwig hingegen tun sich die Tore der Kaiserstadt auf. Die gehorsame Bürgerschaft geleitet ihn zum Karlsdom, seine Wahlmänner setzen ihn auf den steinernen Thronsessel des großen Karl. Dann legen sie ihm feierlich die Krönungsgewänder an. Zusammen mit seiner Gemahlin Beatrix wird Ludwig der Bayer vor dem Hochaltar vom Trierer Erzbischof gesalbt. Der Mainzer reicht ihm das Reichsschwert und den Reichsapfel.

Begeistert ruft das Volk: „Lang lebe König Ludwig!"

Bei dem folgenden Krönungsmahl in der alten Karlspfalz bedienen die Fürsten den neuen König der Deutschen als Truchseß, Mundschenk und Marschall — nur der Kölner fehlt, der das Erzamt des Kaplans innehat.

Ritter Ralf von Sandizell erlebt schöne Tage bei Braten, Rheinwein und weißem Brot. Doch dann hebt der allgemeine Sturm auf den Neugewählten an. Jedermann möchte ein Amt, ein Königsrecht, ein billiges Lehen, Gutshöfe, Weinberge, Kammerbesitz, Mühlenrecht, Zölle, Gerichtsbarkeiten — Freibriefe —, eben alles, was noch im Schatz des Königstums vorhanden ist. Aber da zeigt sich, wie wenig Herr Ludwig zu geben vermag. Schon seine Vorgänger haben allzutief in den Säckel gegriffen, der beinahe leer ist: ein deutscher König ist ein armer Schlucker und besitzt nicht viel mehr, als er vom eigenen Erbe mitbringt. Da verlassen viele enttäuschte Ritter und Grafen das Heer des Königs, zumal auch noch die Suppen magerer werden.

Auch Ritter Ralf von Sandizell macht sich ziemlich ernüchtert auf den Heimweg. Nicht einmal das Marktrichterrecht über Schrobenhausen hat ihm der Notnickel von König geschenkt. Soll er sich selber mit seinem Widersacher raufen.

Wie es der Zufall will, trifft Her Ralf in einer Bauernschänke im Fränkischen seine einstigen Reisegefährten, Kunz von Rabeneck und Hinz von Prunn. Die beiden schimpfen gewaltig über ihren österreichischen König Friedrich.

„Fürwahr", mäkelt der Rabener, „ein ritterlicher Herr ist er! Groß im Turnier, prächtig gekleidet und wacker als Gastgeber seiner Genossen. Und Geld hat er auch wie Heu. Aber er verschenkt es nur an große Herren, um sich deren Gunst zu erkaufen. Der Ritter hat ausgespielt, Herr Ralf. Nur noch die Länderfürsten zählen. Wenn ein König die Herren auf seine Seite zieht, dann führen sie ihm Soldknechte, ritterliche Aufgebote und Nachschub in jeder Menge zu. Wer braucht da noch uns Ritter von Habenichts mit unseren zwei oder drei Spießknechten?"

„Genau so macht es König Ludwig", ärgert sich der Bayer. „Er schmeichelt den reichen Städten, den Pfeffersäcken und den Gevattern Zunftmeister. Er hofft auf Zuzug aus dem Bürgerquartier. Ein Ritter wie ich ist für den König uninteressant geworden."

„Soll doch alles in Scherben gehn!" ruft der Prunner. „Vordem haben unsere Väter noch die Möglichkeit gehabt, beim Kreuzzug ein paar Kleinodien, Gold oder gar eine Grafschaft bei den Griechen oder im Heiligen Land zu gewinnen. Das ist längst dahin! Ja selbst die Kaiserzüge nach Italien sterben aus. Da konnte man

immer noch auf reiche Lehen, auf einträgliche Königsrechte oder wenigstens auf Beute hoffen — doch jetzt scheffeln die Kaufleute, Händler und Geldwechsler Silber und Gold. Wir aber reiten nach Hause, um unseren paar armseligen Bauern beizubringen, wie man schneller arbeitet und mehr Abgaben bringt. Man kommt sich vor, als wäre man ein Fronvogt."
„Was mich anbelangt", schließt der Rabenecker, „so mögen sich König Ludwig und König Friedrich allein streiten. Ich ziehe mein gutes Schwert keinesfalls aus der Scheide."
Mißgestimmt traben die drei weiter. Aber noch trüber sind die Gedanken ihrer Spießknechte, die hinterdreintrotten. Sie entstammen dem Bauernvolk und wissen genau, daß nun die Steuerschraube der ritterlichen Herrschaft noch grimmiger angezogen wird. Und selbst wenn man ein Burgknecht geworden ist, hat man wenig zu lachen und noch schlechter zu beißen. Am besten wäre es fast, man liefe ins Land, würde Soldknecht bei einem großen Haufen und diente einem Feldhauptmann oder Fürsten.
„Denn schließlich", sagt Konrad, einer der Knechte, „geht auch Gunst nach Verdienst."

1348 | Die Hansen vom Stahlhof

Die auflaufende Flut und der stetige Ostwind bringen die drei Koggen gut voran. Das flache, mit Wald und Buschwerk bedeckte Land rechts und links der Themse zieht lautlos vorüber. Niedere, schilfgedeckte Häuschen, kleine Gehöfte und winzige Bootswerften mehren sich. Am rechten Ufer wird schon der „schwarze Wall", die erste Befestigung Londons, sichtbar, dann zieht der Strom in einer riesigen Schleife zu den grünen Hügeln von Greenwich. Als man die „Hundeinsel" passiert, ruft der Junge im Mastkorb: „Ich sehe den Tower!"
Herr Jan Amsinck, wohlbestallter Kaufherr aus Hamburg, legt seinen Arm um die Schultern seines Sohnes Pieter und zieht ihn auf das Vorderkastell der Kogge. Dieser Aufbau steigt über dem Bug stockwerkartig empor. Während die Mitte des Schiffes mit dem Hauptmast tiefer liegt, erhebt sich die Poop, ein hausartiges Gebilde mit der Steuerhütte für den Schiffer, über dem Heck. Die Kogge ist schwerbäuchig, ihre Wanten laden breit aus: sie ist keine für Kriegszwecke gebaute „Fredekogge", sondern ein Handelsschiff.
„Jetzt", sagt Herr Amsinck, „siehst du den Tower mit seinen finsteren Mauern und Türmen. Er ist das Schloß und der Kerker der englischen Könige. Gleich dahinter liegt unser Stahlhof."
„This is a castle", erwidert der junge Pieter lachend. „You see, I speak English very well."
„Ja, üb dich nur. Vor allem lerne richtig aussprechen: ‚cheese and bread' (Käse

und Brot). Das gilt beim englischen Pöbel als Echtheitsprobe. Schon einige Male sind Volkshaufen in unseren Stahlhof eingedrungen, um die Fremden zu plündern und zu verprügeln. Wer da nicht richtig ‚cheese and bread' aussprechen kann, gilt als verdammter Ausländer."

„Und warum schickst du mich in ein solch gefährliches Land? Wäre ich nicht besser in ein Hansekontor nach Bergen in Norwegen oder gar nach Nowgorod gegangen, um Kaufmannschaft zu lernen? Und muß es schon im Bereich der Westfahrt sein: warum dann nicht das große Kloster zu Brügge? Stammt das Haus der Amsinck nicht selber aus dem niederländischen Zwolle?"

„Mein Junge", sagt der Vater, „wäre es dir lieber gewesen, in der rauhen Gesellschaft der Bergener Hansen oder im russischen Nowgorod als Gehilfe gehänselt zu werden und die harten Proben wie Wassertunken, Prügeln, Kannenaussaufen und ähnliche grobe Scherze über dich ergehen zu lassen? Nirgendwo in der Fremde sind die Hansen höflicher und von strengeren Sitten als im Londoner Stahlhof. Wer sich dort schlecht benimmt, wäre bei den steifen Engländern gleich unten durch."

Dann erklärt Herr Amsinck nochmals, weshalb er den einzigen Sohn zur Lehre in den Stahlhof schickt und warum er selber mit einer Ladung von Heringen, Eisenwaren, russischen Pelzen, Wachs und preußischem Flachs London anläuft. Nicht zu vergessen die Säcke mit guten Pfunden von Silberschillingen, von den goldenen Münzen ganz zu schweigen.

„Wir sind nicht umsonst auf der Reede von Margate auf die Kogge der Kölner umgestiegen. Ich sage dir: halte dich an die Hansen vom Rhein! Vor mehr als zwei Menschenaltern hat die englische Krone, die bis dahin allein den Kölnern zustehende Gildehalle ausdrücklich als den Sitz der ‚Hanse Alemanniens' anerkannt. Die Kölner aber waren als die Herren des größten deutschen Seehandelsplatzes bereits hundert Jahre v o r der Hanse Besitzer eines eigenen Handelshauses zu London.

Das kommt heute allen Hansen zugute, seit sich die Städte in den Niederlanden, am Rhein, in Norddeutschland mit den Hansen von Lübeck und Hamburg zusammengetan haben. Osterlinge und Westerlinge, nämlich die Kaufleute, die Ostsee und Rußlandhandel beherrschen, und jene, die die Märkte an Rhein, Maas, Schelde, in Flandern und Holland kontrollieren, sind heute ein einziger Bund. Von diesen Möglichkeiten muß man Gebrauch machen, Junge."

„Und warum kann das Haus Amsinck nicht allein Handel treiben?" fragt der junge Mann. „Wir haben doch Freunde im Peterhof zu Nowgorod, an der Brücke zu Bergen und im Kloster zu Brügge."

„Ja eben, wir haben Freunde und mehr als das, nämlich ‚Hansen': verschworene Genossen. Das Haus Amsinck allein ist gar nichts. Die Stadt Hamburg bedeutet schon mehr — aber der Städtebund ist noch besser; denn er gibt Sicherheit, schafft sogar Macht. Was willst du denn in einer Welt, in der jeder Bischof, Fürst oder König nach Willkür tut, was er will? Wir haben keinen Kaiser und kein Reich, die Recht setzen oder unser Recht schützen. Also müssen wir es selber tun. Deshalb haben sich die deutschen Kaufleute im Ausland vereinigt, darum sind die innerdeutschen Städte eng miteinander verbunden. Mit unserem Geld bewahren wir

uns den Schutz unserer Märkte. Wenn ich diesmal zusammen mit den Herren Klipping und Tidemann nach London gesegelt bin, so geschieht es, um König Eduard III. eine Anleihe zu geben und dafür neue Rechte einzutauschen. Der Stahlhof aber ist unsere feste Burg, unsere kleine deutsche Niederlassung inmitten Englands."

„Warum nennt man ihn Stahlhof?"

„Das ist aus Stapelhof entstanden. Dort haben wir das Recht, unsere Waren einzulagern und Geschäfte zu tätigen. Es ist eine ehrwürdige und hoch angesehene Bruderschaft. Unser Geld imponiert den Engländern. Sie nennen sogar ihre eigenen Münzen ‚ein Pfund Sterling', und das ist vom Geld der Osterlinge und der Westerlinge abgeleitet."

Die Kogge biegt jetzt um die Stromschleife von Stepney vor dem Tower. Zweifelnd zuckt der junge Pieter die Schultern.

„Wird man mich ohne weiteres unter die Hansen des Stahlhofes aufnehmen, Vater? Schließlich kommen wir aus Hamburg."

„Keine Sorge, Pieter", erwidert der Kaufherr. „Das Faktoreirecht wird unter sehr leidlichen Bedingungen gewonnen: hansische Geburt, Bürgerrecht in einer Hansestadt, freies Dasein ohne Dienstbarkeit und die Gestellung eines Bürgen. Und der Bürge bin ich, Jan Amsinck aus Hamburg."

„Das sieht schon besser aus."

„Ich werde dich gleich dem deutschen Aldermann, unserem Sprecher bei den englischen Behörden, und dem Kaufmannsrat vorstellen. In diesem Rat des Stahlhofes sitzen die freigewählten Vertreter aller wichtigen Hansestädte. Aus ihrer Mitte wird jeden Neujahrsabend der Aldermann gewählt. Du brauchst in London keine Furcht vor dem Hänseln, vor den rauhen Aufnahmeriten zu haben, aber hüte dich vor dem ‚verhansen'!"

Auf dem Fluß nimmt der Bootsverkehr zu. Schwerbeladene Schuten, Seeschiffe mit gerefften Segeln, liegen rechts und links an den Landebrücken.

Herr Amsinck belehrt den Sohn weiter:

„Der Stahlhof hat strenge Statuten, an die du dich halten mußt. Zunächst ist Bedingung, daß alle Inwohner, Meister wie Kaufmannsgesellen, ehelos, ja überhaupt frauenlos leben. Kein Weiberrock hat im Stahlhof etwas zu suchen. Um neun Uhr abends schließt sich die Bischofspforte, die einem Festungswerk gleicht. Die Meister verwahren die Torschlüssel. Wer dann noch vor den Toren in der lustigen Schänke ‚Zum wilden Schweinskopf' oder im ‚Rheinischen Weinfaß' sitzt, bleibt ausgesperrt und wird ebenso in harte Strafe genommen, wie jener, der etwa eine verkleidete Frauensperson einschmuggelt. Keine Lustbarkeit ist gestattet, nicht einmal Ballspiel, Fechten oder Pfeilschießen mit englischen Freunden. Laß dich nie verleiten, heimlich mit Gesellen auf deiner Kammer zu würfeln! Keine Flüche und Schmähworte will man hören oder gar eine Rauferei erleben. Sauberkeit des Stahlhofs ist hohes Gebot. Wer etwa die Ratshalle oder die Gänge zum Warenverpacken nutzt, zahlt ein halbes Pfund Pfennige in die Kasse. Und auf deiner Kammer hast du Rüstung und Waffen gut instandzuhalten, um jederzeit bereit zu sein, die Faktorei gegen Gesindel zu verteidigen. Aber das sagt man dir noch genauer. Du wirst bei deiner Aufnahme einen Eid schwören müssen, wonach du als guter



Hanse auch nur Handelschaft innerhalb des Bundes treiben und dich ans deutsche Hansenrecht halten wirst."
„Wie stehts mit den Christenpflichten, Vater? Gibt es im Stahlhof Priester und Kirche?"
„Jeder Seemann und über Land fahrende Kaufmann ist von Natur aus fromm. Kein Kontor der Hanse besteht ohne Kapelle oder Kirche, und Priester führen ja sogar manche Schiffe mit — um wieviel mehr wirst du all das im Stahlhof finden. Wie die Zünfte der Handwerker die Frömmigkeit obenan setzen, so verlangen auch unsere Gilden, daß man ein gottgefälliges Christenleben führt."
„Ist das dort drüben der Stahlhof?" fragt Pieter und deutet auf eine zur Themse herabziehende Gruppe von Hallen, Lagerhäusern und Wohngebäuden, die ein stumpfer Turm und das steile Dach einer Halle überragen.
„Ja, das ist der Stahlhof", nickt Herr Amsinck nicht ohne Stolz. „Du siehst, es ist eine kleine Stadt in der Stadt, umgeben von Mauer und Torbau. Gleich legen wir an der Lände an."
Die Flut steht hoch, so daß von den auf Pfählen gebauten Piers nur wenig über dem Wasserspiegel sichtbar ist. Frachtschiffe werden mit hölzernen Kränen beladen; über die Planken laufen die Lastträger mit Ballen englischen Tuchs oder mit Wollesäcken.
Die Koggen machen fest. Staunend blickt Jungherr Pieter das Gewühl von Meistern und Gesellen. Als sie von Bord gehen und sich durch die zu ihrer Begrüßung erschienene Menge drängen, vernimmt Pieter die Mundarten von Hansen aus mehr als sechzig verschiedenen Städten.
Der Stahlhof ist ein Gewirr von Gängen, Hallen und Häusern, aber er ist so besetzt, daß man die Zeilen kleiner Giebelhäuser vor den Mauern dazugemietet hat, um Neuankömmlinge unterzubringen. Diese Außenwohner unterstehen jedoch ebenfalls der strengen Hausordnung.
Als die beiden Amsincks zu ihren Quartieren geführt werden, kommen sie durch das Bischofstor. Überrascht bemerkt Pieter, daß dieses befestigte Portal von zwei voll gerüsteten Spießknechten bewacht wird, die sich lachend in kölnischem Dialekt unterhalten.
„Und das duldet der englische König?" staunt er. „Mitten in seiner Stadt London?"
„Er duldet noch viel mehr, mein Sohn", lächelt Herr Amsinck. „Er hat uns viele Privilegien gestattet; denn er braucht unser Geld für den Krieg in Frankreich."

Die Kaufherren Amsinck, Klipping aus Köln und Tidemann von Lymberg suchen in den folgenden Tagen wiederholt König Eduard III. und den berühmten „Schwarzen Prinzen" im Tower auf. Die Engländer, die unbedingt die französischen Kanalhäfen erobern und den flandrischen Wollmarkt beherrschen wollen, haben zwar schon viel Geld bei den Florentinern zu leihen genommen. Das hindert sie jedoch nicht, mit der Hansa vom Stahlhof zu verhandeln. Die Hansa hat außerdem gute Verbindung durch ihre flandrischen Städte. Die Italiener möchten sich gern in das ertragreiche Geschäft von Flandern einschalten. Dort wird viel Wolle gewonnen und vor allem Tuch gewebt. Florenz aber ist eine Stadt der Fär-

ber und Tuchhändler. So hat das Haus Bardi und Peruzzi eine Menge Geld an die englische Krone ausgeliehen, um bei einem Sieg Eduard III. in die Märkte des Nordens einzuziehen. Erst vor zwei Jahren hat Eduard dank seinen Bogenschützen die Schlacht von Crecy gegen die Franzosen gewonnen.
Doch nun braucht er neues Geld. Das soll ihm die Hanse leihen, der er bedenkenlos das verspricht, was er schon den Florentinern zugesagt hat: die Handelsvorteile mit Flandern.
Der Vertrag mit den Hansen kommt zustande. Der König erhebt eine Zollabgabe von vierzig Schillingen für jeden Sack Wolle, davon verpfändet er die Hälfte an seine Geldgeber. Weil das immer noch nicht ausreicht, überschreibt er Herrn Amsinck sieben große Landgüter, Herrn Klipping verpfändet der Schwarze Prinz die walisischen Zinnbergwerke, und Herr Tidemann bekommt sogar eine Anzahl kostbarer Juwelen, einschließlich der Königskrone, ausgehändigt. Die Hanse verpflichtet sich, fortan für jedes Pfund ein- oder ausgeführter Ware drei Pfennige Zoll zu bezahlen, sie wird den Krieg des Königs durch Gestellung von Schiffen, Lieferung von guten deutschen Rüstungen und Waffen sowie durch Lebensmittelsendungen unterstützen. Dafür werden alle Freiheiten des Handels und die Rechte des Stahlhofs erneuert und sogar verbessert.

Die Geschäfte blühen. Auf den verschlungenen Handelswegen zwischen dem norwegischen Bergen, Lübeck, Wismar und dem fernen Nowgorod, zwischen Mitteldeutschland, dem Rhein, Flandern und London laufen die Hansekoggen, fahren die schweren Lastzüge mit hanseatischen Waren. Und an allen Gütern verdienen die Kaufleute; denn sie kaufen auf billigen Märkten und verkaufen teuer.
Pieter Amsinck wird eines Tages „freigesprochen" und unter die „Meister" der Kaufmannschaft aufgenommen. Er fährt etwa zwanzig Jahre später als Abgeordneter Hamburgs zur Tagung in Köln, wo sich im Gürzenich alle Hansestädte aus West und Ost, an die zweihundert Plätze, zu einem noch engeren Bund zusammenschließen, um König Waldemar von Dänemark den Krieg anzusagen. Diesen König wollen sie mit Waffengewalt zwingen, ihre Handelsvorteile zu achten.
König Eduard III. aber betrügt die Florentiner Kaufleute Bardi und Peruzzi um ihr gesamtes Darlehen, so daß dieses einst reichste Haus von Florenz bankrott macht. Aus diesem Bankrott gewinnen andere Familien der Florentiner Kaufmannschaft, darunter vor allem die Medici — ehemalige Drogen- und Pillenhändler — so viel an Gütern und Einfluß, daß sie fortan an die Spitze des Stadtpatriziats rücken.
Die Hanse ist der lachende Dritte: sie siegt mit Eduard III. und erwirbt das unbestrittene Vorrecht auf den flandrischen und englischen Märkten. Der Stahlhof wird das Bankhaus von England, dort leihen sich Fürsten und Bürger die Sterlingpfunde.

1348 | Die Pest in Florenz

Ein furchtbares Unheil nahte der Christenheit. Wer Augen hatte, konnte es sehen. Im Spätherbst erschienen Sterne in Form einer Geißel am Himmel, eine Unzahl von Schlangen, Käfern und Heuschrecken traten in den Südländern auf und Blutregen fiel aus den Wolken. Mißgeburten häuften sich, schreckhafte Leute vermeinten gespenstische Leichenzüge in den Nächten zu sehen, andere entdeckten kleine Kreuze, die offenbar vom Himmel gefallen waren. Gewiß, das Jahrhundert steckte voller Aberglauben, doch die kommenden Tatsachen gaben den Furchtsamen recht.

Im Oktober 1347 flüchteten zwölf genuesische Galeeren vor einer mörderischen Seuche aus dem Orient nach Messina. Sie hatten die Pest an Bord. Wie aufgescheuchte Wasservögel flatterten Segler und Ruderschiffe aus dem sizilischen Hafen davon und liefen andere Plätze an. Alle brachten den „schwarzen Tod" mit sich. Bereits im November traten die ersten Fälle von Pest in Neapel auf. Die Seuche griff wie ein Steppenbrand um sich.

In diesen Tagen lebte Giovanni Boccaccio, der Sohn eines reichen Florentiner Kaufherrn, am Rosenhof von Neapel. Er genoß dort ein nicht geringes Ansehen, als Dichter galanter Troubadourlieder, als Gitarrenspieler, Tänzer, Fechter und Liebhaber schöner Damen. Am Königshof zu Neapel ging es hoch her. Das ritterliche Treiben beherrschte die mit Gesang, Poesie, Rätselspielen, Reiterübungen, Waffenwettkampf und Tanz erfüllten Tage und Nächte der höfischen Gesellschaft. Als nun der Tod wie ein eisiger Windstoß dazwischenfuhr, lief alles auseinander.

Auch Giovanni Boccaccio nahm das nächste Schiff zurück in die Heimat.

Ärzte und Gelehrte waren der Pest gegenüber völlig ratlos. Manche meinten, die Krankheit verbreite sich durch den Atemhauch, durch die schlechte Luft, durch die Berührung Erkrankter oder ihrer Kleidung. Deshalb beargwöhnte man plötzlich alle Fremden. Viele Städte sperrten Häfen, Stadttore und Zugänge ihres Gebietes und ließen keine Auswärtigen mehr ein. Aber niemand ahnte — was spätere Zeiten wußten —, daß die Pest vor allem durch die Schiffsratten und durch die nächtlichen Züge der grauen Wanderratten verbreitet wurde. Dieses schattenhafte, huschende Heer kam durch Kanäle und Durchlässe in die Städte, wo es im Unrat der Gassen genug zu fressen fand.

Ein Jahr ohnegleichen legte sich gleich einem Leinentuch über Europa.

Francesco Petrarca, ein Dichter, den Boccaccio in Neapel kennengelernt hatte, schrieb damals in einem Brief:

„O glückliches Erdenvolk, das solch abgründigen Jammer nicht kennenlernt und unser Zeugnis später für Fabel halten wird!"

Als Giovanni Boccaccio in Florenz ankommt, ist die Pest schon vor ihm eingetroffen. Der Vater, seine Haushälterin und eine alte Tante sind bereits an ihr gestorben, die Dienerschaft ist aus dem Haus in Altroarno, seiner heimatlichen Vor-

stadt, geflohen. In der Stadt herrschen Verzweiflung, Massensterben und Leichenhausstimmung. Dumpf schlagen die Glocken der Kirchen, jeder Ton bedeutet einem Unglücklichen die letzte Stunde. Die Sterbeglöckchen wimmern schrill von den Türmen.

Giovanni schließt sich zunächst verstört in dem leeren Haus ein. Die schrecklichsten Berichte schreit ihm ein ängstlicher Nachbar aus sicherer Entfernung über die Gassenaltane zu.

Man hat die Lumpen eines Bettlers weggeworfen, der auf offener Straße an der Pest gestorben war, und zwei Schweine wühlten darin. Aber kaum eine Stunde später fielen beide Tiere in Zuckungen um, bedeckten sich mit schwarzen Beulen und verendeten unter Qualen. Boccaccio notiert in sein Tagebuch:

„Ich sage, daß die Eigenschaft der Pest, von dem einen auf den anderen überzuspringen, von einer solchen Kraft ist, daß sie sich nicht nur von Mensch zu Mensch zeigt, sondern auch jegliche Kreatur erfaßt, die etwas von einem an der Pest Erkrankten berührte oder einen Verstorbenen antastete, so daß sie alles in kürzester Zeit tötet..."

Die Nächte in dem einsamen Vorstadthaus sind schaurig. Ständig tönten die Glokken, über den Arnoufern steht der rote Schein von Scheiterhaufen, die man entzündet hat, um die Luft zu reinigen und die verseuchte Habe der Verstorbenen zu verbrennen. Manchmal glaubt man das Schreien und Stöhnen der Sterbenden aus den Häusern zu vernehmen. Dann wieder dröhnt das Rasseln der Totenkarren, der dumpfe Schritt, mit dem die Totengräber in ihren Holzschuhen daherkommen, und das Klingeln der Ministranten, welche die Priester auf dem Weg in die Sterbehäuser begleiten.

Giovanni steht stundenlang auf der Altane des ersten Stockwerkes. Der Sicherheit halber hat er es den Nachbarn nachgetan und sich eine Maske vor die Nase gehängt, die mit starken Spezereien und duftenden Kräutern gefüllt ist. Solche Gerüche sollen ins Gehirn steigen und den Pestbrodem töten. Noch auf der Reise von Neapel über die Hafenstadt Pisa hat Boccaccio vernommen, daß viele Leute als Vorbeugung gegen die Pest noch stärkere Düfte einatmen. Ein hoher Herr etwa hält sich einen Ziegenbock im Schlafzimmer, andere schlafen im Kuhstall, und wieder andere riechen an Jauche und noch ärger stinkenden Dingen.

Von seinem Holzbalkon aus sieht Giovanni die Pestärzte über die Gasse huschen. Vermummte Fackelträger gehen voraus. Der Arzt selber im schwarzen Talar hat das Gesicht hinter einer Schnabelmaske verborgen, er hält einen qualmenden Stinktopf vor die Nase und wirkt wie ein Gespenst. Dann wieder rattert der Totenkarren durch die Gasse. Phantastisch verhüllte Männer ziehen ihn. Die Toten sind wie Säcke aufgeladen und liegen kreuz und quer durcheinander: schöne Damen neben Lumpen, adelige Herren an der Seite aussätziger Landstreicher. Und hintennach gehen wie Raben in ihren schwarzen Kutten und mit übergezogenen Kapuzen die unerschrockenen Franziskanermönche und murmeln Gebete. Vor jedem Haus, über dessen Türsturz jemand ein Kreidekreuz gemalt hat, halten die Karren an. Die Totengräber gehen hinein und zerren die Leichen heraus.



Der Nachbar, der immer noch lebt und zuweilen auf seiner Altane erscheint, hat die Magd in die Stadt geschickt, und sie hat schlimme Botschaft gebracht.
Das Totengräbervolk setzt sich aus dem ärgsten Pöbel zusammen. Räuber, Verbrecher, Bettelpack und ehemalige Soldaten sind darunter, die ohne jedes Mitgefühl schrecklich hausen. Da auch die Polizei krank ist oder aus Furcht zu Hause bleibt, lösen sich Gesetz und Scheu. Die Totengräber fallen in die ausgestorbenen Paläste ein, plündern ungeniert die Truhen, öffnen die Schatzkästen, reißen den

Sterbenden die kostbaren Ringe von den Fingern und ziehen sogar noch die toten Edelherren aus. Ihre Habgier kennt keine Todesangst. In einigen Palästen der Patrizier oder der adeligen Stadtherren sollen sich junge Herren und Damen zu ausgelassenen Gesellschaften zusammengefunden haben, um den Tod zu vergessen. Da spielt Tag und Nacht die Musik, es wird getanzt, gesoffen, gelacht, gescherzt und geliebt — als sei alles ein Maskenfest. Wenn dann der erste mit blauen Flecken im Gesicht umfällt, stiebt alles auseinander, um anderswo zu feiern.

Endlich faßt Boccaccio den Mut, selber in die Stadt zu gehen. Es gibt da ein hübsches Fräulein namens Monna Violante, die er gern wiedergesehen hätte. Ob sie noch lebt?

Mit Nasenbeutel und Rauchtopf ausgerüstet, eingehüllt in einen dicken Umhang, macht er sich auf den Weg. Die meisten Häuser sind verrammelt, viele Kreuze stehen über den Toren. Als er an die Tür eines Jugendfreundes pocht, ruft ihm eine alte Vettel mit dumpfer Stimme hinter ihrer Schnabelmaske zu, er möge nicht länger klopfen, der Herr liege in einem Massengrab. Dort habe man die Leichen in Schichten übereinandergelegt, mit Kalkmilch übergossen und ohne weitere Zeremonien verscharrt. Einzig ein Franziskaner habe das Kreuz über der Totenkompanie geschlagen.

Im Palast eines anderen Freundes erfährt Boccaccio, daß die Familie schon vor Tagen mit Sack und Pack aus der Stadt geflohen sei und sich auf einem abgelegenen Landgut aufhalte.

Am Ponte Vecchio, der alten Bogenbrücke, die Vorstadt und Kernstadt verbindet und auf dem sich sonst das fröhliche Treiben vor den Juwelierbuden staute, stehen nun reihenweise die Totenkarren. Finstere Gestalten hieven die Leichen, eine nach der anderen, über das Geländer. Platschend, begleitet von den Flüchen und Späßen der Totengräber, fallen die Pesttoten in die Wasser des Arno. Man sagt dem entsetzten Boccaccio, der Erzbischof von Florenz habe den Fluß ausgeweiht, weil die Massengräber nicht mehr in der Lage seien, die Toten zu fassen.

Doch die erschütterndste Erfahrung macht er, als er endlich ins Haus der schönen Monna Violante gelangt. Tore und Türen stehen offen. Kein Diener, keine Magd, nicht einmal Verwandte oder Brüder sind in dem leeren Palast. Gänge und Säle hallen wider vom Schritt Boccaccios. Verstört dringt er in das Schlafgemach der einstigen Gespielin vor, denn von dort vernimmt er Stimmengemurmel, grobes Gelächter.

Er findet das Fräulein, einst ein Muster an Sittsamkeit und Scham, nackt auf einem Bett. Ein alter Doktor mit einer Maske wie ein Kranich beugt sich über sie und untersucht sie. Alle Sitte scheint aufgehört zu haben.

Später schreibt Boccaccio in sein Tagebuch:

„Und weil die Kranken von allen Nachbarn, den Verwandten und Freunden verlassen wurden, und weil Not an Wärtern war, bürgerte sich etwas bis dahin Unerhörtes ein, daß nämlich keine Dame, wie groß ihre Lieblichkeit und Schönheit oder Anmut auch gewesen, wenn sie erkrankte, Bedenken trug, sich von einem Manne, sei er jung oder alt, bedienen zu lassen und vor ihm ohne die mindeste Scham jeglichen Teil ihres Körpers zu entblößen . . .“

Entsetzt macht sich Giovanni Boccaccio auf den Rückweg. Zufällig kommt er am

palastartigen Haus eines seiner früheren Freunde vorüber. Durch die vernagelten Fenster und verrammelten Tore dringen das muntere Zirpen der Saiteninstrumente, das Getriller von Flöten und der laute Gesang einer jungen Gesellschaft. Trunkene Zurufe gellen, Frauen lachen schrill dazwischen. Giovanni betätigt den erzenen Türklopfer, und ein halb betrunkener Edelmann öffnet ihm. Die Gesellschaft empfängt ihn mit lautem Hallo.
„Nun hat auch Monna Bianca ihren Kavalier", schreit einer der Jünglinge. „Jetzt sind wir genau zehn Herren und zehn Damen. Morgen ziehen wir auf mein Landgut zwischen Weinbergen und Wäldern. Fern von Pest und Tod soll alles vergessen sein. Genießen wir das schöne Leben, solange es währt!"
Sie teilen Boccaccio mit, daß sie aus Florenz ausziehen werden, und er sei herzlich eingeladen.

Anderntags bricht die fröhliche Gesellschaft auf. Die Straße führt in die schöne toskanische Landschaft. Aber die Gehöfte liegen verlassen. Hunde, Hühner und Schweine treiben sich in den ausgestorbenen Dörfern herum, das Vieh brüllt verloren auf den Weiden, und die Getreidefelder stehen ungeschnitten, das Obst fault an den Bäumen. Die Pest hat auch die offene Landschaft erreicht.
In der herrlichen, abgelegenen Villa verbringen Boccaccio und seine Freunde die Zeit angenehm mit Spielen, Pfändertausch, Gesang und Musik. Schließlich vereinbaren sie, jede der anwesenden Personen solle zu einem bestimmten Thema eine Geschichte erzählen. Später schreibt Boccaccio diese Novellen auf: sein Buch Decamerone (deca = zehn) entsteht.
In deutschen Städten spielen die Kinder „Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?" Holzschneider und Maler stellen den Totentanz dar, fromme Büßer ziehen, sich geißelnd und psalmierend, über die Straßen. Die Amuletten- und Arzneihändler machen große Geschäfte. Die bei den jüdischen Wechslern verschuldeten Stadtherren und Fürsten nützen die Torheit des aufgestörten Volkes und streuen das Gerücht aus: die Pest sei durch eine Brunnenvergiftung durch die Juden entstanden. Darauf fallen plündernde und mordende Pöbelscharen in die jüdischen Quartiere ein und erschlagen Tausende. Die Herren werden so ihre Schulden los. Die Kirche sucht zu lindern, wo es angeht. Aber Bischöfe und Päpste tun noch ein Übriges: sie schleudern Bannfluch und Exkommunikation gegen die bösen Verursacher der Pest: Kometen, Mäuse und Insekten. Da viele in ihrer Todesnot alle Güter der Kirche vermachen, erben Papst und hoher Klerus, Klöster und Kirchen unermeßliche Reichtümer.
Ein Leibarzt des Papstes Clemens VI. — Sieur Guy de Chauliac — stellt am Ende des Schreckensjahres 1348 eine Sterbestatistik über das Wüten des Schwarzen Todes im Abendland zusammen und kommt auf eine erschreckliche Zahl: von rund hundert Millionen Europäern sind an die 48 Millionen in diesem einzigen Jahre dahingerafft worden.
Ein schwerer Einschnitt in die Geschichte der Christenheit ist geschehen: Nicht nur die Kraft vieler Städte, sondern auch ihr frommer Geist scheinen gebrochen. Fortan bleibt der halbvollendete Bau mancher großartig begonnenen Kathedrale stehen, und als Erinnerungsmal der Pest ragen die halbfertigen Türme in spätere Tage.

1365 | Ein seltsamer Gerichtsfall

In einer kleinen fränkischen Stadt trug sich an einem schönen Herbsttag eine schreckliche Begebenheit zu, die weithin die Gemüter erregte und nachmals auch in viele Chroniken Eingang fand.
Der Anger lag vor dem Stadtgraben und dem Torwerk, wo die Handelsstraße von Nürnberg hereinkommt. Hier pflegten für gewöhnlich zwischen Buschwerk und Baumgruppen die fahrenden Leute zu lagern, die nicht innerhalb der Mauern nächtigen durften. Dann standen die Karren, Planwagen und die struppigen Pferde der Zigeuner, Gaukler, Seiltänzer, Feuerschlucker und Schwerttänzer wie eine kleine Siedlung beieinander. Die scheckig gekleideten schwarzhaarigen Frauen wuschen am Bach ihre Fetzen, und die Lagerfeuer der Landfahrer flackerten noch bis spät in die Nacht. Bauern und Pfahlbürger, deren kleine Güter mit Hof und Garten außerhalb des Mauerringes lagen, achteten dann scharf auf Hühner, Gänse, Ziegen und Schafe, weil viel Kleintier eine gewisse Neigung verspürte, in die Kochtöpfe der Fahrenden zu hüpfen. Auch machten der Stadtrichter oder wenigstens der Hauptmann der städtischen Büttel zusammen mit einigen Stockknechten öfter als sonst die Runde zum Anger.
Bei solchem Straßenvolk ohne Heimat und Wohnsitz gab es nur allzuoft Diebstahl, Rauferei und blutige Gewalttat.
An jenem Herbsttag war die Plane jedoch völlig verlassen. Weder Jahrmarkt noch Kirchweih waren in Sicht, und so kümmert sich keine Obrigkeit darum, was auf dem Anger geschah.
Eine Schar Kinder zwischen sechs und zwölf Jahren trieb sich in Busch und Wiese herum. Die Bürger, die gelegentlich über die Mauer oder zum Tor heraussahen, achteten ebenso wenig auf ihr Treiben, wie die Fuhrwerksbegleiter mit ihren Wagenzügen auf der Straße. Der Unterricht in den paar privaten Winkelschulen und der Lehrbetrieb in der städtischen Schreibschule waren um die Mittagszeit beendet. Der Nachmittag gehörte den Kindern. Alles schien in Ordnung.
Einem Buben war der Einfall gekommen, man könne Bauer und Metzger spielen. Gleich waren die Kinder in handelnde Landleute und in kaufende Metzger eingeteilt worden. Um die Sache echter zu machen, hatten die Älteren einige Kleine dazu bestimmt, Ochsen, Schafe und Kälber darzustellen. Zuerst entwickelte sich hinterm Buschwerk ein Viehmarkt, wie ihn die Kinder alle vierzehn Tage auf der Plane gesehen hatten. Es war ein großer Spaß. Dann jedoch fand Hans, der Sohn des Metzgers Randauer, daß die Geschichte weitergehen müsse. Er war fast jeden Tag Zeuge, wie der Vater und seine Gesellen ein Rindvieh abstachen oder einem Schaf die Kehle durchschnitten. Viele Kinder hatten als Zuschauer nicht nur den Tod von Tieren, sondern auch schon das Hängen von Räubern und Mördern auf dem nahen Galgenhügel, das öffentliche Auspeitschen, Prangerstehen, das Brennen mit feurigem Eisen und ähnliche Torturen an lebenden Menschen miterlebt. Jeder Gerichtsvollzug war ja ein öffentliches Schauspiel.
So klatschten die Kleinen fröhlich in die Hände, als der Randauer Hans sagte, nun müsse das gekaufte Kalb auch richtig abgeschlachtet und zerwirkt werden.

Das „Kalb“ war der sechsjährige Bub des Ratsherren Pogner, der Metzgerssohn aber zählte knapp zwölf, und er hatte von daheim ein scharfes Schlachtermesser mitgebracht, das er nun unterm Beifall der Schar dem kleinen Pognerbuben an die Kehle setzte.

Vor lauter Hingabe an das Spiel vergaß der Randauer-Sohn ganz die Wirklichkeit und steigerte sich in eine falsche Wirklichkeit hinein, in welcher der Pognerbub nur ein Kalb war. Er durchschnitt ihm die Kehle.

Als das helle Blut spritzte, kamen die Kinder wieder zu sich. Sie erstarrten einen entsetzten Augenblick lang und rannten dann schreiend und weinend dem Stadttor zu, um zu melden, was geschehen war.

Die kleine Stadt geriet in lärmende Erregung. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde von Haus zu Haus, Fenster wurden aufgerissen, Türen aufgestoßen. Ein Nachbar rief es dem anderen zu, die Frauen standen mit gerungenen Händen auf den Gassen und forderten, den Mordbuben sofort zu henken, zu rädern, zu verbrennen oder zu vierteilen.

Als die Stadtbüttel vom Haus des Metzgers Randauer kamen und den heulenden Zwölfjährigen mit gebundenen Händen in ihrer Mitte führten, hatten sie zu tun, ihn vor der Volkswut zu schützen. Sie warfen den Buben ins Stockhaus, wo für gewöhnlich Verbrecher, Tagediebe oder eingebrachte Räuber hinter Gittern im festen Kellerloch saßen.

Den Stadtplatz vor Rathaus, Kirche und den schönen Patrizierhäusern füllte eine lärmende, wogende Menge, die leidenschaftlich Blutgericht und raschen Vollzug verlangte.

Mit angelegten Ratsketten, flatternden Schaubenmänteln und hohen Hüten rannten Ratsherren und Honoratioren die Rathaustreppe hinauf. Die Büttel standen mit grimmiger Miene vor den Toren des Stadthauses und hielten die Handwerker, das gewöhnliche Volk und die Bürger zurück. Zunftmeister gingen herum, ihre Handwerksgenossen in die Zunfthäuser oder Herbergen zu laden. Denn der Vorfall bedurfte sicherlich der ausgiebigen Besprechung.

Vor Jahr und Tag hatte die Stadt durch Loskauf von allen Vorrechten und Abgabepflichten an den Landesfürsten ihre Freiheit errungen. Abermals mit teuerem Geld war es einer Abordnung des Rates gelungen, von Kaiser Ludwig dem Bayern einen Brief zu erlangen, der ihr die „Reichsunmittelbarkeit“ bestätigte. Zuerst war noch ein „Reichsvogt“ als Gerichtsherr und Oberherr im Namen des Kaisers eingesetzt worden, aber auch dem hatte die Stadt schließlich sein Amt abgekauft, so daß sie nun über die volle Freiheit, einschließlich der niederen und der hohen Gerichtsbarkeit, verfügte. Die „hohe“ oder „Hals- und Blutgerichtsbarkeit“ umfaßte alle Fälle, bei denen auf Strafen für Leib und Leben erkannt wurde. Demnach kam der heutige Fall in die Hände des Herrn Stadtrichters.

Magister Wimpferer, vom Rat als Richter angestellt, hatte zu Bologna kirchliches und römisches Recht studiert. Er war auch bewandert in den alten deutschen Rechtsbüchern und kannte das geschriebene Stadtrecht. Aber ein solcher Fall war ihm noch nicht untergekommen.

„Ehrenwerte Herren“, sagte Magister Wimpferer und rückte seine scharfe Brille auf der Nase zurecht. „Wir können den Buben weder hängen noch mit anderer

Leibesstrafe abtun. Im Augenblick fallen mir nur zwei Rechtsbücher ein, die dazu Stellung nehmen, beide verneinen die Strafmündigkeit eines Kindes. Da ist einmal das Stadtrecht von Rain Anno 1332, in dem geschrieben steht:
„Was auch zwei Kinder, die unter 12 Jahren sind, miteinander zu schaffen haben, mit Raufen, mit Schlagen oder ob sie gar blutrünstig werden, das sollen ihre Väter und Freunde nicht entgelten müssen, so wie auch die Kinder ohn Straf sein mögen!"
Und im Rechtsbuch des Ruprecht von Freising von 1360 heißt es:
„Bei Totschlag von Kindern sollen nur die Eltern zu kirchlicher Buße verpflichtet sein!"
„Ich verlange Sühne und Blutgericht!" schrie der völlig verstörte Ratsherr Pogner. „Der Metzgerbub ist alt genug, um zu wissen, was er tat."
„Ein Kind ist er, ein törichtes Kind", murmelte der Vater des Schuldigen, den man in Eile zur Ratssitzung herbeigeholt hatte.
„Wenn wir's genau nehmen, hohe Ratsversammlung", warf der reiche Kaufherr Emser ein, „so trägt unsere verrottete Stadtschule Schuld, die es nicht vermag, die Buben in christlicher Ordnung zu halten."
Und als einige Ratsherren zustimmend nickten, fuhr der Kaufherr fort: „Da hat der Rat eigens einen Rektor oder Magister — wie er sich schimpft — angestellt, damit er die städtische Jugend im Glauben, in Rechnen, Lesen und Schreiben unterrichte. Wir haben dem Schulmeister das alte Lagerhaus zur Verfügung gestellt und zahlen ihm pro Kind zwölf bis fünfzehn Kreuzer im Vierteljahr, dazu erhält er noch Holz-, Licht- und Neujahrsgeld. —"
„Seid gerecht, Herr Emser", mahnt der Bürgermeister. „Von diesem Einkommen muß unser Schulmeister seine Gesellen anwerben und entlohnen und deren Lohn ist kärglich genug."
„Davon rede ich ja", erwidert Herr Emser nicht ohne Heftigkeit. „Weil wir so geringen Aufwand mit der Schule treiben, melden sich als Schulgehilfen nur verdorbene Studenten, Schreiber, frühere Mönche oder abgesetzte Beamte. Wie Handwerksburschen laufen sie alle Lichtmeß davon und vermieten sich anderswo. Lehrer sollten sie sein, sind aber fahrendes Volk. Ihre ewige Wanderschaft wirkt sogar ansteckend auf die Schüler. Hat man nicht von Nürnberg vernommen, daß solche ‚Bacchanten' einige ihrer Schüler mitgenommen haben auf ihre Herumstrolcherei? Abc-Schützen nennt man dies verkommene Gefolge der Hilfslehrer. Wenn wir derartige Zustände dulden, sollten wir uns nicht wundern, wenn Mord und Totschlag aus der Schreibschule wachsen."
„Nicht jedermann hat das Geld wie Ihr, Herr Emser", wandte ein Zunftobermeister ein, der dem „äußeren Rat" angehörte. „Ihr schickt Euere Söhne freilich ins Kloster zur Lateinschule. Die meisten Bürgersleute jedoch müssen mit der städtischen Schreibschule oder gar mit den privaten Klippschulen vorliebnehmen. Aber nicht der Schulmeister und nicht die Schule, sondern der Metzgerbub hat den kleinen Pogner umgebracht. Und darum muß auch er allein bestraft werden."
Nach langem Hin und Her bildete der Rat ein Schöffengericht unter dem Vorsitz des rechtskundigen Magister Wimpferer, dem als bestallten Stadtrichter sowieso das Urteil zustand.

Herr Wimpferer setzte die Verhandlung für den folgenden Tag an; denn er wollte noch eine Nacht überdenken, was zu tun sei.
Zu der Verhandlung auf dem Marktplatz erschien fast die gesamte Bürgerschaft. Vor der Rathaustreppe war eine Tribüne für die Schöffen und den Richter aufgeschlagen. Büttel hielten das murrende, lärmende Volk mit quergelegten Spießen im Zaum. Zur Verstärkung der Wache waren sogar einige „Spießbürger" einberufen. Vor dem Richtertisch hatte man durch Holzschragen eine Schranke aufgerichtet, hinter der Zeugen, Verwandte von Opfer und Täter sowie die Zunftmeister saßen. Stadtbüttel brachten den verweinten, völlig verstörten Hans Randauer vor die Schranken, banden ihn los und überließen alles weitere dem Richter.
Der befragte den Buben, wie es zu der grausigen Tat gekommen sei, und nach einigem Schluchzen und Zögern berichtete der Knabe den Vorfall. Die kindlichen Zeugen, die nicht „ohne Munt" erschienen waren, bestätigten alles.
Da die Kinder noch nicht zeugnisfähig oder „mündig" waren, mußte für sie bei Gericht ein anderer „Munt" sprechen.
Allen Schöffen wurde klar, daß hier lediglich ein Spiel zu einem entsetzlichen Ausgang gekommen und daß sich der Metzgerbub nicht bewußt war, was er angerichtet hatte.
„Tritt näher, Hannes!" befahl der Magister. „Da siehst du zwei Dinge in meiner Hand. Eines davon darfst du nehmen."
In der Rechten hielt Herr Wimpferer ein Goldstück, in der Linken einen rotbäckigen Apfel. Ohne Zögern griff der Bub nach dem Apfel.
Der Magister erhob sich nach einem Blick des Einverständnisses mit den Schöffen. Sie hatten ja vorher den Fall abgesprochen. Auch die Beisitzer standen von den Bänken auf und bedeckten die Köpfe.
„Ich verkünde das Urteil!" rief der Magister. „Hannes Randauer, des Metzgers Sohn, ist freizusprechen und der väterlichen Zucht zu überantworten! Indem er bei der Wahl zwischen einem Goldstück und einem Apfel sofort nach Letzterem gegriffen, hat er bewiesen, daß er im Herzen ein ‚unmündig' Kind ist. Kinder bleiben jedoch von Leibes- und Lebensstrafe verschont. Das Gericht ist geschlossen!"
Zuerst war die Volksversammlung verblüfft. Dann gingen die Bürger langsam auseinander und redeten noch lange von dem salomonischen Spruch.

1415 | Die Erhöhung eines großen Herrn

Mitte April ist es am Bodensee schon so warm wie im Mai. Die schöne Bischofsstadt Konstanz putzt sich für ein festliches Ereignis: überall wird frisches, grünes Birkenreis an die Fenster gesteckt, Frauen binden Sträuße aus Osterglocken und weißen Narzissen.

An dem hohen Haus „Zum Hafen" sind Zimmerleute versammelt und fertigen eine starke Freitreppe an, die bis zu den spitzbogigen Fenstern im ersten Stockwerk führt. Dort oben, hoch über den Gewölben des Erdgeschosses, entsteht eine feste Holzbühne aus starken Bohlen. Andere Leute schleppen rote Teppiche an und schlagen damit die Bühne und Treppe aus. Über der Tribüne hängt bereits ein Baldachin aus Goldbrokat und mit goldenen Quasten.

Vor dem Hohen Haus sind tagaus, tagein Neugierige versammelt und gaffen. Denn immer wieder kommt ein mächtiger Herr vom Konziliumsgebäude, dem großen Dominikanerkloster auf der Insel angeritten, um nach dem Fortgang der Arbeit zu sehen. Das Gejohle der Gassenjungen kündigt stets das Nahen eines Fürsten, Bischofs oder prunkenden Bannerherren an.

Seit einem Jahr befinden sich täglich bis zu fünftausend Gäste in der Bodenseestadt. König, Kaiser, Papst und Fürstenschaft, weltliche und geistliche Herren aller Nationen sind zusammengekommen, um über Irrlehren und die Verbesserung der Kirchenzustände zu beraten. Seit das Konzil stattfindet, nehmen Feste, Trubel, Lärm und Schaustellungen in Konstanz kein Ende mehr. Von der Kreuzlinger Vorstadt auf dem linken bis zu den Vororten Seehausen und Paradies mit ihren Gärten und Gemüsefeldern auf dem rechten Rheinufer erstrecken sich Zeltstädte, Wagenburgen und Laubhütten. Auf der einen Seite blaut der weite See, auf der anderen steht als Kulisse die noch halb verschneite Alpenkette.

„Was soll nun das schon wieder bedeuten, Gevatter?" fragt der würdige Pfisterbäck und rückt höflich an seinem Schaubenhut, als er neben den zuschauenden Hufschmied Walther tritt. Der Schmied ist noch rußig im Gesicht und trägt Schurzfell und aufgekrempelte Ärmel, wie er eben von der gegenüberliegenden Wagnerei und Hufschmiede herausgerannt ist.

„Habt ihr nicht gehört, Gevatter Pfisterer", erwidert er, „man will einen großen Herrn noch größer machen! Der Zollerngraf aus Nürnberg soll mit der Mark Brandenburg belehnt und deutscher Kurfürst werden."

„Der Nürnberger ist ein reicher Herr", nickt der Bäcker wohlgefällig. „Im Güldenen Schwan' zu Kreuzlingen, wo er Quartier hat, dient meine Base in der Küche. Sie sagt, er streut Silberpfennige um sich."

Der riesige Schmied lacht dröhnend und streicht seinen Bart.

„Der Burggraf streut nicht nur mit Silberpfennigen und Heller, Gevatter. Der salbt die Hände auch mit goldenen Füchsen und steckt den kaiserlichen Räten schöne Kleinodien an die fetten Finger. Ganz zu schweigen von den klirrenden Säcken voll Gulden, die er dem Kaiser Sigismund gebracht hat. Drum nimmt es nicht wunder, daß er nun Kurfürst wird."

„Ihr meint tatsächlich, daß man ein Kurfürstentum kaufen kann?"
„Was anders, Gevatter? Alles ist käuflich im Reich: Lehen, Würde und Rang. Kürzlich haben wir im Zunfthaus einen Nürnberger Feinschmied gehabt, der uns den Hintergrund reichlich erhellt hat."
Einige andere Bürger und ihre Frauen, hinter denen mit Einkaufskörben Mägde gehen, sind hinzugetreten und lauschen begierig, was der Schmied zu berichten weiß. Der erzählt, Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg habe seinerzeit schon die umstrittene Königswahl des böhmischen Sigismund mit Geld unterstützt. Inzwischen aber habe der Hohenzoller mit dem Rat zu Nürnberg verhandelt und das Reichsschultheißenamt, die Rechte des Reichsforstmeisters in Mittelfranken und das begehrte Amt des „Butiglers" — die Zoll- und Steuerhoheit rings um die Stadt — gegen gute Bürgergulden verschachert. Seine Säckel seien prall gefüllt. Der Nürnberger Feinschmied habe sogar von Verhandlungen zu berichten gewußt, daß der Hohenzoller die Burg über der Reichsstadt, die längst mit ihrer kaiserlichen Besatzung den reichen Bürgern ein Dorn im Auge ist, verkaufen wolle und das Amt des Burgvogts dazu. 120 000 Gulden seien der Preis.
„Bei der heiligen Jungfrau!" staunt der Bäcker. „Um so viel Geld könnte sogar ich Kurfürst werden."
„Und das da oben", sagt der Hufschmied und deutet auf Treppe und Tribüne am Haus zum Hafen, „wird die Bühne, über die das Fastnachtsspiel gehen soll."
Einige lachen, andere rümpfen die Nase über die aufrührerischen Worte des groben Schmieds. Die Werkleute sind beinahe fertig und beginnen schon Birkenbäumchen aufzustecken, Mädchen winden die Kränze aus Tannengrün und Frühlingsblumen um die Pfosten.
Als am nächsten Morgen noch der letzte Hahnenschrei im Dunst hängt, der vom See aufsteigt, fahren die Bürgersleute, von Posaunenschall geweckt, aus den Federbetten. Als sie zu den Fenstern und Altanen herabschauen, sehen sie eine Anzahl Trompeter, gefolgt von Spießknechten des Burggrafen, durch die Gassen reiten. Jeder Reiter trägt ein weiß-rot gestreiftes Fähnlein. Gelegentlich halten sie die Pferde an und laden alles Volk für die neunte Stunde zum Oberen Markt.
Um diese Zeit stehen die Gevattern Pfisterbäck und Hufschmied mit zahllosen anderen Leuten eingekeilt in der Menge hinter den aufgerichteten Schranken. Mit dem Glockenschlag neun kommen zwei Ritter angetrabt. Der eine führt am Lanzenende ein Banner mit dem Wappen der Nürnberger Burggrafen, das geteilt ist und zur Hälfte einen Reichsadler, zur anderen rot-weiße Streifen zeigt. Der andere Ritter trägt als Banner den roten Adler von Brandenburg. So sind sie dreimal kreuz und quer durch die Stadt gesprengt.
Inzwischen haben sich viele Fürsten und mächtige Herren, festlich angetan mit Goldmänteln, gepufften Seidenwämsern, genestelten Röcken und aufgestickten Wappenbildern, vor dem Kreuzlinger Quartier des Hohenzollern versammelt, das aus Gründen der Vornehmheit ins Hohe Haus des Kaufmanns Tettikofer verlegt worden ist.
Die beiden Ritter mit den Bannern kündigen den Festumzug an.
So lang ist die Reiterkolonne, daß nur die Fürstenschaft mit ihren prächtig gezäumten Pferden auf dem eingeschrankten Raum am Oberen Markt Platz findet.

Die Ritter, Bürgerabordnungen, Äbte und Gefolgsleute müssen anhalten und stehen Roß hinter Roß von der Ringgasse bis zum St. Paulsbrunnen. Alle Dächer, Fenster, Läden und Altanen sind dicht mit feierlich gekleideten Menschen besetzt. Von der Tribüne hängen nun die Wappenbanner der wichtigsten deutschen Fürsten-, Herzogs- und Kurfürstentümer herab. Burggraf Friedrich, ein stattlicher Herr mit rotem Vollbart, trägt ein goldgesticktes Wams und gepluderte Hosen in Achmardi und Scharlot; seine roten Lederschuhe haben silberne Schnallen. Würdevoll steigt er vom Sattel, läßt sich von zweien seiner Ritter zur Treppe geleiten, über die er nun allein hinaufgeht.
In diesem Augenblick öffnet sich oben auf der Galerie ein Fensterladen, und Herzog Ludwig, ein in Heidelberg regierender Wittelsbacher, steigt heraus. Er trägt einen faltigen Rock wie ein Lektor, die härene Kapuze hängt ihm auf den Nacken. Er hat einen gewöhnlichen Filzhut auf und in der Rechten hält er ein bloßes Schwert. So stellt er sich mit dem Rücken zur Wand und dem Blick zum menschenübersäten Marktplatz neben den aufgerichteten Thronsessel. Unterdessen sind zwei Kardinäle im karmoisinroten Mantel, zwei Erzbischöfe in Purpur und Gold und der Kanzler des Kaisers mit Briefen in den Händen erschienen und stellen sich neben den Herzog. Der Herzog von Sachsen klettert aus einem Fensterladen. Er ist ebenso wie der Wittelsbacher gekleidet, nur trägt er ein goldenes Szepter. Ihm folgt Herzog Heinrich von Bayern mit dem Reichsapfel.
Die Herolde heben die Posaunen und gebieten Stille: König und Kaiser Sigismund tritt aus dem Fenster des Hohen Hauses auf die Tribüne und nimmt auf dem Thron Platz.
Der Herrscher trägt die Reichskrone und ein goldenes Gewand, ein goldbestickter Purpurmantel hängt ihm an einer Goldkette um den Hals.
Nun füllt sich die Bühne rasch mit Erzbischöfen, Grafen, Fürsten und einigen fremden Kardinälen, die am Konzil teilnehmen. Die Belehnungsfeier beginnt.
Zuerst muß der Hohenzoller feierlich die Urkunden und Briefe beschwören, die der Kanzler des Reichs ihm vorlegt, und er drückt ihnen sein Siegel auf. Dann erhält er die Zeichen der Herrschaft: das Schwert vom Heidelberger als Sinnbild der Hohen Gerichtsbarkeit über Leben und Tod; das goldene Szepter vom Sachsenherzog als Zeichen voller Regierungsgewalt; vom Bayern endlich den Reichsapfel, der anzeigt, daß ihm die Welt in die Hand gegeben ist.
Abermals ertönen die Posaunen.
Jetzt drängen sich die beiden Ritter hoch zu Roß durch die Volksmenge. Sie heben die Banner Brandenburgs und der Nürnberger Burggrafschaft hoch in den Wind. Vor der Freitreppe steigen sie ab und tragen die Wappenfahnen nach oben und überreichen sie kniend dem Kaiser.
Herr Friedrich VI. von Hohenzollern hat unterdessen die Insignien der Herrschaft, ebenso wie die Urkunden mit den an Bändern baumelnden Siegelkapseln zurückgegeben. Zuerst wendet er sich dem Volke zu, während mächtiger Jubel den Platz erfüllt; dann tritt er vor den Thron und beugt das Knie.
„Hiermit lege ich des Reiches Mark Brandenburg in deine Hände, Friedrich von Hohenzollern", spricht König Sigismund. „Nimm hin die Banner deines Lehens!"
Damit übergibt er dem Burggrafen zuerst das Wappenbanner mit dem roten

Löwen und dann das andere mit dem schwarzen Reichsadler auf weißem Grund, das die Übertragung der Kurwürde bedeutet. Weil aber auch die Burgvogtei und das Burggrafenamt des Reiches zu Nürnberg in der Hand des Zollern bleiben sollen, reicht Sigismund auch deren Wappenfahne dem Belehnten. Pfeifer und Trompeter, die städtischen Trommler und Dudelsackbläser, die sich inzwischen unter der Tribüne im Gewölbe versammelt haben, setzten auf ein Zeichen hin ein, so daß niemand mehr ein Wort versteht.
Herr Friedrich, nun Markgraf und Kurfürst von Brandenburg und als solcher der Erste seines Namens in der neuen Herrschaft, hat sich erhoben. Er übergibt zweien seiner Bannerträger, die schon den schwarz-weißen Bannerrock von Brandenburg tragen und das Nürnberger Wappen nur noch auf den Rücken und den Sattelschabracken ihrer Rosse führen, die Bannieri. Die Ritter sitzen auf, der neue Kurfürst wirft den Festmantel um. Einer seiner kurfürstlichen Brüder hat ihm die Kurfürstenkrone aufgedrückt. So steigt er die Freitreppe herab, wo ein Knappe sein prächtig gezäumtes Pferd und ein anderer die Steigbügel hält.
Jubel, Musik, Pferdegetrappel und aufgeregtes Wiehern füllen den Oberen Markt.
„Nichts wie fort in die Ringgasse, Gevatter!" schreit der Schmied. „Der Festzug dreht um. Am Paulusbrunnen hat man den besten Blick. Es sind schon große Leute, unsere Fürsten."
„Na, Gevatter", lacht der Pfisterer, „jetzt scheint euch das Fastnachtsspiel doch zu gefallen!"
„Was heißt hier Fastnachtsspiel?" entrüstet sich der Schmied. „Unsere erlauchten Herren sind's, die Obrigkeit, wie sie sein muß. Da gibt es nicht Spott oder Tadel. Drückt euch durch, Gevatter, damit wir was sehen!"

1442

Mit der Bauhütte über Strom und Land

Die Rheinschute treibt langsam den „Krummen Rhijn" herab. Schifferknechte staaken im seichter werdenden Gewässer, und der Steuermann drückt das Ruder nach backbord, um die Utrechter Lände zu gewinnen. Viele Handelsschiffe liegen mit Mast und Segel, hochgestelltem Ruder und tief eingetauchtem Rumpf in den Hafenbecken und an den Ufern. Türme und spitze Giebelhäuser der Stadt zeichnen sich deutlich vor dem dunstigen Westhimmel ab. Die drei „freien Maurer", die von Köln mit der Schute gekommen sind, haben ihre Bündel gepackt und nehmen sie nun auf.
Aus dem schmalen Schnappsack des ältesten schauen Wasserwaage, Richtscheit und Winkelmaß heraus. Es ist ein bärtiger, hünenhafter Mann im gepufften und geschlitzten Wams, der den samtenen Schaubenhut mit Bändern auf den rotblonden

Locken und einen Halbmantel um die Schultern trägt. Seine beiden Gefährten, offenbar Lehrbube und Geselle, sind wie gut gestellte Handwerksleute gekleidet.

„Mit Verlaub, Meister", sagt der Geselle in kölnischer Mundart, „nun sind wir zwar in Utrecht. Aber wird uns die Zunft auch aufnehmen und arbeiten lassen? Wenn ich denke, wie mächtig in Köln die Leinenweber, Tuchmacher, Gewandschneider, Färber und Walker in ihrer Weberzunft sind, sogar im äußeren Rat sitzen und wie sie eifersüchtig darüber wachen, daß kein Fremder, der nicht zünftig ist, dem Gewerbe nachgeht, dann wird mir angst und bang vor Utrecht."

Als der Meister nur nachsichtig lächelt und sich nicht in der Betrachtung der Stadt stören läßt, fährt er fort:

„Mag sein, die Weber sind eine wahrhaft königliche Genossenschaft. Es ist schwer, mit ihnen leben. Aber ist's bei den anderen Zünften, den Bäckern, Metzgern, Fischern, Schuh- und Hutmachern, Gärtnern und Schmieden etwa anders? Sogar die verschiedenen Gewerbe, die sich zu ‚Gaffeln' vereint haben und gleichbedeutend neben den Zünften stehen, achten streng auf ihre verbrieften und überlieferten Rechte. Wenn uns auch der Obermeister, Herr Nikolaus von Büren vom Kölner Dombauplatz, empfohlen hat, so bleibt es doch den Utrechter Zunftherren überlassen, ob sie uns Brot und Arbeit lassen. Seid Ihr so sicher, Meister?"

Der Baumeister Achatz Roritzer wendet sich seinen Begleitern zu.

„Ihr wißt", sagt er, „daß ich aus Regensburg stamme und dort den Gesellen- und Meisterbrief erworben habe. Dennoch habe ich in Straßburg und zuletzt auch bei Nikolaus von Büren in Köln gearbeitet. Und nun wollen wir die Bauhütte zu Utrecht aufsuchen und uns bei Meister Johann von Köln melden. Ihr beiden Hasenfüße habt immer noch nicht die rechte Vorstellung vom ‚freien Maurertum'".

Während sich das Schiff dem Landesteg nähert, belehrt er seine Begleiter.

„Die Brüderschaft der Maurer, Steinmetze und Zimmerleute, zu der mancherorts auch die Maler, Bildhauer und Glasschneider gehören, ist eine Zunft, die in Anspruch und Zielsetzung, in der Größe der bewahrten Geheimnisse und der Höhe ihrer sittlichen Forderungen über alle anderen Genossenschaften des Handwerks hinausragt. Wir stehen zwischen weltlichem Gewerke und geistlichem Orden; denn die ersten Meister unserer Kunst sind aus den Dombauschulen der Klöster und Kathedralen hervorgegangen. Unsere Gewerke sind vom städtischen Zunftzwang befreit, sie haben zumindest seit Kaiser Rudolfs Zeiten sogar eine eigene Gerichtsbarkeit. Ihre Regeln gelten über Landes- und Stadtgrenzen hinweg. Zu Köln am Rhein, zu Zürich und im fernen Wien stehen die Haupthütten; die große Bruderschaft von Straßburg kommt hinzu. Ähnliche Bauhütten bestehen in Reims, St. Denis oder Laon. Flandrische Bauleute wandern nach England hinüber. Selbst auf der Insel haben die Könige die einstige Polizeiaufsicht über die freien Maurer aufgehoben und deren eigenes Gericht anerkannt. Wohin du auch kommst, Meister, Gesell oder Lehrling: wenn du zu einer Hütte gehörst, bist du der Genosse von allen!"

„Das glaube ich gern, Meister Achatz", erwidert der Gehilfe erleichtert. „Aber werden sie uns in der Fremde nicht ausnützen, schlecht bezahlen und hintenansetzen?"

„Unsinn, mein guter Williger! Die Genossenschaft kennt keine Nation, sondern nur Brüder. Sie kümmert sich um den gemeinsamen Einkauf des Materials, um Preise und Löhne und das Gedinge. Sie schafft aus gemeinsamen Mitteln Werkzeuge, Vorrichtungen und Geräte an, die sich der einzelne Meister gar nicht leisten könnte: die Lastkähne zum Transport der Steine, die Kräne für das Bauholz oder die Sägewerke zum Schneiden der Balken. Das Vermögen der Zunft gehört allen zu gemeinsamer Nutzung, und was wir an Gewinnen abgeben, dient zur Unterstützung unsrer Witwen, Waisen und Invaliden. Gerät ein Meister unverschuldet in Not, hilft ihm die Kasse mit Vorschuß, Darlehen und Zubuße. So wie wir drei auf die Zunftlade eingeschworen sind — sei's zu Regensburg, Straßburg oder Köln — und damit nicht mehr uns selber gehören, so gehört uns wiederum die ganze Zunft — also auch hier zu Utrecht."

Auf der Suche nach der Bauhütte kommen die drei Deutschen auf dem Steinhauerplatz eben zu einer wohlbekannten Zeremonie zurecht. Ein Steinmetzgesell hat einen guten Stein verhauen: etwa beim Auskehlen einer Gewölberippe den Grat zerbrochen oder das Maß verpfuscht. Ein solcher verlorener Stein wird ein „Bernhardt" genannt.

Die lärmenden Gesellen laden diesen Brocken auf eine Bahre, bedecken ihn mit einem Tuch, und nun begleiten sämtliche Werkleute wie ein Trauergefolge diese Bahre. Auch Meister Achatz Roritzer und seine Begleiter folgen dem lamentierenden Zug zu einem abgelegenen Platz namens „Beinhaus". Dort wird der Stein abgeladen und der unglückliche Erzeuger des Ausschusses ordentlich „geprütscht" — nämlich mit Lederriemen und Ruten gestrichen, bis er heulend zur Bauhütte flüchtet.

Auf dem Weg über den Bauhof zur Hütte betrachten Roritzer und sein Geselle aufmerksam die Steinmetzzeichen auf den herumliegenden Hausteinen, ob sie keinen Bekannten entdecken. Diese eingeritzte Zeichen sind die Kennzeichen der einzelnen Arbeiter für die wöchentliche Abrechnung mit ihrem Meister.

Die Bauhütte steht im Schatten des Domes, an dessen Fassade und neuem Turm das Gewerke schafft. Sie besteht aus einer Anzahl von Bretterbuden, und in der festesten und ansehnlichsten arbeiten die Baumeister.

„Wartet hier", sagt der Meister und tritt in die Hütte.

Auf großen Reißtischen sind die Planrollen aufgespannt. Bauzeichner stehen mit Zirkel und Winkelmaß davor. Nicht nur der Gebrauch dieser Werkzeuge, der Wasserwaage, der Meßstäbe und der Tabellen fallen unter die eifersüchtig gehüteten Bauhüttengeheimnisse. Vor allem die Kunst der statischen Berechnung, des Ausgleichs der schiebenden, drückenden und lastenden Kräfte eines nur aus Pfeilern, Bogen und Rippen bestehenden Bauwerkes ist das hohe Geheimnis der Meister.

Über den Zeichentischen hängt eine Inschrift mit dem Leitspruch der Maurerzunft: Gott zum Lob und für redliche Aufrichtung und Beständigkeit des Handwerks.

Ein hoheitsvoller Mann im schwarzen Talar, das Barett auf den grauen Haaren, tritt aufmerksam prüfend dem Meister entgegen.

„Gott zum Gruße!" sagt der und streckt die Hand aus, die der Alte ergreift. Sie geben sich den „Handschenk", das geheime Erkennungszeichen der Meister. Dabei legt jeder dem andern die beiden Schwurfinger ausgestreckt auf den Puls. Daran erkennen sie sich als Eingeweihte. Sogleich geht ein frohes Lächeln über die Züge des alten Mannes.
„Willkommen in der Hütte zu Utrecht!" ruft er. „Unser Bruder Nikolaus von Büren in Köln hat dich angekündet und empfohlen. Ihr seid doch der erwartete Meister Achatz Roritzer?"
Alle übrigen Meister kommen heran und bekräftigen mit Handschlag und Umarmung die Bruderschaft. Der Alt-Meister Johann von Köln ist hier der „Meister vom Stuhl": er führt bei allen Beratungen den Vorsitz.

„Ich will euch auch gleich sagen, weshalb wir die Kölner Hütte um Verstärkung gebeten haben, lieber Bruder", fährt er fort. „Die Hütte von Utrecht wird mit dem Turmbau bald fertig sein. Nun ist uns aber aus dem fernen Spanien, und zwar von der Stadt Burgos ein ehrenvoller Auftrag zuteil geworden: die Fassade des Domes neu zu gestalten. Wir werden eine große Gewerkschaft nach Spanien senden. Dazu brauchen wir noch eine Anzahl tüchtiger Meister und Gesellen. Wie ich durchs Fenster sehe, habt ihr doch zwei Leute mitgebracht?"

Ernst Williger, Meister Achatz' Geselle, ist unterdessen vom Statutenmeister der Bauhütte in Empfang genommen worden. Der Lehrbube steht ehrfürchtig und mit gezogener Kappe daneben. Weil sie immerhin fremd und neu sind, ermahnt sie der Utrechter Meister, die alten Regeln einzuhalten. Er hat ihnen gesagt, daß in dieser wie in jeder anderen Bauhütte strenge Disziplin herrsche: kein Fluchen und Saufen, kein Herumtreiben am Abend und keinerlei Umgang mit liederlichen Frauenspersonen. Für Leute, die diese Regeln brechen, gibt es empfindliche Strafen. Der Statutenmeister hebt den Zeigefinger.
„Und merkt euch die Regula Nummer eins!
Wer nicht alle Jahr die heiligen Sakramente empfängt, nicht christliche Ordnung hält, das Seine verspielt, der kann nicht Mitglied sein. Hat er aber schon geschworen und wird ausgestoßen, so soll kein Meister mit ihm Verkehr haben, kein Geselle bei ihm Arbeit nehmen, bis er sich bessert und gestraft ist."

Das alles kennt Ernst Williger lange. Die Regula lautet in Köln nicht anders. Als ihn der Meister nun fragt, im wievielten Jahr er Geselle sei, antwortet er: er habe die übliche fünfjährige Lehrzeit hinter sich, die Gesellenprüfung abgelegt und stehe im dritten Jahr als Gehilfe. Dann fragt er bescheiden, wie es mit dem Lohn stehe.
„Der Maurergesell erhält von der Hütte dreiundzwanzig Pfennig Taglohn", erklärt der Meister. „Der Steinmetz jedoch vierundzwanzig, ein Zimmermann oder ein Schreiner zweiundzwanzig."
Und scherzend fügt er hinzu: „Da ihr gewiß nicht Mörtel rühren oder Steine tragen wollt, muß ich eigentlich nicht sagen, daß der Taglöhner sieben oder für ganz schwere Arbeit achteinhalb Pfennig kölnisch Silber bekommt. Euer Lehrbub hat in den ersten zwei Jahren Anspruch auf sechzehn und im dritten Jahr auf achtzehn Pfennig. Ich, als Meister, habe auch nur zwei Pfund Pfennige im Vierteljahr."

Rasch überschlägt Williger, daß dazu noch das wöchentliche „Badgeld" von zehn Pfennigen kommt und der Lohn damit recht anständig ist. Ein Laib Brot mit vierzehn Pfund kostet acht Pfennige, ein Pfund Schweinefleisch zwei und die Maß Bier einen Pfennig. Zufrieden nickt er. Man war also doch geborgen und versorgt, wenn man einmal zur Zunft der freien Maurer gehörte.

Bald darauf bricht die Wagenkolonne der Bauhütte für Burgos nach Süden auf. Die drei Deutschen reisen zusammen mit etwa hundert Werkleuten unter der Führung des Stuhlherren Johann von Köln. Alle sind wegen der Räuber und einiger erpresserischer Landesherren bewaffnet. Die Meister reiten, Gesellen und Lehrbuben sitzen auf den noch mit Werkzeug, zerlegten Kranen, Aufzügen, Eisenkram und Lebensmitteln hoch beladenen Planwagen.
In der Mitte des Zuges gehen die Maulesel und Packpferde. Die Männer — ob Maurer, Steinmetzen oder Zimmerer — tragen kurze Leibröcke, einen Kragen oder die „Gugel" genannte Kapuze, ledernes Schuhwerk zum Schnüren, Filz- oder Strohhüte.
Johann von Köln hat auf der vorgesehenen Reiseroute voraus berittene Boten gesandt. Denn nach altem Recht — noch aus den Tagen, da Bauleute ausschließlich Benediktiner- oder Zisterziensermönche waren — sind alle Klöster und Stifte am Weg zum Unterhalt und zur Beherbergung der Bauhütte verpflichtet. Schließlich reisen die Leute ja auch, um zu Gottes Ehre zu bauen.

1447 | Hexen müssen verbrannt werden!

Über den alten Münchner Burghof eilt Dr. Johann Hartlieb, Rat und Leibarzt des oberbayrischen Herzogs Albrecht III., zum Treppenturm. Der Wachtposten im blau-weißen Wappenrock vor der Pforte nickt ihm grüßend zu und öffnet selber die eisenbeschlagene Tür zum herzoglichen Wohngebäude.

Mit wehendem schwarzen Talar, den gefältelten Samthut auf dem schon ergrauenden Haar läuft der Magister die Wendelstiege hinauf. Seine Herzogliche Gnaden haben dringliche Botschaft geschickt. Heftig atmend erreicht der Arzt das Stockwerk, verschnauft ein wenig und klopft dann an die Studierstubentür des Herzogs.
Herr Albrecht ruft, er solle eintreten. Unruhig schreitet der Fürst auf den groben Dielen im Erkerzimmer auf und ab, streicht sich den Bart, kratzt den Kopf mit den wallenden Locken und brummt wie in Gedanken vor sich hin. Schließlich geht er an das schmale Fenster im Alkoven, stößt den Flügel mit den runden, bleigefaßten Butzenscheiben auf und läßt die Morgenluft herein.
„Ich bin in Sorge, Hartlieb", sagt der Herzog. „Der Teufel geht im Land um, von überall laufen Berichte über gefährliche Ketzer und Zauberer ein. Es muß was ge-

schehen! Man hat mir ein paar Prozeßakten auf den Tisch gelegt, wie sie Zauberer und vor allem Hexen eingefangen, vernommen und abgeurteilt haben. Manche Leute protestieren, andere bitten um Gnade, wieder andere sagen, daß alles nur Irrwahn sei und jedes Geständnis auf der Folter erpreßt. Was soll ich tun? Ich will endlich genau wissen, was es mit der Hexerei auf sich hat, und dazu soll Er, Hartlieb mir helfen."

Der Magister atmet erleichtert auf. Schon hat er gefürchtet, daß Seine Herzogliche Gnaden erkrankt seien. Doch auch für eine wissenschaftliche Erklärung der Hexerei fühlt sich Dr. Johann Hartlieb zuständig. Er rückt die Brille zurecht und hebt den Finger, als unterrichte er einen Famulus.

„Wie Herzogliche Gnaden wissen", sagt er, „studiere ich das Hexenwesen sehr lange und gründlich, war deswegen sogar in Rom und habe dort einem Prozeß gegen eine Frau beigewohnt, die angeklagt war, sich nachts in eine Katze zu verwandeln und in solcher Gestalt Kinder umzubringen. Das erschreckliche Weib wurde verbrannt."

„Ich weiß, ich weiß!" wirft Herr Albrecht ungeduldig ein. „Aber nun rede Er und sage mir: Was ist Wahres an Hexerei und Zauberspuk, die mein Land in Unruhe setzen?"

„Euer Gnaden, es ist leider nicht zu leugnen, daß Unglaube, Ketzerei und Teufelswesen um sich greifen. Der Satan tut einen bösen Anschlag auf die Christenwelt und verführt insbesonders Jungfrauen, arge Weiber und alte Vetteln. Solches Teufelsvolk verschreibt sich dem Geschwänzten, fährt kraft seiner Gunst auf Besenstielen durch die Schornsteine auf und reitet in Sturmnächten durch die Lüfte zum Hexensabbath, der, wie einige sagen, auf dem Untersberg, oder wie andere behaupten, auf dem Blocksberg im Harzgebirge vor allem in der Walpurgisnacht stattfindet. Derartige Teufelsdienerinnen vermögen durch des Satans Macht viel im Land. Man hat Fälle gehört, wo sie Donnerwetter, Hagel und Blitz erzeugten, dann nennt man sie Wetterhexen. Andere verzaubern das Vieh, so daß die Kühe blutige Milch oder gar keine mehr geben; sie wünschen den christlichen Nachbarn Krankheit, Fallsucht oder Knochenbruch an. Man erkennt sie oft an den roten Haaren, den grünen Augen und weil sie besonders schön anzusehen oder überaus häßlich sind, Warzen am Kinn, auf der Nase oder ein flammendes Muttermal tragen. Auch sind etliche überführt worden, weil sie fluchten, lästerliche Sprüche sagten oder am Ende gar gegen die Kirche und die Geistlichen redeten."

„Schön und gut, Hartlieb", unterbricht ihn der Herzog, „das alles ist uns bekannt. Aber nun sage Er ehrlich: Sind es nicht oft der Aberglaube des Landvolks, der Neid giftiger Weiber, der nachbarliche Haß, die Wut abgeblitzter Liebhaber oder das dumme Gerede der Leute, die solche Anklage erheben?"

„Mit Verlaub, Herzogliche Gnaden", entrüstet sich der gelehrte Magister, „es liegen genug Geständnisse der Delinquenten vor."

„Ich traue solchen Geständnissen nicht, Hartlieb. Man weiß ja, wie sie zustandekommen: im Kerker unter Schlägen, bei Wasser- und Feuerprobe, auf der Streckbank und unter der Daumenschraube. Mit der Folter kann man manches dumme Weib dahin bringen, daß es vor lauter Wehdam zugibt, des Teufels Base oder Buhlerin zu sein."

Der Magister will mit einem wissenschaftlichen Einwand aufwarten, doch der Herzog schneidet ihm die Rede mit einer Handbewegung ab und fährt fort: „Und darum will ich, daß Er, Hartlieb, zu meinem Vetter, Kurfürst Friedrich, in die Pfalz reise. Im Kerker zu Heidelberg soll eine Oberhexe einsitzen. Man hat dort eine Anzahl Weiber als Ketzerinnen und Zauberinnen überführt und verbrannt. Doch vor ihrem Tod haben diese Frauen den Namen ihrer Lehrmeisterin, der Oberhexe, genannt. Zu ihr soll Er fahren, sie gründlich einvernehmen und mir dann berichten."

Nichts täte der gelehrte Dr. Hartlieb mit größerem Vergnügen. Denn das Studium der Hexerei ist sein Gebiet. Seit Jahr und Tag arbeitet er an einem Buch das den Titel führen wird: Buch aller verbotenen Kunst, des Unglaubens und der Zauberei. (Es erschien 1455.)

*

In den nahe bei Heidelberg gelegenen Dörfern Handschuhsheim und Thalheim waren seltsame Dinge vorgefallen. Einige Weiber hatten üble Zauberei verübt. Ein dreijähriges Kind war an den Röteln gestorben, nachdem eine Magd es gestreichelt hatte. Dieselbe Person hatte nach einem Streit mit der Bäuerin wegen eines Pferdes arg geflucht und geschrien: „Wenn nur der verdammte Heiter verrecken tät!" Drei Tage später war der Gaul durchgegangen, in einen Steinbruch gestürzt und hatte sich den Hals gebrochen. In Thalheim gab es eine alte Frau, die durch die Mildtätigkeit des Dorfes ernährt wurde. Sie war ertappt worden, wie sie mitten in der Weizenernte „Wetterkränze" aus verruchten Mistelzweigen band und dazu allerhand Ungereimtes murmelte. Ein Hagelwetter war heraufgezogen und hatte das Getreide in den Boden getrommelt. Andere Dorfbewohner versicherten, daß sie des Nachts vom „Drud" gedrückt würden und schreckliche Träume erduldeten. Im Armenhäusel der Alten war ein Reisigbesen mit Blutspuren gefunden worden: ein ziemlich sicherer Beweis für nächtliche Ausritte.

Der Prozeß — vom geistlichen Gericht der Dominikanermönche durchgeführt und von der weltlichen Blutsgerichtsbarkeit vollzogen — hatte nach einigen Foltern ergeben, daß all diese Weiber schuldig waren. Der Sicherheit halber hatte man auch ein gelehrtes Gutachten der Universität Heidelberg eingeholt. Die hohen Professoren waren sich einig, daß es sich um Fälle schlimmer Ketzerei und Hexerei handle, worauf die Frauen zum Tod auf dem Scheiterhaufen verurteilt wurden. Viel Volk lief zusammen. Die frommen Christen schleppten Reisig, Holzscheiter und Stroh heran, um damit Ablaß für ihre Sünden zu gewinnen. Es war ein großer Festtag gewesen, als die Hexen brannten.

Doch vorher hatten die Weiber noch eingestanden, von wem sie Teufelsdienst und Zauberwesen erlernt hätten. Diese Frau, ein sehr altes Weibsbild aus Thalheim, lag nun im Kerker von Heidelberg. Da sie den Beweis im Gesicht trug: zwei schwarze Warzen nämlich, einen faulen Zahn, der ihr über die Unterlippe hing, und grünliche Augen, war ihr Schicksal von Anbeginn an besiegelt.

*

Dr. Johann Hartlieb zeigt seine Briefe vom Bayernherzog und eine entsprechende Erlaubnis vom Pfalzgrafen vor, die er bereits erwirkt hat, und bittet, die Verurteilte einvernehmen zu dürfen.

„Und warum wollt ihr das?" forscht der Pater „Inquisitor". Er betrachtet den Münchner Doktor argwöhnisch; denn er liebt die Männer der Wissenschaft nicht.
„Der Wissenschaft wegen", antwortet Dr. Hartlieb recht ungeschickt.
Die Stirn des Dominikaners umwölkt sich noch mehr. Er kennt diese angeblich gelehrten Magistri und bezweifelt, ob ihr Kirchenglaube so fest ist, wie man es wünschen sollte.
„Bevor ihr zu der Hexe geht", sagt er, „will ich euch nur schnell berichten, was dem Benediktinerpater Edelin, dem Prior des Klosters Saint-Germain-en-Laye, geschehen ist. Der verworfene Mönch hat gepredigt, daß er Zauberflug, Besenritt und Ketzersabbath für Einbildungen halte und daß alle Hexerei eine natürliche Erklärung habe. Man hat ihn zu lebenslangem Kerker verurteilt. Seid also vorsichtig mit eueren Äußerungen und Schlußfolgerungen, Magister Hartlieb! Wir haben Ketzer genug im Land und möchten nicht auch euch unter ihnen sehen."
Dann endlich gestattet der Vorsitzer des „Geistlichen Gerichts" den Besuch im Gefängnis.
Der Beschließer, ein alter Büttel mit Schnauzbart, führt den bayrischen Gast einen langen dumpfen Gewölbegang hinab. Licht fällt aus Schächten durch die klafterdicken roten Sandsteinmauern. Über gewundene Treppen geht es noch tiefer in den felsigen Grund. Hier lodern in Eisenringen rötlich qualmende Fackeln. Dämmerung liegt in den Kerkergängen.
„Was ist das?" forscht Dr. Hartlieb schaudernd. „Das klingt wie bei den Verdammten der Hölle."
Langgezogenes Heulen, unterbrochen von anschwellenden Aufschreien, hallt durch die Gänge.
„Nichts Besonderes", grinst der Wärter. „Die Folterknechte haben nur ein paar Verdächtige auf die Streckbank geschnallt, und ein Weib aus Thalheim bekommt die Wippe! Da singen sie ein wenig, bevor sie plaudern."
Seitlich in den Felsen öffnen sich kleine, mit doppelten Eisengittern versperrte Bogenfenster. Kettengeklirr dringt aus einigen Gewölben. Der Magister drückt sein Gesicht an die Stäbe. Nachdem sich seine Augen an die Finsternis gewöhnt haben, erkennt er dunkle, halbnackte Gestalten, die mit Ketten und Handschellen an die Felsen geschlossen sind. Andere kauern auf dem feuchten Boden, die Beine mit Sperrstangen gefesselt.
„Ein paar Diebe und Aufsässige", meint der Büttel verächtlich. „Wenn das Hochgericht einmal Zeit findet, kommen auch sie zur Vernehmung."
In den zahlreichen Kammern und größeren Kellern liegen Verhaftete auf schmutzigen Strohschütten. Tönerne Wasserkrüge, irdene Schüsseln und hölzerne Näpfe stehen herum. Vom Folterkeller dringt unablässig das Geschrei der Folterknechte und das schrille Wehklagen der „Inquirierten" herauf.
Der Büttel bleibt vor einem finsteren Gelaß stehen, nimmt den großen Schlüsselbund und öffnet das Eisengatter. Zugleich entzündet er eine Fackel und hält sie hoch.
Eine alte häßliche Frau liegt, an allen vier Gliedern angekettet, auf der hölzernen Pritsche. Vergeblich sucht sie sich beim Eintritt der Besucher zu erheben. Auf Dr. Hartliebs Geheiß schließt sie der Wärter los, und die Alte reibt sich zunächst die

von den eisernen Manschetten blutigen Gelenke. Im Fackellicht beginnt er seine Vernehmung und notiert eifrig, was ihm die alte Hexe mitteilt.

Das Weib hat offenbar begriffen, daß sie verloren ist. Gesteht sie alles ein, so wird man sie eine Zeitlang in Ruhe lassen und am Ende auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Das ist unausweichlich. Wollte sie aber hartnäckig leugnen und sich wehren, so ständen ihr Tag für Tag Folter, Ausrenken der Glieder, Wasserprobe, Zwicken mit glühenden Zangen und versalzene Kost bevor. Als nicht geständige Sünderin würde man sie vor dem Verbrennen vielleicht noch aufs Rad flechten, ihr die Zunge ausreißen oder sie anderswie quälen. So hat sie das geringere Übel gewählt und gesteht alles, was das geistliche Gericht von ihr hören will.

So erfährt auch der gelehrte Forscher Dr. Hartlieb die erstaunlichsten Dinge.

Die alte Vettel gibt offen zu, daß sie eine Oberhexe sei.

„Wie man eine Hexe wird, wollt ihr wissen, Herr? Nun, da müßt ihr zunächst damit anfangen, daß ihr Gott verleugnet, den Kirchgang meidet und so oft und stark fluchen, wie es nur möglich ist. Habt ihr auch den Satan fleißig angerufen und ihm versprochen, daß ihr nur ihn anbeten wollt, dann wird er euch bald einige seiner Unterteufel senden. Ich selbst habe drei oder vier von ihnen gleichzeitig geheiratet, worauf sie mich lehrten, auf dem Besen zu reiten und Zauberwerk zu tun."

„Das ist ja entsetzlich!" ruft der Herzogliche Rat und Magister. „Nun will ich noch wissen, wie man Hagelwetter, Blitz und Donner macht? Willst du mir das verraten?"

Er spürt einen Luftzug hinter sich. Wie einen Schatten sieht er den Pater Oberinquisitor im Gang stehen. Der Dominikaner hört sich an, was hier gesprochen wird.

Das erschwert den Lehrgang in Hexerei ziemlich; denn nur allzuleicht läuft auch der „wissenschaftliche Forscher" Gefahr, selber des Teufelsspuks und der Ketzerei angeklagt zu werden. Sein Interesse an der Alten ist erloschen, rasch beschließt er Vernehmung und Hexenlehre.

„Ich habe genug gesehen und gehört", meint er. „Bring mich hinauf ans Tageslicht, Wärter!"

Seinem Münchner Herzog gibt er einen ausführlichen Bericht und erklärt, er habe die Oberhexe persönlich gesprochen, die ganz freiwillig und ohne jegliche Tortur gestanden habe, was fromme und gut unterrichtete Leute längst wüßten: daß es Teufelsfreundschaft und Zauber nur allzu wirklich gibt.

Diese Gedanken legt Dr. Johannes Hartlieb auch alsbald in seinem Buch nieder, an dem sich viele Richter, Stadträte und fürstliche Gerichtsherren gewissenhaft orientieren.

Und für die meisten Leute steht fest: Hexen müssen verbrannt werden.

1475 | Ein später Ritter

Es war langweilig, sterbenslangweilig.
Herzog Christoph von Bayern, der „Springer" oder auch der „Starke" genannt, lag mit weit von sich gestreckten Beinen im fellbedeckten Scherenstuhl. Er saß nun zwar als sogenannter Mitregent in der Münchner Hofburg, aber er und sein älterer Bruder Sigismund hatten bei der Landesregierung nichts zu melden. Alles tat der älteste der herzoglichen Brüder, Herr Albrecht IV., der Weise, allein. Statt die lustige Fehde gegen die Landshuter Vettern weiterzuführen, hielt Albrecht Friede. Und in Ingolstadt hatte er sogar eine Universität gegründet.

Herzog Christoph der Starke war ein langer, kraftvoller Mann, ein Ritter vom Scheitel bis zur Sohle, und er konnte recht zornig werden, wenn ihm irgendwer sagte, die Tage edler Ritterschaft seien gezählt, seit die Bürger mit Kanonen schossen und sich die Fürsten lanzenbewehrte Soldknechte hielten. Er jedenfalls führte einen höchst ritterlichen Lebenswandel mit Hetzjagden, Turnieren, Falkenjagd, fröhlichem Reihentanz wennmöglich, ja er genoß sogar gelegentlich einen Ritterroman aus vergangener Zeit. Sein Freund Jakob Pütrich, ein Münchener Patriziersohn, hatte 164 Ritterbücher zusammengetragen, aus denen er seinem Herzog gelegentlich vorlas.

Aber die Zeiten von Parzival, Tristan oder Iwein waren wirklich vorbei. Als Herr Christoph vor einiger Zeit den Abensberger Ritter wegen eines persönlichen Streits bei Kranzberg in der Nähe Freisings auf offener Landstraße gestellt, im Zweikampf erschlagen und sich seiner Güter bemächtigt hatte, war ihm dieses ritterliche Gebaren nicht nur vom Land, sondern auch von Bruder Albrecht sehr übelgenommen worden.
Jetzt saß er gewissermaßen im Hausarrest und langweilte sich schrecklich. Jakob Pütrich und Hans der Hesseloher, Landrichter zu Weilheim und Pähl, waren bei ihm. Der Hesseloher zählte zu den Münchner „Meistersingern". Er führte die alte Ritterkunst des Liederdichtens und Lautenspielens fort. Heute unterhielt er seinen Herzog mit gesungenen Versen, die er über Zeitereignisse geschmiedet hatte: über den Deggendorfer Judenmord, den Landshuter Erbfolgekrieg, über Herzog Christophs Meerfahrt und andere Taten seines unruhigen, aber ritterlichen Herrn.

Die Spuren von Herzog Christophs Kraftstücken waren noch unten im Burghof zu sehen. Dort lag der riesige Felsstein, den allein der Herzog zu stemmen vermochte, dort war in die Mauer eingeritzt, wie hoch der starke Christoph springen konnte.
Nachdem der Hesseloher das Lied von der schönen Agnes Bernauer und ihrem Tod zu Straubing beendet hatte, sang er vom getreuen Ritter Pienzenauer — auch eine Geschichte, die sich erst kürzlich zugetragen hatte.

„Hab Urlaub, liebe Welte!
Gott gesegne dich, Laub und Gras
Und hilft mir heut kein Gelde
Und wird mir nimmer bass . . ."

Da klopfte es an die Tür, ein herzoglicher Knappe trat ein und hielt ein gerolltes Pergament in die Höhe, an dessen rotem Band ein schweres Siegel baumelte.
„Botschaft aus Landshut, Herr Herzog!"
Christoph sprang neugierig auf, riß das Band ab und entrollte den Brief. Seine beiden Freunde sahen ihn gespannt an.
„Das kommt mir zurecht!" jubelte Herr Christoph. „Hochzeit gibt's, schönes Lanzenbrechen, ritterliches Turnier! Wir sind nach Landshut zu unserem Vetter Georg dem Reichen eingeladen."

Der Landshuter Bayernherzog auf seiner Burg Trausnitz war so reich wie keiner im Land. Sogar dem Kaiser hatte er Geld geliehen. Als nun sein einziger Sohn die Hochzeit mit einer polnischen Königstochter feiern wollte, erklärte er: „Das soll ein Fest werden, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. Ich will's mir was kosten lassen."
Tagelang saßen die Schreiber in den Amtsstuben der Trausnitz, schnitten Streifen von großen Pergamentrollen und malten in ihrer schönsten Kanzleischrift Einladungen an Fürsten, Rittersleute, Ratsherren und sogar an Kaiser Friedrich — den man „des Deutschen Reiches Schlafmütze" nannte — samt ihren Frauen, Kindern und dem Hofstaat zu kommen.
Herzog Christoph der Starke durchritt, flankiert von seinen liebsten Freunden, dem Patrizier Pütrich und dem Hesseloher, das fahnengeschmückte Isartor. Wohl zwei Dutzend ritterlich gekleidete Herren mit Packpferden, Knappen und Rüstwagen folgten ihm. Da der starke Herzog seiner abenteuerlichen Taten wegen beim Bürger- und Bauernvolk sehr beliebt war, kam sogleich ein großer Haufen angelaufen, schrie sich die Kehlen heiser vor Begeisterung und säumte winkend die Straßen. Gassenbuben ergriffen die reich verzierten Zügel der Rosse und führten sie über das Kopfsteinpflaster in die weiträumige Zeile der Landshuter Hauptstraße.
Herzog Christoph grüßte nach allen Seiten, und auch seine Ritter winkten freundlich den herausgeputzten Bürgerfräulein zu, die von den Fenstern, Balkonen und Erkern der hochgiebeligen Patrizierhäuser rechts und links herabschauten. Blumen wurden den Herren zugeworfen, bunte Bänder geschwenkt.
Von den Fenstern hingen rote Teppiche herab, die hölzernen Säulen der Lauben waren mit Girlanden umwunden, und vor den Fürsten- und Ritterquartieren flatterten die Wappenbanner, während Knappen in den Farben ihrer Herren Wache standen. Hoch erhob sich der Ziegelbau von St. Martin mit dem hohen Spitzturm, und gleich gegenüber lag wuchtig das Rathaus mit seinen Treppengiebeln.
Bauern der Umgebung mußten schon tagelang feinen Sand hergeschafft haben, denn der ganze Marktplatz war fußhoch damit bedeckt. Zimmerleute hatten Schranken und Tribünen aufgerichtet, und so war mitten in der Stadt ein Turnierplatz entstanden. Im Rathaus — das sahen die bayrischen Herren sofort — hatte der Wappenherold Quartier aufgeschlagen; denn zahllose kleine Bannieri mit den Wappen aller turnierfähigen Ritter waren ausgehängt. Das war ein gefundenes Fressen für Jakob Pütrich. Er hatte vor ein paar Jahren einen „Ehrenbrief" über den gesamten bayrischen Turnieradel zusammengestellt. Ein solches Wappenbuch enthielt die Namen aller ritterlichen und adeligen Familien, die nach genauer

Überprüfung ihrer Herkunft und ihrer Ehrenhaftigkeit für wert befunden waren, bei einem Turnier mitzutun. Wer nun in der Stadt ankam und die Absicht hatte, im ritterlichen Wettkampf aufzutreten, mußte zuvor sein Wappen und seine Person beim Wappenherold prüfen lassen und erhielt erst dann die Zulassung, wenn das Wappen alt und echt und er selber ohne Tadel, Fehl und Makel war.

Der Herzog und seine Leute werden in einem schönen, stattlichen Patrizierhaus am Marktplatz einquartiert, das nach hinten mit Stallungen, Remisen und Scheuern einen viereckigen Innenhof umschloß. Die ehrerbietigen Hausleute erzählen sofort von den gewaltigen Vorbereitungen für das Fest.

„Die herzoglichen Küchen oben auf der Trausnitz", sagen sie, „und im herzoglichen Stadthaus: die solltet ihr sehen, hohe Herren! An den riesigen Herden stehen 146 Klosterköche mit weißen Schürzen vor den Kutten. Das Landvolk hat tagelang nur Wildbret, Lämmer, Gänse, Hühner, Enten, Rinder und Fischzuber in die Stadt gefahren. Das gibt ein Schmausen wie nie zuvor."

Von den Fenstern seiner Unterkunft aus sieht Herzog Christoph auch zahlreiche polnische Herren in weiten Pluderhosen, mit pelzverbrämten Jacken, goldgestickten hohen Mützen, auf denen weiße Falkenfedern oder gar Reiherbüsche wippen. Jakob Pütrich, der schon auf dem Markt gewesen ist und sich auf der Landshuter Burg angemeldet hat, bringt eine aufregende Kunde.

„Da gibt es einen Herrn Rimatovsky, Herzog von Lublin", berichtet er. „Der Mann gilt als Muster ritterlicher Tugend. Er ist ein wahrer Turm an Kraft und Stärke. Kein Ritter hat ihm bisher beim Turnier widerstanden. Er brüstet sich in der Stadt und bei Hof seiner Tüchtigkeit und bietet Wetten an, daß ihn auch diesmal keiner schlagen wird."

„Ich denke, Herr Christoph", ruft der Hesseloher, „der Bursche ist ein Fressen für euch! Den starken Polen soll der stärkste Bayer wohl aus dem Sattel werfen."

„Das walte Gott!" erwidert Herzog Christoph tief überzeugt. „Wie mich das freut! Unser Leben hat wieder Sinn und Kurzweil."

In den Tagen vor dem Turnier übt der starke Christoph noch mehrmals im Innenhof des Quartierhauses seine Künste. Er springt zum Erstaunen der Landshuter zwölf Fuß hoch und wirft einen drei Zentner schweren Stein einen Klafter weit. Seine Knappen müssen das schwere Turnierroß, ein belgisches Kaltblut, täglich ausreiten, und die Bürger schütten ihm Hafer und Gerste auf.

Endlich kommt der große Tag. Trompeten schallen durch die Stadt. Durch das Torgewölbe des Quartierhauses dringt der Lärm der Menschenmassen wie Meeresbrandung, und vom Martinsturm herab vernimmt man vom Morgen an das Musizieren der Spielleute. Jetzt gehen die Mannen des Herzogs daran, ihn ritterlich zu rüsten.

Die Knappen und Roßknechte striegeln und putzen das Roß im Stall, zäumen es mit rotem Lederzeug, an dem silberne Glöckchen bimmeln, flechten ihm bunte Bänder in Mähne und Schweif. Dann legen sie die Schabrake mit dem weißblauen Rautenmuster auf, werfen dem Pferd das schwere Sattelleder und den Bocksattel auf den Rücken. Der Sattel ist mit schwerem Horn vorn und hinten wie ein Sessel gebildet. Steigbügel und Sattelgurt werden auf ihren festen Sitz überprüft. Während Jungherren die dreieinhalb Meter langen, mit stumpfen Gabeln

versehenen Turnierlanzen bereitstellen und deren blechernen Handschutz überprüfen, polieren andere noch immer an der prunkvollen Turnierrüstung des Herzogs. Die ist beste Augsburger Arbeit, von „Plattnern", „Schiltnern" und „Schwertfegern" aus Stahlplatten zusammengesetzt, mit kunstreichen Scharnieren versehen und mit Messing vernietet. Die blanken Panzerplatten sind mit Säure geätzt, damit man kunstvolle Ornamente und Bilder einbrennen konnte. Brustharnisch und Visierhelm zeigen sogar Intarsienarbeit: Bildnisse aus feinen eingehämmerten Silber- und Golddrähten.

„Wo bleibt die Rüstung?" ruft der Hesseloher. „Sputet euch etwas, Knappen!"

Denn schon stelzt der Herzog die Treppe zum Innenhof herab.

Oben in den Wohnräumen haben ihn die Freunde vorbereitet. Die Knie sind ihm mit Filz umwickelt, Hüften und Bauch mit Binden gepolstert. Darauf erst kamen die Kniehose aus Gamsleder und das Wams aus Büffelleder. Auch der Hals ist mit elastischen Binden gesichert.

„Macht schon!" schreit der Herzog, der wie ein Ungetüm wirkt.

Man schleppt das klirrende Stahlzeug heran. Es wiegt an die zwei Zentner, und auch der Herzog ist nicht leicht.

„Der arme Bräugaul" flüstert ein vorwitziger Knappe einem anderen zu. „Wie kann er all das nur schleppen und dabei noch gegen den anderen Ritter anrennen?"

„Du mußt verstehen, Heiner", erklärt ihm ein älterer Junker, „daß Bolzen und Bleikugel immer durchschlagkräftiger wurden und man deshalb die Rüstungen immer dicker und schwerer machen mußte. Doch wenn das so weitergeht, wird es bald kein Roß mehr im Land geben, das einen solchen gepanzerten Riesen tragen kann."

„Wehe dem Ritter, der aus dem Sattel fällt", sagte der Knappe, „oder wenn der Gaul stolpert und erschossen wird! Dann ist es aus und vorbei mit dem Panzerungetüm; dann kniet dir jedes Bäuerlein auf der Halsberge, setzt dir das Messer an die Kehle, und du kannst um Barmherzigkeit betteln."

„Nicht umsonst nennen die Ritter und Landsknechte ihr kurzes Dolchmesser ‚Benedetto' — das heißt Barmherzigkeit", lacht der Junker.

Knappen und fachkundige Ritter bauen die Rüstung des starken Christoph auf. Sie beginnen unten mit den stählernen Schnabelschuhen, den Beinschienen, dem genieteten Kniegelenk und der Eisenhose, die ganz aus biegsamen Ringen besteht. Dann schnallen sie mit Riemen Stück um Stück die Armschienen, Brustpanzer, Halsberge und die fein aus Leder und Stahlplättchen gefügten Handschuhe an. Über das Ganze werfen sie den seidenen und samtenen Wappenrock, stülpen den riesigen Turnierhelm auf den Halskragen, und der Pütrich bringt den wallenden Busch aus weiß-blau gefärbten Straußenfedern, um ihn in die Klammer auf dem Scheitel des Helms zu stecken.

Voll gerüstet steht der Herzog vor seinen Leuten. Der Hesseloher trägt den breiten, prunkenden Ledergurt aus rotem Maroquin, an dem in der reich mit Juwelen besetzten Scheide das riesige Schwert baumelt.

Doch das Schwierigste steht erst bevor: wie soll dieser gewaltige Turm aus Stahl, Fleisch und Knochen in den Sattel kommen?

Die Jungen führen das Pferd vor. Ihm sind inzwischen eine Stirnmaske aus Eisen, ein Brustschild und die beinah zum Boden herabhängende Turnierdecke angelegt worden. Die Knechte gängeln das durch stählerne Scheuklappen blinde Roß unter den starken Dreiecksverband von Balken, in dem ein Flaschenzug hängt.
Die Rüstung des Herzogs hat am Brustharnisch einen Haken zur Auflage der Lanze und eine Öse am Rückenpanzer. Durch beide ziehen die Knechte das Seil, Herzog Christoph tritt mit dem gepanzerten rechten Fuß in eine Schlaufe, und schon ziehen die Helfer an den Zügen. Langsam schwebt der geharnischte Riese empor, spreizt die Beine und landet sicher im Bocksattel. Schnaubend ächzt das Roß auf, die Kruppe biegt sich deutlich durch — aber es ist imstande, seinen gerüsteten Herrn zu tragen.
„Nun ist's soweit, Herr Herzog!" freut sich der Hesseloher. „Und jetzt werft diesen Polen Rimatovsky aus dem Sattel!"
Alle klatschen, der Kaplan des Herzogs besprengt seinen Herrn mit Weihwasser. Langsam setzt sich das Schlachtroß mit dem Ritter in Bewegung. Die Knappen ergreifen Lanzen, Banner und Prunkschwerter. Einer führt das Pferd vorsichtig am Zügel.

1475

Turnier bei der Landshuter Hochzeit

Platz für den Herzog Christoph von Bayern!" riefen die Knappen. Der Tag war blau und sonnig. Hauptstraße und Markt füllte das ungeheuere Gewoge der Menschenmenge. Überall wehten Banner; städtische und bayrische Fahnen flatterten im Morgenwind. Es gab kein Haus, keine Altane und keinen Erker ohne Birkenreisig, Blumenbüsche und Girlanden.
Klirrend trabte das schwere Roß mit seinem gepanzerten Reiter. Die Knappen bahnten ihm eine Gasse im Gedränge. Der vorderste trug jetzt das Wappenbanner Herzog Christophs, der folgende den riesigen Prunkschild, eine Gruppe mit den weiß-blau gestreiften Lanzen schloß sich an. Die ritterlichen Herren des Gefolges waren auf prächtig gezäumten und geschirrten Pferden aufgesessen. Schabraken und Helmbüsche wehten. Herolde vor den Schranken stießen in die Trompeten, so daß sich alle Blicke dem starken Christoph zuwandten.
Die Fenster der Bürgerhäuser, die Erker und Balkone, sogar die gestuften Dachgiebel waren dicht mit Neugierigen besetzt. Selbst in den Seitengäßchen standen die Leute Kopf an Kopf. Die spitzen Hauben der ehrbaren Frauen schwankten, die Schleier flossen von den Spitzen herab. Daneben sah man die breitrandigen gefältelten Hüte der Bürger, die anliegenden Goldhäubchen der Jungfrauen, die

Barette der Junker und Scholaren und die pelzbesetzten Hüte von polnischen Gästen. Die Biretts der Kleriker mengten sich unter die dreieckigen federgeschmückten Filzhüte von Bauern.
Auch aus der Grasgasse mühte sich ein Ritter durch die Volksmenge, und in der Rosengasse stand ein Rüstwagen eingekeilt, der Leckereien und Wein von der Burg Trausnitz bringen sollte. Beide Gäßchen hatten ihre Namen von der Pestzeit; denn man hatte sie der vielen Toten wegen einst zugemauert, und in der einen war Gras gewachsen, in der anderen ein Rosenstrauch aufgegangen, als man sie wieder aufbrach. Doch das war lange her. Heute dachte niemand an Tod und Verderben.
Nur langsam kam Herzog Christoph zum Turnierplatz durch. Der Sand dort war schön geglättet, die Schranken hatte man mit grünen Girlanden umwunden, und zu beiden Seiten füllten die vornehmsten Gäste die Holztribünen. Der Kampfplatz lag unmittelbar vor dem mächtigen Rathaus. Aus dem prunkvollen Spitzbogenfenster des Mittelbaues sah der Kaiser mit seinen Hofherren herab; die Fenster daneben hielten bayrische Herzöge, polnische Fürsten und Bischöfe besetzt.
Rechts neben dem Kaiser aber erkannte man an zwei schmäleren Fenstern die polnische Braut mit ihren Damen.
Sie war in schneeweißen Atlas gekleidet, die Nesteln und Spangen an ihrem Kleid glänzten von purem Gold, und die netzförmige Haube aus Golddraht funkelte von Edelsteinen.
Der Wappenherold hatte angerufen, die polnische Königstochter sollte „Turnierherrin" sein, und alles Lanzenbrechen und jegliches „Gestech" werde ihr zu Ehren stattfinden.
Als Herzog Christoph nun näherritt, senkte er höflich vor dem Kaiser, den Herzögen und der Braut die Lanze, was man ihm mit Winken und Kopfneigen erwiderte. Die übrigen Ritter, die unterdessen gleichfalls in voller Rüstung erschienen waren, stellten sich paarweise mit ihren Rossen auf. Der Herold gab ihnen ein Zeichen, und auch sie zogen vor Tribünen und Rathaus vorbei, während sich das Volk die Kehlen heiser schrie.
Vergeblich schaute Herzog Christoph der Starke nach dem Polen Rimanovsky aus. Er entdeckte ihn nicht unter den Gewappneten. Als er sich bei Hesseloher erkundigte, deutete der auf einen scharlachrot ausgeschlagenen Sitz auf der Tribüne unter dem Fenster der Prinzessin:
„Der Riese mit den pechschwarzen Locken ist es, der so spöttisch schaut."
„Ja, reitet er denn nicht ins Turnier?" wollte Christoph wissen.
„Wartet nur ab!" meinte Herr Pütrich. „Was ich von ihm gehört habe, so kommt er bestimmt noch. Aber er ist sich zu berühmt und zu fein, um an gewöhnlichen Ritterspielen teilzunehmen."
Auf einer Altane in Höhe des ersten Stockwerks am Rathaus erschienen nun sechs Reichsherolde in den kaiserlichen schwarz-goldenen Wappenröcken mit dem Adlerschild und wallenden Federn an den Baretten. An ihren silbernen Trompeten hingen die Wappenbanner des Hauses Österreich und des Deutschen Reiches. Sie setzten die Instrumente an, gleichzeitig rührten daneben die Trommlerkorps das Kalbfell. Schmetternd kam der Trompetenruf. Jetzt erhob sich die

kaiserliche Majestät im purpurnen und goldenen Gewand und mit dem goldenen Lorbeer in den eisgrauen Haaren und gab das Zeichen zum Beginn.

Sofort durchhieben die „Grieswärtel" die Sperrseile vor der Kampfbahn. Diese gewappneten Knechte standen mit langen Stangen bereit, um etwa allzu hitzige Kämpfer zu trennen. Die Turnierteilnehmer sprengten klirrend auf die Bahn.

Sie reihten die Pferde dicht aneinander, senkten nochmals die Lanzen vor den Ehrengästen und gaben ihren Knappen, Knechten und Freunden Befehl, den Turnierplatz zu verlassen.

Nun kamen einfachere Übungen ritterlicher Gewandtheit, die ziemlich lange dauerten. Während dieser ganzen Stunden mußten die Herren in voller Rüstung zu Pferd sitzen und den Hintergrund abgeben. Die Sonne stieg höher und brannte schon grell vom Himmel, so daß die Panzer fast zu glühen begannen.

Beim „Ringelstechen", das den Anfang machte, hingen an drei hintereinander aufgestellten Stangen wie von Galgen kleine Metallringe herab. Aufgabe jedes Teilnehmers war es, im vollen Lauf seines Pferdes mit der eingelegten Lanze die Ringe aufzuspießen, die dann von den „Grieswärteln" oder „Griesgramen" rasch wieder erneuert wurden.

Nach Stunden traten einige Schwertkämpfer auf, die mit Schild und Langschwert Scheinkämpfe vorführten. Da bereits ein polnischer Ritter ohnmächtig aus dem Sattel gesunken war, kamen Knappen mit Weinbechern und labten ihre Herren hoch zu Roß.

Gegen Mittag begann das erste „blinde Gestech".

Dafür hatte man in der Mitte der Rennbahn eine Bohlenwand aufgestellt. Die Wettkämpfer nahmen rechts und links von der Trennwand Aufstellung. Das geschah, weil es schon vorgekommen war, daß die halbblinden Rosse hart aufeinandergeprallt und sich selbst und ihre Reiter verletzt hatten. Auch Herzog Christoph nahm an einigen blinden Rennen teil. Er legte lässig seine Turnierlanze auf den Haken am rechten Teil des Brustpanzers, faßte sie unterm Handschutz und gab dem Pferd die Sporen. Von drüben kam ein anderer Ritter angefegt.

Sand staubte auf, die Pferde wieherten. Die Lanzen zielten aufeinander. Krachend prallten die Spitzen auf Schild oder Panzer, splitternd brachen die Schäfte, manchmal fiel einer der Herren aus dem Sattel. Herzog Christoph fegte drei Gegner in den Sand. Die Knappen hatten zu tun, die Gestürzten fortzuschaffen.

Dann erschienen die Reichsherolde wieder auf der Altane. Sie bliesen den Mittag ein. Feierlich zogen die Ritter wieder an Fensterfront und Tribüne vorbei zum Ausgang, die Volksmenge wogte durcheinander: alle strebten zum Mittagessen.

Herzog Christoph mußte zuerst mit seinen Leuten ins Quartier zurück, um sich zu „entrüsten", im Zuber zu waschen und dann feine, höfische Kleider anzulegen. Als er im großen Rathaussaal erschien, trugen die Knappen und Diener eben die silbernen Platten mit gebratenem Fasan, Rehrücken, Eberkeulen, Hirschbraten und Schweinernem auf. Die vergoldeten Soßenschalen und die silbergetriebenen Humpen mit Rheinwein wurde herumgereicht. Brotscheiben standen in Bergen auf dem weißen Tafeltuch, der ganze Ratssaal war von den Leuten des reichen Landshuter Herzogs mit rotem Tuch ausgeschlagen worden. Rings um die langen

Tafeln saßen und schmausten Herren und Damen, der Kaiser, eingesäumt von den Herzögen, thronte auf einem höheren Podest in der Mitte.

Herzog Christoph bekam nur noch einen Sitz auf der kissenbedeckten Bank inmitten von bayrischen Rittern, was ihm übrigens am liebsten war. Doch gegenüber hatten die polnische Braut und ihr junger Bräutigam Hochsitze, und dicht bei der Polin, eingezwängt in den schönsten Damenflor, saß Rimanovsky, der Herzog von Lublin.

Er hatte schon eifrig dem Humpen zugesprochen. Unbekümmert faßte er mit den riesigen Pranken ins Wildbret, zog sich eine ganze Rehkeule heraus und verzehrte sie mit Behagen. Dazu sprach er mit vollen Backen in seiner unverständlichen Sprache. Die polnischen Damen lachten und blickten einige Male verstohlen zu Herzog Christoph herüber.

Plötzlich wechselte Rimanovsky die Sprache und verfiel ins Deutsche.

„Was wir heute früh bei diesem sogenannten Turnier sahen", rief er, „das war Kinderspiel und Mummenschanz. Ich gäbe tausend Gulden demjenigen, der mich im scharfen Rennen überwände! Aber ich weiß schon: da findet sich keiner."

„Hat sich schon einer gefunden, Herr", erwiderte Herzog Christoph ganz ruhig, doch so, daß ihn jeder an der Tafel verstand. „Und der sich die tausend Gulden holt, bin ich selber."

Beifall lief um die Tische. Auch die Herzöge wurden aufmerksam, und Herr Georg der Reiche setzte sogleich ein goldenes Kleinod von hohem Wert als Kampfpreis aus.

Das Festessen und das anschließende Gelage dauern bis spät in den Nachmittag. Als endlich der Kaiser die Tafel aufhebt, indem er sich, gestützt auf seine Hofherren, aus dem Saal führen läßt, erweist es sich, daß auch Herr Rimanovsky ziemlich betrunken und wohl kaum fähig zum Kampf ist. Doch Wort ist Wort.

Am Turnierplatz haben unterdessen Herolde bekanntgegeben, welcher „scharfe Kampf" bevorstehe und worum es gehe. Das Volk steht wie eine Mauer um die Schranken und Tribünen, alle Fensterplätze sind besetzt.

Da es Sitte ist, daß die ritterlich gerüsteten Gegner vor Beginn des Stechens Rüstung und Waffen des anderen überprüfen lassen, damit alles wirklich den Vorschriften entspricht, bitten die Polen, Herrn Christoph aus dem Sattel zu heben, und beginnen, nachdem dies geschehen ist, sehr sorgfältig, Schimmel, Sattel, Zaumzeug, Steigbügel und Rüstzeug, dann ebenso langwierig den Harnisch des Herzogs, seine Waffen und Lanzen zu prüfen. Die bayrischen Herren sind mit Herrn Rimanovsky inzwischen längst fertig. So wird es Abend, und der Wappenherold verkündet endlich, daß wegen des schlechten Lichts der Zweikampf auf morgen verschoben ist.

Bis dahin wird der Pole wohl wieder nüchtern sein.

Am nächsten Tag wiederholt sich alles. Der Herold verkündet, daß das scharfe Stechen zuerst mit spitzen Lanzen und rundem Kampfschild, wenn dabei jedoch keine Entscheidung fällt, mit Schwert, Streitkolben oder Kampfbeil fortgesetzt wird, bis einer der Herrn im Sand liegt oder um Frieden bittet. Ein Raunen geht durch die Menge.



Als die Waffenprüfung beendet ist, erhebt sich die Schwierigkeit, wie die gepanzerten Herren wieder in die Sättel kommen sollen. Während sechs Polen ihren Herrn unter Ächzen und Mühen langsam aufs Pferd wälzen, vollbringt Herzog Christoph eines seiner berühmten Kunststücke. Er tritt in der klirrenden Rüstung in den Steigbügel und schwingt sich allein unterm brausenden Beifall des Volks in den Sattel.
Der Pole ist rot im Gesicht vor Wut und wirft unwirsch sein Visier zu. Dann läßt er sich die lange Stechlanze mit der scharfen Spitze reichen und legt sie ein.
Der Bayer lacht nochmals den Damen an der Fensterfront zu, winkt verschmitzt dem Hesseloher, der ihm beide Daumen drückt, und schließt ebenfalls das Visier.
Der Herold hebt den weißgeschälten Stab. Die Trompeter blasen.
Gleichzeitig geben die Herren ihren Pferden die Sporen. Aufschnaubend setzen sich die Tiere in Bewegung. Wie zwei stählerne Türme reiten die Herren gegeneinander, die langen Lanzen zeigen auf die Brust des Gegners.
Sie werden schneller und schneller — dann geschieht der Aufprall.
Tausend Menschen schreien auf, so klirrt und donnert es. Herzog Christoph hat mit ritterlicher Geste den Schild in seiner Linken beiseitegeworfen und fängt den Stoß mit der Brust auf. Er wankt nicht, obwohl die Lanze des Polen auf seinem Panzer zersplittert. Die Augsburger Rüstung hat standgehalten. Herr Rimanovsky jedoch ist, von der Wucht des Herzogs getroffen, mit Schwung aus dem Sattel geflogen und zwei Mannslängen hinter seinem scheuenden Pferd im Sand gelandet.
Der Rappe bäumt sich, geht auf die Hinterhand nieder und stürzt schwer auf seinen Herrn.
Ungeheuerer Jubel braust empor. Die Damen werfen Blumenkränze und Taschentücher von den Altanen und Tribünen, alle klatschen und freuen sich über den Sieg des Landsmanns.
Als Herzog Christoph von der Bahn reitet und ihm seine Knappen aus dem Sattel helfen, kommen bereits der Kaiser, die Herzöge und andere hohe Herren zu ihm und umarmen ihn. Die Grieswärtel haben inzwischen den Helm des Gestürzten geöffnet und ihn unter dem Pferd hervorgezogen. Der Pole blutet aus Mund und Nase. Halbtot wird er in seine Herberge getragen.
„Und nun möchte ich, mein Hesseloher", sagt Herzog Christoph, „daß ihr und der Pütrich zu Herrn Rimanovsky geht, ihm eine Aufwartung macht und ihm ein schönes Roß aus meinem Stall zuführt. Sagt ihm auch, ich lasse mich nach seinem Befinden erkundigen."
Da er noch das Kleinod in Händen hält, das ihm Herzog Georg der Reiche als Siegespreis gegeben hat, gibt er auch dieses dem Hesseloher.
„Bringt dem Gestürzten dieses Kleinod", sagt er. „Er soll den Siegespreis haben. Mir bleibt die Freude, als ein rechter Ritter gehandelt zu haben."

Um 1495 | Lange Haare, wilde Bärte

Zum Fürchten sehen sie aus: lange verfilzte Locken, wuchernder Bartflaum, ungewaschene Hälse und der zerlumpte, phantastische Aufputz! In schäbigen Lammfelljacken, langen, geflickten Gelehrtentalaren, zottigen Pelzmänteln und gepluderten Landsknechtshosen, mit frechen Baretten und federgeschmückten Kappen lehnen sie an der Stirnwand des Doms und räkeln sich in der Sonne. Einige drängen sich mit Hilfe der Ellbogen zwischen den Bürgern und Bauern durch, die sich um die Dultstände mit ihren geweihten Kerzen, Reliquiensplittern, Amuletten, frommen Andenken und Ablaßzetteln scharten.

„Schau s' nur an", sagt der Metzger Rübsam zu seinem Freund, dem Bäcker Hartl, „die heutige Jugend! Daß so was sein darf! Wo bleibt da die Obrigkeit? Die Stadtknecht' müßten s' einsperrn! Daß so was erlaubt ist!"

„Eine Schand'", nickt der Bäcker, der im Sonntagsanzug mit dem Gebetbuch zum Domportal unterwegs ist. „Die Haar' müßt' man ihnen mit der Geißel abhau'n und die Bärt' absäg'n. Die heißen sich dann Studenten und woll'n studiert sein, aber es sind bloß Zigeuner, die am liebsten die ganze Welt anzünden."

Unter den zur Domkirche gehenden Leuten ist auch der würdige Domkapitular Meier, dem die beiden ehrsamen Bürgersleute recht wohl bekannt sind. Und weil er die Bemerkungen mit angehört hat, mengt er sich ein.

„Da habt ihr wohl recht", ruft er. „Das Gesindel: Vaganten, fahrende Leut', Scholaren, Bacchanten und ihre Schützen dazu, lauter grasgrünes Lumpenpack, gehört zur Ordnung gebracht! Die ziehn kreuz und quer durch Länder und Städte, arbeiten nicht, reden überall recht gescheit und lästerlich daher, glauben an keine Obrigkeit und keine Kirche mehr und möchten am liebsten das ganze Deutsche Reich umdrehen. Ich weiß gewiß, daß sie sogar die Bauern aufhetzen gegen Frondienst und Hörigkeit, daß sie aus ihren Büchern vorlesen, aufrührerische Flugblätter verbreiten und sagen: alles muß anders werden, die ganze Welt soll sich umstürzen und die Freiheit muß her!"

„Ja, wo kommt man denn da hin?" entrüstet sich der Metzger Rübsam. „Wenn am Schluß Lehrbub, Gesellen, gar Mägde und Knecht' oder der Scharwerker auch noch Freiheit möchten? Der Kaiser müßt' dreinfahren und die Kirche müßt' predigen!"

„Ich hab gehört", meldet der Bäcker, „daß im Fränkischen und im Schwäbischen die Bauern Aufstand gemacht haben. Daran sind nur die Hetzer schuld! Aus der Stadt müßt' man sie jag'n."

In diesem Moment kommt es zu einem Tumult. Das Volk ballt sich vor dem Stand eines Ablaßkrämers zusammen. Der Mann verkauft im Auftrag der Augsburger Fugger, aber mit Segen und Billigung der Kirche, Briefe, die gegen gutes Geld Nachlaß aller Sündenstrafen und Erlaß künftiger Höllenbuße verheißen. Dabei wendet der Bursche recht derbe Werbemethoden an, überredet die dummen Bauern, ihre Ersparnisse in Zetteln anzulegen, die sozusagen Gutscheine auf die ewige Seligkeit darstellen.

Einer der wandernden Studenten, ein rotbärtiger Riese mit knorrigem Stock hat frech unter den geweihten Zetteln herumgestochert und gefragt, ob auch einer dabei sei, der von jeglicher Schuld befreie, wenn er etwa den Krämer verprügle und seinen Schwindelstand umwerfe.
Nach Art dieser Leute, die mit beinah kirchlichen Dingen handeln, wehrt sich der Ablaßhändler nicht für seine Person, sondern versteckt sein Geschäft sofort hinter der Religion.
„Gotteslästerung!" schreit er und: „Kirchenfrevel! Ist's schon so weit, daß die Leute nichts mehr glauben?"
Da die Bauern und Bürger weit in der Überzahl sind, nehmen sie eine drohende Haltung ein. Die in der Sonne faulenzende Schar wird aufgeschreckt und samt dem rebellierenden Rotbart vom Domplatz gejagt.
Aber die jungen Kerle mucken auf. Als sie, dicht zur Gruppe geschart, den Domberg hinunterziehen, schlägt einer die Laute an und der Chor beginnt ein lästerliches Lied:

„Man schätzt den Priesterstand gering,
Als ob er wär ein leichtes Ding.
So findet man jetzt junge Pfaffen,
Die nicht mehr können als die Affen,
Und Seelsorg' nehmen Leut auf sich,
Denen man kaum vertraut ein Viech . . ."

Jetzt erscheint ein Rudel Stadtknechte mit Spießen. Die Singenden werden von den Söldnern umringt, unter wiederholten Beifallsrufen der Bürger durch die Hauptstraße eskortiert und am Vöttinger Tor aus der Stadt geworfen. Sie erheben zwar lautstarke Proteste, aber von der Stadtmauer und vom Tor her antworten ihnen nur das Spottgelächter von Kindern, Bürgern und Weibern, sowie die Flüche der Knechte.
Die Gruppe setzt sich aus älteren Semestern, von denen mancher das Barett des Baccalaureus oder gar den Hut des Licentiaten trägt und einer kleinen Schar Halbwüchsiger, den sogenannten Schützen, zusammen. Sie bilden eine feste Gemeinschaft, wobei es Aufgabe der Jungen ist, die Herren Studiosi zu bedienen, während diese wiederum Ausbildung und Erziehung der Jüngeren übernehmen.
Weil auf der Landstraße mit Trommelgebrumm und Flötenspiel eine Schar arbeitsuchender Landsknechte mit Spießen, Langschwerten und wallenden Federhüten dahermarschiert und die bunt aufgeplusterte Schar erfahrungsgemäß nicht eben gut auf Vaganten zu sprechen ist, biegt Paulus Sommermatter, der Anführer der Studenten, seitlich in eine Sandgrube ab. Dort schlagen sie ein Lager auf.
Einer der Bacchanten hält „Colloquium": er prüft das Latein der „Pennäler". Wer sein Pensum nicht ohne Stocken aufsagen kann oder die lateinischen Vokabeln vergessen hat, wird mit Ruten gestrichen.
Immer wieder erklärt ihnen der grobe Sommermatter, welcher Segen in dieser Zeit liege, da jedermann für geringes Geld Bücher kaufen und interessante Flugschriften erwerben könne.
„Man erfährt etwas von Philosphia und neue Gedanken", sagt der Haupt-Bacchant: „Man lebt nicht mehr wie das dumme Vieh, lernt den Wert der christlichen

Freiheit erkennen und begreift den Sinn einer neuen Ordnung, die kommen wird. Und deshalb, ihr Schützen, lernt und lest, damit ihr nicht vor jeder falschen Autorität katzbuckelt, sondern gelehrte Häuser werdet."

Ein kleiner, magerer Abc-Schütze namens Thomas Platter hat sich unterdessen beiseitegemacht und an einem Bach sein Hemd gewaschen, es an einer Staude zum Trocknen aufgehängt und den Rock entlaust. Dann macht er eine Grube. Den Haufen Läuse wirft er hinein, deckt sie mit Erde zu und setzt brav ein Kreuzlein darauf. Ein anderer Schütz hat das nahegelegene Dorf heimgesucht und kehrt nun unterm Triumphgeschrei der Schar mit einer erwürgten Gans unterm Mantel zurück. Da ist die Lektion der Bacchanten gleich zu Ende. Unter großem Jubel wird das Tier gerupft und über einem Feuer gebraten.

Was begegnet ihnen nicht alles auf dem Weg von Freising nach München: fahrende Gaukler mit ihren Planwagen; scheckig gekleidetes Bettelvolk, das mit Affen, Kamelen und langschwänzigen Pferdchen reist; Bettler wandern in Haufen zur Freisinger Domdult: echte Kriegsinvaliden mit Stelzbeinen und falsche Berufsbettler in wilder Maskierung; ein paar Postreiter traben die staubige Landstraße entlang; und hie und da rumpelt ein Warenzug oder eine Herrenkutsche des Weges. In einer Bauernscheune, deren Besitzer sie nicht lange um Erlaubnis bitten, nächtigt der Haufe; am frühen Morgen laufen ihnen eine Ente und ein Huhn in den Topf, dann machen sie sich eilends aus dem Staub.

So kommen sie am Abend des folgenden Tages vor das Münchner Stadttor, wo sie mit ihrem letzten Geld den Torpfennig entrichten und von ein paar brummigen Spießknechten widerstrebend eingelassen werden.

In München hat der kleine Thomas Platter seltenes Glück. Als sie auf der Schranne unter den Holzständen des Viktualienmarktes ein Nachtquartier suchen, erbarmt sich eine Metzgersfrau des Jungen und lädt ihn zu Suppe und Nächtigung in ihr Haus. Nachdem der ausgehungerte Junge gegessen und getrunken hat, muß er von seinem Wanderleben bei den Bacchanten berichten.

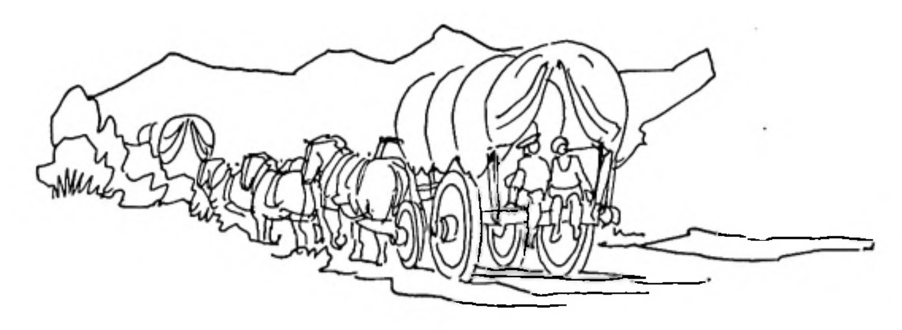
„Ich war im letzten Winter dreimal krank", sagt er. „Man hat mich ins Spital legen müssen. Die Scholaren haben ein eigenes Spital und eigene Doktores. In der Stadt, in der wir waren, gab man auf dem Rathaus für einen Kranken sechzehn Heller die Woche. Zwar hat man gute Wartung und Pflege, aber auch viel Läuse, die so dicht wie Hanfsamen im Bettstroh krabbeln."

„Der arme Bub!" jammert die Metzgerin. Aber der Mann fragt, ob sie denn auch zuweilen studierten.

„Gewiß doch!" versichert der Abc-Schütz gewichtig. „Wir gehen doch von einer Hohen Schule zur andern. Dann lesen wohl an die neun Baccalaurei in ein und derselben Stube aus lateinischen Büchern. Nur zu Breslau hatte niemand auch nur ein einziges gedrucktes Buch, so daß unsere Bacchanten alles vom Lehrer abschreiben mußten, und der besaß nur einen lateinischen Terentius. Wir trugen große Scharteken davon, die wir selber fleißig abgefeilt hatten."

„Das ist ein langer und harter Weg", seufzt die Metzgerin, „bis so ein Bub endlich Magister, Doktor oder gar ein Pfarrer wird."

„Manche hören auch eher auf", stellt Thomas Platter fest. „Wir haben schon



manchen Bacchanten verloren, der als Stadtschreiber, Buchhalter bei einem Grafen oder Winkeladvokaten, als Schulmeister oder Meßmer geendet hat."

Ein paar Tage geht es dem Jungen gut. Aber nach einer Woche schickt Paulus Sommermatter einen Boten und fordert seinen Lehrling zurück. Es gibt kein Entrinnen für den heimatlosen Schützen. Der harte Paulus Sommermatter ist seine Obrigkeit und sein Schicksal. Vergeblich fordert ihn die Metzgerfamilie auf, in der Stadt zu bleiben. Als er am Sonntag in der neuerbauten Liebfrauenkirche die Messe hört, drängen sich zwei kräftige Bacchanten neben den Buben, drohen mit Prügeln und veranlassen ihn, sein schmales Bündel zu packen und sich am Stadttor einzufinden.

Dort stellt sich soeben eine Fuhrkolonne zusammen, die auf der Salzstraße nach Reichenhall oder Salzburg fahren will, um Salz zu holen. Die Fuhrknechte sind bereit, die ziehende Schüler- und Studentenschar aufsitzen zu lassen.

Ohne Schuhe, mit zerrissenen Strümpfen, ohne Barett und mit einem losen, geflickten Rock kauert Thomas Platter auf dem Leiterwagen. Das Päckchen mit Würsten und Brot, das ihm die mildtätige Frau zu München mitgegeben hat, wird bald im fröhlichen Verein verschmaust; denn alles in der Schar ist Allgemeingut. Aber sie gelangen nie nach Salzburg. In dem Städtchen Rosenheim, wo die Fuhrkolonne Umspann macht und in die Herberge geht, geraten Paulus Sommermatter und seine Bacchanten in einen Streit mit jungen Zunftgesellen. Sie sind töricht genug, die breiten Schwerter zu ziehen und einen eingesessenen Bürgersohn zu verwunden. Als die Scharwache angerannt kommt, stiebt der Haufe auseinander. Den starken Paulus Sommermatter stecken sie ins Loch. Der Bacchant Hiltebrant Kelbermatter ist es leid, sich als beinah Dreißigjähriger auf einer Hohen Schule zum krassen Fuchs pressen zu lassen. Er hat ja immer noch nicht das Baccalaureat geschafft, keine Prüfungen abgelegt und auch mit seinem Latein hapert es. So nimmt er Handgeld bei einem Werber und verschreibt seine stattliche Figur den Landsknechten. Nicht umsonst steht ein graubärtiger Weibel mit der Trommel am Markt von Rosenheim und ruft die jungen Leute zu Abenteuer, Beutemachen und fröhlichem Kriegshandwerk.

Nur ein blasser Bursche, der schon in Heidelberg, Wien, Breslau und Leipzig studiert hat und fast alle Universitäten in Deutschland kennt, bleibt der Sache treu. Er sammelt die Schützen um sich und fordert sie auf, mit ihm an die Hohe Schule nach Altdorf bei Nürnberg zu ziehen. Dort wollen sie sich immatrikulieren lassen, um nun endlich richtig zu studieren.

Die Zeit ist voll Unruhe und Spannung. Alle Welt, so sagt der bleiche Studiosus, ist unzufrieden mit Kirche und Staat. Viele neue Dinge sind im Kommen, die Köpfe gären. Da braucht man studierte Leute, die dem Volk Licht in den dumpfen Seelen aufstecken können.
Sie wechseln die Richtung und wandern nordwärts.

Um 1494 | Der rote Hahn auf dem Dach

Vom Sankt Nikolaustag an war Schnee in immer dichteren Wirbeln gefallen. Die alte Kaiserburg über Nürnberg hatte sich einen weißen Pelzmantel umgelegt, die Mauerkronen und Turmgesimse waren mit Flaum verbrämt. Überall auf den steilen Dächern lag der Schnee in weißen Fladen. Wo er abgerutscht war, schauten die schwarzgrauen Holzschindeln, das verwitterte Ried oder Stroh, die grauen Schieferplatten hervor. Da es ziemlich kalt geworden war, trieben Eisschollen die Pegnitz hinab, der Schmutz der Gassen war hart gefroren und hatte sich in schwarz-braunen Harsch verwandelt, durch den die Spuren von Wagenrädern, Schlittenkufen und Trampelpfaden liefen.
In ein paar Tagen würde der berühmte Christkindlesmarkt vor der St. Marienkirche stattfinden. Überall in den Häusern der Lebzelter, Honigkuchenbäcker, der Krippenschnitzer und Wachszieher war Hochbetrieb; denn erfahrungsgemäß kamen zum großen Weihnachtsmarkt viele Fremde, Bauern und Bürger der Umgebung in die Stadt, und auch die Nürnberger selbst wollten ihren Bedarf für die langen Abende des Winters decken.
So hatte man auch im Hause des Wachsziehers Bemmler bis tief in die Nacht hinein gearbeitet, die Vorräte an Kerzen, Wachsfiguren, Herzen Jesu, Unschlitt-Töpfen, Wappenschildern, bunten Krippen mit den Hirten, Königen, der Heiligen Familie und dem Getier vermehrt. Weihnachtszeit war Krippenzeit und sogar die Bauern stellten gern hinten im Herrgottswinkel eine Wachskrippe auf, wenn sie nicht selber eine aus Holz schnitzen konnten oder nicht reich genug waren, eine kunstreichere zu kaufen. Wachs war billiger: man konnte es nach der „Model" gießen.
Herr Bemmler, seine Frau, die drei Kinder, die Magd und zwei Gehilfen hatten zupacken müssen. Den ganzen Tag hatte das Bienenwachs unten in den ebenerdigen Gewölben in den Kesseln gebrodelt, man hatte es eingefärbt und geformt. Nun standen die Waren in dichten Reihen auf den Brettern.
Auch an diesem Winterabend war es sehr spät geworden. Nach vierzehn Stunden Arbeit wußte jedermann im Haus, was er getan hatte, und schlich müde zu Bett. Die neue Magd Agatha, eine in die Stadt verdingte Bauerndirn aus Pöttmes in der



Fränkischen Schweiz, war eine recht schlaue Person. Sie hatte sich mit stillschweigender Billigung von Herrn Bemmler das Tropfwachs vom Boden abgeschabt und in der Schürze in ihre Kammer getragen. Sie wollte es sammeln und damit ein paar Pfennige verdienen.

Aber sie sagte nicht, daß sie noch in der späten Nacht in ihrer Kammer den winzigen Ofen schürte, Wachs schmolz und versuchte, ein paar Lichter zu gießen: das sollte am Christkindlesmarkt einen kleinen Nebenverdienst einbringen.

Der Topf mit dem Tropfwachs kochte auf dem eisernen Ofen, daneben lagen Werg, Zunder und Kienspäne zum Feuermachen. Die Dachkammer im obersten Geschoß und dicht unter den unverkleideten Sparren war mit alten Brettern verkleidet, das Dach selber mit festgebündelten Strohlagen abgedeckt.

Meister Bemmlers Werkstatt und Haus lagen in einer Seitengasse, gleich beim Deutschen Haus. In diesen Nebenstraßen war es eng. Schmalbrüstig, mit Fachwerk über einige Stockwerke hochgezogen, mit vorspringenden Geschossen und einander zugeneigten Giebeln, reihten sich die Häuser; denn der Grund und Boden hinter dem Schutzwall der Mauern war teuer und mußte ausgenutzt werden.

Niemand in der Wachsziehergasse ahnte etwas von dem kochenden Topf der Magd Agatha, von dem ungelöschten Ofen und dem vielen, feuergefährlichen Stoff, der unterm Strohdach auf den ersten Funken wartete.

Ein paarmal war unten durch Schnee und Eis der Nachtwächter gestapft, hatte die Laterne durch die Finsternis geschwenkt und ausgerufen:

„Neun Uhr ist, bewahrt das Feuer und das Licht!
Damit kein Unheil euch geschicht!"

Einige Straßen weiter und in einem breiter und behäbiger angelegten Stadtviertel war um diese Zeit der Bierbrauer Deichsler samt seiner Ehefrau zu Bett gegangen. Auch er hörte den stundenweisen Ruf des Nachtwächters. Zum letztenmal war es nach elf gewesen, daß ihm das bewußt geworden war; dann endlich schlief er, tief in die Federkissen vergraben, den Schlaf des Gerechten, wie alle anderen Bürger auch. Nur oben auf den Türmen von St. Sebald und St. Lorenz und auf dem Kaiserturm der Burg waren ein paar als Feuerwachen bestimmte Stadtknechte wach, die von Zeit zu Zeit in die kalte, sternenlose Nacht hinausspähten. Sie sahen kaum mehr ein spätes Licht hinter den Butzenscheiben glimmen oder als Laterne auf den Gassen schwanken. Lichtstreif nach Lichtstreif war hinter den dicken Fensterläden erloschen, noch ehe die zehnte Stunde angesagt war. Und dann brach etwa eine halbe Stunde nach Mitternacht jäh aus einem Dach in der Wachsziehergasse ein funkensprühender Kometenschweif, stiebte zum Himmel und verwandelte sich in eine rotglühende Lohe.

„Feurio!" schrie der Turmwächter auf St. Lorenz, „Feurio! Es brennt!"

Fast gleichzeitig hörte man das langgezogene Heulen des Nachtwächterhorns aus der Gegend des Deutschen Hauses, und schon dröhnte dumpf die große Glocke von St. Sebald.

Der Bierbrauer Deichsler richtete sich schlaftrunken im zerwühlten Berg der Kissen auf und rieb sich die Augen.

„He, Alte", schrie er, „aufwachen, aufstehen! Feuer ist in der Stadt. Der rote Hahn kräht vom Dach. Feuer, Feurio! Feurio!"

Von seinem Geschrei und dem zunehmenden Schwall der vielen Glocken, die nun eine nach der anderen über Nürnberg die Stimmen erhoben, fuhren Frau und Gesinde aus den Betten. Eilig schlug man mit Stahl und Eisen, Zunder und Werg Feuer, entzündete Kerzen und Unschlittöpfe. Alles fuhr in wollene Unterwäsche, pelzgefütterte Röcke und doppelte Hosen; denn es war eisig kalt im Haus. Man hatte am Abend die Öfen und Herde sorgsam gelöscht.

Hinter den verschlossenen Fensterläden schimmerte jetzt Licht, da und dort fuhr einer ächzend auf, und zipfelbemützte, verschlafene Köpfe erschienen und blickten in die Nacht.

„Hinterm Deutschen Haus muß es sein", rief der Bierbrauer. „Da lodern wenigstens zwei oder drei Dächer."

„Gott sei Dank", meinte die Frau. „Das ist weit genug weg von uns."

„Hannes! Peter! Rudolf! Martha! Anna!" brüllte Herr Deichsler nach seinem Gesinde und stürzte auf den Gang. „Wo seid ihr? Fertigmachen zum Löschen, der Feuerteufel geht in der Stadt um."

Schon trampelten Knechte und Mägde von den oberen Kammern die Treppe herab. Vom Erdgeschoß, wo die Fässer und Malzbutten standen, rief der Hausel Heiner herauf, er sei bereit.

„Der Hausel bleibt hier", befahl Herr Deichsler. „Und verrammelt das Tor fest, setz dich mit dem Prügel hinter die Tür. Sobald es brennt, ist die große Stunde des Diebsvolks. Du paßt auf unser Gut auf!"

Zu den anderen jedoch sagte er, während er den dicken Tuchmantel und die Pelzmütze ergriff: „Ihr folgt mir. Vergeßt das Gerät nicht."

In den Eingangsgewölben des geräumigen Hauses hingen reihenweise die ledernen Eimer, Spitzhacken und Feuerstangen, die nun herabgeholt wurden.

Die Kolonne der Helfer lief auf die Gasse.

Fackelträger waren schon zum Brandplatz unterwegs. Aus allen Häusern kamen Menschen mit Eimern, Kübeln, Beilen und Feuerspießen. Einigemale glitt Meister Deichsler auf dem Harsch aus, stolperte über Balken oder abgestellte Tonnen. Eine dem Stall zur Unzeit entronnene Sau rannte quiekend durch die dahertrampelnde Hilfsmannschaft.

Als die Deichslerschen am Badhaus vorüberkamen, wo sich wochentags die Bürger manchmal von Mägden in Zubern schrubben ließen und Kurzweil fanden, stürzten zwei Bader heraus und schleppten eine große Holzwanne. Auch die Stadtknechte, dick eingemummt und hoch zu Roß, waren bereits auf dem Weg. Sie ritten in den unbeleuchteten Gäßchen ihre Runden, damit sich kein Gesindel die Verwirrung zu Plünderung oder Einbruch zunutze machte.

Vor der Wachsziehergasse ballte sich, nur spärlich vom Fackelschein angeleuchtet, die Volksmenge. Aber in der Gasse selbst schien es taghell: drei Dachgiebel nebeneinander flammten wie Feuerstöße.

Der städtische Amtmann Hubert schrie sich die Kehle heiser, bis endlich aus Männern und Frauen eine lange Kette gebildet war, die sich bis zum Ziehbrunnen im

Hinterhof des Fragners Sebald fortsetzte. Dort knarrte die Winde im höchsten Tempo. Kräftige Jünglinge holten unablässig Wasser aus dem Brunnen, gaben die ankommenden Eimer an die Kette weiter, und von dort flogen die Ledereimer von Hand zu Hand bis in die Wachsziehergasse. Auch die Leute des Bierbrauers Deichsler fügten sich rasch in eine zweite Kette, die am Ziehbrunnen des Wagners Kummernuß in der Schmiedgasse ihren Anfang nahm. Deichsler selber jedoch ging mit dem langen Feuerspieß zum Hauptbrandherd, wo schon andere Bürgersleute dabei waren, das glühende Gebälk des Fachwerks auseinanderzureißen.

Geretteter Hausrat, Betten, Kasten und Truhen wurden weiter fort in die Gäßchen geschafft. Weinende Hauseinwohner sahen zu, wie ihr Besitz, ihr Vermögen, ja ihre Kleider, ihre Nachtlager und ihr Werkzeug ein Raub der Flammen wurden.

Großes Geschrei erhob sich, als die Stadtknechte ein übles Subjekt aufgriffen, das die Gelegenheit benützt hatte, um aus einem der Häuser, die erst im oberen Stockwerk brannten, unterm Vorwand des Rettens eine schwere eisenbeschlagene Geldtruhe wegzuschleppen. Der Kerl war schon gebrandmarkt: man hatte ihm früher die beiden Backen durchgebrannt und die Ohren aufgeschlitzt. Jetzt schleppten ihn die gerüsteten Knechte davon.

„Verfluchtes Schlitzohr!" drohen die Bürger hinterdrein. „Diesmal wird man ihm hoffentlich die Hand abhacken!"

„Wasser! Mehr Wasser!" befahl einer der Männer der vordersten Reihe. „Ringsum sind Schindeldächer, Stroh liegt auf den Häusern jenseits der Gasse, und die Funken tanzen über die halbe Stadt."

Andere Gruppen hatten sich von den Brandherden zurückgezogen und schaufelten in Eile Schnee und Eis auf die Dächer der umliegenden Stallungen, die mit ihren Schilfdächern besonders gefährdet schienen. Doch als eben eines der brennenden Häuser — wohl jenes des Wachsziehers Bemmler — in einem Funkenregen einstürzte, melden die Leute an den Ziehbrunnen, daß kein Wasser mehr komme. Man konnte nur die Kette der wandernden Ledereimer zum Fischbach verlängern, denn auch ein kleiner Löschweiher in der Nähe erwies sich als zugefroren.

Bis zum Morgengrauen dauerte der Kampf gegen den Roten Hahn, dann endlich, und nachdem ein halbes Dutzend Häuser niedergebrannt waren, kam das Feuer unter Kontrolle. Die Brandwachen blieben zurück.

Meister Bemmler war tief verstört. Immer wieder beschuldigte er seine Dirn Agatha, in ihrer Kammer sei das Feuer zuerst ausgebrochen. Schließlich wurde dieses heulende Häuflein Elend von Spießknechten zum Verhör abgeführt.

Herr Deichsler, der zugleich Armenrat war, traf sich mit anderen Herren vom Rat und besprach die Brandkatastrophe.

„Ich habe die armen Leute bei Nachbarn notdürftig untergebracht", sagte er. „Da sie aber gänzlich ruiniert sind, müssen wir ihnen vom Hohen Rat wohl erlauben, von Haus zu Haus zu gehen und um christliche Barmherzigkeit zu flehen."

„Die Wachszieher- und Bildschnitzerzunft wird auch ihr Scherflein dazu geben", meinte ein Obermeister. „Mit Gottes Hilfe und den Gaben der Bürger werden sie wohl nach einiger Zeit wieder aufbauen können."

„Man müßte auch vom Rat dazu steuern", schlägt Deichsler vor. „Aber wir sollten die Auflage machen, daß fortan kein Haus in einer so engen Gasse mehr mit Schilf, Stroh oder Schindeln gedeckt sein darf. Mit der Zeit müßte die Stadt Dächer aus Schiefer oder Ziegeltaschen bekommen."

1495

Feuer für die Eitelkeiten dieser Welt!

Vom Florentiner Rathausturm hämmern die dumpfen Töne der „Vacca". So nennt das Volk die Sturmglocke; denn wie eine „Kuh" brüllt das Erz, wenn Gefahr im Verzug ist. Dann lassen die Tuchfärber, Weber, Silberschmiede, Drogenhändler und Kaufleute alle Arbeit liegen, schließen eilig mit eisernen Stangen Werkstätten und Gewölbe ab, rüsten sich und rennen zu den Zunft- oder Gildehäusern. Mit entrollten Bannern marschieren die Zünfte unter Führung ihrer Obermeister aus allen Stadtteilen zur Piazza Signoria.

Die große Stadt am Arno ist in Gärung.

Volksmassen wogen durch die Gassen, grollender Lärm wälzt sich aus den Straßenschluchten zu den Plätzen. In der engen und finsteren Via Carnera stürmt Messer Taddeo di Bardi in den dunklen Torbogen des Hauses, in das sich sein Freund, der berühmte Humanist Politian, zurückgezogen hat. Er läuft in großen Sprüngen die gewundene Treppe hoch und tritt, ohne anzuklopfen, in Politians Kammer.

Politian gehörte ebenso wie der reiche Bardi noch vor einigen Jahren zum hochgeehrten Freundeskreis der herrschenden Familie Medici, war aber nach deren Sturz nicht geflohen, sondern hatte sich in der Stadt versteckt und lag nun krank zu Bett. Und Taddeo di Bardi hatte es vorgezogen, seine bunten, vornehmen Kavalierskleider unter einem umgeworfenen, grauschwarzen Mantel zu verbergen; denn der Pöbel machte neuerdings Jagd auf Angehörige der ehemaligen Mediceerclique.

„Auf, auf, Politian" ruft Bardi, dessen Wangen hektisch rot brennen. „Noch gibt es eine Partei der Medici in Florenz! Die Arrabiati (die Rasenden) sammeln sich in ihren Häusern. Wir greifen zu den Waffen!"

Taddeo di Bardi schlägt auf den Degen, den er unterm Mantel am Wehrgehänge trägt.

„Der wahnsinnige Mönch von San Marco, dieser Savonarola", eifert er, „hat eine neue Hetzpredigt gegen den Luxus, das Vergnügen und die Weltlust gehalten. Die Volksmassen kochen und ziehen durch die Straßen. Neue Plünderungen, neue Zerstörungen, neue Gewalttaten der Piagnoni (der Heuler) stehen bevor. Hörst du nicht, wie sie alle Plätze und Gassen mit ihrem psalmierenden Geheul erfüllen? Nun müssen auch die Arrabiati auf die Straßen und dem Pöbel eine Schlacht liefern."

„Es ist sinnlos, Taddeo", seufzt Politian. „Eine Sturmflut hat sich erhoben, gegen die wir machtlos sind. Savonarolas Stellung beim Volk ist unerschütterlich, seit er einige glückliche Prophezeiungen getan hat. Alle Weltstimmung dieser Tage: der französische Heereszug gegen Italien, die allgemeine Unrast einer Zeit, die sich rasend schnell wandelt, der Aufstand gegen die Medici, die Unzufriedenheit mit der Herrschaft der Reichen und vornehmen Familien — kurz: alles zusammen strudelt wie Hochwasser auf die Mühlen des fanatischen Mönches. Der Geist einer frommen Vergangenheit ist noch einmal aufgestanden."

„Politian", sagt Taddeo di Bardi, „hast du vergessen, was beim Sturz unserer Medici geschah? Als die Pöbelmassen in die Paläste drangen? Noch sehe ich den Innenhof des Mediceerhauses mit den zertretenen Gemmen, den zerschlagenen Marmorstatuen, die der Wahnwitz der Stunde vernichtet hat. Unter dem Gelächter von Tagwerkern fuhren die Messer durch die Gemälde, die von der Familie Medici in mehreren Menschenaltern gesammelt worden waren. Aus den Fenstern flogen die unersetzlichen griechischen Vasen, die Bronzen und Terrakotten. Mit wertvollen Handschriften und Büchern schichteten die Eseltreiber und Käsehändler Feuerstöße, und Vorstadtweiber liefen mit Säcken voller antiker Goldmünzen, Silberschalen und Statuetten davon. Sollen abermals zehntausend gierige Hände erraffen, zerschlagen, stürzen, verunreinigen, herabzerren und forttragen, was die Mediceer mit so viel Mühe, Sorgfalt und Sachkenntnis gesammelt und der Vergessenheit entrissen haben?"

„Begreif doch, Taddeo", erwidert Politian beinah flehend, „was wir erleben, ist ein Aufstand der religiösen Ekstase gegen die Eitelkeit der Welt, gegen den Luxus der Reichen, ja gegen die Lebensfreude überhaupt. Der Mönch predigt vom flammenden Jüngsten Gericht, vom Weltuntergang und dem jubelnden Einzug der Seligen ins Himmelreich. Man hat die Familie Medici verjagt, weil man sich zurück ins finstere Zeitalter des starren Kirchenglaubens flüchtet. Gott oder die Welt, heißt die Parole Savonarolas. Und Florenz hat erbebend vor Furcht Gott gewählt."

„So komm doch, Politian, alter Freund! Du, ein Humanist, ein Gelehrter und Freund des großen Lorenzo des Prächtigen! Wenn wir den Wahnsinn schon nicht aufhalten können, so wollen wir wenigstens retten, was zu retten ist."

Obwohl Politian Fieber hat und genau weiß, daß er als Medicifreund in der Stadt schwer gefährdet ist, erhebt er sich vom Lager. Er denkt an die vergangenen Jahre: als die großzügige, ungeheuer reiche Familie und vor allem der alles mit leiser, milder Hand lenkende Lorenzo pro Jahr das Doppelte der Florentiner Staats-

einnahmen allein für den Ankauf von Kunstwerken, für Studienhilfen für begabte Studenten, für den Erwerb antiker Ausgrabungen, für die Sammlung von unersetzlichen Buchrollen und Handschriften und andere kulturelle Zwecke wie Akademien, Kunsthöfe, Theateraufführungen, Konzerte und Schulen ausgaben. Florenz war damals für wenige Jahrzehnte das Herz der abendländischen Kultur geworden. Jetzt aber galt es, einiges davon zu bewahren, damit Fanatiker es nicht zerstörten.

So folgte Politian seinem Freunde auf die Gassen.

*

Sie bemerken sofort, daß die Gegenpartei der Arrabiati im raschen Verfall begriffen ist. Nur noch hier und dort wagen es junge Herren aus guten Familien, von den Balkonen ihrer Paläste herab Protestrufe zu erheben. Die Tage sind vorüber, wo sich die Arrabiati und die Piagnoni genannten Anhänger Savonarolas Straßenschlachten geliefert haben. Ein heulender, von Psalmen und Chorälen trunkener Pöbel wogt durch die breiteren Straßen. In allen Augen liest man glühende Entflammung, heilige Hingabe. Raserei hat die Massen ergriffen. Wie eine Woge schlägt das geheimnisvolle Lebensgefühl einer Vergangenheit über den Menschen zusammen: das unendliche Glück des Glaubens, der Hingabe an Gott.

Was bedeutet all der weltliche Tand, was Wissenschaft, Kunst und Forschung vor der entfesselten Ekstase der Seele?

Fiebernd vor Eifer schleppen die Menschen aus Häusern und Palästen, was nun ohne Gewicht ist: weiblichen Putz, Perücken, falsche Zöpfe, Elfenbeinkämme, goldene Nadeln, Puder, Salben, Nagelfeilen, Zangen zum Auszupfen der Augenbrauen, Brennscheren und Riechwässer.

Sie tragen heran, was den Geist von seinen ewigen Zielen ablenkt: Schachbretter, Würfelspiele, Lauten, Mandolinen, Gitarren, Kartenblätter, Kegel und Bälle. Andere brechen in Büchereien ein, bringen kostbare Pergamente mit Abschriften der alten Griechen: eines Anakreon, Aristophanes oder Platon; sie werfen den liederlichen Lateiner Ovid, den heidnischen Vergil und den Römer Horaz ebenso auf die Gasse wie das Dekamerone Boccaccios und die frechen Verse der Dichter aus mediceischen Tagen.

Da sehen Taddeo di Bardi und Politian den alternden Maler Sandro Botticelli mit fiebernden Wangen aus seiner Werkstatt rennen und schwere Gemälde seiner Mediceerzeit schleppen: Darstellungen antiker Legenden, frohes Spiel der Jugend, Bilder von Frühling, Liebe und Schönheit.

„Fort! Fort mit diesem weltlichen Tand!" schreit Botticelli und händigt seine schönsten Werke dem Pöbel aus. „Nur Gott und den Heiligen sei künftig unser Pinsel geweiht!"

Rasch drängen sich die beiden Freunde durch das Gewühl. Sie entreißen den groben Fäusten Botticellis große Bilder „Geburt der Venus" und „Der Frühling". So schnell sie können, machen sie sich mit den Gemälden davon, um sie zu verstekken, bis der Wahnsinn ausgetobt hat.

Politian entsinnt sich noch, wie der junge, strahlende Botticelli als Freund im Kreis

der Mediceer immer die gleiche Venus, das selbe zarte Antlitz als Frühling oder Morgenröte, ja als Madonna und Himmelskönigin zwischen Blüten, gemalt hat: Simonetta Bardi, die jung verstorbene Braut des inzwischen ermordeten Giuliano Medici. Vorüber sind die Tage der Rosen und der Lieder — aber wenigstens die Erinnerung soll bewahrt bleiben.

Von Kloster San Marco herauf ziehen Scharen von Piagnoni in Sack und Asche; sie schwingen schwarze Kreuze, tanzen und schreien.

„Sempre pazzi! Sempre pazzi! — Tanzen, immer nur tanzen!" so donnert der Kehrreim ihres Aufzuges.

Als Taddeo und Politian die Gemälde gerettet haben, stürzen sie sich abermals in den Strom der rasenden Stadt. Alles drängt nun zur Piazza Signoria, zum Platz vor dem Rathaus. Auf der „Ringhiera", der hölzernen Tribüne, um den Block des Rathauses, sind die Ratsherren, die Zunftmeister und viele Mönche versammelt. Unten auf dem Platz tobt eine kreischende, sich in Tanzrhythmen wiegende Menge um einen freien Raum, auf dem tausend Hände einen Scheiterhaufen der Eitelkeiten schichten. Wilder Glaubensgesang erhebt sich zum überdeckten Himmel. Sogar die Landsknechte, die als Stadtwache drüben in der „Loggia dei Lanzi" stehen, wiegen sich im Takt des Gesanges.

„Der Liebe nimm drei Unzen voll,
des Glaubens drei und sechs der Hoffnung.
Der Buße zwei — und gut gemischt!
Und stell's ans Feuer des Gebets.
Drei Stunden soll's am Feuer steh'n,
dazu ein wenig Leid noch, Trübsal,
Zerknirschung, Demut, soviel nötig;
nicht lange dauert's und es wird
die Weisheit Gottes daraus werden!"

Rasende Stimmen überschreien sich, Frauen fallen in Krämpfe, Kinder beginnen zu weinen. An allen Straßenecken stehen predigende Mönche oder einfache Handwerker, die, vom Geist Gottes ergriffen, über Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen reden.

Dann erscheint er selber: der Auserwählte, der Prophet — Savonarola.

Ein Brausen geht über den Platz, und wie ein hingemähtes Ährenfeld sinken die Zehntausende in die Knie.

„Segne uns, Bruder Girolamo!" rufen sie. „Erlöse uns von der Welt!"

Hochaufgebaut ist unterdessen der Scheiterhaufen mit allen Nichtigkeiten der Welt: Gemälde, Kunstwerke, Kosmetikartikel, Spiele, prunkvolle Kleider, Spiegel, kostbare Bücher und wallende Federhüte.

Savonarola steigt langsam zum erhöhten Predigerpult auf der Righiera. Seine Wangen sind hohl wie der Tod, seine tiefliegenden Augen flammen die Drohung des Jüngsten Gerichts. Er gibt ein Zeichen.

Einer der Piagnoni wirft die Brandfackel in den Scheiterhaufen der weltlichen Eitelkeiten. Gelber Schein läuft über den Stapel, Rauch steigt auf, und die Flammen lodern unterm ungeheueren Freudenschrei von Florenz zum Himmel. Über Politians bleiches Gesicht aber rinnen die Tränen.

Auf derselben Piazza Signoria wird drei Jahre später ein Scheiterhaufen aus Pinienholz und Stroh errichtet. Stadtknechte führen, von Franziskanermönchen begleitet, unterm wütenden Geschrei des Pöbels Savonarola und zwei seiner dominikanischen Mitbrüder gefesselt herbei und binden sie an die Pfähle. Wieder wird ein Feuerstoß angezündet, und abermals rast der Beifallsruf der Massen zum Himmel.

Die Stimmung hat umgeschlagen. Das „gute Volk" in all seiner „Weisheit" nimmt nun Rache an Savonarola, der versucht hat, ihm alle Lebensfreude zu nehmen, es seiner Kunstwerke zu berauben und es mit dem Jüngsten Gericht zu erschrecken. Politian ist mit nur 39 Jahren gestorben. Sein Freund Taddeo di Bardi, jetzt wieder angesehener Patriziersohn, steht unter den Zuschauern bei der Verbrennung Savonarolas. Und auch über seine Wangen rinnen die Tränen.

1502 | Störche fliegen, Kraniche fliegen...

Das große Turmzimmer hat halbrunde Fensteröffnungen nach den vier Windrichtungen. Leonardo da Vinci ist vor Wochen eingezogen. Was hier herumsteht: breite Zeichentische, Truhen voller Papierrollen und Bücher, Modelle von allerlei Maschinen, an die Wände geheftete Werkzeichnungen und dazu einige genial hingeworfene Rötelzeichnungen, das alles ist auf Befehl des Kriegsingenieurs Leonardo herbeigeschafft worden. Er hat sich ein kleines Reich, eine Werkstatt für seine vielfältigen Arbeiten geschaffen.

Leonardo da Vinci steht nachdenklich in der nordwestlichen Fensternische: ein stattlicher, von der Stirne her schon ein wenig glatzköpfig werdender Mann, dem die grau-rötlichen Locken und der wallende Vollbart gut stehen. Das freie, offene Gesicht mit den großen blauen Augen verrät den Künstler und Gelehrten; die leichte Krümmung der hohen Gestalt, die schwere Last im Nacken, die er in einem sehr bewegten Leben getragen hat. Er ist nicht reich, nicht einmal wohlhabend.

Der lange, in vielen Falten herabfließende Gelehrtenmantel zeigt Farbflecken, Spuren von Hobelspänen und allerlei Essenzen. An einigen Stellen ist er geflickt.

Leonardos Blick schweift weit ins Land. Das Castell von Cesena liegt nämlich auf einer Schulter des Colle Garampo, einem Ausläufer der Apenninen, die sich hier zur Ebene senken. Man sieht das Geschachtel der ummauerten Stadt Cesena mit den rot-grau gefleckten Dächern; das silbrige Band des Savio und die gewundene Landstraße zwischen Bologna und Ancona. Wie Ameisen ziehen einige bunte Landsknechtsfähnlein auf die Stadt zu. Unten auf dem Campo lagert in weißen und farbigen Zelten ein Teil des Heeres, das Herzog Cesare Borgia in die Landschaft Romagna geführt hat. Nachdem Cesena gefallen ist — und dies nicht ohne Mitwirkung der von Leonardo konstruierten Kriegsmaschinen — darf man hoffen, daß der Krieg eine Atempause einlegt.

Zeit zur Arbeit demnach, Zeit für das Wesentliche.
Einige Seeadler, die häufig von der nahen Adria herüberkommen, kreisen im blauen Dunst. Fern am Horizont streichen Reiher dahin. Leonardos Auge folgt sehnsüchtig den so leicht schwebenden Vögeln.

„Störche fliegen, Kraniche fliegen", murmelt er. „Der Adler kreist in den Lüften. Und wir Menschen: sollen wir niemals fliegen?"

Wie oft hat er solche Worte zwischen seine Tagebuchnotizen und Skizzen gekritzelt. „Volare, fliegen" — das war schon eine seiner Kindersehnsüchte gewesen. Oft dachte er noch an die Tage in dem heimatlichen Dorf Vinci über Florenz, wenn er auf dem Rücken im Gras lag und den dahinschwimmenden Wolken nachträumte, wenn er Gesichter, Fratzen, Gestalten, Bauten und Phantasiegeschöpfe in die Wolkenballen hineindachte. Der Gedanke, daß der Mensch als Gottes edelste Schöpfung nicht können sollte, was Vögel oder Libellen vermochten — dieser Gedanke hat ihn niemals losgelassen.

Nun scheint die Angelegenheit zum erstenmal in ein praktisches Stadium eingetreten zu sein. Aber eben dies liegt wie Bergeslast auf Leonardo. Er schaut nicht ohne Schauder in die dunstige Tiefe des Tals unter dem Rundturm hinab.

Er ist im Begriff, einen Menschen dort hinabzuschicken, der auf eine Maschine seiner Konstruktion vertraut . . .

Seufzend tritt Leonardo vom Fenster zurück und geht langsam zum Zeichentisch. Dort liegen zahllose Notizen und Berechnungen, die meisten davon sind in seiner Spiegelschrift, die er mit der linken Hand zu schreiben pflegt. Immer wieder sind Detailskizzen dazwischen. An Erfindergeist hat es ihm nie gefehlt.

Die neue Zeit, die wieder auf die Wissenschaften und Ideen der alten Römer und Griechen zurückgreift und sich anschickt, den logischen Verstand zu gebrauchen, stellt ungeheuere Aufgaben. Warum soll der Mensch seine Gottesgaben nicht endlich gebrauchen? Weshalb soll er nicht Maschinen zur Erleichterung seiner Arbeit bauen, wie etwa jene Geräte für die mailändische Textilindustrie, die er einst gebaut hat: Fadendrehmaschinen, Spulapparate, Tuchschermaschinen, mechanische Kämmeinrichtungen oder all die anderen Maschinen für Krieg und Frieden, die hier in vielen Blättern entworfen, durchkonstruiert und ausgeführt sind? Da gibt es Greifvorrichtungen, neue Kräne, Treträder, Wurfmaschinen, Schleudern, Schleusenbauten, Festungspläne, Wasserräder, Blasebälge, Bagger, hydraulische Vorrichtungen zum Heben von Lasten, Hammerwerke, Ketten- und Panzerwagen, Maschinengewehre, daneben Kanalbauten, ja Phantasiestädte mit unterirdischen Straßen und Stadtbahnen entworfen: Träume einer kommenden Zeit.

Doch der höchste Traum ist der vom Fliegen. Manchmal erscheint es dem großen Ingenieur sogar, als sei ihm diese Frage noch wichtiger als seine vielgerühmten Gemälde, seine Fresken und Porträts, als das zu Mailand für Francisco Sforza geschaffene Reiterstandbild, das in einem Stück gegossen werden sollte und das nur auf den zwei Beinen eines sich bäumenden Rosses stand.

Eine Wolke geht über Leonardos Stirn. Er hat nie Glück gehabt. Viele seiner besten Werke sind zerstört, vom Zerfall bedroht wie das Mailänder „Abendmahl",

das Reiterstandbild war schon im Modell von französischen Bogenschützen zerstört worden.
Man muß die Tage nützen! Augenblicklich ist Leonardo da Vinci ein schlecht bezahlter Kriegsingenieur des Eroberers Cesare Borgia. Er weiß nicht, wann er vom Herzog neue Aufträge bekommt: Festungspläne, noch wirksamere Geschütze oder Belagerungsgeräte.
Noch einmal prüft er die Skizzen seines Flugapparats. Suchend schiebt er in dem Stoß von Blättern Zeichnungen mit der Anatomie des menschlichen Körpers beiseite, Skizzen von Sehnen und Adern einer Menschenhand — da sind die Bogen. Wie Fledermausflügel hat er die Flugrippen und die Bespannungen verteilt: die Natur war sein Vorbild.
Und hier sind auch seine Berechnungen, Beobachtungen und Zeichnungen zu den Spiralen eines Segelfluges, wie ihn im Luftraum treibende Möven vollführen. Ob sein Gehilfe Cesare di Sestra sich daran hält? Ob die Flügel aushalten, die zwischen biegsamen Stäben eingezogenen Segelhäute die Luftpolster fassen?
Es müßte gelingen! Ein Anfang muß gemacht werden!
Ein höfliches Räuspern ertönt von der Tür her. Leonardo wendet sich um und sieht seine beiden Lieblingsmechaniker, Marco d'Oggione und den schwarzhaarigen Cesare di Sestra, auf der Schwelle stehen.
„Messere", beginnt Marco, „wollt ihr es nicht doch noch einmal überlegen und mich den ersten Flug unternehmen lassen? Wie ihr wißt, wiege ich weniger als Cesare!"
„Ihr habt es mir versprochen", wirft Cesare sofort ein. „Ich habe mit der Maschine geübt, jetzt will ich auch fliegen."
„Dank, ihr Getreuen!" erwidert Leonardo. „Ihr streitet euch um eine gefährliche Ehre! Auch ich kann euch nicht sagen, wie es endet."
„Wir sollten den Zusammenbau überwachen", wirft Cesare ein. „Alle Teile sind nun auf dem Dach."
Zu dritt begeben sie sich auf die Turmplattform, wo die riesigen Flügel und das Tragegestell schon zusammengebaut werden. Noch einige Male bestürmt Marco d'Oggione den Meister, aber Leonardo bleibt bei seiner Entscheidung: Cesare wird die Maschine erproben.
Unten im Hof des Castells und auf den flachen Dächern der Nebenbauten haben sich unterdessen Landsknechte, Bürgersleute und zufällig anwesende Bauern angesammelt. Sie alle wollen Augenzeugen des Versuchs werden.
Nach einiger Zeit ist die Flugmaschine bereit, geprüft und in Ordnung befunden. Leonardo selbst hilft Cesare beim Anlegen der Riemen. Versuchsweise bewegt der Flieger die riesigen Fittiche. Man hört das Aufrauschen der Luft.
Dann tritt der kleine schwarze Cesare an den Rand der Brüstung; man hilft ihm vorsichtig auf die Zingeln, wo er nun angesichts des tiefen Abgrundes wartet.
„Störche, fliegen, Kraniche fliegen", sagt Leonardo. „Warum sollen Menschen nicht ebenfalls fliegen? Als ich ein Kind war, erschienen mir im Traum immer wieder Adler, die mich küßten, und ich nahm es als Zeichen dafür, daß ich mein Leben lang von Flügeln träumen würde. Gott sei mit dir, mein Cesare!"
Der kleine Gehilfe blickt noch einmal in die fludrige Weite des Himmels, atmet



tief und stößt sich vom Mauerkranz. Zugleich breitet er die Fittiche weit aus. Sofort fängt sich die Luft unter den Segeln, sie trägt ihn, und er schwebt wie ein Riesenvogel vom Turm fort in den leise sausenden Wind.

Ein Freudenschrei steigt aus dem Burghof, die Leute auf den Dächern winken mit Tüchern und Mützen. Ein Landsknecht rührt die Trommel. Auch die Leute auf der Plattform stürzen an die Zingeln und starren fasziniert auf den davonschwebenden Cesare di Sestra.

Wie Leonardo es berechnet hat, zieht der erste fliegende Mensch einige Spiralen im Flugwind, senkt sich sanft den Hügeln zu. Nach zwei oder drei Schleifen kommt er der Erde näher. Doch dann ...

Sei es, daß Cesares Armkraft nachläßt, sei es, daß er einen Augenblick unaufmerksam war und die Flügel nicht genügend steif in den Wind hält; vielleicht

bricht auch ein tragender Stab unter der Last — jedenfalls sehen die entsetzten Zuschauer, wie der Flugapparat auf einmal die Flügel anlegt, hochklappt und mit Cesare sausend zu Tal stürzt.

Er fällt in ein Gebüsch, das seinen Fall mildert. Die Menschen im Burghof und auf der Plattform haben aufgeschrien. Jetzt rennen sie aufgeregt zum Unfallort.

Cesare di Sestra ist mit einem gebrochenen Bein, einigen Prellungen und dem Schrecken davongekommen. Leonardo läßt ihn nach Trostworten ins Spital der Barmherzigen Brüder schaffen.

„Messere!" ruft Cesare noch auf der Tragbahre. „Ich würde es gleich wieder tun! Fliegen ist herrlich, so frei, so leicht, so schwebend — wie ein Vogel am Himmel!"

Leonardo aber geht in schweren Gedanken in sein Turmzimmer zurück. Er will allein sein. Der Versuch ist mißglückt, doch er gibt nicht auf. Als abends die Kerze brennt, schreibt er in winziger Spiegelschrift in sein Tagebuch:

„Sie werden kommen: die Flügel! Wenn nicht durch mich, dann durch einen anderen. Der Mensch wird einst fliegen! Der Geist trügt nicht: wenn die Menschen erkennen, daß sie Flügel haben können, so werden sie sein wie Gott! Störche fliegen ... Kraniche fliegen ..."

III. Neuzeit

1505 | Die tödlichen Heiligen

Im Norden liegt der blaue Höhenzug der Sierra Morena, das Bett des Quadalquivir ist mit lehmig gelbem Wasser gefüllt. Auf einer sanften Anhöhe über dem Strom steht gegenüber dem maurischen Kastell Caralhola der riesige Komplex der Kathedrale. Einst ist dieses gewaltige Bauwerk eine der größten islamischen Moscheen gewesen. Die christlichen Eroberer haben eine Kirche daraus gemacht.

Aus den Bogengängen und den zwölf bronzenen Toren strömen die Meßgänger auf die von Orangenbäumen umstandene Plazza, während schon andere Massen wieder hineindrängen, die nächste Messe zu hören.

Wie in Spanien seit alters üblich, bleiben die Leute nach dem Kirchgang in Gruppen plaudernd auf der Plaza stehen. Im Schatten der Bäume gibt es Andenkenläden, Ablaßbuden, Reliquienhändler, Verkäufer von Heiligenbildern, geweihten Kreuzen und Kerzen.

Don Fernando da Costa, ein alter Offizier, zieht höflich seinen gefältelten Samtzylinder vor der reichen Witwe Doña Inez, die tief verschleiert mit umgehängter Mantilla aus dem Dom kommt. Doch die Dame geht, von ihrer „Tia", einer alten Dienerin, gefolgt, mit kurzem Kopfnicken weiter. Señor Antonio Navaron, ein ältlicher Weinhändler aus der Vega, kommt schnaufend und rotgesichtig. Don Fernando kennt ihn und berührt ihn am gepufften Ärmel.

„Schon das Neueste gehört, Señor Antonio?" fragt der Offizier. „Wir erhalten Besuch in Cordoba. Bald wird hier allerhand geschehen."

„Was soll's, Don Fernando?" erwidert der Weinhändler. „Kommt der Hof? Oder ziehen Indios aus den neuen Kolonien durch?"

Don Fernando da Costa nimmt eine geheimnisvolle Miene an, dämpft die Stimme und blickt sich vorsichtig um, obwohl ständig Leute in Gruppen vorübergehen.

„Viel ärger wird's, Señor Antonio. Wehe uns, die Heiligen kommen! Die Inquisition soll unsere Stadt aufsuchen."

Das rote Gesicht des Händlers wird sichtlich fahl. Verstohlen schlägt er das Kreuz.

„Wie?" fragt er heiser, „die Heilige Inquisition? Und nach Cordoba, sagt ihr?"
Dann besinnt er sich offenbar. Er will um Gottes willen nirgendwo den Eindruck hinterlassen, als sei er etwa kein begeisterter Anhänger jener Einrichtung, die die Reinheit des Glaubens prüft und fortwährend Jagd auf versteckte Mohammedaner, Juden und Ketzer macht. Scheinheilig versucht Señor Antonio zu lächeln.
„Welch ein Segen, Don Fernando! Da dürfen wir der Madonna heißen Dank sagen. Wohin kämen wir Christen, gäbe es nicht die Inquisition? Es sind erst ein Dutzend Jahre her, daß die von Gott verfluchten Mauren drüben in der Vega von Granada saßen. Den Heiligen zur Ehre hat man sie ja größtenteils nach Afrika vertrieben oder umgebracht. Aber es verbergen sich leider immer noch Neuchristen, Juden und geheime Mauren unter uns. Da wird die Heilige Inquisition ein gutes Werk zu vollbringen haben."
Der ehemalige Offizier, der selber noch bei den Schlußkämpfen um die Maurenfestung Baza mitgewirkt hat, ist viel offener. Er poltert lautstark los.
„Nun, ob wir uns freuen sollen, bleibt dahingestellt, Señor Antonio. Der neue Inquisitor Lucero soll es verstehen, von Adeligen, reichen Kaufleuten und sogar von kirchlichen Würdenträgern im Namen der Inquisition durch Verhaftung, Einkerkerung und Folter erkleckliche Summen zu erpressen. Ganz Andalusien stöhnt unter dieser Gewaltherrschaft."
Señor Antonio hebt beschwörend die Hände.
„Versündigt euch nicht an den Heiligen Männern, Don Fernando! Damit will ich nichts zu tun haben. Ich habe nichts gehört. Entschuldigt mich, aber mir ist danach, nochmals die Heilige Messe zu hören und zur Beichte zu gehen."
Damit geht der dicke Weinhändler eilig zur Kathedrale zurück.
Don Christobal de Ameria, ein verarmter Adeliger, der das Gespräch mitangehört hat, zupft Don Fernando am keck umgehängten Halbmantel.
„Ihr habt Recht, Don Fernando", sagt er. „Die Inquisition ist im Anmarsch. Kommt die paar Schritte zur Brücke hinab, ich will euch etwas zeigen."
Sie drängen sich durch das Volk, das rings um die Kathedrale seinen Schwatz und Markt abhält, gehen hangabwärts, wo die finsteren Tortürme vor der sechzehnbogigen alten Römer- und Maurenbrücke die Straße sperren.
Die Torwachen kontrollieren die zur Stadt gehenden Passanten. Bauern mit beladenen Eseln, Maultierkarren, vornehme Reisende mit Roß und Wagen — alle werden kontrolliert.
„Seht, Don Fernando", sagt der Freund leise, „die Gruppe finsterer Gesellen, die so selbstbewußt über die Brücke kommt und wie die Wächter erstarren. Wie sie salutieren und die Herren Galgenvögel ohne Gepäckkontrolle durchlassen. Wißt ihr, wer das ist? Es sind die ‚Familiaren' der Inquisition, die Vorboten und Diener des Inquisitors, die keinem weltlichen Gericht und keiner Behörde unterstehen."
„Die Geier kommen!" schimpft Don Fernando. „Und bald wird es auch Aas geben."
Wie ein Geier sieht Pedro Perez aus. Er war einst Sauhirt, kam aber dann zur Heiligen Inquisition, bei der er Dienst als Späher, Angeber und Büttel tut: er ist Familiar geworden, statt Bandit und Totschläger wie sein Bruder. Und im Gegensatz zu

diesem ihm sehr ähnlichen Bruder, steht er unter dem Schutz der machtvollsten Obrigkeit. Sein Ausweis öffnet ihm nicht nur alle Zollschranken und jeden Torpaß; als er ihn bei der örtlichen Polizei vorzeigt, weist man ihn sofort in ein vornehmes und bequemes Quartier ein: das Haus der reichen Witwe Inez.

Einige Tage später weiß es die ganze Stadt: der Inquisitor kommt.

Auf einem weißen Maultier reitet Don Lucero im schwarz-weißen Habit des Dominikaners, hinter seinen Bannerträgern, die schwarze Fahnen mit aufgestickten, blutroten Kreuzen tragen. Mönche mit brennenden Kerzen in den Händen begleiten seinen Aufzug. Auf Eseln, Pferden und Mulis folgen ihm die Sekretäre, Schreiber, Notare, Juristen und niedere Beamte. Das Volk, das schweigend und furchtsam die Straßen säumt, sinkt demütig auf die Knie, wo Don Lucero vorüberzieht. Der Inquisitor nimmt, ohne viel zu fragen, Wohnung im Palast des Erzbischofs Talavera und richtet sich dort häuslich ein.

Noch am selben Tag läuten sämtliche Glocken von Cordoba. Die Geistlichkeit zieht psalmensingend zur Kathedrale, wo Fackeln und Kerzen in Weihwasserkesseln gelöscht und die Kruzifixe verhüllt werden. Der Inquisitor verkündet: „Wie diese Lichter im Wasser verlöschen, so wollen wir die Seelen der Ketzer in der Hölle auslöschen."

Er besteigt düster und drohend die Kanzel und hält eine Predigt, in der er alle Christen auffordert, offen oder geheim alles anzuzeigen, was verdächtig, gegen den Glauben oder die Kirche gesagt, getan oder auch nur gedacht worden ist. Dann schließt er mit dem Fluch gegen die Abtrünnigen:

„Wir exkommunizieren und verfluchen im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, gesetzmäßig alle Ketzer an unserer heiligen, katholischen Kirche, alle die sie begünstigen, verbergen oder durch Schweigen decken, und wir übergeben sie dem Teufel . . ."

Die furchterregende Feier endet mit einem Eid von Behörden, Geistlichen und Einwohnern. Darin müssen alle erklären, nichts zu verbergen, ihre Nachbarn anzuzeigen, alle Geheimnisse zu bekennen und die Inquisition kräftig mit Rat und Tat zu unterstützen. Als die Leute die Kathedrale verlassen, hat sich die riesige Stadt mit ihren fast hundertzwanzigtausend Einwohnern in einen aufgestörten Ameisenhaufen verwandelt, in dem Mißtrauen, Furcht und Verdacht regieren. Keiner traut mehr dem andern. Einige verlassen bei Nacht und Nebel mit Dienerschaft und Gepäck die Stadt und flüchten; andere schließen sich in die Häuser ein; die dritten aber laufen vermummt und maskiert zu den Meldestellen, flüstern den eifrig kritzelnden Schreibern ihre Angaben zu oder werfen heimliche Briefe in die Kästen der Inquisition. Und bald schon gehen die Büttel von Haus zu Haus, nehmen Verhaftungen vor und führen weinende Frauen, Mädchen, junge Männer und alte Herren gefesselt zum Kerker. Keiner weiß, warum er festgenommen wurde, wer ihn angezeigt hat, was man ihm vorwirft.

Auch der rotgesichtige Weinhändler Antonio Navaron hat unter vielen Beteuerungen seiner Rechtgläubigkeit eine Anzeige gemacht und die lästerlichen Reden dieses ehemaligen Offiziers Don Fernando gemeldet. Don Fernando da Costa wird eben durch die Calle Moreno eskortiert, als das Portal der reichen Witwe Inez aufgeht und Schergen die mit Stricken gebundene Dame herausführen. Die Die-

nerschaft bleibt weinend zurück. Wie ein Sieger steht Pedro Perez, der geiergesichtige Familiar, auf der Schwelle. Nun hat er es der hochmütigen Doña gegeben! Außerdem ist er fortan allein Herr in dem wohlhabenden Haus. Das wird sein Schaden nicht sein: erhält doch der Denunziant einen ansehnlichen Anteil, der zu Gunsten der Inquisition eingezogenen Güter der Verhafteten.

Lange läßt man die Festgenommenen in den feuchten, lichtlosen Kerkergewölben schmachten. Ungewißheit des Schicksals, die ewige Frage, warum man eigentlich verhaftet wurde, und eine bewußt geschürte Angst machen viele schon vor der ersten Vernehmung weich.

Zuerst wird Doña Inez vor das Gericht geführt.

Die Richter sitzen mit schwarzen Kapuzen, die nur Augenlöcher lassen, an einem purpurrot gedeckten Tisch. Schwarzkuttige Notare schreiben, rohe Büttel stehen im Hintergrund. Sanft redet der Oberrichter der Verdächtigen zu, sie möge alles gestehen. Und als sie fragt, was man von ihr erwarte, die eine fromme Christin sei, worin sie gefehlt habe, die stets zur Beichte, Messe und Kommunion gegangen sei, verliest der „Protonator" mit dumpfer Stimme eine lange Anklageschrift, die von phantasievollen Beschuldigungen strotzt. Danach sei Doña Inez heimlich zu jüdischen Gottesdiensten gegangen, habe zusammen mit Mauren und Juden eine Verschwörung gegen die Kirche angezettelt und so fort.

Bei den Verfahren der Inquisition ist es Aufgabe des Angeklagten, seine Unschuld zu beweisen. Weder Zeugen, noch Beweismaterial werden bekanntgegeben. Als die Dame Inez alles bestreitet, führt man sie wortlos in den Kerker zurück.

Mehr als dreihundert Verhaftungen sind vorgenommen worden. All diese Menschen, sogar Kinder und uralte Greise darunter, machen schreckliche Wochen durch. Man erpreßt ihnen Geständnisse durch Überredung oder durch die Folter. Tag und Nacht hallen jetzt die Schreie und das Wehklagen der Gefolterten durch die Gewölbe. Don Fernando, als einstiger Offizier, ist so standhaft, daß er alle Grade der Tortur durchmachen muß, ehe sie ihn so weit haben, bis er in letzter Not hinausschreit, er sei ein heimlicher Jude und Christusmörder. Zuerst kamen die „Cordeles", Schnüre, die sich immer enger um seine gequälten Gliedmaßen schlangen; dann wandte man „Aqua", die Wasserprobe an: der Gefolterte wurde auf ein Gestell gelegt, wobei sein Kopf tiefer als der Rumpf war. Den Mund sperrte man ihm mit einem spitzen Holz auf und steckte einen Leinenstreifen hinein auf den ständig Wasser tropfte. Bei dieser Folter drohte man zu ersticken. Noch schlimmer war der dritte Grad, der „Garucha". Man hängte den Delinquenten an den umgedrehten Armen frei auf und befestigte immer schwerere Steine an seinen Füßen, bis die Arme aus den Gelenken sprangen. Am Ende kamen die „glühenden Steine", die rotglühenden Zangen, die Streckbänke und Daumenschrauben.

Kaum aber hat Don Fernando da Costa in wilder Verzweiflung alles eingestanden, was die Inquisition von ihm wissen will, sind die Henkersknechte wieder liebenswürdig. Sie lassen ihn ein Protokoll unterschreiben, geben endlich Ruhe und bringen den Gefangenen in den Kerker zurück.

Sie wissen, daß der Angeklagte nun verloren ist. Denn das Urteil für erwiesene Ketzerei steht von Anfang an fest. Es lautet auf Tod durch Verbrennen.

Der Inquisitor Lucero spricht das Todesurteil über 107 Menschen aus. Behörden und Geistlichkeit, ja sogar der greise Erzbischof Talavera von Cordoba protestieren vergeblich und wenden sich ohne Erfolg an den königlichen Hof. Die Gehilfen der Inquisition rufen das Volk zur Urteilsverkündigung und zur „Aussöhnungsfeier mit der Kirche".

Bei diesem Aufzug, den bewaffnete Familiaren und Büttel sichern, erscheinen die Verurteilten, darunter auch Doña Inez und Don Fernando, in „Sanbenitos": sackartigen „geweihten" Gewändern, denen rote Andreaskreuze aufgenäht sind. Die besonders verstockten Ketzer müssen zu ihrer Schande sogar aufgemalte Teufel und Höllenflammen tragen. Bei dieser Wiederversöhnungs- und Abschwörfeier sind auch die milder Verurteilten anwesend. Diese sehen nun, wie in der Kathedrale die schwarzen Hüllen von den Kreuzen genommen werden. Familiare führen die zu Verbannung, Vermögenseinzug oder Bußwallfahrt Verurteilten in ihre Häuser zurück und übergeben ihnen als Zeichen der Aussöhnung grüne Kreuze.

Die zum Flammentod Verdammten jedoch werden zu einem Zuge formiert.

Soldaten feuern eine Salve aus den Musketen ab, und der Inquisitor bricht den Stab, als Zeichen, daß das Urteil vollzogen werden soll. Die Inquisition übergibt die Verurteilten zu diesem Zweck der „weltlichen Hand", der Polizei und dem Henker.

Auf einem großen Platz hat das fromme Volk unterdessen eifrig Holz, Reisigbündel und Stroh zusammengetragen. Ringsum sind Tribünen errichtet, auf denen Stadträte, Adelige, vornehme Bürger und Ehrengäste der Inquisition ihre Sitze eingenommen haben. Begleitet von Soldaten, die alle Hände voll zu tun haben, die „Ketzer" vor der Volkswut zu beschützen, naht der traurige Aufmarsch. Die Verlorenen in ihren Sackkutten tragen nun die spitzen gelben Mützen, die ihr Ketzertum bekunden. Man hat ihnen brennende Kerzen in die Hände gegeben, und seltsamerweise singen viele von ihnen inbrünstig Choräle. Einige rufen in ihrer Geistesverwirrung den Gaffern sogar unablässig zu, sie seien glücklich, von der Mutter Kirche bestraft, aber zugleich gereinigt zu werden.

Die Henker in ihren schwarzen Kapuzen binden die Verurteilten paarweise an die Pfähle. Schon warten andere Büttel mit lodernden Fackeln.

Das „Auto da fé" — wie man spanisch diesen „Actus fidei" oder „Glaubensakt" nennt — mag beginnen.

*

Für die Beschwerde des Erzbischofs Talavera setzt sich am spanischen Königshof sogar der Prinzgemahl Philipp (von Burgund-Habsburg) bei der Königin Johanna ein. Hinter dem Inquisitor Lucero jedoch steht der Groß-Inquisitor, Kardinal-Erzbischof Deza von Toledo, den man den „dritten König Spaniens" nennt. Das Verfahren endet damit, daß Erzbischof Talavera mitsamt seiner Verwandtschaft in den Kerker geworfen wird. Prinzgemahl Philipp stirbt überraschend, einige Chronisten munkeln vom Gift mächtiger Feinde. Don Lucero aber, der eifrige Glaubenskämpfer von Cordoba, der Mann, der im Namen und für die Rechnung der Inquisition ungeheure Vermögen einzieht und dessen frommer Eifer außer Zweifel steht, behauptet weiterhin sein Amt in vollen Ehren.

Um diese Zeit ist die Asche Don Fernando da Costas und der Witwe Inez längst den Quadalquivir hinab zu den Schlammbänken aus Aas und Knochen getrieben, die Maurenkrieg und Ketzerverfolgung hinterlassen haben.

1516 | Wettstreit der Meistersinger

Eigentlich möchte ich gar nicht mehr hingehen", sagt Ritter Kunrad von Eschenbach, als er im feierlichen Samtgewand und mit wallendem Federbarett mit dem gelehrten Patrizier Willibald Pirkheimer über den Schönen Markt bei der Marienkirche geht. „Auch der kaiserlichen Majestät, Herrn Maximilian, hängt das trockene Verseschmieden zum Hals heraus. Er hat unter einem höflichen Vorwand abgesagt. Und dabei liebt der Kaiser alles, was Poesie, Kunst oder Musik heißt. Aber das hier heißt leeres Stroh dreschen. Das nennt man dann Wettstreit der Meistersinger!"

Die beiden Herren gehen wie viele andere Standespersonen und ehrbare Bürger zur Nürnberger Katharinenkirche, in der heute der dritte Tag des Sangeswettstreites stattfinden wird. Herr Willibald Pirkheimer, ein gelehrter Patrizier, reicher Mann und Freund vieler Künstler, Dichter und Humanisten, trägt den wallenden Mantel mit dem Marderpelzbesatz eines vornehmen Herrn und den kegelförmigen Hut des Magisters. Er legt besänftigend die Hand auf den gepufften Ärmel seines Begleiters.

„Nun, hört es euch nochmal an, Freund", sagt er. „Ich begreife ja, daß dem Nachfahren eines berühmten ritterlichen Poeten, einem Eschenbacher, unser Meistergesang hölzern und vielleicht lächerlich vorkommen muß. Aber bedenkt auch, daß der blühende Wohlstand der Städte ein gesteigertes Selbstbewußtsein zur Folge hat. Seht euch doch um in den mauerbewehrten Städten, wie sie sich mit herrlichen Domen, Kirchen, Rathäusern und mächtigen Patriziergebäuden schmücken, wie überall Schulen entstehen und aus den Werkstätten die herrlichsten Kunstwerke hervorgehen. Der Bürgerstand drängt eben zur Führung in der Kultur, und da darf auch die Poesie nicht leer ausgehen."

„Poesie nennt ihr das, Herr Willibald? Was die braven Gevatter Schuster und Tuchmacher fabrizieren, ist doch nichts anderes als eine törichte Nachahmung höfischer Dichtkunst. Da lachen ja die Hühner, wenn man von ‚Tabulatur', von ‚neuen Tonfolgen', von ‚Vers- und Reimbüchlein' hört und an die ‚Singer-Schulen' denkt, in denen Vetter Handschuhmacher und Lebkuchenbäcker die Regeln der edlen Dichtkunst lehren. Als ob Poesie etwas Erlernbares sei! Nein, nein, Herr Willibald, der ganze Rumor ist mir so zuwider wie der Kaiserlichen Majestät, und wenn es nach mir ginge, so bliebe ich weg."

Natürlich geht Herr Kunrad von Eschenbach dennoch zur Katharinenkirche; denn er gehört zum Gefolge des Kaisers, den man den „letzten Ritter" nennt. Herr

Maximilian hat ihn nämlich mit anderen Herren abgeordnet, dem Wettstreit der Meistersinger die Ehre zu erweisen.
Da kommt auch schon quer über den Marktplatz mit seinen bunten Buden, der würdevolle Aufzug der Zunftmeister. Die Bürger und ihre Frauen winken und rufen, alles drängt zur Katharinenkirche, wo die „Festschule" stattfinden soll.

Als die beiden Herren durch das Portal eintreten, sehen sie, daß Kirchenschiff und Seitenhallen gedrängt voll sind. Die Kirche ist mit Blumen und herabhängenden Teppichen herausgeputzt. Vorn am Chor, wo gestern der Kaiser saß, steht noch der purpurne Thron, über dem eine goldgestickte Decke als Baldachin hängt.

Handwerksgesellen führen als Ordner die beiden vornehmen Herren auf gesonderte Plätze ganz vorn gegenüber dem Chorgestühl. Dort zieht soeben der edle Verein der „Meistersinger" ein: langbärtige Greise und Jünglinge, allesamt in farbigen Seiden- und Samtgewändern. Dazu tragen sie zierlich gefältelte Spitzenkragen aus flandrischem Leinen; ihr Benehmen ist so würdevoll wie das der Weisen an einer Hohen Schule.
Neben der Kanzel ist der „Singstuhl" aufgeschlagen. Kostbare Teppiche und Blumengewinde schmücken ihn. Auch vorn im Kirchenchor ist ein niederes Gerüst mit einem Tisch und einem Pult, umgeben von einem viereckigen Gestell mit schwarzen Vorhängen, errichtet. Hier sollen die drei „Merker" oder Schiedsrichter des Poesiewettstreites Platz nehmen. Gleich neben dem „Gemerke" hängen die beiden Ehrenpreise an einem silbernen Leuchtergalgen: eine goldene Kette mit vielen Gedenkmünzen und Kleinodien, der „Davidsgewinner", und ein Kranz aus seidenen Blumen.
Der alte Meister Leonard Nunnenbeck, der heute den Vorsitz führt, gibt ein Zeichen und ruft: „Fanget an!" Darauf nehmen die Merker ihre Plätze ein, ziehen die Vorhänge zu, aber so, daß man sie eben noch sehen kann. Der weißhaarige Schlossermeister Konrad Nachtigall steigt würdevoll auf den Singstuhl.

Mit dünner, wehmütiger Stimme beginnt er sein Lied. Es handelt vom himmlischen Jerusalem und von der baldigen Gründung eines neuen auf Erden: alles in sehr künstlich verschlungenen Versmaßen und Reimformen.
„Seht, wie sachverständig die Zuhörer sind", wispert Pirkheimer dem Ritter zu und zeigt auf die mit Handwerksleuten besetzten Bänke.
„Kein Wunder", spöttelt dieser leise, „sie haben sich ja den poetischen Geschmack an ihren Versbücheln und Reimtabellen verdorben. Schaut sie nur an, wie sie die Silben an den Fingern nachzählen, wie sie taktieren und skandieren, diese Buchhalter der Dichtkunst."
Als Meister Nachtigall endlich geendet hat, wird ein Jüngling namens „Fritz Kothner, der Glockengießer", aufgerufen. In nicht geringer Verlegenheit besteigt er zum erstenmal den hohen Singstuhl. Erst räuspert er einige Male, dann beginnt er mit einer vor Aufregung heiserer Stimme. Sein Thema ist die Schöpfungsgeschichte. Man sieht die Merker in ihrem Gehäuse unmutig die verhaspelten Rhythmen auszählen, einer von ihnen schlägt in der Bibel nach, ob auch alles seine Richtigkeit habe. Fritz Kothner bringt die Versmaße völlig durcheinander, und so heißt ihn der Obermeister den Singstuhl zu verlassen. Wie ein begossener Pudel schleicht er zu seinem Chorsitz zurück. Unterdessen ist bereits der greise

Leonard Nunnenbeck auf die Sängerkanzel geklettert. Er trägt ein langes, sehr kunstreiches Gedicht in der „Hagelblütweise" vor und erntet allgemeines Kopfnicken. Auch die Merker scheinen zufrieden. Als letzter der Meistersinger tritt Michael Behaim, ein Mitglied der Tuchweberzunft, auf.

Nun schließt sich eine längere Pause an, in der Murmeln, Geflüster und fachmännischer Gedankenaustausch das überfüllte Kirchenschiff füllen. Endlich werfen die drei Merker den schwarzen Vorhang ihrer Kabine zurück. Der Älteste nimmt den Davidsgewinner vom Gestell, geht auf Meister Nunnenbeck zu und hängt ihm die Ehrenkette unterm Beifall der Anwesenden um den Hals. Ein zweiter Merker schmückt den Kopf von Michael Behaim mit dem seidenen Blütenkranz. Diese Gaben sind keine Geschenke, sondern Wanderpreise, die bis zum nächsten Wettkampf bei ihren Gewinnern bleiben.

Nachdem der edle Kampf entschieden ist, erheben sich Meister, Merker, Sänger und ihre Gesellen und verlassen paarweise in feierlichem Zug die Katharinenkirche. Die Gäste und das Volk schließen sich an. Nur wenige Ehrengäste dürfen zusammen mit den Meistersingern in die nahegelegene Zunftschänke eintreten. Dort gratuliert man den Siegern, spottet ein wenig über das Mißgeschick des Fritz Kothner, ist sich aber darüber einig, daß Gewinner wie Durchgefallene ihr Maß Wein zum Umtrunk stiften sollen; die einen als Dank, die anderen zur Buße.

Michael Behaim aber haben die Meister, weil er zum erstenmal gesungen und gewonnen hat, zum „Meister vom Stuhl" ernannt. Er präsidiert in einem Lehnsessel an der Spitze der Tafel. Mit einem Holzhammer auf die Weißbuchenplatte des Tisches schlagend, gebietet er Ruhe.

Auch den Herren Pirkheimer und Eschenbach hat man ihre zinnernen Humpen hingestellt, sie hocken enggedrängt auf der Bank neben Gevatter Schneider und Bäcker. Michael Behaim hat ein „Gesellschaftslied" angestimmt, das nun im Chor und mit donnerndem Stimmaufwand gesungen wird.

Der Meister, der das Weinzapfen aus dem aufgebockten Fäßchen übernommen hat, muß sich rühren. Die Stimmung schlägt solche Wogen, daß die Lüsterweibchen an der Decke zu tanzen beginnen.

Laut hämmert Behaim auf den Tisch.

„Silentium!" ruft er. „Ruhe, ihr Meister! Ich schlage vor, daß wir aus dem Stegreif dichten und ein schönes Kampfgespräch führen wollen. Das Thema sei: über das kunstreichste Gewerbe. Und da wir heute einen von der Wanderschaft heimgekehrten, jungen Meister des Schuhmacher-Handwerks und noch dazu einen Poesielehrling unseres Obermeisters Nunnenbeck unter uns haben, so mag er beginnen. Hans Sachs hat das Wort."

„Wer ist denn das wieder?" fragt der Ritter seinen nürnbergischen Freund. „Von einem poetischen Schuhmacher habe ich noch nie etwas vernommen?"

„Ihr werdet noch viel von ihm hören, Freund", erwidert Willibald Pirkheimer. „Wenn einer unter den Zunftbrüdern ein Dichter genannt werden darf, so Hans Sachs. Er hat als Junge die Nürnberger Lateinschule besucht, das Schuhmacherhandwerk erlernt und ist im Unterricht der Meistersängerkunst stets der Beste gewesen. Jetzt hat er die Meisterprüfung und eine vieljährige Wanderschaft in

Bayern, Schwaben und am Rhein hinter sich. Sein Ruf als lebensechter Poet hat schon die Runde gemacht."
„Ruhe nun!" mahnt ein bärtiger Handwerker. „Hans Sachs fängt an!"
Mit vollem Baß singt der dichtende Schuhmacher:

„Ihr Freunde, sagt mir, wenn ihr wißt,
Wer der künstlichste Werkmann ist?"

Darauf erhebt sich Peter Vischer und antwortet mit rasch gereimten Versen:

„Das ist fürwahr der Zimmermann:
Wer hat's ihm jemals gleich getan?!
Durch Schnur und Richtscheit wird ihm kund
Die höchste Zinn und der tiefste Grund ..."

Peter Vischer ist Erzgießer und ein weithin berühmter Schöpfer von figurenreichen Grabmälern und Brunnen. In längeren Versen preist er die Tätigkeit der Zimmerer. Doch kaum hat er unterm Beifall der Runde geendet, erhebt sich Michael Behaim und singt:

„Das Holz verfault, der Stein bleibt Stein,
Der Steinmetz muß drum der erste sein ..."

Auch dieses Thema wird weit ausgeführt, bis endlich Hans Sachs wieder zu Wort kommt. Man weiß, daß der junge Schuhmacher mit dem hochangesehenen Malermeister Albrecht Dürer eng befreundet ist und diesen maßlos bewundert. Dementsprechend fallen auch seine Verse aus. Hans Sachs singt:

„Vermag auch Beil und Meißel viel,
Schwach sind sie gegen den Pinselkiel:
Er bringt nicht nur Häuser und Städte hervor,
Türmt Schlösser und schwindlige Warten empor ...
Nein, was im Anfang Gott erschuf
Durch seines göttlichen Wortes Ruf,
Das schafft der Maler zu aller Zeit:
Gras, Laubwerk, Blumen auf Feld und Heid ..."

Immer mehr kommt der dichtende Schuhmacher in Fahrt. Mit kraftvollen Bildern und Gleichnissen reißt er seine Zuhörer fort. Während er einmal Atem schöpft, wirft Michael Behaim nochmals einige Reime dagegen, aber Hans Sachs heißt ihn schweigen und setzt sein Lob der Malerei begeistert fort. Endlich kommt er zum Ende:

„Gott hat zum Heil dem deutschen Land
Der Künstler manchen mit hellem Verstand,
Wie Albrecht Dürer, uns gegeben,
Die Kunst verschönernd, schmückt das Leben.
Was er mit Fleiß gesät, erwachs
Ihm zum reichen Segen, fleht Hans Sachs!"

Der Beifall ist stürmisch. Sogar Ritter Kunrad von Eschenbach rührt die Hände, was Pirkheimer — der Freund Dürers und Gönner und Bewunderer von Hans Sachs — mit Freuden bemerkt. Michael Behaim tritt vor den jungen Meister, nimmt sich den Blütenkranz vom Kopf und setzt ihn unterm lauten Jubel der Meistersänger Hans Sachs auf.

1520 | Die Nacht der Schrecken

In diesen Jahrzehnten, die das neue Jahrhundert einleiten, kommt immer neue Fabelkunde nach dem Abendland. Unerhörte Dinge geschehen in den fernen Kontinenten, auf die sich die Entdecker — vornehmlich Spanier und Portugiesen — wie Rabenschwärme gestürzt haben.
Endlich scheint der spanische „Conquistador" Hernando Cortez mit einer winzigen Expedition das gepriesene Goldland „Eldorado" entdeckt zu haben. In einem phantastischen Siegeszug ist die als „weiße Götter" empfangene Schar in die von einem Schilfsee umgürtete Hauptstadt Mexiko einmarschiert. Dann aber kam es zum allgemeinen Aufstand eines großen, gut bewaffneten und organisierten Volkes. Die Spanier — kaum mehr als zwölfhundert Mann, mit vierzehn Geschützen und sechzehn Pferden — sind im festungsartigen Königspalast auf der Inselstadt eingeschlossen. Aus dieser verzweifelten Lage versuchen sie nun den Ausbruch.
Die Nacht vom 1. zum 2. Juli 1520 scheint für das Unternehmen der Spanier wie geschaffen. Niedrige Regenwolken ziehen über den See. Die Plattform der Schlangenpyramide verschwindet im verhangenen Himmel. Nur ganz von fern zittert der blutrote Schein der Altarfeuer durch den Nebel. Tempelhochhäuser und Paläste liegen pechschwarz an den Kanälen. Verlassen sind die regengepeitschten Plätze der Stadt.
Leise öffnen sich die Torflügel des „Huei Tekpan". Schemenhafte Gestalten huschen heraus, fahl leuchten die blanken Waffen. Der Wind trägt das gedämpfte Klirren der Panzer.
Die berittene Vorhut Sandovals trabt aus dem Torweg, dumpf stampfen die umwickelten Hufe der Rosse, ächzend drehen sich die Räder der Kanonen.
An die Vorhut schließt sich das Gros mit den Troßwagen an. Schwer biegen sich die Balken unter dem Goldschatz Montezumas. Rosse prusten und schnauben. Schwerfällig rollt die Artillerie aus dem düsteren Tor.
Die „Singende Nachtigall" poltert über die Steinplatten, nach ihr das größte der Geschütze, der „Herbe Gruß", und das weitesttragende, die „Dünne Inez" — alle vierzehn Kanonen blank von Bronze, Messing und Kupfer. Die Munitionswagen, die Pulverkarren folgen.
Cortez reitet neben den Freunden Trujillo und Palma. Die beiden Soldaten haben sich bei der vorausgegangenen Plünderung der Schatzkeller mit Gold und Edelsteinen förmlich vollgestopft und tragen nun schwer an der Last. Schweigend traben hinter dem Generalkapitän Olid in schwarzer Rüstung, die blanke Klinge quer überm Sattel und Ritter Avila mit der Stoßlanze im Sattelschuh. Langsam kriecht die Kolonne über den freien Platz auf die dunkle Schlucht der Straße zu. Jetzt erst verläßt die Nachhut den Palast. Sie schleppt indianische Gefangene in Ketten mit. Musketiere marschieren am Schluß. Sie schirmen mit hohlen Händen die glimmenden Lunten vor dem Regen. So klirrt und rauscht, huscht und schleicht der gespenstische Zug durch die Finsternis und verschwindet wie ein Spuk in den dunklen Gassen Mexikos.

Ohne Zwischenfall erreicht das fliehende Heer die Vorstadt. Es muß die erste Nachtstunde sein. Die Vorhut sichtet bereits die Leuchtfeuer des Turmes „Unserer Großmutter Holz", die Wasserfläche liegt schwarz in der regengepeitschten Nacht.

In diesem Augenblick fallen an der Spitze des Zuges die ersten Schüsse. Ein übereifriger Musketier hat auf schattenhafte Boote gefeuert, die sich dem Ufer nähern. Gellend kreischt eine Weiberstimme.

„Auf, auf, ihr Jaguare und Adler! Die Fremden wollen flüchten. Schlaft nicht länger, ihr Krieger Mexikos, der Feind entrinnt in der Nacht!"

Fast gleichzeitig ertönen von allen Dächern, aus düsteren Gassen und von den Tempeltürmen Hornrufe, der dumpfe Schall der Kesselpauken, das Rasseln der Schildkrötentrommeln und die Muschelhörner. Stampfend laufen Kriegerscharen aus den Straßenschluchten herbei. In weniger als zehn Minuten füllen sich alle Straßen und Plätze Mexikos mit gewappneten Kriegertrupps. In den vordersten Reihen tauchen die Kriegsfürsten auf: auf den seltsam geschwungenen Helmen die flügelspreizenden, weißen Adler oder die aufgesperrten Rachen ausgestopfter Jaguar- und Pantherköpfe. Die Harnische aus gesteppter Baumwolle sind mit flirrenden Goldplättchen bedeckt, juwelenflirrender Brustschmuck glitzert, schlohweiße Schulterbinden sind halb verdeckt von übergeworfenen kostbaren Federmänteln. Hinter ihren Anführern stampfen in dichten Reihen die adeligen „Jaguare" und „Adler": aus aufgesperrten Rachen von Silberlöwen und Riesengeiern starren die geschminkten Gesichter der Aztekenkrieger. Tausende mit Obsidiansplittern besetzte Sägeschwerter und Feuersteinspeere werden geschwungen.

Plötzlich wimmeln alle Uferstraßen, die Kais und selbst die Kanäle und Schilfgewässer von Feinden, Binsenkähnen und Balsaflößen. Die dunkle Fläche des Sees ist wie mit einem Schlag von Fackeln bedeckt. Man sieht Hunderte von Barken und Booten von allen Seiten auf den rettenden Dammweg zustreben, der über die Wasser zur Freiheit führt.

Sandoval gibt seinem Pferd die Sporen, sein Schwert pfeift durch die Luft. Don Ordàs durchbohrt einen Jaguar mit gefällter Lanze.

Als erste stürmen die beiden Reiter, gefolgt von den Fußsoldaten der Vorhut, auf den Damm hinaus. Die Zugbrücke am ersten Durchbruch ist entfernt. Vor den Pferden gähnt der tiefe Abgrund eines Kanals. Doch Cortez hat vorgesorgt und eine tragbare Brücke zimmern lassen.

„Hierher mit der Brücke!" befiehlt Sandoval, während er sich vor einem Schwarm heranschwirrender Pfeile duckt. Rasch läßt er das schützende Helmvisier fallen. Christobal de Jaen, der Zimmermann, und seine Gehilfen stolpern mit ihrer schweren Last heran und werfen die vorbereiteten Balkengerüste über die dunkel gähnende Schlucht. Auf den ersten Balken balancieren Fußsoldaten hinüber zum nächsten Dammstück. Kaum hat sich dort ein Dutzend festgesetzt, als aus der Finsternis mexikanische Krieger hervorbrechen, die zu Hunderten gelandet sind. Der Kampf Mann gegen Mann hebt an. Die Nacht füllt sich mit Schreien, Getöse, Waffenklirren.



Das Getümmel wird allgemein. Nun gibt es kein Zurück mehr. Tausende und Abertausende werfen sich wie eine Lawine auf die Spanier. Musketen bellen auf, das Grollen der Kartaunen mengt sich dazwischen. Rote Blitze durchschneiden die Regennacht. In ihrem Licht werden schreckliche Bilder offenbar: Federhelme, aufgerissene Bären- und Jaguarhäupter, ein Wald von Speeren, grünlich schimmernde Obsidianschwerter.

Der unerschrockene Hauptmann Tapia schafft die Singende Nachtigall durch das Gewühl nach vorn, während vom See her Wolken von Feuerpfeilen und Brandspeeren in die Menschenmasse zischen. Aber der Hauptmann bricht mit seinen Leuten durch und läßt das Geschütz als flammende Spitze des Heeres spielen. Aufbrüllend werfen sich die Jaguare und Adler in die aufschäumenden Wasser, die Bootsflotten rudern fort.

Im Eilmarsch rückt das Heer über die Brücke und fast eine halbe Meile weit hinaus in den offenen See, bis die Vorhut den zweiten Dammdurchbruch erreicht. Aber die vorbereitete Brücke hat sich durch das Gewicht der Wagen, der goldbeladenen Karren, der Geschütze, Pferde und Menschen so verkeilt, daß sie sich nicht mehr lösen läßt. Wie soll Cortez über die nächste Schlucht hinüber? Schon kehren von allen Seiten die aztekischen Flotten zurück, schon stehen dicht geballt jenseits der Dammlücke die Kriegerhaufen Mexikos.

Jetzt werden auch wieder die langen Kolonnen auf dem bereits erkämpften Damm vom dunklen See her mit Pfeilen und Speeren angegriffen. Alles drängt nach vorn: „Vorwärts, um Christi willen! Macht doch voran!" Hernando Cortez gibt seinem Rappen die Sporen und schafft sich rücksichtslos Raum, bis er vor dem tiefen und breiten Abgrund steht.

„Geschütze und Wagenpark nach vorn", befiehlt er.

Ohne zu zögern, stürzen die Spanier in höchster Todesnot ihren gesamten Troß und Fuhrpark, die gold- und edelsteinbeladenen Planwagen, die Pulverkarretten, die Proviantkarren, die Schätze Montezumas in den Spalt, der sie von Freiheit und Leben trennt. Mit Gold schütten sie den Dammriß zu. Als auch dies nicht genügt, kippen sie ihr Kostbarstes: die Geschütze, die Munition und endlich die Leichen der Gefallenen darauf.

Während sich die einen wie im Fieber mit der Schließung der Rinne abmühen, ist die Luft vom Tosen der Schlacht erfüllt, die nun heißer denn je entbrannt ist. Generalkapitän Cortez ist, hoch zu Roß und nur von drei, vier Tapferen begleitet, auf die andere Dammseite geklettert. Dort schlägt er sich mit der Klinge mit einem Dutzend „Kriegsadler"; fortwährend klirren Pfeile gegen seine Rüstung. Zähneknirschend erkennt er, wie Azteken die ersten weißen Gefangenen auf den Booten fortschleppen. Niemand kann den Verlorenen helfen. Ihr Schicksal ist grausig. Aztekische Priester werden ihnen oben auf den Tempelplattformen mit Obsidianmessern bei lebendigem Leib die Herzen ausschneiden.

Langsam nur klettern, stürzen, fallen, kriechen immer mehr spanische Soldaten über die zweite Dammlücke und verstärken die Spitze. Jetzt rächt sich die Goldgier der Freunde Trujillo und Palma und zahlloser anderer Söldner. Sie haben sich sogar die Brustpanzer und Pluderhosen mit Goldstücken, Juwelen, Ringen

und Ketten, mit Türkismasken und rohen Goldkörnern vollgepackt. Als sie sich nun durch die Wasser quälen, sich im Schilfsumpf abmühen und über die schwankende Brücke von Leichen, Karren und Kanonenrohren kriechen, zieht manchen die Last der geraubten Schätze hinab. Die Wasser spritzen auf, ein Dutzend Jaguare fallen über die Gestürzten her und ersäufen sie.

Noch ein dritter Dammdurchstich muß genommen werden. Hier ist jedoch das Wasser so seicht, daß es einem Mann kaum bis zur Schulter reicht. Die Spanier werfen sich ohne Zögern in die Flut. Wieder finden viele den Tod unter den Pfeilen und Speeren, den von sicheren Booten aus geschwungenen Obsidianschwertern. Andere werden vom Gold in die Tiefe gezogen. Ritter Sandoval aber schützt hier die Nachhut. Als er endlich allein noch auf dem jenseitigen Ufer kämpft, gibt er seinem Pferd die Sporen und fliegt in hohem Sprung über den Kanal, wo ihn der Rest des Heeres jubelnd in Empfang nimmt.

Die schwer angeschlagene Armee des Cortez erreicht das Schilfufer des Hochlandes im Morgengrauen. Er hat seinen gesamten Troß, sämtliche Geschütze und Musketen und alle Beute verloren. Von rund zwölfhundert Mann sind ihm vierhundertvierzig mutlose, fast waffenlose Männer geblieben. Er steht, abgeschnitten von aller Welt, im Herzen Mexikos und inmitten eines Reiches, das in der Lage ist, Hunderttausende von Kriegern aufzubieten.

In der klaren Luft des Hochlandes weitet sich die Sicht wieder. Am Ufer erleben die Geretteten den letzten Schrecken. Drüben in der Stadt führt man die gefangenen Kameraden zur hundertstufigen Pyramide Teocallen empor. Oben warten, unterm Klang der Pauken und Muschelhörner, die Priester in blutroten Gewändern. Sie heben die grünen Opfermesser zum grauen Himmel und rufen die Blutgötter des Landes. Schweigend, wie erstarrt sehen die Spanier das Todesschauspiel.

Cortez, das schartige Schwert in der Hand, tritt vor seine Männer.

„Freunde", ruft er mit heiserer Stimme, „nicht dort hinüber sollt ihr blicken. Schaut in die Zukunft! Niemals ist ein Mann geschlagen, der sich nicht selbst aufgibt. Wir werden wiederkehren, werden Schiffe bauen und diese Stadt der Götzen vom Antlitz der Erde tilgen. Was bedeuten Gold, Juwelen und Herrlichkeit für ein Volk, das alle Menschlichkeit mißachtet und Christus verleugnet? Wir werden ihnen den Glauben bringen und ihr Gold nehmen: Arriba España! Vorwärts Spanien, für König und Gott!"

In dieser Morgenstunde nach der „Nacht der Schrecken" richtet Hernando Cortez das Banner neuer Hoffnung und frischer Zuversicht auf. „Gold und Christus" entflammen von neuem die Schar der Besiegten.
Morgen oder übermorgen werden sie triumphieren.

1520

Studentenkneipen und Alchimistenküchen

Am Abend sitzt Ritter Ulrich von Hutten zu Tübingen als hochgeehrter Gast in der Studentenkneipe. Die Burschen strecken die Beine mit den schweren Stulpenstiefeln unter die rohen Tische. Auf den schmalen Wandbänken der niederen holzgetäfelten Stube haben bescheiden die „Pennäler" und „Füchse", die Leibdiener der Herren „Bursarii", Platz genommen. Studiosus von Hohenheim steht breitbeinig am Mitteltisch. Sein scharlachroter Leibrock prunkt mit silbernen Borten, einem flämischen Spitzenkragen und italienischem Brokat. Er hält einen vollen Humpen und singt als Vorsänger der „Korona" eines der wilden Studentenlieder der Zeit:

„Lasset uns schlemmen und demmen bis morgen!
Lasset uns fröhlich sein ohne Sorgen!
Wir haben nur kleine Zeit auf Erden;
Drum muß sie kurz und lieb doch werden.
Wer einmal stirbt, der liegt und bleibt liegen:
Aus ist es mit der Liebe und dem Vergnügen!"

Nach diesem Lied gebietet Hohenheim donnernd „Silentium".
„Commilitones!" ruft er. „Ein Pereat den Professores, den Magistri, den Pandekten mit allen Sätzen des Kanonischen Rechts und ein Vivat allen braven Burschen, die hier die Kanne heben! Ich verkünde: es wird nach Fug und Recht gestraft werden, wer an diesem Abend das Maul aufreißt über Akten und Prozesse, über das Römische Recht mit seinem Rädern, Köpfen, Hängen und Ersäufen, über Folter und Kerker. Erkennt, Ihr Straßenläufer und Galgenvögel, daß es auf dieser Welt zwar Paragraphen, aber kein Recht gibt und daß die ganze Welt ein Narrenhaus ist!"

Lärm füllt den kleinen Saal, die Studiosi saufen, singen, erzählen sich Witze und Schwänke. Nur am Tisch Ulrich von Huttens gleitet das Gespräch in die ruhigeren Bahnen einer ernsten Diskussion über den Zustand der Wissenschaften.

„Die Gelehrsamkeit der Herren Professores bedarf des Auslüftens", sagt der junge Agricola, ein Student der Medizin. „Es hat sich allzuviel Aktenstaub angesetzt. Wir lesen die Schriften der alten Römer, die Übersetzungen des Aristoteles und der Mauren, aber niemand kommt auf die Idee, etwa den italienischen Ärzten nachzueifern und einmal das Buch der Natur zu ergreifen. Die Italiener studieren heute Anatomie am menschlichen Körper statt an alten Modellen, an Schweinen oder Bären. Ein Scholar aus Montpelier hat berichtet, daß auch dort die Medizinstudenten einmal im Jahr einen Leichnam zugewiesen bekommen, um ihn zu sezieren. Wir aber wissen nichts als lateinische Zitate und lernen auch nichts."

Darauf antwortet der Studiosus von Hohenheim, der sich mit dem Vornamen Theophrastus Paracelsus Bombastus geschmückt hat und der in allen Fakultäten zu

Hause ist, mit tiefsinnigen Betrachtungen über den Sinn der Medizin. Ein bärtiger Student mit narbigem Gesicht, der sogar in dieser fröhlichen Gesellschaft sein breites Schwert nicht abgelegt hat, schlägt Hohenheim kräftig auf die Schulter.

„Red nicht so geschwollen wie ein Pfaff', Hohenheim! Schreien es doch alle Weiber auf dem Tübinger Markt aus, daß du die Kunst der Alchimie betreibst und allnächtlich rotes Gold in deinen Töpfen und Tiegeln braust. Was heißt Wissenschaft? Goldmacherkunst ist ihre Krone. Im Namen aller Saufgurgeln und Bettelvaganten sage ich dir: mach mehr Gold, allen wird es dann besser gehen. Und wenn dir unser armseliges Geschick nicht am Herzen liegt, so denk an die Herren Professores und Magistri, die am Hungertuch nagen, was mir allerdings eine hohe Genugtuung bereitet als Strafe für ihre höllischen Examina! In Halle erlebte ich, daß die Professoren zu ihrem Unterhalt das Gewerbe von Bierbrauern oder Weinschenken betreiben mußten; hier in Tübingen sind sie Gärtner, weil sie mit den hundertfünfzig bis zweihundert Gulden Jahresgehalt nicht leben können. Der Teufel soll die Armut holen! Mach mehr Gold, Hohenheim, und dein Name wird gepriesen sein in allen Hörsälen bis in Ewigkeit!"

Sofort hebt eine leidenschaftliche Debatte an; denn im Grund glauben alle, daß es möglich ist, mit Hilfe geheimer Künste und mysteriöser Zutaten, wie etwa des „Roten Löwen", Gold zu fabrizieren.

„Vorsicht, Bruderherz!" warnt Paracelsus von Hohenheim. „Es ist nicht ohne Gefahr, den ‚Roten Löwen' zu beschwören."

„Hol mich der Teufel!" ruft der Narbengesichtige. „Was kann uns schon passieren? Danach kauf' ich mir einen Ablaßzettel."

Alle lachen und trinken. Doch Paracelsus schaut seine Kumpane funkelnd an und hebt die Hand.

„Nun, ihr Maulhelden und Weltumstürzer", sagt er, „ich kenne einen, der ist nicht weit von hier zu Knittlingen geboren und sitzt jetzt nur ein paar Reitstunden von Tübingen entfernt im Turm des Klosters Maulbronn. Er könnte euch wohl die Zauberei lehren. Wenn ihr Mut habt: sucht ihn auf!"

Plötzlich wird es still in der Runde. Selbst das Narbengesicht flüstert nur furchtsam den wohlbekannten Namen: „Doktor Faustus."

„Warum so schweigsam, Brüder?" höhnt Paracelsus. „Wer hat den Mut, mit mir den Doktor aufzusuchen?"

Betreten blicken alle zu Boden. Nur Hutten schwenkt lachend die Kanne und sagt: „Ich habe den Mut, Studiosus von Hohenheim! Wann sollen die Rosse gesattelt sein?"

*

Anderntags reiten Paracelsus und Ulrich von Hutten tatsächlich nach Maulbronn, wo sie der Abt Johannes Entenfuß freundlich empfängt und nach kurzem Willkommenstrunk zu dem abgelegenen Turm geleitet. Dort hat inmitten der Waldeinsamkeit Magister Johannes Faustus seine Werkstatt aufgeschlagen.

Treppe um Treppe steigen die Besucher hinauf. Die eisenbeschlagene Pforte zu Dr. Fausts Gemach öffnet sich knarrend. Später hat es ein Großer beschrieben:

Verfluchtes, dumpfes Mauerloch,
Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb durch bemalte Scheiben bricht!
Beschränkt mit diesem Bücherhauf,
Den Würmer nagen, Staub bedeckt,
Den bis ins hohe Gewölb hinauf
Ein angeraucht Papier umsteckt
Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt
Mit Instrumenten vollgepfropft
Urväter Hausrat dreingestopft —
Das ist deine Welt — das heißt eine Welt . . .

Hier hausen Teufel und Dämonen. Hier werden Zaubertränke gebraut, verborgene Schätze zum Leuchten gebracht, Freikugeln gegossen und Männer fest gegen Hieb und Stich gemacht. Ulrich von Hutten läßt die Blicke über die verstaubten Regale wandern, auf denen Retorten, grüne Gläser und Kupfergefäße stehen. Er sieht Galgenmännlein, Drudenfüße, Zauberspiegel und geheimnisvolle Salbtöpfe. Mit jähem Donnerschlag wolkt es weiß und zischend aus der Esse des Schmelzofens, rotes Glühen erfüllt den Raum, und als die Erschreckten die geblendeten Augen öffnen, steht ein hochgewachsener, in das schwarze sternenbestickte Gelehrtengewand gehüllter Mann vor ihnen.

In glattem Latein begrüßt Dr. Faustus seine Besucher. Ein Blick hat ihm genügt, Stand und Bildungsgrad abzuschätzen; er weiß, daß er es mit Humanisten und ritterbürtigen Leuten zu tun hat.

Ein langes gelehrtes Gespräch hebt an. Sie reden über Torheit und Aberglaube des Volkes, das hinter jeder Forschung, jedem Versuch die Geheimnisse der Natur zu lüften, Zauber und Magie vermutet.

Während die beiden Gäste noch im Gewölbe des Magisters weilen, erscheinen neue Besucher: adelige Studenten aus Tübingen, die auf die Kunde von Hohenheims und Huttens Ritt nach Maulbronn sich ein Herz gefaßt haben. Auch der Narbengesichtige ist dabei. Lärmend dringt die Schar in das Turmgewölbe ein.

„Doktor", ruft ein Student, „tut uns den Gefallen und zeigt, wie der Rote Löwe und die Panacee des Lebens arbeiten. Macht nur ein winziges Körnchen Gold vor unseren Augen."

Doktor Faust will auffahren und erklären, daß all dieses Gerede von Goldmachen und Zauberei Unsinn sei, daß er ernsthaft forsche. Aber zu seiner Überraschung spricht ihn Paracelsus in reinem Griechisch an, das die weniger gebildeten Studenten nicht verstehen.

„Magister, gebt denen, die es nach Wundern verlangt, Rauch und Zauber. Die Wahrheit ist nur für wenige Auserwählte."

Ein Lächeln erscheint auf Dr. Fausts Gesicht. Milder gestimmt sagt er:

„Nun gut, ihr Herrn Studiosi. So will ich Blei in Gold verwandeln und den Roten Löwen bemühen!"

Sein Famulus, der bisher bescheiden in einer Ecke gestanden hat, beginnt auf einen Wink den Blasebalg zu treten, bis die Flammen hoch in die Esse lodern. Der

Doktor weist seine Werkzeuge vor: einen eisernen Tiegel, einen Brocken Blei und hölzerne Stäbchen. Alles geht von Hand zu Hand und wird sorgfältig geprüft.

Als das Blei wie silberner Brei im Tiegel liegt, wirft Dr. Faust ein Stück Krötenfett hinein, streut weißes Pulver darüber, das unter gelbem Dampf verzischt. Die Flamme wechselt vom tiefen Violett zum hellen Grün. Dazu murmelt der Magister unverständliche Formeln und hebt beschwörend die Arme. Plötzlich ertönt ein Donnerschlag aus der Esse, so daß sich die Studenten angstvoll aneinanderklammern. Der Hexenmeister ergreift nun die Holzstäbchen und rührt den Metallbrei um. Die Stäbe rauchen, verzischen.

Als Dr. Faust endlich den Topf von der Flamme nimmt, glänzt das Blei offenbar unverändert. Er wirft Tiegel und Inhalt ins aufzischende Wasser.

„Untersucht das Ergebnis selbst!" fordert er die Studenten spöttisch auf. „Kratzt nur das Bleihäutchen fort, so werdet ihr reines Gold am Grund finden. Genug, daß sich der Rote Löwe erweist, zu wenig, um die Begierde zu reizen."

Sie stürzen sich über den abgekühlten Tiegel, kratzen und schaben und — schreien begeistert auf. Am Boden, eingeschlossen in das Blei, liegt wahrhaftig rot-gelbes Gold.

*

Als die Studenten gegangen sind, blicken sich Dr. Faustus, Paracelsus und Hutten an.

„Erlaubt eine Frage, Magister", sagt Paracelsus von Hohenheim höflich. „Habt Ihr mit doppeltem Boden gearbeitet? In Italien sah ich das gleiche Kunststück bei einem Goldmacher."

Dr. Faustus schüttelt die grauen Locken.

„Nein, mein Freund. Ich habe meine eigene Methode für neugierige Narren erdacht. Die Holzstäbchen, mit denen ich umrührte, trugen Goldkörner in der ausgehöhlten Spitze. So kam die Würze ins Blei."

Zuerst lachen sie alle drei, dann aber runzelt Ulrich von Hutten seine Stirn und wird ernst.

„Beschämend für die Wissenschaft von der Natur", ruft er, „daß sie ihren Aufstieg mit den Methoden der Scharlatane und Zauberer nehmen muß! Nur wenige suchen die Wahrheit, meist birgt der Sternenmantel des Magiers oder Astrologen nur einen Schwindler und Großsprecher."

„Da habt ihr nur zu Recht!" seufzt Dr. Faust. „Wie mancher arme Schelm von naturbegeistertem Doktor ist in die Hände goldgieriger Fürsten gefallen, die ihn einsperrten und von ihm goldene Schätze verlangten. Und doch nehmen viele diese Rolle auf sich, um die Mittel und die Werkstätten für Forschungen und Versuche zu erlangen. Noch hüllt sich Wissenschaft in den Zaubermantel des Geheimnisses — aber einst wird der Tag kommen, an dem sie strahlend ans Licht tritt."

„Der Tag der wahren Menschlichkeit", ruft Hutten leidenschaftlich, „der Tag der siegenden Vernunft! In wie vielen Schriften und Flugzetteln habe ich gegen Dunkelmänner, Aberglauben und Dummheit angekämpft. Und", — fügt er etwas hoffnungslos hinzu — „wie wenig hat es genützt."

1524

Schneckenhäuser für die Frau Gräfin

Das hügelige Land zwischen dem südwestlichen Rhein bei Schaffhausen und der Wuttach heißt Klettgau. Rings um die Ausläufer der Schwäbischen Alb ist vulkanische, heiße Erde, über der im Sommer eine glühende Sonne brennen kann. Die Weizenfelder wogen im Sommerwind, überall leuchten die bunten Kopftücher der Mägde und Bäuerinnen, dazwischen sieht man die Filzhüte der Männer mit ihren Fasanenfedern.

Hans Müller aus Bulgenbach stützt sich schnaufend auf die Sense und beginnt sie mit dem Wetzstein zu schärfen. Jedesmal, wenn er über die reichen Felder und die Gemüseäcker hinsieht, umwölkt sich ihm die Stirn.

Welch ein fruchtbares, reiches Land wäre das, wäre es nicht schutzlos der Herrenwillkür ausgesetzt. Erst gestern fragte ihn ein „fahrender Scholar", der mit modernen Ideen umherzog: „Warum flechtet ihr Bauern keine Wildzäune an die Waldränder, wenn euch Hirsch, Rehrudel und Wildsäue die Ernte abfressen?" Ja, warum? Weil es die Herren verbieten. Es könnte die Jagd stören. Die Jagd, die Herrenrecht ist. Denn wehe dem Bauern, der einen Hirsch aus seinem Feld scheucht, der eine Wildsau erschlägt!

Von Bulgenbach kommt ein Haufe Weiber und Kinder gerannt, ein paar alte Männer humpeln hinterdrein. Wieder ist etwas geschehen und nichts Gutes dazu.

„Die Gräflichen sind im Dorf!" schreit eine Frau von weitem. „Sie pfänden die Wittib vom Jockel wegen des Besthauptes."

Sogleich legen die Bauern auf den Weizenfeldern die Arbeit beiseite, rotten sich grollend zusammen und eilen zum Dorfe.

Der Jockelbauer ist vor einer Woche an den Folgen einer Auspeitschung gestorben, die er auf Schloß Hohenlupfen erhalten hat, weil er beim Frondienst gemault hatte. Vor dem Schloß, direkt unter der Kemenate liegt nämlich ein verschilfter Teich mit einer Unmenge von Fröschen. Das Gequake störte den Schlaf der Frau Gräfin. Darum hat sie angeordnet, daß der „gemeine Mann" zur Nachtzeit an den Ufern sitze und mit Weidenruten das Wasser schlage, um den Fröschen Ruhe beizubringen. Der Jockel, der zehn Kinder zu ernähren hat, war drei Tage die Woche im Bannwald als Treiber dienstbar gewesen. Zwei weitere Tage hatte er auf den gräflichen Wiesen gefront, den letzten Tag der Woche konnte er endlich auf die eigenen Felder gehen, von denen er lebte und aus deren Ertrag er Zins, Zehent, Gült und Steuer bezahlte. Zur Nacht war er todmüde und hatte deshalb bei der unverhofften Froschwacht weidlich geschimpft. Das hatte jemand dem Fronvogt hinterbracht, und der hatte ihn zur Strafe auspeitschen lassen.

Der Jockelbauer hatte schon lange Blut gespuckt. Jetzt war er gestorben.

Sein Weib sollte nun für seinen Tod Zins bezahlen; denn schließlich hatte Herr

Sigmund von Lupfen einen Schaden an seinem Vermögen erlitten, da er jetzt einen Bauern weniger besaß. Vor Jahr und Tag hatte der Hof des Jockel wie viele andere im freien Zinsverhältnis zu Schloß Hohenlupfen gestanden. Doch es gab für die Rechtsverhältnisse der Grundgerechtigkeit keine gesiegelten Schriften, und so hatte es der Vater vom Jockel dulden müssen, als die Gräflichen behaupteten: der Hof sei grundhörig und die Menschen darauf seien leibeigen. So war aus Zinszahlung persönliche Hörigkeit geworden.

Der Fronvogt als Vertreter des Grundherren war ein verkrachter Student, der jedoch so viel vom Römischen Recht wußte, daß er den Bauern jedes Wort im Mund umzudrehen verstand. Er bewies auf lateinisch, das Gut des Jockel sei ein „Fall-Lehen", also nur auf Lebenszeit an den Bauern verliehen, und falle nach dem Tode in den vollen Besitz des Grafen zurück. Und dabei saßen die Vorfahren des Jockel seit Menschengedenken auf dem Gehöft.

Aus reiner Gnade wollte sich der Herr Graf nun mit der Bezahlung des „Besthauptes" und einer kleinen Sondersteuer zufrieden geben — als Ausgleich für den Tort, den ihm der Jockel mit seinem unverantwortlichen Hinscheiden angetan hatte. Die arme Wittib mit ihren zehn Kindern mußte demnach ihr bestes Stück Vieh als gerechte Strafe dafür verlieren, daß der Jockel die Prügel der Stockknechte nicht ausgehalten hatte.

Nun aber rotten sich überall im Umkreis die Bauern zusammen. Sie rennen mit Mistgabeln, Sensen und Äxten ins Dorf, um das neue Unrecht zu verhindern.
„Wie lange noch", schreit ein rotschöpfiger Bauernjunge, „müssen wir für unser altes Recht kämpfen?"

„Es ist nicht genug, mein Bub", erwidert Hans Müller von Bulgenbach. „Noch schlimmer muß es kommen."

Auch diese Erregung verebbt wie viele vor ihr. Alle großen Worte verstummen, als die Bauernschar vor dem Gehöft der Jockelwittib zehn gewappnete Reiter halten sieht und diese Gräflichen spöttisch mit den blanken Schwertern zu spielen beginnen. Fäuste und Sensen senken sich beschämt vor den gestrengen Blicken des Fronvogts.

So können zwei Knechte unterm Gelächter der Reiter und dem Weinen der Kinderschar eine trächtige Kuh aus dem niederen Stall zerren. Sie machen sich ungeschoren davon. Einige alte Bauern ziehen sogar noch die Kappen vor dem Fronvogt.

Von den erntereifen Fluren tönt unterdessen das Hifthorn einer fröhlichen Jagdgesellschaft. Die Bauern sehen einen bunten Reitertrupp — Herren mit Federbaretten und gepufften Wämsern, Damen mit wehenden Seiden- und Samtröcken — hinter der jaulenden Meute dreingaloppieren. Zwischen Reitern, Hundekoppeln und Jagdgehilfen geht lärmend die Kette der Treiber: Stühlinger Bauern, die man mitten in der Ernte zur Fron gepreßt hat. Wohin die Jagd auch zieht: zurück bleibt eine niedergetrampelte, vielspurige Gasse im schnittreifen Korn.

Jetzt, da es jeden betrifft und die Gräflichen weit weg sind, beginnen die Bulgen-



bacher Bauern heftig zu schimpfen. Sie schwingen grimmig Fäuste und Werkzeuge. Dann laufen sie zornig auf die Äcker zurück.

Am Abend hocken sie unter der niedrigen Balkendecke der Dorfschänke und stärken sich an dem saueren Stühlinger Wein. Um Hans Müller hat sich ein großer Kreis gebildet: derbe Gestalten in geflickten Leinenkitteln, um die Beine gewundenen Hosen, die von den Riemen der „Bundschuhe" oder „Ochsentaschen" gehalten werden.

Man weiß, daß der Vater des Hans Müller seinerzeit dem bäuerlichen Geheimbund, dem „Bundschuh", angehört hat. Es sind noch keine zehn Jahre her, daß ein Bauer aus Untergrombach im Speyerischen, ein Mann namens Joß Fritz, zusammen mit dem rebellischen Stoffel von Freiburg etwas unternommen hat. Er war in das große Winterlager der „fahrenden Leute" auf dem Kohlenberg bei Basel gewandert. Hier besaßen die „Fahrenden" sogar eigene Gerichtsbarkeit, sie lebten unter ihrem „Bettlerkönig" in einer Art Gemeinwesen und standen weithin mit Gauklern, mit Feuerschluckern, Jahrmarktstänzern, Schwertfechtern, Jongleuren und Roßtäuschern, ja sogar mit den herumziehenden Bacchanten und Vaganten in Verbindung. Joß Fritz schloß mit diesem Volk der Straßen einen Vertrag. Die Fahrenden sollten als Werber für den Bundschuh durchs Land ziehen und das Landvolk gegen die Herrschaft aufwiegeln.

Die Verschworenen hatten sogar ihren Kennspruch wie die „freien Maurer": *Gott grüß Dich, Gesell, was hast Du für ein Wesen?* Der andere hatte darauf zu antworten: *Der arm' Mann in der Welt mag nit mehr genesen!*

Der Bundschuh war seinerzeit verraten und verkauft worden. Aber neuerdings kamen andere Werber, Flugschriften flatterten auf die Wirtstische der Dörfer. Wieder waren es meist Fahrende, gelehrte Scholaren, abtrünnige Pfaffen oder durchgefallene Magister, die den Bauern die neuen Ideen nahebrachten. Irgendwo im Norden war ein Mann namens Martin Luther aufgestanden und hatte über die

„Freiheit des Christenmenschen" geschrieben und gepredigt. Zu der Forderung nach dem alten Freibauernrecht trat die neue nach der „evangelischen Freiheit".

Wie man nun am groben Eichentisch in der Bulgenbacher Schänke zusammensitzt, spottet man über sich selber. Man nenne den Bauern „den Herrn von Nirgendheim", der Güter am Hungerberg besitzt, der an der „Fehlhalde" und am „Bettelrain" angesiedelt ist. Die Köpfe gären und kochen — aber immer noch fehlt der entscheidende Anstoß.

Einen Tag später hat die Gräfin von Hohenlupfen eine neue, recht sonderbare Laune. Sie liebt die kleinen Schneckenhäuser in Gelb und Schwarz am Ufer des Bulgenbaches und der Wuttach. Man kann sie zum Garnaufwickeln gebrauchen, wenn man im Winter im warmen Zimmer des Schlosses sitzt. Die Frau Gräfin schickt also den Fronvogt nach Bulgenbach und befiehlt: heute sollen alle Leute des Dorfes Schneckenhäuser sammeln.

Draußen auf den Feldern steht viel ungeschnittenes Korn, und die Mahden sind noch nicht einmal aufgerichtet. In den letzten Tagen haben schon ferne Gewitter gegrollt. Die Alten im Dorf sagen, daß es nach Hagel und Wettersturz rieche. Jung und alt sind deshalb seit dem Morgengrauen auf der Flur, die Ernte zu bergen.

Aber eine Stunde später zieht fast die gesamte Bewohnerschaft des Dorfes murrend zur seltsamen Fron und sucht Schneckenhäuser für die Frau Gräfin.

Die gewittrige Spannung der Luft ergreift auch die Menschen. Grimmige Flüche werden laut, man nimmt keine Rücksicht mehr auf die Spießknechte, die die Arbeit beaufsichtigen. Umsonst spricht Hans Müller mit dem Fronvogt. Der ehemalige Student schüttelt den Kopf und zeigt auf das Bachufer: „Schneckenhäuser sollt ihr sammeln, faules Pack!"

Am Nachmittag ist es klar: ein schweres Hagelwetter zieht herauf. Jetzt laufen einzelne Bauern in Angst um ihre Weizenernte zu ihren Feldern zurück. Der Fronvogt und seine Knechte schlagen mit flachen Klingen zu. Und da geschieht es.
Zuerst fliegen Steine, dann stoßen Bauern mit Gabeln zu, schwingen die Sensen. Ehe man sich's versieht, liegen ein paar Knechte im Graben. Der Fronvogt rührt sich nicht mehr: eine klaffende Stirnwunde hat ihn gefällt. Mord und Totschlag sind geschehen.

Da sagt Hans Müller, der schon bisher der geheime Anführer der rebellischen Bauern gewesen ist: „In Gottes Namen, jetzt tragen wir's aus!"
Und ein Scholar, der plötzlich auftaucht, wirft auch schon ein Programm unters lärmende Bauernvolk: die Jagd muß frei sein; keine Leibeigenschaft mehr; keine Abgaben außer dem Zehent; kein Frondienst mehr; keine Willkür der Herren; freie Wahl der Pfarrer; und Wiederherstellung des alt-deutschen Rechts!

Boten laufen in die Nachbarschaft. Beim Dorfschmied zu Bulgenbach und in allen Dörfern der Herrschaft Stühlingen, die sich dem Aufruhr anschließen, rauchen Tag und Nacht die Essen. Hämmer klingen, die Wetzsteine werden heiß. Man schmiedet die Sensen gerade, steckt sie als „Partisanen" senkrecht auf Schäfte. Aus alten Truhen tauchen rostige Bauernschwerter, Streitkolben, Morgensterne und andere Waffen auf. Jetzt erweist sich, daß viele Bauern aus den Tagen größe-

rer Freiheit sogar noch Topfhelme, Brustpanzer, Sturmhauben oder wattierte Röcke behalten haben, daß Bauernsöhne, die als Landsknechte gedient haben, Spieße und Degen, ja sogar Musketen mit nach Hause gebracht haben.

Die Mädchen von Bulgenbach nähen das erste Banner der neuerstandenen Freiheit. Sie wählen die österreichischen Farben Weiß und Rot, und man näht in Schwarz die Inschrift auf: ALT-ÖSTERREICH. Aber ein entlaufener Magister erinnert sich an eine andere Fahne, die vor Jahren beim Bauernaufstand vom ARMEN KONRAD im Remstal gehißt wurde: das alte Schwarz-Gold des Reichsbanners, und in seinem Herzen das Rot der Freiheit. Unter Schwarz-Rot-Gold sollen die Bauern streiten.

Hans Müller sammelt bis zum 23. August an die zweitausend bewaffnete Bauern. Dann marschieren sie los, den Aufstand ins Land zu tragen.

1525 | Lustig blutiges Landsknechtsleben

Obschon erst Mitte Februar vorüber ist, besitzt die Sonne über der italienischen Poebene wärmende Kraft. Ein Hauch von Frühling liegt in den Lüften, die vom Mittelmeer nordwärts wehen. Aber den deutschen Landsknechten ist es trotzdem noch kalt; denn sie liegen vor der Stadt Pavia im offenen Feldlager. Vor allem die Nächte sind kühl.

Vor mehr als einer Woche ist die kaiserliche Armee von Osten angelangt, und da die Späher Meldung vom Nahen der Franzosen brachten, erging Befehl, das Lager aufzuschlagen. Die Fouriere sind also auf die Plane nördlich des Po geritten, haben für jedes Regiment und Fähnlein mit Weidenzweigen Plätze abgesteckt. Hier sind die Truppen eingerückt. Die Fahnen der Abteilungen wurden nebeneinander in die Erde gesteckt und hinter jedem Banner richteten die „Fähnlein" — jeweils etwa fünfzig Mann unter einem Fähnrich — ihre Laubhütten, ihre Unterkünfte aus Brettern und Stroh auf. Vor diesen notdürftigen Gehäusen steckte jeder seine Waffe in die Erde: Piken, Kurzspieße, lange Stoßlanzen, auch breite oder geflammte Zwiehänder. Am Ende jeder Abteilung steht nun das konische Tuchzelt des „Loco-Tenente", wie die Italiener sagen, des „Leutnants", wie die Deutschen diesen „Platzhalter" des Hauptmanns nennen. Der Hauptmann wohnt in einem mit Stricken am Boden befestigten Leinenzelt, an der Spitze seiner Truppe und der Obrist in der Mitte des Regiments.

Rings um das Lager mit seinen parallelen Gassen verläuft ein Kreis von ineinander geschobenen Karren, Planwagen, Proviantfahrzeugen, durch Ketten zur Wagenburg verbunden, durch Verhaue und Balkensperren zum Wall gefügt. An der Innenseite sind die Verschläge für Pferde und Zugochsen. Zwischen diesem

befestigten Ring und den eigentlichen Lagergassen dehnt sich ein großer ebener Raum, der „Lärmplatz" mit den niederen Zelten der Rumormeister oder „Profosen": einer Art Feldpolizei, die mit harter Hand für Ruhe und Ordnung sorgt.

Die rote „Blutfahne" neben dem wallenden gold-schwarzen Kaiserbanner mit dem Adler zeigt an, daß im Lager „Blutbann" ausgerufen ist. Wer also innerhalb der „Bannmeile" zur scharfen Waffe greift, unterliegt dem Hals- und Hochgericht.

Diese strenge Ordnung ist auch notwendig bei dem wilden Gemisch von Landsmannschaften, Nationen und Waffengattungen, das hier die Hütten und Lagergassen bevölkert — oft begleitet von Weibern, Lagerdirnen, Troßbuben, ja kleinen Kindern. Sie hocken vor ihren Hütten, die Kannen kreisen in der lärmenden, fluchenden Runde rauher Kriegsgurgeln, und auf dem Kalbfell umgestürzter Trommeln rollen die „Schelmenbeine": aus Knochen geschnitzte Würfel. Obwohl es der „Profos" verboten hat, blättern andere Landser in des „Teufels Gebetbuch", den Spielkarten. Sie kauern hinter Buschwerk. Die „Scholderer" oder Spielmacher haben ihre Mäntel ausgebreitet und halten die Bank.

Hannes Raupacher, ein Tagwerkerssohn aus der Bodenseestadt Konstanz, steht unter den Zuschauern beim Kartenspiel. Als aber die Kerle anfangen, wegen der „gezinkten" Karten zu streiten und Rauferei in der Luft liegt, verläßt er den Kreis und schlendert davon.

Er ist ein riesiger Bursche mit weiten Pluderhosen in dreierlei Farben. Sein Wams aus Büffelleder liegt über dem feingefältelten Hemd, dessen Oberarme geschlitzt und mit rotem Scharlot unterlegt sind. Am Barett wippt eine Feder. Ähnlich den Bauern seiner alemannischen Heimat trägt Hannes grobe Ochsentaschen als Schuhwerk, nur hat er auf die kreuzweisen Riemen verzichtet, die den Bauern-Bundschuh auszeichnen. Schließlich besitzt er als Landsknecht schöne blau-weiß gestreifte Strümpfe aus Wollgarn, die unterm Knie mit Seidenbändern abgeschlossen sind.

Ein Trommelbube, keine fünfzehn Jahre alt, läuft neben ihm her. Solche Jungen sind oft die Spaßmacher der Kumpanei und häufig recht arge Burschen.
„He, Landser", schreit er, „gib einen Trunk aus und ich zeige dir die beste Schänke mit den lustigsten Dirnen im Lager."

In einer entfernten Lagergasse schleicht sich ein krummbeiniger Händler an die Seite des stattlichen Landsknechts, läßt ein Säckchen mit Silberpfennigen sehen und will ihm das Versprechen abnehmen, alle zu erwartende Beute einzig an ihn zu verschachern. Aber Hannes Raupacher hat im Augenblick weder Beute noch Geld. Der Feldzug ist bisher mager gewesen, und die Schlacht steht erst bevor. Auch die Löhnung ist man schuldig geblieben. Der „Feldweibel" hat gesagt: Sold gibt es erst, wenn die Franzosen geschlagen sind.

Als Hannes und der Trommelbube hinter der Kette der Offizierszelte die Marketenderstraße erreichen, geraten sie in ziemliches Getümmel. Vor den Holzbuden der Metzger, Bäcker, Weinschenken und Garköche drängen sich bayrische Landsknechte und nehmen drohende Haltung gegen eine Gruppe von Niederländern ein. Schon kommen die Stockknechte, und Hannes Raupacher verdrückt sich.

„Hol dich der Teufel, Bube!" scheucht er den Trommler fort. „Was soll mir deine Marketenderin ohne Heller und Batzen? Ich weiß einen Wirt, bei dem ich ein Kerbholz habe. Der schneidet auch noch weitere Marken ins Holz, bis ich zahlen kann."

Und dann verschwindet er, vom freudigen Geschrei einer bunt geputzten Dirnenschar begrüßt, im Trinkzelt eines Mannes aus Schwaben.

Als Hannes Raupacher am Nachmittag schon leicht beschwipst zu seiner Lagergasse zurücktorkelt, halten ihn Kameraden an.

„He Hannes", schreien sie, „komm mit auf Fourage! Wir gehen auf die Dörfer hinaus, Fleisch, Brot und Wein einkaufen."

Das läßt sich hören. Die Fouriere oder Verpflegungsmeister erhalten zwar von der Kriegskasse einiges Geld, um die notwendigen Dinge für das Heer zu besorgen, aber es ist natürlich ihre eigene Sache, wie sie mit den Bauern abrechnen. Bei einem solchen Kommando kann man versteckte Gewinne machen, von denen weder der „Landsknechtsvater" Georg von Frundsberg, noch sein Loco-Tenente Bemmelburg etwas weiß, ganz zu schweigen vom Herzog von Pescara, der die Armee anführt.

„Da bin ich immer dabei", ruft Hannes Raupacher vergnügt. „In meinem Beutel herrscht arge Ebbe."

Auch er weiß, wie man bei den wehrlosen Dorfbewohnern Kälber und Getreidesäcke einkauft, ohne viel zu zahlen, und daß man beim Fouragieren recht häufig sein Glück macht. Mag sein, daß man zu bezahlen vergißt, daß einem frommen Landsknecht eine Gans oder gar ein Schwein zuläuft. Und wer geschickt ist, findet auch den Sparstrumpf des Bauern oder eine nicht genügend versteckte goldene Kette.

So marschieren zwei Dutzend wohlbewaffnete Männer in das fruchtbare, von Weingärten, Obstplantagen und sprossenden Saaten bedeckte Land, gelangen in eine Gegend mit zerstreuten Gehöften, in der sie sich verteilen, um ihre Tribute einzuziehen. Hannes Raupacher und sein Freund, der Stoffel aus Bulgenbach, mit dem er seinerzeit das „Handgeld" des Werbers in Konstanz genommen hat, geraten auf einen abgelegenen Bauernhof. Doch hier herrscht bereits großes Wehgeschrei. Weiber rennen händeringend aus den niederen Häusern, Kinder plärren, und einige italienische Bauern fluchen und beten wirr durcheinander.

„Was ist denn los?" fragt der Stoffel, der etwas begriffsstutzig ist. Aber immerhin zieht er vom Leder und nimmt das blanke Schwert in die Hand.

„Siehst es nicht, dummer Kerl?" spottet Hannes. „Wir sind hier nicht mehr die ersten! Andere sind schon vor uns da."

Und wirklich tauchen zwei fremde Landsknechte auf, die mit allerhand Beute beladen aus dem Wohnhaus laufen. Die Kerle sind genau so prachtvoll und bunt gekleidet wie die beiden Schwaben, auch sie tragen Pluderhosen, Büffelwämser, Federbarette, und auch sie haben Schwerter und Dolche. Aber sie gehören zur Gegenpartei.

Lagert doch im Westen Pavias das Franzosenheer mit seinen Landsknechten und schickt ebenfalls seine Fouragiere ins Land.

Der Fall ist nicht ganz so schlimm, wie er aussieht. Wenn nicht eben eine Schlacht befohlen ist, fühlen sich die Landsknechte eher als Kameraden denn als Feinde. Schließlich dienen sie alle um Sold, und es kann sein, daß sie morgen schon unter derselben Fahne stehen und wieder Kameraden sind. Es kommt nur darauf an, wie man sich einigt.

Der Zufall will es, daß Hannes Raupacher einen alten Bekannten, ja einen Jugendfreund trifft. Der lange sommersprossige Kerl in den gelbrotgepufften Ärmeln starrt ihn kurz an, dann geht ein Grinsen über sein Gesicht, und er streckt dem Hannes die Hand hin.

„Grüß dich Gott, Hannes", schreit er. „Wo man sich nicht trifft!"

Der Bursche stammt aus der Konstanzer Vorstadt Kreuzlingen und ist demnach ein Schweizer. Als Buben haben die beiden Tagwerkersöhne oft miteinander gefischt oder Unfug angestellt. Aber der Hannes hat später das Handgeld bei einem Werber für eine alemannische Kompanie angenommen, während der Jokel Stünzi mit den Thurgauer „Reisläufern" ins Feld gezogen ist. So stehen sie nun auf zwei verschiedenen Seiten des Kriegs. Die schweizerischen Landsknechtsführer haben sich an den Franzosenkönig Franz I. verkauft, während die schwäbischen und bayrischen Landsknechte unter ihrem General Georg von Frundsberg gegen guten Sold des Kaisers Sache verfechten.

Die beiden Kerle umarmen sich, schlagen sich lärmend auf die Schultern und begrüßen sich herzlich, während die italienischen Hofbewohner murrend, klagend und lästernd in gehörigem Abstand stehen. Doch dann wird Hannes Raupacher ernsthaft.

„Jokel", sagt er, „das ist eine böse Sache. Diesmal wird es arg in der Schlacht. Die Alemannen und Bayern sind richtig zornig auf euch Schweizer, weil ihr den verfluchten Franzosen dient. Halt dich zurück, wenn es so weit ist! Ich kenne viele Burschen, die raufen diesmal mit persönlicher Wut im Bauch."

„Kein Mensch kann euch Kälberdiebe leiden!" wirft der Stoffel aus Bulgenbach ein. „Ihr seid Verräter an Kaiser und Reich."

„Halt's Maul, dummer Blitzschwab!" grollt der Begleiter des Jokel und richtet sein blankes Schwert gegen den andern. „Ihr chaibe duitschländer gehört richtig genußt."

Ums Haar käme es trotz der alten Freundschaft der beiden Bodenseer zur Rauferei, aber schließlich geht alles friedlich ab. Die Schweizer teilen sogar ihre Beute und überlassen großzügig den Schwaben ein Kalb aus dem Stall der jammernden Italiener. Man scheidet mit Handschlag und Gruß und kehrt am Abend, reich beladen mit nützlichen Dingen, in die verschiedenen Lager zurück.

Eine Woche später, am 24. Februar des Jahres 1525, läßt Herr Georg von Frundsberg die Trommeln rühren. Es ist graue Morgenfrühe.

Sogleich stürzen die Landsknechte aus den Hütten und Zelten, ergreifen Spieße, Lanzen und Zwiehänder und laufen zum „Lärmplatz". Dort stehen schon die Fähnriche mit aufgerichteten Bannern, hinter denen sich nun die Truppen in Reih



und Glied versammeln. Leutnants und Hauptleute erscheinen, zählen die Mannschaft und prüfen die Waffen.

Nach einiger Zeit naht aus dem Lager eine Gruppe prachtvoll ausgestatteter Reiter: die Feldhauptleute, Herr Georg von Frundsberg, der Bemmelburg, der Schärtlin von Burtenbach und später sogar Herzog von Pescara mit glänzendem Gefolge. Die Anführer sind ritterlich gerüstet: mit schweren Harnischen und Visierhelmen, von denen Federbüsche wallen. Die Rüstungen funkeln, es sind teilweise kostbare Stücke mit Ziselierung, silberner und goldener Intarsienarbeit. Die Streitrosse tragen bunte Schabraken mit Wappenstickereien. Schon sieht man auf der Straße nach Pavia lange Kolonnen von gepanzerter Reiterei in Staubwolken dahintraben, vom Lager her rattern und rumpeln in Vier- und Sechsspännerzügen die Feldschlangen, bronzenen Kanonen und die Munitions- und Pulverkarretten. Die Schlacht ist beschlossen, das Heer rückt ins Feld!

Georg von Frundsberg spricht einige Worte; doch Hannes Raupacher und Stoffel hören nur Wortfetzen, die im Gemurr und Gebrumme der Landsknechtsblocks untergehen.

Da ist von der „Ehre der deutschen Nation" und von „verräterischen Schweizer Kuhhirten" die Rede. Gelächter und Flüche flattern auf, und plötzlich rumoren die Trommeln, ein Fähnrich nimmt das wallende Reichsbanner auf, die Querpfeifer setzen mit ihrem Gequieke ein. Die Kompanien schwenken ein, und die Landsknechte nehmen, in lanzenstarrende Blöcke geordnet, den Marsch auf. So bewegt sich ein Heerwurm über die Ebene. Zahllose Fähnlein wehen, die wandelnden Blöcke starren wie bewegliche Hochwälder mit ihren aufgerichteten, über drei Meter langen Lanzen.

*

In der Ebene vor Pavia donnern die Geschütze. Rauch steigt auf, Blitze zucken hinter den „Pavesen" hervor, den rasch errichteten Schutzschilden aus Weidengeflecht und Erde. Von den Flanken herüber trommelt der tausendfältige Hufschlag der Reiterei, die klirrend, staubaufwirbelnd und unter ungeheuerem Geschrei gegen den Feind anrennt. Drüben im Westen sieht man die glanzvolle Ritterschaft Frankreichs unter hundert flatternden Wappenbannern. Doch die Mitte des feindlichen Heeres bilden die lanzenstarrenden Vierecken der Landsknechte.

Gegen diese Front gehen nun die Regimenter des Frundsberg vor. Ungeheuerer Tumult erfüllt die Ebene. Ehe sich das Regiment, bei dem Hannes Raupacher steht, auf den Feind wirft, hält es in doppelter Lanzenweite an. Genau wie auf der Gegenseite haben die Knechte der ersten drei Glieder die Lanzen gesenkt, so daß es aussieht, als näherten sich zwei riesige Igel.

Wie einst die homerischen Helden vor Troja tauschen auch die Landsknechte wütende Spott- und Hohnreden aus. Ob Franzosen, Spanier oder Niederländer — es spielt keine Rolle. Jeder Soldknecht tut schließlich für gutes Geld seine Pflicht. Nur zwischen Deutschen und Schweizern hat sich etwas wie echte Feindschaft entwickelt. Da schimpft man von Herzen und in wachsender Wut.

„Ihr Kälberhirten! Saudumme Geißbuben! Almdeppen!" brüllen die Schwaben,

worauf aus den Schweizer Reihen die Antwort ertönt: „Kommt nur her, ihr blöden Schwabas! Biersäufer! Krautfresser! Bayrische Bauernbuben!"

Dann stürzen plötzlich beide Seiten blindwütend vor, stoßen die Lanzen wild in die gegnerischen Reihen und beginnen eine blutige Schlacht.

Wie wandelnde Ungetüme mit tausend Stacheln und zehntausend Beinen bewegen sich die Blöcke der Landsknechte voran. Endlich werden die zahlenmäßig unterlegenen Schweizer zusammengedrängt, und in den Weinbergen von Pavia umschlossen. Ein übler Nahkampf hebt an.

Für gewöhnlich ergibt sich bei Landsknechtsschlachten eine unterlegene Schar in aussichtsloser Lage und zeigt dies durch Hochheben der quergelegten Lanzen oder Schwerter an.

Auch bei Pavia ergeben sich viele französische Ritter und die besiegten Truppen an den Flanken. Sogar König Franz I. läßt sich in ehrenhafte Gefangenschaft abführen. Nur im Zentrum, wo deutsche und schweizerische Landsknechte gegeneinanderstehen, fordert kaum einer Gnade, und niemand ist bereit, sie zu gewähren.

Hannes Raupacher hat in der Endphase der Kämpfe seine lange Lanze fortgeworfen und das breite Schwert gezogen. Plötzlich liegt ein blutüberströmter Feind vor ihm auf den Knien. Der riesige Kerl läßt aber sogar in dieser Situation noch immer den wuchtigen Zwiehander um das Haupt kreisen, so daß es gefährlich ist, sich ihm zu nahen.

„Jokel!" schreit der Raupacher. „He Jokel! Gib dich! Aus ist's mit euch! Gib dich gefangen, ich bin's, der Hannes."

Der Schweizer sieht nichts mehr, Blut rinnt ihm über die Augen, er läßt immer noch das Schwert kreisen. Und schon kommt der starke Stoffel von Bulgenbach, hat die lange Lanze eingelegt und stößt sie dem Freund seines Freundes tief in die Brust.

Bis auf den letzten Mann werden die Schweizer in den Weingärten Pavias von den Deutschen niedergemäht. Und keiner auf beiden Seiten weiß eigentlich, warum er so wütend kämpft und so sinnlos stirbt.

Am Tag nach der Schlacht ist Löhnungsappell. Mancher fehlt, als die Knechte in langer Kette vor dem Zelt des Feldweibels anstehen, um ihre Pfennige und Heller zu empfangen. Das ist auch nicht mehr so wichtig, denn die meisten haben sich auf dem Schlachtfeld gesund gemacht, indem sie die Waffen, Ringe, Ketten und Wämser der Erschlagenen geplündert haben. Die Lagerhändler haben ihren großen Tag, sie kaufen alles um Spottgeld, und die Weinschenke, Dirnen und Marketender warten schon, auch dieses Blutgeld einzukassieren.

Als es Abend wird, lärmen und tosen die Lagergassen von trunkenen und übermütigen Knechten.

„He, Hannes", grölt der starke Stoffel, „hast schon gehört? Ein Trommelbube hat's im Zelt des Frundsbergers vernommen: die halbe Armee rückt nach Schwaben zurück. Dort sind die Bauern im Aufstand, und wir sollen sie brav zu Paaren treiben."

„Was Stoffel?" lallt der besoffene Raupacher. „Die Bauern sollen wir dreschen?

Ja, Gott verdamm mich: bist du nicht selber der Sohn eines Bauern aus Bulgenbach, Stoffel?"
„Ein Landser bin ich, Hannes", schreit der andere. „Nichts als ein fröhlicher Landsknecht."

1526/29 | Bilderstürme in Basel

Der Rhein trennt die Stadt Basel in zwei Teile. Auf dem erhöhten linken Ufer des Stromes erstreckt sich halbmondförmig das bessere „Großbasel" mit behäbigen Patrizier- und Kaufherrnhäusern, mit dem doppeltürmigen Münster, den zahlreichen anderen Kirchen, mit Mauerkranz, Rundtürmen und Toren. Dort wohnen die Großbürger, zünftige Handwerker und Kaufleute, Gelehrte und Adelige. Jenseits der beiden hölzernen Kastenbrücken liegt am flachen Rheinufer „Kleinbasel" mit niedrigen, hingeduckten Scharwerkerhäusern, mit den winzigen Hütten der sogenannten „Pfahlbürger", deren vorgeschobener Stadtteil nur noch durch Palisaden, Graben und hölzerne Befestigungen geschützt ist.

An der Birsig, einem Bach, der Großbasel auf dem Weg zum Rhein durchfließt, liegt das Haus des Lohgerbers Ulrich Schmidt. Aus diesem stattlichen Fachwerkgebäude, das sich mit seiner Rückseite zum Wasserlauf wendet, tritt ein neunundzwanzigjähriger Mann. Er hat ein rundes, glattrasiertes Gesicht mit lebhaften, braunen Augen; die etwas künstlerisch freien braunen Haare kommen unter dem purpurroten, weichen Filzhut hervor, der wie die Kappe eines Fliegenpilzes aussieht. Der dicke Hals steckt in einem gefältelten weißen Hemd. Über das abgesteppte gelbliche Wams ist ein weiter, faltenreicher Samtmantel geworfen, dessen durch Borten verstärkter Kragen emporsteht. So sieht kein Lohgerber aus. Man möchte eher einen Gelehrten, zumindest einen patrizischen Bürger vermuten. Doch Hans Holbein, der Malermeister, hat auch mit dem ehrsamen Lohgerbergewerbe nur insofern etwas zu tun, als er vor etlichen Jahren mit der Hand der Lohgerberswitwe Elsbeth Schmidt zugleich das Baseler Bürgerrecht erworben hat. Seither ist er ein hochangesehener Mann, der Freund und Geschäftspartner von humanistischen Professoren, Bürgermeistern, Ratsherren und der vielbegehrte Lieferant für Bischöfe, Prälaten und andere Kirchenleute.

Aber Basel scheint nicht mehr Basel zu sein!

Als Hans Holbein die Gasse zum Münsterplatz hinab wandert, kann er nicht die allgemeine Unruhe übersehen. Überall stehen aufgeregte Bürger beisammen. Handwerker haben die Werkstätten geschlossen und stecken vor den Zunftstuben die Köpfe zusammen. An der Front des Amerbachhauses ist ein Wanderprediger auf den Eckstein gesprungen und schreit seine Parolen auf die Leute hinunter.

Auch Bonifatius Amerbach gehört zu den Humanistenfreunden Holbeins. Überall hat er seine Gönner und Kumpane. Gleich dort drüben liegt hinter eisenverrammelten Eichenläden die Druckerei seines Freundes Froben.

Seit der große Erasmus von Rotterdam in die Stadt gezogen ist, hat sich Basel in eine Residenz humanistischen Geistes verwandelt. Um diesen „Doktor universalis" sammelten sich Magister, Gelehrte, Fürsten, Professoren. Eine Unzahl Drukker ließ sich nieder und produziert Bücher, Flugschriften, Bildwerke, und im Gefolge der Buchdrucker fuhren auch die Zeichner, Metallschneider und Buchbinder gut.
Sollte das alles untergehen? Würde die Stadt sich in den allgemeinen Strudel einer rebellischen Zeit werfen? Fast sah es so aus.
Hans Holbein eilt zu dem hochgiebeligen Haus in der Altstadt, in dem sein Gönner, Freund und Berater Erasmus von Rotterdam haust.

*

Die Gelehrtenstube des Erasmus wird nur mäßig durch die beiden Butzenscheiben erhellt. Aber es ist ein mildes, vielfach gebrochenes Licht, das durch die kringelförmigen, mit Bleifassung aneinandergefügten Gläser fällt. Alles scheint in diesem leicht gewölbten Raum wie von Weisheit überhaucht zu sein: die altersdunklen Truhen, die Regale voll schwerer, in Schweinsleder, Samt und Rindshaut gebundener Folianten, die antiken Buchrollen mit den roten Faszikeln. Weil das Haus sehr dicke Mauern hat, ist es trotz des Frühlingstags kühl.

Der alte Gelehrte, der Fürst der Humanisten, trägt deshalb einen schweren, bis zu den Zehenspitzen fallenden schwarzen Samtmantel mit breitem Pelzkragen und Marderstulpen und auf dem bleichen, vergeistigt wirkenden Kopf eine dunkle Samtkappe. Er steht mit der Rohrfeder in der Hand am Schreibpult. Tintenfaß, Streusandbüchse, Pergamentblätter und aufgeschlagene Bücher umgeben ihn.
„Ah, Freund Holbein", ruft er dem Eintretenden entgegen. „Ihr seid pünktlich gekommen! Nehmt Platz, mein Lieber."

Zugleich bringt er aus einem Fach eine Anzahl kunstvoll gefalteter und gesiegelter Briefe hervor, die bereits adressiert sind. Flüchtig prüft Erasmus nochmals die Anschriften: an den Lord-Kanzler, Sir Thomas Morus, an die wohledlen Kaufherren vom deutschen Stahlhof zu London, an den deutschen Hofastronomen in England, Nikolaus Kratzer, an den hochgelehrten Sir Nicholas Carew und an einige einflußreiche Humanisten in London, Oxford und Cambridge.

Hans Holbein hat sich an dem mit Papieren und Büchern bedeckten Tisch niedergelassen und nimmt mit beredtem Dank seine Empfehlungsschreiben in Empfang. Erasmus sieht ihn prüfend an.
„So seid ihr bei euerem Entschluß geblieben, Holbein? Ihr wollt euer Glück also am Hof König Heinrichs VIII. versuchen? Wollt das gute Basel verlassen, Werkstatt, Frau und Kind, Ansehen und Geschäftsverbindungen aufgeben, um neu zu beginnen? Es tut mir leid, euch scheiden zu lassen!"

„Magister", erwidert Holbein, „ihr versteht sicher meine Gründe. Hier ist keine Atemluft mehr für einen Maler. Seit alle Welt nur noch vom Umsturz alles Bestehenden, von Reformation und vom Bruch mit der alten Kirche spricht, seit Wan-

derprediger umgehen, Volksverhetzer das Land durchstreifen und sogar die Gebildeten vom Geist der Rebellion wider die alte Ordnung besessen sind, gibt kein Patrizier, kein Rat einer Stadt, nicht einmal mehr ein Domkapitel Altarbilder, Madonnen oder Heiligenleben in Auftrag. Ich habe angefangen, mich ganz auf Porträts umzustellen – aber es gilt plötzlich als modern, ein Feind der schönen Bilder zu sein. Aus dem Rheinland, aus Thüringen und den Niederlanden kommt die Nachricht, daß Pöbelhorden, aufgerührt von den Schriften und Reden der Gelehrten in die Kathedralen und Kapellen, in Palästen und Bischofsresidenzen eingedrungen sind, daß man das uralte Bildwerk aus Stein zerschlägt, die wundervollen geschnitzten Gesprenge, die Madonnen und Heiligenfiguren verbrennt und die Gemälde zerkratzt, verschmiert und am Ende in Fetzen schneidet. Da will ich lieber weit weg sein, wenn es auch bei uns zu solcher Narrheit kommt."

Erasmus seufzt tief. Sein kluges, ganz nach innen gewandtes Altmännergesicht zeigt nun deutlich die Spuren von Einsamkeit und Gram.

„Ach, Holbein", murmelte er, „manchmal wollte ich auch sehr weit weglaufen aus dieser Welt. Immer habe ich von einer Republik der Gelehrten geträumt, von einem geistigen Reich der Hochgebildeten, der Humanisten, der Männer des Geistes und der Wissenschaft. Ich bin nach Basel gegangen, weil es mir ein wenig abseits vom Getriebe der Kampfhähne, der Gewalttäter und Unruhestifter zu liegen schien. Einige Gelehrte sind mir gefolgt, ich habe unter Humanisten und Künstlern gelebt und von einer schöneren Gemeinschaft der Menschen geträumt. Meine Briefe gingen zu Gleichgesinnten in Frankreich, England, Italien und Deutschland: wir logen uns vor, daß die Gelehrtenrepublik schon heimlich im Entstehen sei. Jetzt aber hat uns der Tumult eingeholt. Auch in Basel brechen Feindschaft, Rebellion, gewalttätiges Wesen hervor. Bald wird es wie in Deutschland sein, wo die Ritter gegen die Fürsten, die Städte gegen den Adel, die Bauern gegen alle Obrigkeit und das Volk gegen die Kirche kämpfen. Diese Menschen, die ihre Zwistigkeiten mit Schwert, Spieß und Feuerbrand austragen müssen und nicht fähig sind, miteinander ernsthaft zu diskutieren! Bald muß auch ich vielleicht Basel verlassen."

„Verzeiht, Magister", antwortet der Maler in einer Mischung von Verlegenheit und Trotz. „Nichts für ungut, wir sind uns sehr lange verbunden. Aber ich muß sagen, die Herren Doktores und Gelehrten sind nicht unschuldig an dem Aufruhr der Massen. Auch ihr, Magister Erasmus, habt lange Zeit hochgelehrte Kritik an der Kirche geübt, ihr selber habt in eueren ‚Antibarbari-Schriften' gezeigt, wie viele Fehler und Dummheiten gepredigt wurden, und am Ende habt ihr die Heilige Schrift übersetzt und sie damit in die Hände jedes Schusters und Schneiders zur Auslegung gebracht."

„Seid nicht ungerecht, Holbein! Ich habe die Evangelien lediglich aus dem griechischen Urtext ins Lateinische übertragen . . ."

„Ja, ihr. Aber euer Professorenkollege Martin Luther hat sie ins Hochdeutsche übersetzt und so liest sie nun jedermann. Der Buchdruck kommt hinzu, der alle Druckschriften, jedes Flugblatt spottbillig macht. Wundert es euch, wenn nun Gevatter Weber und Vetter Karsthans zu lesen und damit nachzudenken beginnen?

Ihr habt von einer humanistischen Gelehrtenrepublik geträumt, das Volk hat den Aufruhr daraus gemacht."

„Ihr habt ja Recht, Holbein", seufzt Erasmus. „Jeder Segen, der den Menschen geschenkt wird, enthält den Stachel des Fluches. Auch die Buchdruckerkunst. Von nun an vermag ein Gelehrter nicht nur seine Ideen in aller Welt zu verbreiten und bekanntzumachen; er muß es auch dulden, daß die Volksverhetzer, die Halbgebildeten schreiben, drucken und aufwühlen. Ich habe es erkannt und bin ausgeschieden aus dem Chorus der Humanisten, die Papst, Kirchenfürsten, Ablaßwesen, Staats- und Kirchenordnung in gelehrten Schriften kritisierten. Manche nennen mich darum einen Verräter an der Sache der Reformation — aber ich sehe, daß nichts anderes herauskommen wird als Bürgerkrieg, Zerfall der abendländischen Kultureinheit und am Ende des Reichs die Übermacht der weltlichen Fürstenschaft! Und der Weg dahin wird mit Blut, mit Brandstätten und Zerstörung gepflastert sein."

Hans Holbein nickt nachdenklich. Er erhebt sich zum Abschied und drückt dem alten Gelehrten noch einmal die Hand.

„Dank euch, Magister, für die Brücke, die ihr mir in euere englische Provinz der Gelehrtenfreunde gebaut habt. Weil ich spüre, was auf uns zukommt, gehe ich noch beizeiten."

Als der junge Mann den Raum verlassen hat, zieht Erasmus wie fröstelnd den Mantel enger um sich. Er wendet sich seinem Aristoteles zu: ein bleicher, schwarzgewandeter Rabe der Studierstube, ein von allen Freunden verlassener, alter Gelehrter.

Drunten auf den Gassen aber drängt ein Volkshaufe zum Münster hinauf. Dort will ein Humanist predigen, der vordem ein stiller Gefährte des Erasmus gewesen und nun vom Feuer der Reformation ergriffen ist: Magister Johannes Hauschein, der sich als Humanist „Öcolampadius" nennt.

„Götzenwerk, Bilderanbeterei, Heidenspuk!" ruft er und deutet auf die mit Heiligenfiguren bedeckten Schnitzaltäre. „Teufels-Abziehbilder! Buntes Blendwerk der Sinne, das von Gott und der echten Religion ablenkt!" donnert er in die gärende Menge. „Gott ist Geist, nicht Bild! Säubert die Religion von Zeremonie, von Prunk, von irdischem Tand, entledigt euch der sündigen Gemälde, der Statuen, der höllischen Vermenschlichung alles Gottnahen!"

Als die Handwerker, Taglöhner und Bürgersleute, die lange schon an dem fürstlichen Aufzug des Bischofs, am Reichtum der Klöster, am schamlosen Handel mit Ablaß und Reliquien Anstoß genommen haben und in deren Herzen der Drang nach mehr Freiheit lebt, nach einer solchen Predigt heimwärts gehen, kommt es zu Zusammenstößen mit bischöflichen Knechten. Fette Prälaten werden beschimpft, vor dem Stadtpalast des Bischofs fliegen die Steine, und in der Kirche des Augustinerklosters reißen Jugendliche die Holzfiguren von den Altären, zünden ein Feuer an und tanzen johlend darum.

*

Zwei Jahre später kommt es auch in Basel zum Aufruhr der Bürgerschaft. Der Bischof mit seinem Domkapitel muß die Stadt verlassen. Geistliche und Mönche

verstecken sich oder schließen sich der Bewegung an. Der Pöbel zieht lärmend von Kirche zu Kirche, stürmt Münster und Klöster. In einem wahnwitzigen Taumel reißen die Menschen Gemälde herab und zertrampeln sie, uralte Steinfiguren werden zerschlagen, man hackt ihnen die Köpfe ab und schießt sogar auf die Figuren der Domfassade, bis sie zerbröckeln. Von den wundervollen gotischen Schnitzaltären, die noch vor wenigen Jahrzehnten fromme Bürger unter Aufwand nicht geringer Mittel gestiftet haben, splittern die Spitzbogen, die Kreuzblumen, die ganze Pracht des „Gesprenges"; die Flügelaltäre verwandeln sich in den Augen der Rasenden in bunt bemalte Bretter, die der Axt oder dem Feuer verfallen.

Auch manches Werk Hans Holbeins geht in diesem Bildersturm unter. Seinen „Oberrieder Altar" retten Freunde zum Teil aus den Händen der Aufrührer.

Als Holbein 1528 aus England zurückkehrt, um einen kurzen Besuch bei seiner Familie zu machen, findet er schrecklich veränderte Verhältnisse vor. Der Bildersturm hat die Stadt und die Umgebung verwüstet, vieles ist vernichtet: keine gute Zeit für Maler steht zu erwarten.

Die Humanistenfreunde: die Professoren Öcolampadius, Rhenanius, Glareanus und andere, sind in alle Winde zerstreut. Ihr König, Erasmus von Rotterdam, hat Basel verlassen und lebt schlecht und recht im katholisch gebliebenen Freiburg. Nur die Buchdrucker: ein Froben und Amerbach, haben alle Hände voll zu tun. Die Parteien dieser Welt bekämpfen sich nun mit zahllosen Druckschriften. Wer schreiben kann und Geld für den Druck hat, gibt Bücher heraus.

Hans Holbein aber hat, dank den Empfehlungen des Erasmus, in England den Grund einer neuen, ansehnlichen Existenz gelegt. Er verkehrt im Haus der Hanseaten, ist Hausfreund beim Lord-Kanzler Thomas Morus und geht in den Londoner Häusern und Landsitzen des englischen Hochadels aus und ein. Er hat sich fast völlig auf Porträtmalerei umgestellt und verdient, was er will.

So malt er in Basel nur seine Familie: die abgehärmte, schon verblühte Gattin und die beiden Kinder. Doch sein Herz ist bereits nicht mehr hier. Er läßt ein wenig Geld zurück und verschwindet — ohne Familie — zum zweitenmal, und diesmal für immer, nach England.

1579 | Im Reich der Gesetzlosen

Hinter den Stromschnellen ist der Teufel los. Hier enden Gesetz und staatliche Ordnung, und nur der herrscht, der stark genug dazu ist.

Die Stromschnellen, auf Russisch „Porogen" — bilden eine deutliche Barriere zwischen dem Einflußgebiet der russischen Großfürsten von Moskau und den unendlichen südlichen Steppen. Seit etwa hundert Jahren haben diese Großfürsten von

Moskau den Titel „Czar" oder „Zar" angenommen, den sie aus dem lateinischen Caesar abgeleitet haben. Seit einer der Ihren die Tochter des letzten byzantinischen Kaisers geheiratet hat und seit 1453 Byzanz-Konstantinopel im Türkensturm untergegangen ist, sagen die Moskowiter, ihre Stadt sei das „Dritte Rom", so wie Byzanz einst das zweite gewesen ist. Deshalb halten sich die Zaren für berufen, die römische Weltherrschaft fortzuführen. Sie haben auch den römischen Adler in ihr Wappen übernommen. Doch dieser russische Adler trägt zwei Köpfe: einer blickt nach Westen, zum Abendland, der andere wendet sich dem asiatischen Osten zu.

Der Anspruch ist hoch; doch die Moskauer Zaren sind vorläufig nicht einmal in der Lage, jenseits der Porogen im Gebiet der „Saporoger", der jenseits der Stromschnellen wohnenden Kosaken, Ordnung zu schaffen. Das Wort „Kosaken" kommt aus dem türkisch-tartarischen Sprachgebrauch und bedeutet soviel wie „Landstreicher" und „Banditen". Denn alle Verbrecher, Verfolgten und Gesetzlosen, die Geächteten, Gewalttäter und Strolche, die im Machtbereich der Zaren von der Polizei gejagt wurden, sind über die Porogen in die Steppe geflüchtet. Dort unten aber sitzen sie in wilden Feldlagern beisammen, rauben, plündern und führen ein freies Reiterleben in den Ebenen. Die wildesten und stärksten Totschläger sind ihre „Hetmänner" oder Hauptleute.

Einer der unruhigsten und gefährlichsten Burschen ist Iwan Kolzo.

Von ihrem Hetman erwartet die Bande, daß er immer neue Einfälle hat, wie man das freie Räuberleben abwechslungsreich gestalten kann. Und Iwan hat solche Einfälle.

Er überredete seine Saporoger, mit Schiffen wolgaabwärts zu fahren und die Mohammedaner zu besuchen; denn das sind doch verfluchte Nicht-Christen. Es müßte demnach ein sehr verdienstvolles Werk sein, bei ihnen nach dem Rechten zu sehen. Man sagte, sie hätten wunderschöne Schatzhäuser und herrliche Moscheen. Nun, es war ein riesiger Spaß.

Nicht zu zählen ist die Beute an goldenen Ketten, Perlen und seidenen Tüchern aus China, Teppichen aus Persien, kunstreichen arabischen Waffen, Gewürzen und Edelsteinen aus Indien; denn irgendwo dort unten lief ja immer noch die uralte „Seidenstraße" von China bis zu den Meerengen am Bosporus. Ein wenig von dieser Herrlichkeit drang auch in die Provinzen der Türken am Schwarzen Meer und am Unterlauf der Wolga ein. Davon nahmen die Kosaken ihren Anteil und kehrten wieder heim in die Steppe.

Doch als sie heimkommen, sind Boten aus Moskau da und sagen, der neue Zar Iwan, den sie den „Schrecklichen" nennen, habe erheblich geflucht über die lustigen Kosaken. Der Türke drohe ihm mit Krieg, wenn die Räuberei nicht aufhöre, und nun drohe Iwan den Kosaken.

Iwan Kolzo kratzt sich den struppigen Kopf und denkt nach.

Um diese Zeit kehrt ein anderer Kosak namens Jermak Timofejewitsch aus dem litauischen Krieg heim, wo er ein wenig als Landsknecht gefochten hat. Dieser Jermak ist ein fast noch wüsterer Kerl als Iwan Kolzo.

Und Jermak bringt einen neuen Plan mit, der eben jetzt zurecht kommt.

Er hat ein Angebot aus der nahe dem nördlichen Ural gelegenen Stadt Perm. Dort sitzt eine der reichsten Kaufmannsfamilien Rußlands, die Stroganoffs. Seit vielen Jahren handeln diese Leute mit den wilden Jägern der Urwälder auf dem Ural. Zu ihnen kommen die tartarischen und mongolischen Karawanen von jenseits des Gebirges und bringen mit, was die ungeheuren, unerforschten Landmassen Asiens an Reichtümern zu liefern haben: Zobel- und Silberfuchspelze, Bärenfelle, Schneefüchse, Luchs- und Marderpelze, Wachs, Leder, Chinaseide, Goldkörner, gefrorene Lachse von einer Größe, wie sie Europa nicht kennt, seltsame Schmuckstücke und Edelsteine.
Diese Stroganoffs haben nun den Plan gefaßt, nicht länger als Händler aufzutreten, sondern in diesem waldbedeckten und stromreichen Land Sibir eine Anzahl Faktoreien zu errichten und womöglich das Land selber auszubeuten.
Dazu brauchen sie Landsknechte, kühne Burschen, die sich vor nichts fürchten. So sind sie an Jermak herangetreten. Warum soll es nicht auch im „Wilden Osten" der Welt Kolonien und Eroberung geben? Hat man nicht vor länger als einem Menschenalter gehört, daß die Spanier übers Meer nach Amerika gefahren sind? Ist nicht der Ruhm eines Cortez und seiner mexikanischen Goldschätze, eines Pizarro und seiner peruanischen Silberkammern bis nach Rußland gedrungen?

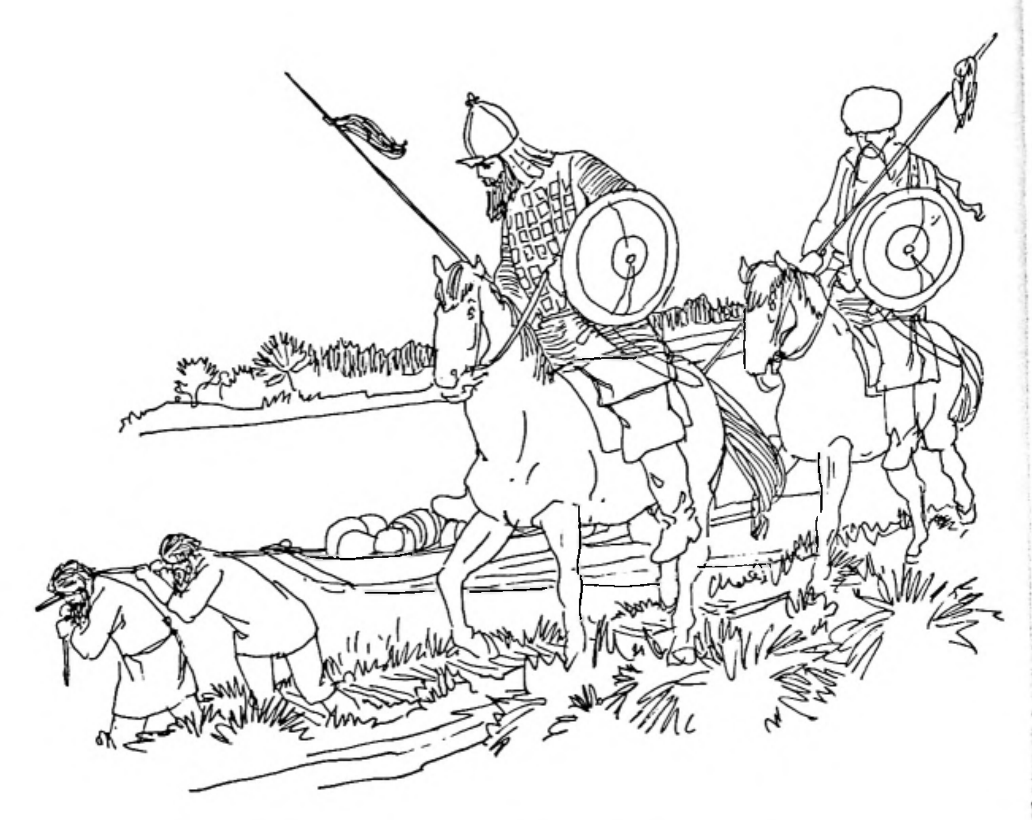
Auf denn ins Reich Sibir! Rußlands Kolonien liegen ja vor der Haustür! Die Stroganoffs nehmen Jermak in Sold. Und Jermak verbündet sich mit Iwan Kolzo. Zu ihnen stoßen andere Abenteurer von Wolga und Don.
Nur ungern geben Mitja und Jurjew das muntere Leben an den Strömen auf. Wenn die reichbeladenen Schleppschiffe von Astrachan heraufkamen — welch ein Anblick! An den Ufern gingen zehn oder fünfzig Schlepper unter den Seilen und sangen ihr monotones „Eeh uchjem". Und auf den Schiffen saßen die behäbigen Tartarenfürsten, die reichen Khane und fetten Türken. Persische Tänzerinnen drehten sich zum Gedudel der Flöten und dem Gezirp der Guslas. Und man weiß ja, was ein Schiff in seinem Bauch an Reichtümern birgt.
Solche Schiffe zu überfallen und auszunehmen, das war Mitjas und Jurjews Geschäft. Doch, als ihnen Jermak von dem goldenen Reich Sibir jenseits der blauen Uralberge erzählt, kommen sie und mit ihnen hundert andere.

Am 21. Juni 1579 — als noch viele der Kosaken, Wolgaräuber und Wegelagerer, die Iwan Kolzo, Jermak und Mitja aufgerufen haben, langsam auf den schlechten Knüppel- und Ziehpfaden nach Norden unterwegs sind — treffen die Anführer bereits in Perm ein und haben sogleich eine Unterredung mit Maxim Stroganoff und seinem Onkel Semjon. Die Kosaken sind staunend in die Stadt Perm eingeritten. Etwas derart Schönes, Großartiges und Modernes haben sie nicht erwartet — nicht im nördlichen Rußland, nahe dem Ural.
Der wilde Kamafluß strudelt mit schaumigen Wellen von den Urwaldbergen herab, und rings um Perm liegen überwiegend verfilztes Waldland, birkenbestandene Sümpfe und seendurchsetzte Moore. Die Wege sind teilweise mit quergelegten Baumstämmen, mit Faschinengestrüpp und gebündeltem Schilf befestigt, so daß sogar Planwagen und Lastkarren fahren können.
Die Ansiedlung ist mit einem niederen Erdwall umgeben, auf dessen Krone zugespitzte Palisaden drohen; Stadttore, Wachttürme, Häuser und Lagerschuppen:

alles ist aus Holz; denn Holz gibt es in Fülle. Natürlich sind die Häuser niedrig, mehr Blockhütten unter schweren Schilfdächern, die fast bis zum Boden reichen, als Häuser von der Art, wie sie Jermak in Moskau oder Iwan Kolzo in den Türkenstädten des Südens gesehen haben. Obwohl auch dort die meisten Gebäude Bretterverschläge, Fachwerk mit Lehmbewurf und elendes Hüttenzeug waren. Nur die Paläste, die Moscheen und die Kirchen mit den Zwiebelkuppeln hatte man prächtig aus Stein gebaut.
In diesem Perm scheint alles den Kaufherren Stroganoff zu gehören: die riesigen Lagerhallen voller Pelze, die Tagwerker- und Fuhrmannshütten, die Faktoreien und schließlich das große, breit hingelagerte Haus, das wie eine Festung aus Balken aussieht und in dem die Herren mit ihren Anverwandten wohnen.

Da sitzen sie nun, riesige, phantastisch herausgeputzte Schlagetote und strecken die Beine in den Pluderhosen mit türkischen Schnabelschuhen oder mit ledernen Reithosen an den steingemauerten Kamin der Stroganoffs. Die Halle ist groß genug, einer Sotnie Kosaken Platz zu bieten, an den Wänden hängen Bärenfelle, chinesische Stickereien und persische Teppiche. Alles ist voller Waffen und Beutestücke.
In diesem Saal fließt der Wodka in Strömen. Die Kosaken genießen Bärenschinken, Rehkeulen und gebratene Enten. Alles ist im Überfluß da, und was die klugen Kaufherren zu erzählen wissen hört sich gut an: daß jenseits der Berge ein unendliches Land voller Schätze liege, dünn besiedelt von lächerlichen Tartarenstämmen, Dörfer aus Leder- und Fell-Yurten, Flüsse, in denen sich die Fische danach drängten, mit Schaufeln herausgehoben zu werden, und endlose Handelswege, über die bis von China und Persien her die Köstlichkeiten aller Märkte auf Kamelrücken, auf den Packsätteln der Buckelochsen und der struppigen Steppenpferdchen schaukelten.
Soll man etwa all diese Schätze dem armseligen Tartarenchan lassen, der in seiner Erdbefestigung zu Isker am Tobol sitzt und die Frechheit besitzt zu glauben, das Land Sibir gehöre ihm?
Das wäre ganz falsch. Denn das Reich Sibirien kann man selber gebrauchen. „Zudem", so fügt Jermak mit frommem Augenaufschlag hinzu, „ist es Christenpflicht, diese Länder zu bekehren und sie für den gütigen Zaren Iwan zu gewinnen, dessen Name hochgepriesen sei!"
Darauf trinken alle Brüderchen zusammen mit den Stroganoffs sehr viel und sehr starken Wodka. Bald sind sie einig und setzten ihre Kreuze als Unterschrift auf den Vertrag mit den Kaufherren.

Anderntags treffen die Kosakentrupps von Wolga und Don ein, und die Herren Stroganoff gaben doch wahrhaftig Geld aus und rüsten die frommen Glaubensstreiter ganz neu aus. Sogar Musketen bekommen einige der Geschickteren: schöne neue Flinten mit Pfanne, Gabelstock und Luntenzündung — dazu natürlich Pulver und Blei. Die Knechte der Stroganoffs karren herbei, was Soldaten haben müssen: für jeden Mann drei Pud Roggenmehl, ein Pud Zwieback und Salz, zwei Pud Buchweizen und etliche Krüge starken Wodkas, des Seelentrösters. Außerdem gute Stiefel, Mäntel und Pelze, wie es das Herz begehrt.
Während die Stroganoffs auf Jermaks Geheiß große Lastkähne auf der Tschusso-



waja heranschaffen lassen, damit man das Gepäck bis zum Gebirge nicht schleppen muß, vergrößert der Hetman, ausgerüstet mit dem guten Geld der Kaufleute, seine Armee. So kommen noch einige Gesellen hinzu, die den Honigtopf gerochen haben: etliche, die nicht gut mit der Polizei des Zaren stehen, Russen wie Tartaren, und auch Litauer, entlaufene Gefangene aus dem letzten Krieg an der Ostsee, träumen von Beute.

Und das Heer Jermaks wird seine Zauberer haben; denn natürlich sind auch in diesem entlegenen Winkel der Welt einige von diesen verteufelten Deutschen anzutreffen, die manches Kunststück verstehen. Sagt doch ein russisches Sprichwort: „Gott hat den Menschen erschaffen, der Deutsche aber den Affen."

Soviel traut man diesen Kerlen zu. Sie können Büchsen machen, Pulver mischen und mit Feldschlangen schießen: lauter Teufelswerk, daß einem Christenmenschen schier der Verstand stehenbleibt.

So kommen schließlich an die achthundert Mann zusammen, und Jermak Timofejewitsch hat seine Sorgen mit den Burschen. Einigen wird es im schönen Perm langweilig, und so ziehen sie aus, die Bauern der Umgebung ein wenig zu plündern, zu brandschatzen und auszurauben. Doch das kann man erst jenseits des Ural dulden.

So läßt Jermak ein paar Plünderer eines eiligen Todes sterben, einige werden sogar öffentlich und vor aller Augen gewaschen: die größte Schmach — von der Qual ganz zu schweigen!

Aber ein riesiger Kosak, Meschtscherjak mit Namen, ein Kerl stärker als ein Bär und ohne Furcht vor Gott und den Menschen, macht sich zum Sprecher der Unzufriedenen und tritt vor Jermak hin.
War das noch Kosakenart, die braven Jungen wegen des kleinen Scherzes mit den Bauern aufzuhängen oder gar öffentlich zu waschen?
Die Lagerfeuer glimmen ringsum, und die roten Flammen zucken über verwegene Gestalten. Viele haben sich, der Läuse wegen, die Haarschöpfe abrasieren lassen und tragen spiegelblanke Glatzen mit einer einzigen Locke; andere sind stolz auf ihre hängenden Bärte, Meschtscherjak, dem bei einem Streit die Nase platt geschlagen wurde, ist mit all seinen feuerrot glühenden Narben längst nicht der Häßlichste.
Jermak läßt Meschtscherjak ruhig reden. Doch als der anfängt, die Heiligen zu lästern, zieht der Hetman eine Ikone aus dem Pelzrock, die er bei einem Griechen erbeutet hat, küßt sie fromm und erhebt sich.
„Bist du fertig, Meschtscherjak?" fragt er.
„Komm doch her, Jermak!" schreit der Riese und zeigt ein langes Messer. Doch der Hetman setzt ihm die Faust so rasch unters Kinn, daß der Bär ins Feuer taumelt.
„Und nun wollen wir alle ein schönes Gebet sprechen!" fährt Jermak fort. „Schließlich sind wir die Kreuzfahrer der Religion, und ich allein bin euer Hauptmann."
Von nun an herrscht die Furcht des Herrn in der wilden Horde.
Wer fortan meutert, wird auf alte russische Weise bestraft: Jermak läßt dem Verurteilten die Kleider mit Sand füllen und setzt ihn einen geschlagenen Tag ins eiskalte Wasser der Kama. So etwas kühlt jeden Zorn ab.
Als der Tag des Ausmarsches herankommt, erscheinen die Frauen und Töchter der Stroganoffs und überreichen schön gestickte Christusfahnen; denn schließlich handelt es sich neben dem zu erwartenden Profit ja auch um eine Mission. Weil man jedoch im Reich von Tartaren und Steppenheiden mit allerhand Dämonen, Gespenstern und überirdischen Tücken rechnen muß, behängen sich alle Kosaken mit wundertätigen Amuletten, geweihten Ikonen und Reliquien von Märtyrern, die ihnen die Kaufleute gegen geringes Geld überlassen.
Dann ziehen sie die Tschussowaja aufwärts, laden beim ersten Schneefall Gepäck und schwere Waffen auf Schleifen und Schlitten um und verschwinden auf holprigen Ziehwegen bergaufwärts im Waldgebirge. Wenn sie jenseits die Sümpfe und Steppen erreichen, sind diese gefroren und passierbar.
Der Eroberungszug nach Sibirien hat seinen Anfang genommen.

*

Ein gewaltiges Abenteuer ist angebrochen. Sie durchziehen kreuz und quer die unendlichen Länder. Wie seit Urtagen, sind Ströme und Flüsse die Straßen im weglosen Land. So kommen sie nach Isker und erobern es. Sie fahren nach Tobol und Irtysch hinauf, erreichen den gewaltigen Ob und schlagen die Heere der Tartaren. Festungen aus Baumstämmen entstehen und Handelsplätze, die neues Volk aus Rußland anziehen, Wege werden ausgetrampelt. Sibirien beugt sich langsam den Kosaken. Schließlich erfährt auch der gütige Zar namens Iwan der Schreckliche

von dem Unternehmen, und seine Gier erwacht sogleich. Jermak und die Stroganoffs beschwichtigen das Väterchen, indem sie ihm sibirisches Flußgold, Zobelpelze, feines Leder und kostbare Felle zusenden. Darauf läßt der Zar Jermak ausrichten, er möge nur fröhlich weitererobern. Er sendet ihm als Zeichen seiner Gnade sogar eine kostbare Ritterrüstung. Dieser stählerne Harnisch — Augsburger Arbeit, die von der Hanse aus Nowgorod stammt — wird Jermaks Verderben.

Vier Jahre, nachdem er mit der Eroberung Sibiriens angefangen hat, kommt es bei Isker zu einer großen Schlacht gegen den Tartarenchan. Die Kosaken müssen fliehen und Hetman Jermak stürzt sich kopfüber in die hochgehenden Fluten des Irtysch.

Er hat vergessen, daß er die schwere Augsburger Rüstung trägt, und ertrinkt vor den Augen seiner Gefährten.

Doch der Grenzkampf geht weiter. Iwan Kolzo ist noch da, dazu Mitja, Meschtscherjak und viele andere, die erst nachgekommen sind. 1587 ist das neugegründete Tobolsk die Hauptstadt eines russischen Sibirien. Zwanzig Jahre später flieht der letzte Tartarenherrscher ins Innere Asiens, wo er spurlos verschwindet. Die Russen aber folgen den Strömen, den gefrorenen Sümpfen, sie hauen sich Pfade durch die Urwälder und rücken ständig weiter in den Wilden Osten. Ihre Gegner sind uralte Verwandte der Rasse, die in den amerikanischen Urwäldern gegen spanische und englische Eroberer kämpft: der Indianer. Denn in den Tagen der ausgehenden Eiszeit waren die Vorfahren der Indianer als mongolische Nomaden über das Eis der Beringsee nach Amerika eingewandert.

Deshalb kennen auch die sibirischen Stämme den Marterpfahl, die Grausamkeit des Waldkampfes, die Bestattung ihrer Toten als eingenähte Bündel in den Baumwipfeln, darum haben auch sie den „Medizinmann" und die heiligen „Totempfähle". Und wie in Amerika tobt in Sibirien der lautlose, blutige Ausrottungskrieg zweier Rassen.

Doch in demselben Jahr 1648, als im fernen Deutschland Fürsten, Könige und Kaiser nach dreißig Jahren sinnlosen Religionskriegs endlich auf der rauchenden Trümmerhalde einer hohen Kultur in Westfalen Frieden schließen, erreicht der Kosak Deschnew die Nordostspitze Asiens an der Beringstraße, und andere Kosaken treffen am Amurstrom auf die Vorposten Chinas. Der Ring der Entdeckungen und Eroberungen um die „Alte Welt" ist geschlossen.

1592 | Audienz bei Philipp II.

Seine Erlaucht Graf Kasimir von Potoczky hätte sich ohrfeigen können, wenn er daran dachte, mit welch unbedarfter Harmlosigkeit er in der spanischen Hauptstadt Madrid angekommen war. Der neue König Polens und Schwedens, Sigis-

mund III., hatte ihn mit wichtigen Aufträgen und Handschreiben an den Hof Philipps II. beordert.
Doch welche Ahnung hatte der polnische Graf von den verwickelten und sehr verfeinerten Zuständen am spanischen Königshofe gehabt? Er kam aus einer primitiveren und gröberen Welt des europäischen Nordens und Ostens. Seine Mission wäre eine Katastrophe geworden, hätte ihm nicht der Zufall freundlich die Hand gereicht.
Nach der guten Manier hatte sich Graf Kasimir als Gesandter einer auswärtigen Macht offiziell beim Obersthofmeister angemeldet, der hier „Mayordomo mayor" hieß und zugleich der höchste Beamte der Hofhaltung war. Dieser Herzog von Alba war ein „Grande von Spanien". Doch Seine Herzogliche Gnaden waren eisgekühlt und ungemein abweisend. Auch bei der Zusammenkunft mit dem „Capellan mayor", dem Bischof von Salamanca, Don Pedro de Castro, war man nicht über den Austausch allgemeiner Redensarten hinausgekommen.
Diese Mitglieder des spanischen Hochadels legten eine umwerfende Höflichkeit und Steifheit an den Tag; sie verbargen Ablehnung, Mißtrauen und sogar Verachtung hinter einer eisigen Wand glatter Formen und guter Manieren.

Graf Kasimir wußte nicht, wie er weiterkommen und gar eine Audienz beim König erreichen sollte. Vielleicht mochten sie ihn nicht, weil er den König von Schweden, also eine protestantische Macht, vertrat. Spanien bildete schließlich die Führungsspitze der katholischen Gegenreformation. Aber eben König Sigismund, der den Grafen Kasimir gesandt hatte, wollte doch als ehemaliger Jesuitenschüler den Norden wieder katholisch machen. Wußten das die Spanier nicht? Lehnten sie Polen, Schweden, kurz alle Nordländer als Barbaren ab?

Bald wußte Graf Kasimir, daß er einfach keine Ahnung von den strengen Regeln des Hofzeremoniells gehabt hatte, daß es nicht so einfach war, einen König von Spanien zu sprechen, selbst wenn man als Gesandter eines anderen Königs kam.
Zum Glück hatte der Graf einen der Hofmeister oder „Mayordomos", Don Pedro de Guzmán, conde de Olivares, kennengelernt. Es stellte sich heraus, daß dieser spanische Grande, genau wie Graf Kasimir, ein ehemaliger Jesuitenzögling gewesen war. Man schloß Freundschaft.
Und nun begann Graf Kasimir von Potoczky zu lernen.
Madrid war eine verhältnismäßig junge Hauptstadt. Zwar hatte hier schon der kaiserliche Vater Philipps II., der große Karl V., ein Schloß erbaut und seine spanische Hofhaltung eingerichtet, aber erst Philipp gab vor etwa dreißig Jahren den Befehl zum Ausbau der Residenzstadt Madrid. Die etwas öde am Manzanaresfluß gelegene Stadt war mit Palästen, großzügig angelegten Plätzen, mit einem neuen „Palacio real" oder „Alkazar" ausgestattet worden. Vieles in Spanien erinnerte noch an die jüngst zu Ende gegangene Maurenherrschaft, und auch das Wort Alkazar spiegelte die alte Geschichte wieder: „Al" war ein arabischer Artikel und „Kazar" gab das lateinische „casa", Haus oder Festung, wieder.
Überall begegnete man in diesem Land den überkommenen Traditionen.
Geführt von Don Pedro besuchte Graf Kasimir die vom König reich ausgestatteten Kunst-, Münzen- und Gemäldesammlungen, die riesige „Bibliotheca nacional" mit ihren dreihunderttausend Büchern und nicht zuletzt die „Armeria real", die

herrlichste Waffensammlung Europas, die gleich gegenüber dem königlichen Park und Schloß lag. Während dieser Besichtigungen nutzte Don Pedro die Gelegenheit, seinen polnischen Freund in das Wesen des spanischen Hofzeremoniells einzuführen. Graf Kasimir hörte aufmerksam zu.

„Sehen Sie, Graf", sagte Don Pedro, „es ist selbst für einen Spanier schwierig geworden, sich in dem Gewirr von Titulaturen, Würden, Rangstufen und vorgeschriebenen Bräuchen zurechtzufinden. Geben Sie etwa ein Schreiben ab, so müssen Sie bald den Rand rechts, bald links freilassen, einmal hat die Höflichkeitsfloskel am Anfang, ein andermal am Ende zu stehen. Und um Gottes willen: vergessen Sie niemals irgendeine Titulatur, beachten Sie die Tiefe der Verbeugung, den Vortritt beim Durchschreiten einer Türe und die Ausstattung Ihres Anzugs! Wir besitzen eben seit den Tagen Karls V. alle Segnungen des burgundischen Hofzeremoniells und haben dieses noch ausgebaut."

„Davon habe ich wohl gehört, Don Pedro!" entgegnete der Pole. „Der alte Kaiser war der größte Zeremonienmeister der Welt. Man berichtete mir, bei seinem Kriegszug gegen die Seeräuber von Tunis und Algier habe er eine ganze Galeere voller Formulare und Hofdokumente mitgeführt. Seine Rangordnung und seine Hofgebräuche haben sich ja auch in Wien, in Paris und an zahlreichen deutschen Fürstenhöfen durchgesetzt. Es soll an die vierzehnhundert Rangstufen geben. An der Wiener Hoftafel würde demnach ein Doktor gleich neben mir zu Tisch sitzen."

„Falsch, lieber Graf! Ein Magister steht im gleichen Rang wie ein Reichsbaron, er sitzt demnach einige Plätze unter Ihnen. Aber damit wollen wir nicht beginnen. Wichtiger ist, daß Sie begreifen, was im burgundisch-spanischen Hofzeremoniell ein König ist!"

„Nun, ein König ist Gottes Werkzeug auf Erden, die höchste Person . . ."

Don Pedro schüttelte den Kopf und machte eine nachsichtige Gebärde.

„Nicht genug, teurer Graf! Ein König ist nach spanischer Auffassung ein gottähnliches Wesen. Darum muß er wie ein kostbarer Schatz behütet und von einer Wolke von Nimbus umgeben werden. Sein Wille, seine Lebensäußerungen und sogar seine menschlichen Funktionen sind auf Dutzende von Köpfen und Händen übertragen. Der ganze Hof steht bereit, seinem Wink, seinem Befehl zu folgen. Er ist eingesponnen in ein Netz strenger Vorschriften und Verbote. Man umgibt ihn mit einer Glorie und Würde, die ihn hoch über alle Sterblichen erhebt."

„Er ist demnach ein Gefangener des Hofes und seines Ranges?" staunte der Pole. Don Pedro zeigte durch das Fenster der Armeria zum Palacio real hinüber, vor dem eben die Wache wechselte.

„Sie haben ungefähr recht", sagte er. „Der Madrider Palast ist seit Einführung des Hofzeremoniells ein großes, prunkvolles Gefängnis. So haben zum Beispiel alle Türen oberhalb der Haupttreppe ein und dasselbe Schloß. Doch es gibt im ganzen Hause nur drei Schlüssel dazu: den einen bewahrt der König, die beiden anderen der ‚Aposentador de palacio' — der Palastquartiermeister. Untertags leiht er einen dieser Schlüssel dem Oberstkämmerer aus. Will der König einen Raum seines Schlosses aufsuchen, so geht der Quartiermeister vor ihm her und muß jede Tür einzeln aufschließen. Das gilt auch, wenn der König des Nachts in die Gemächer

Dero allerhöchster Gemahlin zu gehen wünscht. Vor jeder Doppeltüre stehen die ‚Monteros de cámara', die Palastwachen, so daß keine Bewegung der Majestät verborgen bleiben kann. Der Oberstkämmerer (Camarero mayor) wird auch ‚Primer sumiller de corps' oder ‚Erster Bewahrer des königlichen Leibes' genannt. Er trägt nicht nur den goldenen Zeremonienschlüssel, sondern zu seinen Aufgaben — bei denen ihn ein Rattenschwanz von Unterbeamten und Würdenträgern unterstützt — gehört es auch, die Majestät zu Bett zu bringen, die Leibkammerdiener zu beaufsichtigen, das An- und Auskleiden des Königs zu überwachen. Ein König ist eben eine Art Gott."

„Das scheint mir auch so", murmelte der polnische Graf ganz benommen.

„Sie ahnen ja nicht, wie weit das geht!" fuhr Don Pedro fort. „Ein Pferd, das die Majestät einmal geritten hat, darf nie mehr von einem anderen Menschen benützt werden. Eine Dame, welcher der König ein einziges Mal seine Gunst geschenkt hat, muß sogleich ins Kloster gehen und ihr Leben lang dort bleiben. Und selbstverständlich glaubt das ganze Volk daran, daß die einfache Handauflegung des Königs Kranke zu heilen vermag."

„Ich glaube", sagte Graf Kasimir kopfschüttelnd, „zu solchem Königtum fehlt uns im Norden noch allerhand. Jetzt wird mir auch klar, warum ich überall auf verschlossene Gesichter und eisige Ablehnung stieß, als ich den König zu sprechen begehrte."

„So ist es, Graf! Denn Nimbus ist, wie schon der römische Caesar Augustus Diocletian meinte, ein verzauberter Schutzmantel des Herrschers. Niemand wagt ihn zu durchbrechen, und niemandem fällt es leicht, durch das Gestrüpp der Zeremonien, Dienstränge, Vorzimmer und Wachen zum Herz der Nation, zu unserem König, vorzudringen. Deshalb werde ich Ihnen einige Hinweise geben, wie Sie zu einer Audienz bei Seiner Majestät kommen und wie Sie sich zu benehmen haben."

*

Acht Tage später besitzt Graf Kasimir von Potoczky eine Einladung zu einer Sitzung des Staatsrates mit anschließendem Empfang beim König. Er hat sein prunkvollstes Staatsgewand: lackierte Schuhe aus Korduanleder mit silbernen Schnallen, enganliegende schwarze Strumpfhosen, gepuffte schwarze Samthosen mit geschlitzten, gelb unterlegten Fenstern, dazu ein straff auf der Taille sitzendes Wams aus schwarzgoldenem Brokat, angelegt. Um den Hals trägt er die kunstvoll gefältelte, gestärkte Goletta, eine flandrische Spitzenkrause; eine goldene Ehrenkette glänzt auf seiner Brust, und das Wehrgehenke aus Silberringen und Edelsteinbesatz zeigt einen kostbaren Dolch. Auf den schöngelockten Haaren sitzt der konische, aus dunkler Seide gefertigte, leicht gefältelte Zylinder mit einer goldenen Kordel.

Don Pedro de Guzmán, conde de Olivares, ist zufrieden mit der Ausstattung seines Jesuitenfreundes und bringt ihn in einer vierspännigen Kutsche von seiner Herberge zur Plazza del Oriente, von wo aus der Wagen den geschwungenen Bogen zur Auffahrt des Palacio real nimmt.

Am Hauptportal stehen wie erzene Standbilder zehn berittene Posten der „Guardia de archeros", des niederländischen Korps. Jeder dieser Reiter ist mit Brust- und Rückenpanzer, bebuschtem Helm, Speer und Pistole ausgerüstet. Als der Ge-

sandte die Kutsche verlassen hat, steigt er würdigen Schrittes die Freitreppe hinauf, an deren oberen Ende Posten der „Guardia alemania", des deutschen Landsknechtskorps, mit blanken Schwertern wachen.
Im Eingangssaal des Alkazar stehen rings um die Marmorsäulen mit geschulterten Degen, in versilberten Panzern und mit Spitzenkrägen, Federhüten und wie aus Stein gemeißelten Gesichtern zehn Angehörige der „Guardia espaniol", der spanischen Leibwache. Don Pedro weist den Grafen auf einen herannahenden Hofmeister oder Mayordomo hin, der in feierlichem Schwarz, gefolgt von vier Hellebardenträgern, die Treppe herabkommt und eine leichte Verbeugung andeutet. Diesem Beamten überreicht Graf Kasimir mit gemessenem Hauptneigen seine auf purpurrotem Pergament geschriebene Einladung, die kurz geprüft wird.
„Wollen Herr Graf mir gütigst folgen?" sagte der Mayordomo.
Von nun an geht Graf Kasimir wie durch ein Traumreich. Eine lange Zimmerflucht liegt vor ihm. Von der Sala geht es im ersten Stockwerk in die Saleta, einen kleinen Kuppelsaal, in dem bereits Leute von niedrigerem Rang warten. Alle erheben sich feierlich und verbeugen sich mit geschwungenen Federhüten und Zylindern. Der Mayordomo weist auf die folgende Doppeltür. Vor jeder Türe stehen je zwei „Porteros" oder Türhüter: prunkvoll gekleidete Wächter mit silbernen Hellebarden, an denen rote Quasten baumeln.

Der folgende Raum ist kleiner, aber mit kostbaren Brokattapeten und vergoldeten Stühlen und Tischen ausgestattet. Man hat die „Ante-Cámara", das erste Vorzimmer, betreten. Bis dorthin gelangen meist nur die Gesandten kleiner Fürstenhöfe, Offiziere, Beamte, Künstler, Gelehrte und Ordensleute. Graf Kasimir bittet man, auch die nächste Tür zur „Ante-Camarilla" zu durchschreiten. Hier endet offenbar das Einflußgebiet des begleitenden Mayordomo. Er übergibt den Besucher einigen Kammerherren mit dem Titel „Gentileshombre de lá Cámara". Alle tragen an der Hüfte als Zeichen dieser hohen Würde den goldenen Schlüssel. Sie geben knappe Anweisungen an die dunkel gekleideten Kammerdiener, die „Ayudas de Cámara", die unter Aufsicht der hochadeligen Kammerherren die gewöhnlichen Dienste wie Stühlezurechtrücken, Türöffnen oder andere Handreichungen ausüben.

In der Ante-Camarilla findet Graf Kasimir ein sichtlich vornehmeres Publikum: Bischöfe, spanische Granden, Räte des königlichen Staatsrates, den Gesandten von Venedig und einige Ordensritter vom Goldenen Vließ, von Santiago, Alcántara und Montesa — der vornehmsten Adelsvereinigungen.
Der Luxus an Kleiderpracht, goldenen Ketten, Edelsteinringen, goldbestickten „Mantillas" — radförmigen Halbmänteln mit dem aufgeprägten Adelswappen —, an edelsteinbesetzten Schuhschnallen, Wehrgehenken, Gürteln und Diamantbroschen an Hüten, Achselspangen und Ordensbändern ist atemberaubend. Plötzlich kommt sich Graf Kasimir in seiner Staatsrobe ärmlich und fast barbarisch vor. Alles wagt in der unmittelbaren Nähe des Königs nur noch zu flüstern. Keiner fällt durch eine zu lebhafte Gebärde oder ein lautes Wort auf. Eine ehrfurchtgebietende, ja düstere Stimmung lastet in dem kleinen Saal. Tuschelnd und würdevoll stehen die Herren in Gruppen beisammen.
Leise schwingt eine Doppeltür auf. „Monteros de cámara", Palastwächter in

schwarz-silbernen Uniformen, gepufften Kniehosen und runden gefältelten Samthüten, die vergoldeten Hellebarden in der Rechten, nehmen Aufstellung in dem dahinterliegenden Gang, durch den nun würdevoll im schwarz-goldenen Zeremonienmantel mit dem quastengeschmückten Stab Don Diego de Acevedo, der amtierende Quartiermeister, auftritt.
„Die Herren werden gebeten!" sagt er steif und blickt über die Köpfe des Hochadels hinweg.
Geleitet von den Monteros und angeführt vom Quartiermeister, der seines Amtes als Türaufschließer waltet, gehen die zur Sitzung Zugelassenen durch mehrere Gänge und Zimmer, bis sie die weiß-goldene Pforte des Audienzsaales erreichen. Auch hier öffnen sich, von Ayudas lautlos bedient, die Türflügel. Rechts und links stehen Porteros mit blanken Schwertern.

In dem halbrunden Saal mit seinen stufenförmig angeordneten Sitzreihen sind die Mitglieder des königlichen Rates bereits samt ihren Sekretären versammelt. Der strengen Rangordnung entsprechend, weist Don Diego den Neuhinzugekommenen die Plätze an.

Kaum ist dies geschehen, als auf dem Gang lautes Aufstoßen der Zeremonienstäbe ertönt. Zwei Mayordomos gehen voraus, dahinter schreitet würdevoll der Herzog von Alba als Obersthofmeister. In einigem Abstand folgen ihm Kammerherren mit goldenen Schlüsseln, eine Abteilung der Guardia espaniol reiht sich an den Wänden. Dann kommt ganz allein der König von Spanien, Philipp II.: ein mittelgroßer, ganz in Schwarz gekleideter Mann mit kurzgestutztem Schnurr- und Kinnbart, der den konischen, gefältelten Zylinder auf den grauen Haaren trägt. Nur die Spitzenkrause der Goletta und die Spitzenmanschetten sind aus weißem Leinen; ein samtener Halbmantel hängt ihm um die schmalen Schultern.
Der König nimmt auf dem Thronsessel unter dem purpurbrokatenen Baldachin Platz. Beim Eintritt der Majestät haben alle Anwesenden die Hüte und Barette abgenommen, sich aufs rechte Knie niedergelassen und die Augen zu Boden geschlagen.
Als Philipp Platz genommen hat, sagt er mit eintöniger, müder Stimme:
„Bedecken Sie sich, Señores!"
Daraufhin erheben sich alle, setzen die Kopfbedeckungen auf, machen eine neue Kniebeuge und nehmen ihre Sitze ein.
Der Obersthofmeister tritt vor, beugt das Knie und erhebt sich. Er hat ein Blatt mit der Tagesordnung der Sitzung in der Hand und verliest sie. Graf Kasimir vernimmt mit nicht geringem Vergnügen, daß darin auch ein Punkt enthalten ist, der lautet: „Vorstellung des Gesandten Seiner Königlichen Majestät von Polen und Schweden und Übergabe von Schreiben."
Als der Herzog von Alba geendet hat, nickt der König kurz.
„Está bien", sagte er. „Es ist gut so."
Sobald die Majestät eine Äußerung tut, lüftet die gesamte Versammlung höflich Barette und Hüte.

Der polnische Graf wird Zeuge einer einfachen Staatsratssitzung. Ist der König mit einem Vorschlag seiner Räte einverstanden, so sagt er knapp: „Es ist gut so!" oder er erhebt den Antrag zum Beschluß, indem er äußert: „Ich, der König, will es



so!" Wünscht er jedoch weitere Überlegung oder späteren, wiederholten Vortrag, so sagt er: „Sie, Herr Präsident, werden mir darüber später berichten!"
Endlich sind die Verhandlungen beendet. Der Obersthofmeister legt seine Tagesordnung beiseite und wendet sich der Bank zu, auf der die Audienzsuchenden in nicht geringer Unruhe sitzen. Als ersten ruft er Graf Kasimir auf.
„Es ist erschienen Graf Kasimir von Potoczky, Gesandter Seiner Königlichen Majestät von Polen und Schweden, Sigismund III., und bittet inständig, Seiner Majestät dem König vorgestellt zu werden. Erheben Sie sich, Graf Kasimir und huldigen Sie dem König!"
Graf Kasimir erhebt sich, tritt vor und beugt sein Knie; mit dem eingeübten feierlichen Schwung seines Zylinders macht er eine würdige Geste.
Philipp II. thront wie eine steinerne Götterstatue unter dem Baldachin.
Er spricht nur eine einzige Formel, in der alle Hoheit seines Amtes beschlossen liegt: „Yo el rey! — Ich, der König!"

1598 | Verschwörung im Globe-Theater

Mit dem größten Vergnügen bin ich dabei, lieber Lord", sagt Baron Pereira-Camona, als ihn Graf Rutland zum Theaterbesuch einlädt. Ob es aber ein Vergnügen werden soll, ahnt der Baron noch nicht.

Baron Pereira-Camona ist Portugiese und als solcher ein geborener Freund der Briten. Er weilt seit einiger Zeit auf Kavaliersreise im England der Königin Elisabeth I. Stets legt er Wert darauf, nicht mit einem Spanier verwechselt zu werden, obwohl sein Vaterland von den Spaniern besetzt ist. Spanien ist auch Englands Erbfeind. Es führt die katholische Partei an, England dagegen die Protestanten. Außerdem plündern englische Freibeuter fortwährend die Gold- und Silberflotten der Spanier, wenn sie von Mexiko und Peru her den Atlantik überqueren. Der fortschwelende Krieg ist seit der Armadaschlacht vor zehn Jahren, bei der die englischen Segelschiffe die schwerfälligen spanischen Kreuzer im Kanal vernichteten, zu einer wahren Todfeindschaft emporgewachsen. Nichts Schlimmeres demnach, als ein Spanier auf Londonbesuch zu sein!

Baron Pereira-Camona jedoch ist inzwischen mit vielen Mitgliedern des britischen Hochadels gut Freund geworden. Er verkehrt in deren Stadtpalästen und Landschlössern und so ist es zu verstehen, daß ihn der junge Lord Rutland für den Abend einlud.

„Kommen Sie mit ins Globe-Theater", sagt der Engländer. „Sie können gleich in meiner Kutsche mitfahren. Das Theater liegt natürlich außerhalb der Stadtgrenze, drüben in Southwark. Es ist ein Vorort jenseits der Themsebrücke, dicht dahinter finden Sie das Globe!"

Pereira hat zugesagt. Vielleicht vermutet Lord Rutland, daß dies nur aus Höflichkeit geschehen sei. Diese Südländer sind alle so glatt und freundlich. Deshalb gibt er einige Erläuterungen.

„Ich weiß nicht, lieber Pereira, ob Sie Erfahrungen mit dem Theater haben? Wir in London haben unseren Spaß dabei. Deshalb ist auch mit nicht geringem Kostenaufwand der Theaterbau in Southwark aus gutem Schiffsbauholz errichtet worden: ein großer Rundbau mit umlaufenden Galerien und einer Bühne, die weit in den Zuschauerraum hereinragt. Auf dem Dach steht eine Figur des Atlas, der den Globus trägt; denn unser Theater stellt die ganze Welt dar. Man spielt dort Stücke, die im klassischen Griechenland oder in Rom, aber auch in Italien, Schottland oder Dänemark und vor allem natürlich im England der Vergangenheit handeln. Es gehört dem Namen nach einem Schauspieldirektor namens William Shakespeare, aber in Wirklichkeit steckt das gute Geld unseres verehrten Herzogs von Essex drinnen. Denn hier auf der Insel ist es üblich, daß die im Lande herumreisenden Schauspielertruppen ihre hochgestellten Gönner haben, die sie unterstützen, auf deren Landsitzen sie spielen und die ihnen nicht selten auch die Themen stellen. Es ist eine recht ehrenwerte Sache, das Haus der Essextruppe zu besuchen."

„Verehrter Lord Rutland", entgegnet der Portugiese, „ich gestehe, daß ich um mein Leben gern zu den Theatervorführungen der fahrenden Komödianten gehe.

Wie Sie wissen, war ich längere Zeit in Spanien. Auch dort gibt es die sogenannten ‚Corrales-Theater'. ‚Corral' bedeutet bei uns soviel wie Hof, weil nämlich die Komödiantentruppen ihre Bretterbühne in den umbauten Hinterhöfen oder ‚Patios' aufschlagen. Da sitzen dann die Musikanten direkt auf der Bühne, davor sind ‚bancos' aufgestellt, die Fenster und Balkone der Häuser ringsum sind vermietet, und es drängen sich feine und weniger feine Leute. Unten aber, im Hof, gibt es eine wüste Ecke, die wir ‚cazuela' oder Kochpfanne nennen: da hocken die Dienstboten, Köchinnen, die Straßendirnen und allerhand liederliches Gesindel. Im Patio wiederum reihen sich die ‚Mosqueteros', die ‚Fußtruppen', deren Hauptteil aus Handwerkern, Gemüsehändlern und Bürgersfrauen besteht. Vor dem Urteil dieses Publikums haben die Schauspieler und Dichter mehr Furcht als vor den Äußerungen des Adels und der vornehmen Leute, die auf den Balkonen oder an den Fenstern sitzen. Ja, ich bin gern bereit, Ihnen in das Theater zu folgen."

„Das trifft sich gut, Baron", meint Lord Rutland. „Sie werden in London etwas ganz Ähnliches finden: nur ersetzt man hier den fehlenden Patio durch ein eigens dazu erbautes Haus. Doch das Publikum gleicht sich sehr: im Parkett hocken Matrosen, Handwerker, Bürgersleute mit ihren Weibern und Kindern, es wird Wein ausgeschenkt, Bier getrunken, geplaudert und gegessen. Man geizt nicht mit grölendem Beifall oder lärmenden Mißfallenskundgebungen. Manchmal werfen die Kerle faules Obst auf die Komödianten oder rennen auf die Bühne, um einen schlechten Schauspieler zu ohrfeigen . . ."

„Nun ja", unterbricht der Baron, „das ist das Berufsrisiko eines Komödianten überall auf der Welt. Schließlich hat das fahrende Volk keine bürgerlichen Ehrenrechte. Ich erlebte es in Spanien, daß irgendein vornehmer Don sich die hübscheste Schauspielerin durch seine Pferdeknechte direkt von der Bühne holen ließ, wenn sie ihm gefiel."

„Und bei uns", lacht Lord Rutland, „ist Seine Hoheit, der Herzog von Essex, auf die Bühne geklettert, um einem Schmierenkomödianten das Fell zu versohlen. Das war das Beste am Schauspiel."

„Taugen denn die Theaterstücke dieses Shakespeare wirklich so viel, wie ich gehört habe?" fragt Baron Pereira. „Der Mann soll ein echter Dichter sein, der eine Handlung wohl zu schürzen weiß und die feinsten Verse schreibt.

„Er ist der Größte von allen. Wir haben in England eine ganze Reihe bedeutender Theaterdichter: Marlowe, Ben Johnson oder Greene. Aber Shakespeare wird von keinem übertroffen, da dürfen Sie beruhigt sein. Er hat fast die gesamte englische Königsgeschichte in einer Kette von Dramen dargestellt. Viele wundern sich, woher er all diese Hofgeheimnisse, die verborgenen Intrigen und seltsamen Vorfälle weiß."

„Na ja", zwinkert Pereira, „wenn der Mann ein Günstling des Essex und der intime Freund vieler Lordschaften ist. Wer weiß, wer ihm die Stoffe zuträgt."

Lord Rutland lächelt hintergründig und nickt.

„Sie mögen recht haben! Wer weiß, wer Shakespeare die Feder führt."

„Übrigens", fährt Pereira fort, während er sich zur Ausfahrt fertigmacht: „gibt es auf der Iberischen Halbinsel ebenfalls bedeutende Poeten: Tirso de Molina oder Lope de Vega etwa, von denen jeder angeblich pro Tag vier bis fünf Bogen voller

Verse schreibt. Sie beliefern die Bruderschaften der herumziehenden Schauspielertruppen."
Unter derartigen Gesprächen, bei denen jeder der Herren versucht, dem anderen die Größe und Kunstfertigkeit seiner eigenen Kultur klarzumachen, verlassen sie die Herberge Pereiras, besteigen die Kutsche und fahren los.
Die mit groben Kopfsteinen gepflasterte Straße führt durch die gewundenen Viertel am Themseufer. Aus Fachwerk und Ziegeln erbaute hochstöckige Lagerhäuser und Warenschuppen wechseln mit Schiffswerften, dazwischen schieben sich schmalbrüstige, mit den oberen Stockwerken überhängende Giebelhäuser. Auf den Ladenbrettern der Metzger, Bäcker, Obsthändler, der Gewürzkrämer, Seiler, Eisenschmiede und Tuchweber liegen die Waren zum Verkauf aus. Ein buntes Volk von Schiffern, Matrosen, Handwerkern, Lastträgern und Scharwerkern drängt sich hier. Polizisten mit Schwert und Schlagstock schreiten gravitätisch dazwischen, ziehen den Marktzoll ein und schaffen Ruhe, wenn Gassenjungen frech werden oder Betrunkene Raufereien beginnen.
Vor der mit Wappenschildern geschmückten Kutsche des Lords reiten zwei seiner Knechte in den Farben der Rutlands und schaffen mit gelegentlichen Hieben ihrer Reitgerten Platz. Man springt beiseite, manche ziehen die Kappen, und dicke Marktweiber knicksen höflich.
Über die hölzerne Southwark-Brücke fahren noch andere Adelskutschen. Vornehme Reitergesellschaften traben rücksichtslos durch das Volksgewühl. Schwere Lastwagen stauen sich vor entgegenkommenden Karren. Unten am Strom werden Segelschiffe be- und entladen. Die schweren Holzkästen der Krane bewegen sich knarrend, von Treträdern getrieben, über den Flußschuten.
„Da leuchtet das Globe schon", ruft Rutland und deutet neben den zurückgeschobenen Vorhängen aus dem Kutschfenster. „Sehen Sie den vergoldeten Erdball?"
Gleich darauf reiht sich der Wagen des Lords in die Kette auffahrender Adelskutschen. Vor dem Theatereingang sind breite Haltestangen angebracht, an welche die Pferdeknechte die Reittiere anbinden.

Baron Pereira kann am Eingang, der seitlich mit bunten Vorhängen abgedeckt ist, nur einen kurzen Blick ins Parkett werfen. Dort scheint der Teufel los zu sein. Auf den groben Sitzbänken drängen und drücken sich Marktweiber, Handwerker mit Schurzfell oder Arbeitskittel, Matrosen mit ihren wollenen Zipfelmützen; Kinder rennen lärmend durch die Reihen, Brezel- und Wurstverkäufer tragen ihre Bauchläden und schreien die Waren aus.
Ein Weinschenk weist seine Gehilfen an, die in einer Ecke ein Fäßchen angezapft haben und vor denen sich Lastträger und wüste Gesellen drängeln.

„Hier hinauf, Baron", sagt Lord Rutland. Er zeigt auf die breite Holztreppe, die von außen zu den Galerien hinaufführt. Die Wappenknechte schaffen Platz, und die beiden Kavaliere wenden sich den höheren Bereichen zu.
Im zweiten Rang betritt Lord Rutland eine Loge. Als er den schweren Samtvorhang zurückwirft, sieht Pereira eine recht fröhliche Gesellschaft versammelt: Lords aus dem Kreis des Essex, Offiziere der Irlandarmee, adelige Damen in kostbaren Kostümen, daneben aber auch leichte Dirnen, die der Einladung eines Herrn gefolgt sind.



Doch im Theater läßt man manche Standesvorurteile beiseite. Denn ganz christenfromm und hoffähig ist die Umgebung sowieso nicht. Genug gutgläubige Leute sind der Meinung, daß Theater, Tanz, Musik und Würfelspiel Teufelsblendwerk seien, die man eigentlich meiden sollte.
Die junge Gesellschaft, die sich in den Logen und Galerien drängt, scheint dieses Urteil nicht zu teilen. Man sitzt bechernd, Leckereien schmausend und scherzend an kleinen Tischen, rückt lautstark die Stühle, ruft nach den Bedienten, schäkert mit den Damen und riskiert wohl auch ein Würfel- oder Kartenspiel.
Als Baron Pereira Platz genommen hat, sieht er endlich zur Bühne hinunter, die sich, von bauschigen Vorhängen flankiert, mit dem stufenförmig herabfallenden Bogen ihres Bohlenpodests weit in den Zuschauerraum erstreckt.
Plötzlich schwillt das Summen dieses Bienenkorbes unter der Kuppel aus rohem Gebälk an. Alle Augen wenden sich dem Eingang zu, an dem nun mit großem Gefolge Seine Hoheit der Herzog von Essex erscheint. Jubel schlägt dem beliebten, stolzen und ruhmbedeckten Mann entgegen. Man weiß, daß er der Liebling der „Jungfräulichen Königin" ist.
„Neuerdings", flüstert Lord Rutland seinem Portugiesenfreund ins Ohr, „gibt es starke Meinungsverschiedenheiten. Man hetzt gegen den Herzog bei Hof und unterstellt ihm, er wolle die Königin zwingen, ihn zu heiraten."
Kaum hat der Herzog in der unteren Mittelloge Platz genommen, als auf der Bühne der Narr erscheint, lautstark die Glocke schwingt und um Ruhe bittet. Dann spricht er den Prolog, dem einige Verse mit Grußworten an den hohen Gönner Essex angefügt sind. Der Schauspieldirektor Shakespeare tritt aus den Vorhängen, begrüßt unter Verbeugungen Herzog und Adel und sagt, daß man auf Wunsch Seiner Hoheit das Trauerspiel „Richard II." geben werde.
Lord Rutland zupft Pereira am Ärmel und beugt sich ihm zu. Im Globe-Theater ist es verhältnismäßig still geworden. Da die Vorhänge vor den Eingängen zugezogen sind und das Theater keine Fenster besitzt, herrscht eine um so tiefere Dämmerung, als auch draußen der Tag sich zum Ende neigt. Lampenanzünder gehen herum und stecken Öllampen an. Schummriges rotes Licht breitet sich über das vollbesetzte Haus.
„Verstehen Sie auch richtig?" fragt Lord Rutland. „Mit Absicht gibt man heute ‚Richard II.'. Das Stück handelt von dem unerhörten Vorgang, der die Absetzung eines Königs zum Inhalt hat. Vielleicht begreifen Sie mehr, wenn ich Ihnen verrate, daß man erst vor einigen Tagen zum Vergnügen der Freunde Essex' ‚Julius Caesar' spielte."
Der Lord dämpft abermals die Stimme und flüstert bedeutungsvoll:
„In ‚Julius Caesar' gibt der Dichter Shakespeare die genaue Anweisung, wie eine Adelsverschwörung den Sturz eines ungeliebten Herrschers bewirkt. Wer zu hören vermag, lernt allerhand über die Behandlung der Volksmeinung, über die Ausführung eines Anschlags und den Handstreich gegen eine Regierung."
Der Baron ist erschreckt und überrascht. Wie soll er das verstehen? Benützt man in England das Theater zur Konspiration? Was ist im Gang?
Schon wieder rührt Lord Rutland die Schulter des Portugiesen an.
„Da, sehen Sie zur ersten Galerie, rechts! Die beiden dunkel gekleideten Männer

neben der Öllaterne, die so eifrig kritzeln? Sie sind Spitzel des Polizeichefs Lord Robert Cecil of Burleigh, und haben alles zu berichten, was hier vorgeht."
Wie im Traum erlebt Pereira das Theaterstück. Er hört den wiederholt aufrauschenden Beifall, das Trampeln des Parketts, das vornehme Händeklatschen des Adels. Wenn man gewarnt ist und die Zusammenhänge kennt, begreift man, daß jedes Wort des Dramas eine Dolchspitze gegen die Königin ist.
„Jetzt kommt Burbage in der Rolle des Gaunt", sagt Lord Rutland. „Hören Sie!"
Der Schauspieler deklamiert:

„Doch da als Welt dir nur dies Land gehört,
Ist es nicht mehr als Schand', es so zu schänden?
Landwirt von England bist du nun, nicht König!
Dein fürstlich Recht ist nun des Rechtes Sklav' . . ."

Brausende Zurufe erheben sich. Einige Adelige springen auf und grüßen lautstark zur Loge des Essex hinüber. Sie rufen: „Wir sind bereit, Herzog!"
Der Abend endet dramatisch, wie er begonnen hat.
Nach dem Ende der Vorstellung wimmeln die Straßen von Southwark plötzlich von Soldaten des Essex. Mob der Vorstadt, Matrosen, Arbeitslose und einige Handelsgehilfen schließen sich als lärmende Meute an. Unter Führung des Herzogs und seiner adeligen Freunde dringt der wüste Haufe über die Brücke und gegen das Regierungsviertel bei Whitehall vor. Angeblich will man der starrköpfigen Königin eine Bittschrift überreichen.

Aber der Anschlag ist längst verraten. Bacon von Verulam, der hochgelehrte Sekretär des Herzogs, hat alleruntertänigst alle Pläne dem Polizeiminister gemeldet und damit — undankbar zwar gegen seinen Gönner Essex, aber sehr klug für sich selbst — das Fundament seines späteren Aufstiegs zum Lord-Schatzkanzler gelegt. Jetzt dringen überall königliche Truppen aus den Seitenstraßen, die Gassen wimmeln von Polizisten. Herzog von Essex und Lord Rutland, viele Lords und Grafen werden verhaftet und in den Tower abgeführt.
Die Köpfe der Verschwörer sitzen fortan sehr locker.

Bacon von Verulam schämt sich nicht, als neubeförderter Generalstaatsanwalt die Anklageschrift gegen Essex und Genossen zu verfassen. Der Herzog muß den Kopf auf den Block des Scharfrichters legen, seine Gefährten schmachten jahrelang in den Verließen des Tower, wo sie aus Langeweile und in Furcht, hier zu verenden, ihre Namen und einige Verse in die Mauern einritzen. Sogar der nur am Rand beteiligte Schauspieldirektor William Shakespeare muß einige Jahre völlig schweigen. Das Globe-Theater wird als Herd politischer Unruhen von der Polizei geschlossen.

Baron Pereira, der völlig unwissend in die Affäre hineingeraten ist, kommt mit einem blauen Auge davon. Bei ihm erscheint ein Polizeiagent und teilt ihm mit nüchternen Worten mit, seine Aufenthaltsgenehmigung für London sei abgelaufen, und so habe sich Lord Robert Cecil of Burleigh, der Polizeiminister, erlaubt, ihm seine Pässe zur Heimreise auszustellen.
Er flieht auf ein niederländisches Schiff, das nach Lissabon ausläuft.
Für seinen Geschmack ist in England das Theater zu sehr mit der Zeitgeschichte verbunden.

1653 | Das Totenknochen-Parlament

Vom Lambeth-Ufer bis zur Biegung der Themse „Strand" steht die Menge Kopf an Kopf, die Massen wogen auf den Plätzen vor Westminster Abbey bis zum St.-James-Park. Ganz London und die Hälfte seiner Umgebung scheint auf den Beinen. Alle erwarten den Einzug des neuen Parlaments in Westminster.
Seltsame ekstatische Gestalten gehen durch die Reihen, Leute mit brennendem Blick. Prediger stehen auf Ecksteinen und werfen zündende Parolen unters fiebernde Volk.

„Heilig sind wir", rufen sie, „das auserwählte Volk Gottes — das neue Israel! Wir sind aufgerufen wie Jesaja im 43. Kapitel Vers 21 sagt: Dieses Volk habe ich mir zugerichtet. England ist rein geworden, und wir werden aufbrechen, die anderen Völker zu erziehen, daß sie ebenso heilig werden, wie wir es bereits sind."

Die Kaufmannsgehilfen, Handwerker, Lastträger und die in die Stadt geströmten Männer der ländlichen „Gentry" nicken zu solchen Worten ernsthaft und zustimmend. Keiner ist mehr in der Menge, der bunte Bänder, samtene oder gar seidene Wämser, bunte Umhänge, gepuffte oder geschlitzte Röcke, Federn am Hut oder Schnallen an den Schuhen trägt. Vorbei sind für immer die Tage der Verfluchten, der „Weltkinder", der „Kavaliere" eines Königtums, das mit dem Haupt des verspielten Stuartkönigs vor drei Jahren vor Whitehall gefallen ist.

Alle Farbe, alle modische Verspieltheit, aller Prunk an Kleidung, Frisur oder Schmuck sind mitgefallen. Jedermann trägt schlichtes Tuch in Salz- oder Pfefferfarbe, langschößige Röcke, schlichte Überfallhosen, grobe Stiefel, dunkle Hüte. Der einfache „bürgerliche Anzug" ist geboren! Denn ein Volk der Heiligen wendet sein Streben Gott und dem Jenseits, nicht aber irdischem Tand zu.

„Noch einen Schritt voran muß die Revolution!" predigt John Lilburn, während seine fanatischen Anhänger, die „Levellers" (Gleichmacher), Flugzettel verteilen. „Alle Güter sollen gleichmäßig allen gehören: Grund und Boden, Geld und Gut, Frauen und schöne Mädchen — alles ist Gottes Gut und damit Besitz des von Gott auserwählten Volkes."

Drüben vor Westminster Abbey, auf der freien Plane vor St. Margarets-Chapell überschreien sich die Baptistenprediger Feak und John Crane, die von der baldigen Wiederkehr Christi und der Aufrichtung des fünften, großen Weltreichs schwärmen: jenes Reiches der Heiligen, das kommen wird nach dem Untergang der vier vorausgegangenen Weltreiche der Geschichte. Aber noch mehr Leute umdrängen den Reverend George Fox, der im glatten Lederwams mit übergeworfenem schwarzen Mantel, das lange Blondhaar lose und wirr auf den Schultern und den breiten Zylinder auf dem Kopf, so eifrig predigt, daß er wie stets ins Zittern gerät. Deshalb nennen die ewig spottlustigen Londoner ihn und seine Anhänger „Quäker" oder „Zitterer". Er berichtet, daß ihm Gott Weisung gegeben habe, niemals den Hut vor jemandem abzunehmen oder irgendwem guten Tag oder guten Abend zu sagen. Keiner solle dem Nebenmenschen irgendeine Ehre oder Höflichkeit erweisen, da Gott allein Ehre zukomme.

Diese Menschenmasse scheint von religiösem und politischem Fieber ergriffen zu sein. Selbst Leute, die sich vordem mit ganz anderen Anliegen beschäftigt haben, diskutieren eifrig die neue Ordnung, die bessere Zukunft, den Willen Gottes.

Mr. Smith, ein gelbgesichtiger Cockney aus dem Hafenviertel, ist in eine lebhafte Debatte mit Mr. Boone, einem Lastträger aus Southwark, verwickelt, und viele Umstehende nehmen leidenschaftlich Anteil. Mr. Smith ist offenbar von den Gedanken der schottischen Presbyterianer angehaucht und beruft sich auf die Lehren Calvins, während der Lastträger nicht ganz so radikal zu sein scheint.

„Wenn dein Calvin lehrt", sagt er, „daß das Schicksal aller Menschen von Ewigkeit vorausbestimmt ist, daß demnach der Erfolgreiche und Wohlhabende Gottes wahrer Liebling ist — was ja aus seinem offenbaren Reichtum hervorgeht — dann sind wir armen Teufel ja allesamt verdammt."

„Wer arm und elend ist", schreit der Cockney, „ist zugleich verdammt. Auserwählt ist, wer Geld hat. Soll doch das Bettelpack verrecken! Gott hat es ja offensichtlich verflucht — warum sollen wir Menschen es zu retten versuchen? Erfolg ist alles."

Die Verwirrung ist groß, die Meinungen sind vielfältig und das Geschrei klingt wie Meeresbrandung. Alle aber haben etwas gemeinsam: sie erwarten das neue, von Oliver Cromwell berufene Parlament der Heiligen und damit den Anbruch des Reiches Gottes.

Das Parlament hat seine Gebetsstunde nicht in der prunkvollen Westminster Abbey abgehalten. In Schottland und Irland, wo immer die Puritaner Cromwells während des Bürgerkrieges durchgezogen waren, haben sie die Klöster niedergebrannt oder doch wenigstens an den Portalen und Fassaden, manchmal auch im Innern der alten Kathedralen die Heiligenfiguren zerschossen oder die Köpfe der Statuen abgeschlagen. War dieses Bilder- und Figurenwerk nicht „papistisches Teufelszeug" und wert, vernichtet zu werden? In London und somit auch in Westminster Abbey war man großzügiger gewesen — aber dem Parlament der Heiligen konnte man doch nicht zumuten, inmitten von Schnitzwerk, Grabmälern, Heiligengestalten und Glasfenstern zu beten. Die „Heiligen" versenkten sich in einem ganz schlichten Betsaal in Gott.

„Ah!" ruft der Cockney Smith, „da kommen Sie."

Alle Diskussionen enden. Selbst die fanatischsten Prediger verstummen. Die Masse wälzt sich zum Uferbankett, an dem nun die „Ironsides" Cromwells auftauchen. Schwarz ist die herrschende Farbe: schwarz sind die Panzer und Helme, schwarz sogar die meisten Rosse und finster die Gesichter, die unter den Eisenhauben hervorblicken. Klirrend und hufepolternd trabt die Truppe heran, die vor Jahren die königlichen Kavaliere zu Paaren getrieben hat.

Und da reitet er selber: der Sieger, der Retter, der Auserwählte, der neue Josuah Englands: Oliver Cromwell. Auch er ist düster, die langen, ungepflegten und schon ergrauten Locken hängen zottig unter dem schwarzen Helm hervor, er trägt den schlichten, dunkel gefärbten Brustpanzer, schwarze abgeschabte Lederhosen und am breiten Ledergurt ein riesiges Schwert.

In einigem Abstand traben seine engsten Freunde: der grimmige Ireton, der Fanatiker Harrison, General Lambert, der Republikaner und die vielen anderen Helden

der Kämpfe gegen König und Kavalierstum. Als eben der wilde Jubelruf der Menge aufbrandet, setzt Gesang ein.
Hinter den letzten „Eisenseiten" gehen die Männer des neuen Parlaments. Jeder einzelne dieser würdigen Männer ist schwarz oder grau gekleidet: mit billigen Tuchen, schlichten, keinesfalls spitzengesäumten Leinenkragen, Stulpstiefeln und manche mit einfachen Mänteln, die sie wie Prediger erscheinen lassen. Viele tragen demonstrativ Bibel oder Gesangbuch in den Händen, fast jeder hat einen entrückten, dem Himmel zugewandten Blick.
Diese Leute, fortan Vertreter des Volkswillens, stimmen den Choral an, der ihre Gesinnung ausdrückt: „Voran, Soldaten Christi! Nah ist das Himmelreich!"
Wenn diese Leute regieren, dann wird alle Welt umerzogen, dann wird mit Feuer und Schwert dafür gesorgt, daß alle so gut und fromm werden wie sie selber schon sind.
„Weißt du denn, du Ignorant", sagt Mr. Smith zu dem etwas dümmlichen Lastträger Boone, „wie dieses Parlament der Heiligen zustandegekommen ist?"
Und als der andere den struppigen Kopf schüttelt, erklärt er es ihm; denn es ist fast allgemeine Sitte geworden, daß jeder jeden zu erziehen und zu belehren versucht.

So sagt Mr. Smith, Oliver Cromwell habe nach Auflösung des alten, frei gewählten Parlaments einen Aufruf an die Puritaner aller Grafschaften erlassen: sie möchten eine Liste der frömmsten und würdigsten Personen einreichen: „Leute, die Gott fürchten und frommen Lebenswandel haben."
Nach der geheimnisvollen Zahl zwölf der Apokalypse wählte Oliver Cromwell zwölf mal zwölf Seelen für die zwölf Stämme Israels aus, so daß nunmehr 144 Heilige das neue Parlament bilden.

„Und merk dir, Boone", sagt der Cockney mit erhobenem Zeigefinger, „heute am 4. Juli 1653 tritt diese Versammlung der Heiligen zum erstenmal zusammen. Sie werden das fünfte Weltreich, das himmlische Jerusalem, bringen."
Die schwarzen Roben der Parlamentsmitglieder sind unterdessen durch ein Spalier von schwarzgerüsteten Eisenseiten in den Hof von Westminster eingeschwenkt. Psalmierend schreiten sie paarweise zum Parlamentssaal. Die Zuschauer nennen sich gegenseitig ihre Namen, soweit man sie kennt.
Als fromme Neu-Israeliten, Männer des grimmigen Alten Testaments, haben sie sich fast alle entsprechende Namen verliehen und sich mit diesen in die Parlamentslisten eingezeichnet.

„Der da", meint ein Londoner Kaufmann, „heißt ‚Hesekiel Tötediesünde'. Und der nächste, der bleiche Dünne, nennt sich „Habakuk Stehfestimglauben'."
Trotz aller Begeisterung und Hingabe flackert dennoch unterdrücktes Gelächter auf. Einige junge Weiber kichern, ein dicker Mensch wagt es laut hinauszutrompeten: „Sind denn die Burschen alle vom Erzengel getauft?"
Ein pferdegesichtiger Mann im langen Talar eines Predigers schreitet einzeln im Parlamentsaufzug: der bekannte Londoner Lederhändler Barbone.
Der vorbildlich fromme Mann hat sich mit einem ganzen Bibelspruch als Vornamen ins Parlamentsbuch eingeschrieben. Irgend jemand hat diesen Namen gelesen und gibt ihn nun bekannt.

„Preisgott, wäre Christus nicht für uns gestorben, wären wir ewig verdammt, Barbone."
„Der verdammte Barbone", kreischt lachend eine Marktfrau. Bevor noch die heiligmäßigen unter den Zuschauern protestieren können, bricht allgemeines Gelächter aus, und ein witziger Straßenjunge aus Lambeth wandelt sofort den Namen in „Barebone" (Totenknochen) ab.
„Verdammtes Totenknochen-Parlament!" schreit der Dicke. „Wir werden sehen, was die Totenknochen fertigbringen."

In Westminster geht es inzwischen wie in einem Betsaal zu. Wohl eine halbe Stunde setzen die Heiligen ihre Psalmen und Choräle fort, dann tritt „Preisgott Totenknochen" vor und beginnt lange, aus Bibelzitaten zusammengesetzte Gebete, die alle inbrünstig wiederholen.

Endlich kommt Oliver Cromwell dazu, seine Eröffnungsrede zu halten:
„Ich bin überzeugt, daß es Ihnen ein Greuel gewesen wäre, wenn die Regierung in die Hände von Bösewichtern und Feinden gekommen wäre. Ich bin überzeugt, daß Gott es war, der diese Versammlung der Heiligen berief. Denn im 2. Buch Samuelis, Kapitel 23, Vers 3 heißt es: Es muß sein ein gerechter Herrscher unter den Menschen, ein Herrscher in der Furcht Gottes . . ."
Wieder vereinigen sich alle in langen Gebeten und frommen Gesängen.

Am Abend dieses Tages bringt ein Schnellsegler die Nachricht die Themse herauf: die puritanischen Admiräle Blake, Monk und Dean haben die holländische Flotte unter Tromp und de Witt bei Nieuwport vernichtend geschlagen.

Zwar sind die Holländer selber fromme Evangelische und haben dem „Papismus" abgeschworen, aber die Zerstörung ihrer Flotte bringt dennoch England einen Schritt näher zur Herrschaft über die Meere. Denn es ist klar, wen Gott auserwählt hat, dem schenkt er Siege, Weltherrschaft, blühenden Handel, Kolonien und Geld. Alle Puritaner sehen das deutliche Zeichen Gottes.

Das Totenknochen-Parlament aber regiert, so wie es die Frommen im Lande erwarten dürfen. Die neuen „Stämme Israels" geben sich starke Gesetze zur Festigung von Moral, Religion und Frömmigkeit.

Duellanten werden mit Gütereinziehung bestraft, Diebstahl und Totschlag fallen künftig unter grausame Todesstrafe. Jegliches weltliche Vergnügen wird verboten und schwer geahndet: keine Fußballspiele mehr, keine Hahnenkämpfe, keine Wetten, weder Karten noch Würfel, am Sabbath darf es fortan kein Tanzvergnügen, kein geöffnetes Gasthaus, keine andere Lustbarkeit als Gesangsstunden, Gebetsversammlungen und Bibelauslegungen geben.

Die Polizei wird angewiesen, Jagd auf verworfene Frauenzimmer zu machen, die bunte Bänder tragen, seidene Röcke anlegen oder sich gar nach der sündhaften Mode des Festlandes kleiden. Schwarz und grau wird die Welt; die Tuchwebereien legen nur noch Salz- und Pfefferfarbe auf, Perückenmacher, Friseure, Puder- und Schminktöpfe werden verpönt, Luxus ist gleichbedeutend mit Gottesfrevel.

Aber das ist den „Puritanern", den „Reinen", noch nicht genug. Sie wälzen bereits Ideen, wie Polizei und ein Heer frommer Spitzel die Bibelfestigkeit, die Gebetsfreude, die Bußfertigkeit und den Kirchenglauben der Bevölkerung ständig

kontrollieren, verbessern und im Fall der Nachlässigkeit kräftiger ahnden könnten.
Kaum ein halbes Jahr ist seit Eröffnung des Totenknochen-Parlaments vergangen, da hat in einer stürmischen Dezembernacht ein Wachtposten am St. James-Park eine erschreckliche Begegnung. Aus dem Schneegestöber taucht, in einen schwarzen Reitermantel gehüllt, eine hohe Gestalt vor ihm auf, welcher der Posten sogleich die Pike auf die Brust setzt. Ist nicht um Mitternacht der geheiligte Sabbath angebrochen, den jeder Bürger in Gebetsübungen daheim zu verbringen hat?
Der einsame Wanderer ist kein Geringerer als der Lord-Protektor Oliver Cromwell. Der Wächter fährt erschrocken zurück und salutiert.
Cromwell weiß, daß es auf solche Weise nicht weitergeht mit der Errichtung des Himmlischen Jerusalem. Gestern hat das Totenknochen-Parlament die Narrheit soweit getrieben, über die Aufhebung aller Steuern und die Auflösung des Heeres zu verhandeln. Eine Änderung muß eintreten, soll England nicht an seiner Frömmigkeit zugrunde gehen.
Am 11. Dezember 1653 erscheint Oliver Cromwell mit den gepanzerten Kompanien der Obristen Goffe und White in Whitehall und jagt „Preisgott Totenknochen", „Hesekiel Tötediesünde" und alle übrigen alttestamentarischen Genossen zum Teufel.
Anderntags erklärt er, gestützt auf das treu ergebene Heer seiner Eisenseiten, die Diktatur und erläßt eine neue Verfassung.
Die Heiligen aber heulen, psalmieren und beten nur noch leise in der Verborgenheit ihrer Häuser und Gebetssäle. Der Spuk scheint zu Ende, und drüben in Holland und Frankreich fassen die Emigranten, die Königstreuen, die Anhänger der gestürzten Stuarts neue Hoffnung.
Wenn Oliver Cromwell einmal stirbt; wird die Stunde der Rache kommen.

1666 | Kipper und Wipper

Die vornehme Kutsche rasselte über den Marktplatz von Braunschweig, daß unter den Hufen der Pferde das Kopfsteinpflaster Funken sprühte. Da drüben standen das im Krieg erhalten gebliebene Altstadt-Rathaus mit dem aus Blei gegossenen Brunnen davor, und weiter unten am Markt die „Alte Waage", ein schöner Fachwerkbau aus verflossenen Generationen.

Ganz nahe beim „Waaghaus" lag die Baustelle mit den Kranen und Gerüsten. Hier sollte das neue Geschäfts- und Wohnhaus der Familie Westerhuis entstehen: alles in teuerem Haustein und Ziegel und nach dem modernen Stil, mit breiten Gesimsen, umrahmten Fensterstöcken, geschwungenem Giebel und italischem oder niederländischem Zierrat.
Herr Adolf Westerhuis war einer der ersten Bürger, die in der durch Kriegsläufte

herabgekommenen und teilweise zerstörten Stadt wiederaufbauten und dies ohne Rücksicht auf die Kosten auch konnten. Als seine Kutsche vor der Bretterhütte der Bauleute anhielt und er ausstieg, verließen die Maurer die Gerüste, und die Handwerker, die bereits im Inneren arbeiteten, kamen heran, um sich bescheiden vor der Baubaracke anzustellen. Der Bauherr brachte wie gewöhnlich den Wochenlohn.

Meister Peter Fitz, der Führer des Gewerkes, legte Herrn Westerhuis die Lohnliste vor und deutete auf die Endsumme. Erwartungsvoll sah er dem Kaufmann zu, der einen Lederbeutel hervorzog und einen Haufen klirrender Taler und Groschen auf den groben Tisch schüttete.

Die erste Bewegung Meister Peter Fitzens war die, mit der jetzt jedermann Geld behandelte. Er nahm einen der silbern glänzenden Taler, betrachtete die Prägung und brummte: „Ah, gute böhmische Joachimstaler!" Die schweren Silbermünzen trugen nämlich auf der einen Seite das Bild des böhmischen Löwen, auf der anderen das Konterfei des heiligen Joachim. Sie galten als gutes Geld. Schon meinte Herr Adolf Westerhuis, die Angelegenheit gehe in Ordnung, als Meister Fitz die zweite typische Bewegung machte: er biß in den nächstbesten Taler, verzog das Gesicht und begann greulich zu schimpfen.

„Verfluchter Schwindel und Betrug!" schrie er. „Das beißt sich ja so weich wie Brotteig! Schlechtes Geld ist das, Herr Westerhuis, Geld mit viel Blei und Kupfer und mit wenig Silber, mag aufgeprägt sein, was will."

„Zum Donnerwetter, Mann!" polterte Herr Westerhuis. „Euch mag es recht machen, wer will! Bei der vorigen Löhnung habt ihr gesagt, ihr wollt keine guten Braunschweiger Taler annehmen, die unser gnädiger Landesherr, Herzog Rudolf August, prägen läßt! Und nun gefallen euch die schweren böhmischen Joachimstaler auch nicht! Wie soll ich's euch richtig machen?"

„Herr", antwortete der Maurermeister bescheiden, „ihr wißt so gut wie ich, wie es mit dem Geld steht. Unser gnädiger Herzog prägt nur noch versilbertes Kupfer und für einen braunschweigischen Taler bezahlt man nicht, wie vordem, ein Lot gutes kölnisches Silber, sondern höchstens drei Groschen. Taler ist nicht mehr Taler in dieser bösen Zeit. Wir aber wollen gutes Geld für gute Arbeit!"

„Ihr habt euer Geld, und damit basta!"

„Gar nicht basta, Herr! Mit den Münzen wird arger Betrug getrieben; wir wollen entweder mehr Lohn oder echtes Geld . . ."

Der Streit ging hin und her wie an jedem Löhnungstag, aber am Ende verließ Herr Westerhuis in gespieltem Zorn die Bauhütte, stieg in seine Kutsche und fuhr weg. Der feine Kaufherr, der so ansehnlich in Stulpstiefeln, gebauschten Kniehosen, Seidenbändern und im schweren bestickten Samtrock mit der flandrischen Spitzenkrause am Hals mit Spitzenmanschetten und grau gepuderten langen Locken unterm breitrandigen Federhut auftritt, entstammte einer alten, angesehenen Hanseatenfamilie. Aber die Traditionen kamen aus einer vergangenen Zeit, in der Braunschweig, wie so viele deutsche Binnenstädte, ein geachtetes Mitglied jenes Kaufherrn- und Städtebundes gewesen war. Inzwischen war viel zerschlagen worden: Königin Elisabeth von England hatte den hanseatischen Stahlhof in London aufgehoben, Iwan, der russische Zar, den Peterhof von Nowgorod geschlossen.

Sogar die erstarkten skandinavischen Staaten hatten der Hanse die Flügel gestutzt. Dazu kam, daß sich Handel und Verkehr aus dem Nord- und Ostseeraum und überhaupt vom Deutschen Reich weg an die Küsten des Atlantik, in die aufstrebenden Nationalstaaten Spanien, Frankreich, Holland und vor allem nach England verlagerten. Und am amerikanischen Markt hatten die Hanseaten so wenig Anteil wie am ostindischen. Hinter ihnen stand kein Staat, sie besaßen keine ausreichende Kriegsflotte: es war ein Elend. Die letzten „Tagsatzungen" der Hanse waren im Sand verlaufen. Zu allem Unglück war dieser Dreißigjährige Krieg über ganz Mitteleuropa hereingebrochen, hatte die Hälfte der Städte und Dörfer zerstört, die Handelswege verödet und die Kaufherren ruiniert.

So war mit dem alten Einfluß und Reichtum der Hanseaten auch der gute Hanseatengeist untergegangen. Der lange Krieg hatte nicht viel von Moral und Ehrsamkeit übriggelassen. Heute handelte Herr Adolf Westerhuis mit allem, was sich ihm anbot. Er wich keinem noch so üblen Geschäft aus und manche, die mit ihm zu tun hatten, flüsterten sich zu, er sei ein arger Halsabschneider und Schieber geworden.

Eben hatte er wieder einige Schachzüge getan, die er für großartig hielt und die ihm sicherlich viel Geld einbrachten. Deshalb vermochte er auch so aufwendig am Markt zu bauen, wo die Häuser anderer Leute noch in Schutt und Asche lagen. Bei den Bauern der Lüneburger Gegend hatten seine Aufkäufer Wagenladungen von Honig, Heidschnuckenwolle und selbstgewebtem Tuch aufgekauft. Nach der Hungerleiderei und dem Warenmangel während des Krieges waren viele notwendige Bedürfnisse unbefriedigt geblieben. Alles ließ sich überall gut verkaufen. Herr Westerhuis schickte seine Wagenladungen vor allem ins Böhmische, wo man noch mit gutem altem Silbergeld bezahlte, weil es in den Gruben von Joachimstal Silber gab. Aber dieses schwere und echte Silbergeld ließ Herr Adolf Westerhuis in der herzoglichen Münze einschmelzen und umprägen. Für ein Pfund guten Silbers erhielt man nach Hinzufügung von je einem Pfund Kupfer und billigem Blei demnach drei Pfund Münzmetall. Sein Freund und Teilhaber, der herzogliche Münzmeister Nathan Gotteslieb, verfügte zudem über vielerlei Prägestempel. Je nach Bedarf konnte er „Joachimstaler", Kölnische Silberpfennige Schwäbisch-Haller „Heller" oder sogar die noch einigermaßen beliebten niederländischen Silbergulden herausbringen und dank der Münzverschlechterung noch dazu dreimal so viele.
Auf diese Weise arbeitete Herr Westerhuis mit ziemlich hohem Gewinn.

Denn seine Bauhandwerker oder die dummen Bauern der Heide bezahlte er selbstverständlich mit dem „gepanschten" Geld, während er selber zusah, für seine Waren echte Münzen zu erhalten.

*

Auch jetzt ist er wieder auf dem Weg zum „Münzturm", in dem Herr Nathan Gotteslieb mit seinen vereidigten Gesellen haust und wirkt.
„He, Nathan", ruft er schon im Gewölbe des Erdgeschosses, „wo steckst du denn?"
Von oben vernimmt man das dumpfe Stampfen der Pressen und das Pochen der Schlaghämmer, mit denen die Gesellen die neuen Münzen aus dem Prägestock

schlagen. Nathan kommt in seinem langen Kaftan die Treppe herunter und begrüßt den Geschäftsfreund. Der blickt sich vorsichtig um, ob sie auch unbelauscht seien.
„Immer gibt es Ärger mit dem gemischten Geld", sagt er. „Ich glaube fast, daß du dir einen schönen Gewinn herausprägst und immer tiefer in die Bleitiegel greifst. Vom Silber trennst du dich wohl nur ungern? Ich habe Streit mit den Bauleuten und Handwerkern, auch die Bauern in der Heide nehmen dein Geld nur noch unter Flüchen. Ja, sie setzen sogar einen Kurs dafür fest, indem sie meinen, ein neuer Taler sei nur den dritten Teil eines alten wert. Wir müssen uns etwas Neues einfallen lassen."
Nathan hebt beschwichtigend die Hände und lächelt.
„Was regst du dich auf, Westerhuis? Läßt nicht sogar der gnädige Herr Herzog Kupfertaler prägen, die wir in Säure tauchen, damit an der Oberfläche das schimmernde bißchen Silber zutage tritt? Und bezahlt nicht der Kurfürst von Brandenburg seine Beamten und Soldaten mit versilberten Kupfertalern, während seine Finanzkammern angewiesen sind, nur gutes altes Silbergeld anzunehmen? Hat nicht die Stadt Leipzig während des Krieges sogar viereckige Eisenblechstücke als Geld gestempelt? Nun schön, wenn du meinst, wir sollen uns etwas Neues einfallen lassen, dann wollen wir fortan alte Jahreszahlen auf die Taler prägen. Dann meinen die Leute, das sei gute Münze."

„Mich ängstigt es mehr", erwidert der Kaufmann, „daß manche meiner Geschäftspartner von ‚Geldentwertung' sprechen und eigene Kurstabellen aufstellen. Sie sagen: laut Münzordnung soll ein Taler eindreiviertel Gulden oder eine sechzehntel Mark kölnisch Feinsilber enthalten. Und du kennst ja die alte Wertordnung: eine Mark gleich elf Unzen (0,327 kg). Man hat den Wert der Mark auf acht Unzen verringert, und der Vergleich lautet: eine kölnische Mark gleich sechzehn Lot gleich ein halbes Pfund kölnisch Silber gleich 64 Quentchen gleich 256 Pfennige gleich 512 Heller gleich 4020 kölnische As gleich 4352 Eschen. Gewisse Kaufherren lassen durch Alchimisten den Metallgehalt der neuen Münzen nachprüfen und setzen ihren Wert lediglich nach dem Feinsilbergehalt fest. Bei manchen Geschäften mit deinem ‚rauhen Geld' verdiene ich kaum noch!"
„Gott soll schützen!" wehrt der Münzmeister ab. „Du arbeitest mit guten dreihundert Prozent Gewinn, ganz ungerechnet deine Handelsspanne. Aber wenn du noch höheren Gewinn willst, so laß dir ein anderes Geschäft vorschlagen."
Herr Adolf Westhuis wird freundlicher und hört aufmerksam zu. Der Münzmeister setzt ihm die Lage auseinander.

Als noch der Krieg tobte, wurden die Beuteschätze der Landsknechte von gewerbsmäßigen Aufkäufern gesammelt. Diese Leute schmolzen die silbernen und goldenen Gegenstände, die Kelche, Kreuze, Ketten, Münzen, kirchlichen Behälter und was alles den Weg in die Schnappsäcke der Katholischen, der Protestanten, der Schweden, Deutschen, Kroaten oder Franzosen fand, in sogenannte „Plantschen" oder „Könige" um: kuchenförmige Kegel, die dann an die Münzprägestätten verkauft wurden.

Jetzt aber hatte sich der Markt sehr verschlechtert. Im Frankreich Ludwigs XIV. war ein neuer Finanz- und Wirtschaftsminister namens Colbert aufgetreten, der

eine „Merkantilismus“ genannte, staatlich gelenkte Wirtschaft verordnete. Ein Hauptsatz dieser Ordnung besagte, daß die Ausfuhr jeglichen Edelmetalls streng verboten sei. Gold und Silber durften nur in das Land gebracht werden, Waren dagegen führte man aus und ließ sie sich mit gutem Gelde bezahlen.

Das geringe Metall, das Hehler, Kirchendiebe, Räuber und Abenteurer anboten, reichte nicht mehr zur Münzprägung aus. Und wer wollte im Deutschen Reich nicht alles Münzen prägen! So ziemlich jeder Kleinfürst, jede freie Reichsstadt, jeder Kirchenherr. Seit dem Westfälischen Frieden aber war das „Reich“ in 372 Herrschaften auseinandergefallen.

Da liegt doch das Geld auf der Straße! Nathan Gotteslieb meint, ein Kaufherr wie Westhuis habe viele Beziehungen, zahlreiche Gehilfen, die im Land herumkämen. Solle er doch ins Geschäft des Geldhandels einsteigen. Es sei so einfach: man kaufe die letzten vergrabenen „Hunde“ der Bauern, die goldenen Geräte zerstörter Kirchen, die alten Silbermünzen verarmter Bürgergeschlechter billig und gegen „Neugeld“ auf, liefere es in der Prägeanstalt ab und vermehre es wunderbar durch Zusatz von Kupfer oder Blei.

„Siehst du, Westhuis“, erklärt Meister Gotteslieb, „schon wenn du schlechte Taler, die nur einen Teil Kupfer enthalten, erwirbst, und wir prägen daraus mit vier Teilen Kupfer oder Blei neues Geld, gewinnen wir an die dreihundert Prozent! Auch lassen sich die neuen Taler ein wenig kleiner und etwas dünner machen. Prägestempel sind geduldig: ich kann alte Jahreszahlen und fremde Wappen aufpressen. Irgendwer nimmt das Geld schon.“

Herr Westhuis lacht schallend auf. Er zieht Meister Gotteslieb am Ärmel.

„Kürzlich habe ich die strenge Ordnung Kaiser Maximilians II. von 1571 gelesen“, sagt er, „die der Kaiser für die Prägemeister erlassen hat. Da heißt es: *Wer im Heiligen Römischen Reich Münzen prägen will, muß zuerst seine freie, ehrliche Geburt nachweisen, vier Jahre niedrige Dienste tun und in dieser Zeit die Narrenkappe tragen, sich für Unrecht und Ungeschick streichen und strafen lassen. Dann erst wird er zur Münzarbeit zugelassen und als Münzgesell in des Reiches Brüderschaft aufgenommen. Der Meister aber soll heilige Eide schwören, alles rechtens zu tun.* Diese Münzordnung, lieber Gotteslieb, hast du wohl niemals gelesen?“

„Laß den Unsinn!“ entgegnet der Meister. „Kaiser Maximilian ist lange tot und das Heilige Römische Reich dazu – es weiß es nur noch nicht. Mich hat ein Herzog bestallt, der selber am Münzschwindel schöne Gewinne macht. Es war ein Vorschlag, Westhuis, wenn es genehm ist. Tust du mit oder nicht?“

„Du weißt ja, wie das Volk diese Geldverfälscher nennt.“

„Natürlich“, nickt Nathan Gotteslieb, „sie heißen uns ‚Kipper und Wipper‘, was soviel wie Schwindler und Betrüger bedeutet. Willst du der Zunft beitreten, Westhuis, dann sag' es!“

„Dumme Frage“, lacht der Kaufherr. „Bei dreihundert Prozent sicherem Gewinn! Schließlich brauche ich das Geld zum Wiederaufbau.“

1670 | Es lebe der Sonnenkönig

„Monsieur“, hatte Seine Majestät, der König, zum Minister der Finanzen und Wirtschaft, Jean Baptiste Colbert, gesagt, „langweilen Sie uns nicht länger mit Ihren Zahlen! Sehen Sie ganz einfach zu, daß Sie genügend Geld in die Staatskassen bekommen, und alles wird sich von selber regeln.“
Colbert blieb nichts anderes übrig, als sich höflich zu verneigen, zu lächeln und das Thema zu wechseln. In seinem Portefeuille aus rotem Maroquinleder lagen die Zusammenstellungen jener ungeheuren Kosten für die zahllosen Wünsche und Anordnungen Ludwigs XIV.
Der angeordnete Um- und Neubau der Schlösser St. Germain, Chambord und Fontainebleau hatte bisher sechzig Millionen Goldfranken gekostet, der Ausbau von Clagny bedeutete weitere zwanzig Millionen. Versailles — dieses Schloß aller Schlösser — mußte nach den Berechnungen der Architekten Mansart ohne die Inneneinrichtung mehr als sechshundert Millionen verschlingen. Dazu wünschte Kriegsminister Louvois eine stehende Armee von hunderttausend Mann. Festungsbaumeister Vauban hatte Pläne für ein Dutzend Festungen vorgelegt, die nach dem neuen Prinzip sternförmiger Schanzen und Vorwerke angelegt werden sollten. Die Flotte mußte vergrößert, die Verwaltung umgebaut, neue Staatswerkstätten mußten eingerichtet und der Aufwand eines ungeheueren Hofstaates aufgebracht werden. Und nun hatte der König bei dieser Unterredung, die in der prunkvollen „Sale de paix“ in Gegenwart einiger völlig ahnungsloser und unverantwortlicher Herzöge stattgefunden hatte, so ganz leichthin geäußert, er habe noch eine Idee, wie Frankreichs Vorherrschaft im Geistigen und Künstlerischen über Europa verankert werden könne.
„Sie, Monsieur Colbert“, hatte er befohlen, „werden Uns eine Liste aller berühmten Personen Europas: der Philosophen, Forscher, Entdecker, Dichter und Künstler einreichen. Wir werden sodann allen eine Pension, einen Ehrensold Frankreichs, aussetzen, sie zu korrespondierenden Mitgliedern Unserer Akademien machen und solcherart an Uns fesseln!“
„Und das Geld, Sire? Das Geld?“ hatte Colbert verzweifelt eingeworfen. „Woher sollen die ungeheueren Summen kommen?“
Daraufhin hatten Seine Majestät geruht, den Minister auf die schon erwähnte Weise zu verabschieden. Einen gewissen Erfolg hatte Colbert dennoch zu verzeichnen: der König hatte die unerhörte Gnade gehabt, ihn für den Nachmittag zur Ausfahrt in seine Kutsche einzuladen. Dabei mochte das Gespräch fortgesetzt werden.

*

Die sechsspännige Prunkkarosse ist schwer vergoldet, ihre verschnörkelten und geschweiften Verzierungen sind kostbare Einlegearbeit. Auf den Köpfen der Rosse wippen Federbuschen, ihre Schabracken wehen, die Lakaien auf Bock und Rücksitz sind in die Farben des Hauses Bourbon gekleidet. Adelige Offiziere der Königsgarden und edelsteinblitzende Herzoge, Grafen oder Marquis sprengen auf rassigen Vollblutpferden hinterdrein. Alles glitzert von Seide, Samt, Ordensster-

nen, Spitzenkrägen und Manschetten, Federhüte, gepuderte Locken und geschminkte Gesicher umringen die Staatskutsche. Seine Majestät im roten Seidenrock mit dem blauen Band des St.-Ludwigs-Ordens und hoheitsvoll erhöht durch die wallende Allongeperücke, lehnt lässig in den weißen Seidenpolstern und blickt an Colbert vorbei, der bescheiden gegenüber Platz genommen hat. Während der Wagen langsam um die Baustelle des rechten Seitenflügels von Versailles rollt, blickt Ludwig XIV. auf die bis zum Horizont verlaufenden Gärten.
Welch ein Kunstwerk hat Le Notre mit ihnen geschaffen!

Da sind große Springbrunnen und Wasserkünste. Regenbogenfarbig sprüht der Wasserstaub über schneeweiße Marmorgöttinnen, über Tritonen und Nymphen aus grünlicher Bronze herab. Hinter den funkelnden Schleiern laufen silberhelle Kanäle in die Weite des Parks. Vergoldete Barken mit purpurnen Segeln schwimmen darauf, feinziselierte Brücken wölben sich von Ufer zu Ufer, und rechts und links breitet sich der blühende Teppich der Blumenbeete: Geometrie der Natur, Kreise, Spiralen, Vierecke, Rhomben, und dazwischen Pyramiden aus zugeschnittenem Buchsbaum, Kegel aus Thujen und seltsam zugestutzte Zwergbäume.
„Sehen Sie Colbert", sagt der König, „so haben Wir den Geist Unserer Zeit begriffen. Es ist der Geist der Mathematik, der Geometrie. Wir haben Uns den Kreis konstruiert, dessen einziger Mittelpunkt Wir selber sind. Gefällt es Ihnen, was Wir bauen?"

„Großartig, Sire! Aber verzeihen Sie dem Finanzminister, wenn er hinter allem die Rechnungen sieht. Dazu die verdorbenen Bauern, die hingeopferten Armeen, die uns auf dem Schlachtfelde der Wirtschaft fehlen werden. Wissen Euere Majestät, daß Le Notre gleichzeitig fünfundzwanzigtausend Mann und zehntausend Pferde im Schloßgarten beschäftigt? Aus Hunderttausenden von armen Bauern, kleinen Handwerkern und braven Bürgern pressen wir die Summen. Die Steuer- und Zolleinkünfte des Staates sind an Finanzleute verpachtet, die ebenfalls ihren Profit zu machen gedenken. Ein Schwarm adeliger Land- und Pfründenbesitzer saugt ebenfalls die Bevölkerung aus, bezahlt selbst keinerlei Abgaben, während sich das Volk vor den ungeheueren Lasten kaum mehr zu retten vermag."

Der König macht eine ärgerliche Handbewegung.
„Sie langweilen Uns schon wieder mit Ihren bürgerlichen Vorstellungen, Monsieur! Wir wissen, daß Sie am liebsten die Vorrechte der Stände abschaffen und Erzbischöfe und Herzöge wie Krämer besteuern wollten. Sie sind eben selbst ein Bürger, Colbert, ein Geizhals und kleiner Buchhalter! Wissen Sie überhaupt, was Adel bedeutet? Um auch nur das geringste Hofamt ausüben zu können, muß die Reinheit adeliger Abstammung über wenigstens zwei Jahrhunderte nachgewiesen werden. Um die Ehre zu genießen, die Ihnen soeben unverdientermaßen zuteil wird: nämlich in die Karosse des Königs zu steigen, muß dieser Nachweis bis ins 14. Jahrhundert zurückgehen. Und dieses kostbare Blut möchte ein Monsieur Colbert aus Reims mit schäbigen Steuern belegen."
„Vergebung, Sire! Nicht für mich wünsche ich Geld einzunehmen, sondern für Sie! Damit der König all seine Wünsche erfüllt sieht."
Ludwig lächelt versöhnlich.
„Gut, Colbert! Sie sind Unser getreuer Diener. Machen Sie Vorschläge!"



„Man sollte an die Stelle der Steuerpächter Finanzbeamte setzen, die die Verpachtung der staatlichen Monopole beaufsichtigen. Das Ministerium wird künftig verordnen, wieviel und zu welchen Preisen produziert werden muß. Außerdem möchte ich neue Steuern ausschreiben. Ich habe scharf nachgedacht, was in Frankreich außer der Luft noch nicht besteuert ist: vielleicht die Zahl der Fenster, den Unterhalt von Pferden und Kutschen oder die Erlaubnis zum Tragen von Kniehosen und Degen?"

„Sie werden sich zum Feind des Parlaments machen, Colbert!"

„Mit den Parlamenten muß man aufräumen, wenn der König absolut regieren will. Es geht nicht an, daß das Recht der Steuerbewilligung in den Händen der Generalstände liegt."

„Darin stimme ich Ihnen zu! In Unserem Land soll der Satz gelten: Un roi, une foi, une loi! Ein König, ein Glaube, ein Gesetz!"

„Unsere vordringlichste Aufgabe muß dem Ausbau der Flotte gelten. Der Ozean

spielt heute eine entscheidende Rolle. Wir brauchen Kolonien, die uns Rohstoffe, Edelmetalle, Sklaven liefern. Holland besitzt fünfzehntausend Schiffe, England fünftausend, wir aber, Sire, kaum sechshundert."
„Das wird sich ändern, Monsieur. Bauen Sie eine Kriegsflotte!"
„Dazu benötigen wir Mannschaften. Ich schlage vor, man sollte den Gerichten Anweisung geben, Verbrecher auch künftig nicht zur Verstümmelung oder zum Tod, sondern vornehmlich zur Galeere oder zum Schiffsdienst zu verurteilen. Warum sollen wir uns gesunder Ruderkräfte berauben?"
„Ausgezeichnet, Monsieur! Gedenken Sie etwa auch die Arbeitskräfte für Ihre geplanten Staatswerkstätten, Werften, Webereien und Gobelinmanufakturen auf solche Weise zu beschaffen?"
„Gewiß, Sire! Die Landstraßen sind voller Bettler, Landstreicher, die Waisenhäuser voller Kinder, in den Vorstädten soll man die jungen Frauenspersonen zusammenfangen und all diesen nutzlosen Pöbel in die Manufakturen stecken. Das wird den Staatsfinanzen gut tun und die Gassen sicherer machen!"
„Voila, Monsieur! Den Staatsfinanzen — aber der Staat bin ich!"
Ludwig legt sich noch bequemer in die Polster der Kutsche zurück. Er scheint zufrieden zu sein. Colbert nützt diese günstige Stimmung.
„Geruhen Euere Majestät zu erkennen", sagt er, „daß letztlich meine Finanz- und Wirtschaftspolitik genau so wie die Zimmerfluchten Ihres Schlosses Versailles oder die Gärten Le Notres nur Strahlen sind, die zum Herzen einer einzigen Sonne verlaufen: zu Ihnen, Sire!"
Der König blickt in den Riesenpark.
Alle Straßen, Kanäle und Heckenreihen verlaufen zum Herzstück dieser kleinen Welt: zum Hauptgebäude des Schlosses. Das Schloß ist die Sonne, die ihre Lichtpfeile nach allen Seiten aussendet; es ist das Gestirn, um das sich das Volk bewegt — die Kathedrale der neuen Zeit.
Verlängert man die Achsen der Wege, Kanäle, Korridore, Innenhöfe, so schneiden sich alle Linien in einem Punkt: im Schlafzimmer Seiner Majestät des Königs.
Ludwig XIV. wendet sich gnädig an Colbert. Er erweist dem bürgerlichen Minister eine neue, große Auszeichnung.
„Wir würden Uns freuen, Sie, Monsieur Colbert, heute abend beim Ballett in Unseren Gärten zu sehen!"
Colbert versinkt beinah in seiner Verbeugung. Er stammelt überwältigten Dank.

*

Obwohl an den Seitenflügeln, an den riesigen Terrassen und an neuen Fontainen noch gearbeitet wird, finden bereits märchenhafte Feste in den Gärten von Versailles statt. Wenn die blitzenden Karossen auf dem großen Halbrund der oberen Terrasse vorfahren, glühen die Vergoldungen von den „Mansard-Dächern" im Schein zahlloser aufgesteckter Fackeln. Auf die Mitte des Halbkreises senkt sich die kolossale Treppe, über die mit langsamem, würdigem Schritt der Hofstaat herabzieht. Alle Fenster des Schlossen strahlen im Kerzenschein. Das im Park verdämmernde Licht der Pechpfannen läßt von den Blumenornamenten der Beete nur noch den geometrischen Teppichcharakter sehen.
Die Damen tragen weitgebauschte Seiden- und Brokatröcke, glitzernde Mieder

und hohe Frisuraufbauten, die von Juwelen, Goldborten und Perlenstickerei so steif sind, daß man sich damit nur majestätisch bewegen kann.

Langsam wandelt man in Gruppen plaudernd durch die hohen Heckengänge, aus deren dreifach hintereinander gestaffelten Kulissen weiße Marmorstatuen leuchten. Mondschein spiegelt auf fernen, halbverborgenen Teichen, und im Sternenlicht erkennt man das geheimnisvolle Düster künstlicher Grotten.

Damen und Kavaliere reihen sich um das „Tapisvert": ein langes Wiesenviereck, dessen kurz geschnittener Rasen als Spielplatz des Hofs dient. Erwartungsvolle Stille breitet sich aus. Denn nun nähert sich leise Musik: ein zweiter Aufzug, die Mitspieler des Balletts; der König selber schreitet in ihrer Mitte.

Licht flammt auf. Viertausend Fackeln werden von versteckten Lakaien entzündet, Kaskaden von Raketen und Sternwerfern sprühen hinter den Wasserkünsten. Blaues und rotes Licht strahlt — wie man es von Chinesen und Indern gelernt hat — über die Marmorgötter.

Die Darsteller sind als antike Götter und Göttinnen, als Nymphen und Heroen verkleidet. Sie drehen sich im zierlichen Reihenschritt zum Takt der Musik, die hinter Büschen verborgen aufspielt. Im Ballettschritt fügen sich die Figuranten zu Sternbildern, bis plötzlich aufstrahlende Fanfaren den großen Auftritt der Majestät ankündigen. Colbert, der bescheiden hinter den Herzogen, Grafen, Baronen und ihren seidenrauschenden Damen steht, weiß, daß nun der Höhepunkt naht.

Feierlich schreitet eine goldene, ganz in Licht getauchte Figur auf das Tapisvert.

Sie trägt einen ungeheueren Kopfputz aus goldenen Flammenstrahlen, die von Haupt, Hals, Schultern und Hüften auszugehen scheinen. In gelbe chinesische Kaiserseide gekleidet, tritt König Ludwig XIV. in den Kreis der Tänzer. Die Sonne hat die Nacht besiegt, alle Sternbilder verblassen vor diesem Mittelpunkt.

Ein tiefes Aufseufzen der Bewunderung läuft durch die Reihen des Hofadels. Im Tanzschritt bewegt sich die Majestät zum prunkvollen Thronsessel am Ende des Rasenstücks. Elfen, Nymphen, Jägerinnen und antike Göttinnen umschweben die wandelnde Sonne. Die Kavaliere und Damen im Park klatschen begeistert Beifall und brechen in den Ruf aus:

„Vive le roi soleil! Es lebe der Sonnenkönig!"

Nur der bürgerliche Colbert steht schweigend im Dunkel und rechnet, was dieses Fest, die Kostüme, der Aufwand wieder kosten mögen.

Tausend Bauern müssen dafür bis zum Umfallen werken, zehntausend Kinder müssen dafür hungern, hunderttausend Soldaten dafür marschieren.

Doch was zählt das? Der König ist groß, und er allein ist es, der regiert.

1690 | Der Goldene Zirkel

Aus der Kirche Zur Gnade Christi schallt inbrünstiger Gesang.

„O neues Israel, du auserwähltes Volk!
Gesund soll werden alle Welt durch dich ..."

Mit einem letzten Aufrauschen der Orgel erlischt der Choral. Reverend Christopher spricht den Segen, fordert die Versammlung nochmals dringlich auf, sich ans Gotteswort zu halten und ein gottgefälliges Leben zu führen, dann entläßt er sie. Die Gemeinde erhebt sich und verläßt die Bänke. In der Kirche gibt es weder Figurenschmuck noch Bilder, alles „papistische Blendwerk" ist aus dem ehedem katholischen Gotteshaus beseitigt, seit die puritanische Gemeinde Bristols von ihm Besitz ergriffen hat.

Die Besucher gehören fast ausnahmslos dem gehobenen Bürgertum der großen Hafenstadt an; es sind Werftbesitzer, Kaufherren und Geschäftsleute mit ihren Familien. Nur im hinteren Teil der Kirche stehen bescheiden, die gezogenen Kappen unterm Arm, einige Handwerker, Schiffskapitäne und Vorarbeiter der Werften, abhängiges Volk, das sich beim puritanischen Gebetsdienst vor allem deshalb sehen läßt, weil die Zugehörigkeit zur reichen Puritanergemeinde Aufträge und Arbeitsplätze garantiert.

Als die würdigen Herren mit ihren schweren schwarzen Röcken, den breitrandigen Hüten und wuchtigen Stulpstiefeln, die Damen in gebauschten Röcken und einfachen Umhängen, mit Häubchen oder Schutenhüten aus dem Portal treten, vor dem sich grün und schmucklos der Friedhof dehnt, steht Ehrwürden Reverend Christopher bereits da und verabschiedet sich mit persönlichen Worten und Handschlag von den angesehenen Gemeindemitgliedern und Kirchenräten. Schließlich lebt seine Kirche von der „Kollekte" und den Stiftungen der Frommen.

„Ah, Bruder Joshua", begrüßt er einen rotgesichtigen Herrn mit Bulldoggengesicht. „Ich freue mich, Sie zu sehen! Und hier habe ich auch Hesekiel Adams, von dem ich Ihnen erzählt habe! Er ist der wohlgeratene Sohn einer rechtgläubigen Witwe, ein wahrhaft christlicher Jüngling, der die Bibel kennt und alle sündhaften Lustbarkeiten meidet. Sein dringender Wunsch wäre es, Handelsgehilfe bei Ihnen zu werden."

Mr. Joshua Pimlin, Besitzer eines Handelshauses und Schiffseigner, stößt fauchend den Atem aus und mustert unter buschigen Brauen den jungen Mann, der demütig aus dem Schatten des Portals tritt. Der Bursche ist kräftig, hochgewachsen und offenbar von der rechten Art, die weiß, daß man Besitz, Reichtum und Bibel zu achten hat. Wie alle Bürger ist er ohne jeden liederlichen Luxus, ohne Seidenbänder, Samtwams, Federhut oder Silberschnallen an den Schuhen, in schlichte Salz-und-Pfeffer-Farbe gekleidet: gutes aber grobes Tuch aus Manchester. Der fromme Kaufherr ist zufrieden und nickt.

„Gut, Ehrwürden", meint er, „schicken Sie mir den Jungen. Ich werde ihn brauchen können. Wir rüsten soeben zwei Schiffe aus, die im Goldenen Zirkel laufen sollen. In vierzehn Tagen geh'n wir in See."

So wird der achtzehnjährige Hesekiel „Clerk" oder Handlungsgehilfe im Hause Pimlin. Der Chef hat ihn der „Trompete von Jericho" zugeteilt, einem schönen Zweimastschoner mit hohem Verdeck und bauchigem Rumpf, der als Galionsfigur die geschnitzte Figur Josuas mit der Trompete trägt.

Hesekiel wird gleich richtig ins Geschäft hineingeworfen. Da der Schoner zunächst zur afrikanischen Guineaküste segeln wird, ist er mit all den Tauschwaren zu beladen, die in Afrika das große Geld bringen. Hesekiel überwacht mit der Ladeliste in der Hand das Stauen der Ware.

Im Hafen von Bristol, das neben Liverpool der wichtigste Ausgangspunkt der „Goldenen Route" ist, liegen die Schiffe mit dem Gitterwerk ihrer Masten, gerefften Segel und Verspannungen dicht beieinander. Von den Kaimauern aus sind Laufstege an die niedrigeren Mittelborde gelegt, über die Lastträger mit ihren Kisten und Ballen traben. Kräne heben die schwerere Fracht in die geöffneten Ladeluken, und auf der Pier rasseln schwerbespannte Lastwagen, Karren und Rollwagen. Überall hört man Geschrei, Kommandorufe und das Knarren der Flaschenzüge.

Die Kisten, die die „Trompete" verlädt, kommen aus dem Gebiet der Midlands. Dort beherbergen die schmutzigen grauen Städte zahllose Werkstätten, Webereien, Manufakturen und kleine Handwerksbetriebe, die meist in Regie für große Kaufherren arbeiten. Sheffield produziert vor allem kleine Messer, Speerspitzen, Pfeil- und Angelhaken; aus Leeds kommen Handspiegel und bunte Glasperlen, Manchester und Birmingham erzeugen Baumwolltuche und neuerdings vor allem „Kattun": billige Leinenbahnen, die man mit bunten Farbmustern bedruckt und die das ganze Entzücken der schwarzen oder braunen Eingeborenen darstellen.

Alles in allem, stellen die Midlands billigen Tand her, den weder der englische noch der festländische Markt aufnehmen würde. Für die Neger in Afrika jedoch bedeuten diese Tauschwaren wahre Köstlichkeiten.

Übrigens werden auch die armseligen Manufakturarbeiter, die in Heimarbeit werkenden Weber und Spinnerinnen, die vielen Frauen, Kinder und alten Leute, die dieses Zeug in Massen herstellen, mit Spottlöhnen abgefunden. Doch was wollen sie machen? Für sie heißt es: arbeiten oder verhungern! Und das wissen die Kaufleute genau. Deshalb geben sie eben soviel Lohn, daß ihr Arbeitsvolk am Leben bleibt – doch keinen Penny mehr.

Als die „Trompete von Jericho" endlich beladen und die Mannschaft, ein zusammengewürfelter Haufen von Stromern, entlaufenen Verbrechern und Abenteurern, an Bord gegangen ist, erscheint der Chef, Herr Joshua Pimlin persönlich. Er fährt diesmal die Goldene Route mit, um zu sehen, ob sich die Gewinne nicht steigern lassen. Sogleich gibt er dem Kapitän Anweisung auszulaufen. Das Schiff wirft los und geht mit gutem Wind bei einlaufender Flut aus dem Hafen. Es erreicht bald den Severnkanal und zieht der Abendsonne entgegen, hinaus in die Irische See.

*

Achtzehn Tage auf wogender See sind vergangen. Der steife Nordost füllte die Segel; die „Trompete von Jericho" hat die stürmische Biskaya gut überstanden, ist weder einem holländischen Kriegsschiff noch einem französischen Freibeuter be-

gegnet und blieb auf Höhe der portugiesischen und nordafrikanischen Küste auch von algerischen und marokkanischen Piraten verschont. In guter Fahrt hat der Schoner – immer gefolgt von einer etwas kleineren Zweimastbark des Kaufhauses Pimlin – die Höhe von Kap Verde erreicht und ist vorbei an den portugiesischen Forts südostwärts, entlang der Elfenbein-, Pfeffer- und Goldküste, gesegelt. Dann kam die Sklavenküste von Guinea in Sicht. Im Golf von Benin, bei einer kleinen Faktorei namens Lagos, gingen die beiden Engländer vor Anker.

Wo aus den rauschenden Urwäldern und Mangrovesümpfen eine flache, grüne Ebene mit geschweiften Palmstämmen auftaucht und die See in einer tiefblauen Bucht eine sanfte weiße Brandung an Land schickt, stehen einige feste Blockhäuser hinter Palisadenzäunen. Weiter entfernt sieht man die kegelförmigen Blatthütten der Schwarzen.

Für den neuen Clerk Hesekiel gibt es eine Menge zu lernen.

Zuerst werden die Kisten und Ballen mit der Tauschware ausgebootet. Ein Handelsvertreter Herrn Pimlins kommt an Bord, und Hesekiel darf bei der folgenden Unterredung dabei sein. Sie findet in der Kajüte statt.

„Gute Nachricht, gnädiger Herr", sagt der bärtige Mann, der eher einem Seeräuber als einem Faktoreivorstand gleichsieht. „Die Schwarzen sind sehr eifrig gewesen. Sie haben auf mein Anraten einen Kriegszug ins Innere unternommen, ein halbes Dutzend Dörfer überfallen und eine Menge ‚schwarzes Elfenbein' eingebracht. Dann habe ich noch mit einer Fulbe-Karawane im Norden verhandelt. Das sind halbarabische Kriegerstämme, meist von arabischen Sklavenhändlern angeführt. Gegen Musketen und Kattun konnte ich weitere achtzig sehr kräftige junge Neger einkaufen. Es fehlen uns höchstens noch dreißig bis vierzig Stück, wenn Sie die beiden Schiffe beladen wollen."

Joshua Pimlin brummt einigermaßen zufrieden. Dann beginnt das Feilschen um den Warenwert. Glasperlen, Kattun, Spiegel und Messer werden zu Fabelpreisen angesetzt, während Mister Pimlin für einen Negerarbeiter im Durchschnitt nicht mehr als ein halbes, für ein Mädchen nur ein Viertel Pfund und ein Kind gar nur drei Shilling bezahlen will.

Hesekiel darf mit an Land fahren und erlebt ein großes „Palaver" mit dem zuständigen Negerhäuptling, bei dem Mr. Pimlin nochmals die Preise drückt. Da der Neger jedoch offensichtlich sehr begierig auf den Inhalt der Kisten ist, vor allem aber auf die grell-bunten Tücher, wird man rasch einig.

Abends in der Kajüte lehrt Herr Joshua seinen Clerk die rechte Kalkulation. Dabei errechnen die beiden den Reingewinn, also abzüglich der Fahrt-, Lohn- und Abschreibungskosten, mit runden tausend Prozent.

Am nächsten Tag beginnt die Verladung der Sklaven. Die Mannschaft ist nun schwer bewaffnet und steht mit schußfertigen Musketen und blanken Schwertern am Ufer und an Deck. Bootsladung um Bootsladung kommen die Opfer an und werden im Zwischendeck verfrachtet.

Jetzt sieht Hesekiel zum erstenmal die Laderäume der „Trompete von Jericho". Vier Verdecks liegen übereinander. Jedes ist aus grobem Balkenwerk gezimmert, in kleine Säle unterteilt, die aber so niedrig sind, daß man darin nur gebückt gehen kann.

Die Schwarzen sind mit Lianenschnüren und Riemen gefesselt, eine lange Kette von schweißglänzenden, dunkelhäutigen Menschen, die einen seltsamen Singsang vollführen. Mädchen, alte Männer, Jünglinge, Kinder und Frauen sind bunt durcheinander gereiht.
Unter den Kolbenstößen der rauhen Seeleute werden sie in die Zwischendecks getrieben und an Händen und Füßen angekettet. Sie können nicht stehen oder gehen, sondern nur nebeneinander liegen wie Heringe in der Büchse. Auf diese Weise vermag die „Trompete" sechshundert Sklaven zu laden.
„Ja, aber", wagt Hesekiel Mr. Pimlin zu fragen, „wie werden die armen Menschen denn gefüttert? Und was ist . . . mit dem Gegenteil? Sie werden uns ja bis Amerika im eigenen Unrat ersticken!"
Bruder Pimlin blickt Hesekiel finster an und entgegnet ziemlich unwillig:
„Zum ersten, merke dir: das sind keine armen Menschen, sondern Heiden und Nigger! Zum zweiten werden wir jeden Tag mit Topf und Schöpfkelle bei dem Gesindel umgehen, der Maat löst ihnen eine Hand und gibt ihnen einen Blechnapf. Was das Dritte anbelangt, so hast du recht: noch bevor wir auf hoher See sind, wird es im Zwischendeck stinken wie im Ziegenstall, und die Luft am Äquator wird kochen. Aber du brauchst ja nicht dort zu sein."
„Werden uns nicht einige krank?"
„Was heißt krank?" lacht Mr. Pimlin. „Verrecken werden sie uns! Wir haben jedoch einen normalen Ausfall von fünfundzwanzig Prozent einkalkuliert. Freilich hatten wir auch schon Unglücksfahrten, wo uns fünf- von sechshundert abgekratzt sind. Die Haie unterwegs hatten ihre helle Freude. Du wirst aber erleben, daß selbst bei so starken Ausfällen immer noch ein guter Gewinn bleibt."
Alles geht glatt vor sich. Es gibt keine Gegenwehr bei den verschüchterten Sklaven — nur kultische Gesänge. Doch an die dreißig Plätze sind frei, die Beschaffung der restlichen Ladung macht Schwierigkeiten. Lange Palaver mit dem Häuptling folgen. Schon denkt die Schiffsbesatzung an einen gewaltsamen Jagdzug ins Land, da hat Mr. Pimlin den rettenden Einfall. Er bietet dem Häuptling ein Fäßchen Pulver, eine Muskete und etwas Blei an, wenn bis morgen die Sklaven gestellt sind.
Und sie werden gestellt.
Erst als die Schiffe schon wieder auf See sind, erfährt der noch harmlose Hesekiel, daß der geschäftstüchtige Häuptling einfach dreißig junge Mädchen und Jünglinge des eigenen Stammes verkauft hat.
Dann folgt die Fahrt über den Atlantik. Dreiunddreißig Tage sind die Schiffe auf See: die tropische Sonne glüht, manchmal ist das Meer windstill und wie geschmolzenes Blei. Aus den Zwischendecks steigen Wolken von Fäulnisgeruch, ein Tag und Nacht währendes Klagen, Singen, Jammern füllt alle Räume des Schoners.
Wenn der fromme Mr. Pimlin abends seine Gebetsstunde für die Maate und seinen Clerk abhält, aus der „Holy Bibel" vorliest und gottgefällige Predigten hält, muß er gelegentlich sogar Matrosen mit Lederpeitschen in den Schiffsrumpf hinabschicken, damit Ruhe wird.
Fast jeden Tag sieht Hesekiel, wie nackte schwarze Leichen von den Matrosen

über die Reeling gehievt werden. Dem Schiff folgt eine lange Kette dreieckiger Haiflossen. Diese Totengräber des Ozeans lassen nichts übrig von dem, was man ihnen zuwirft.
Doch die Fahrt steht unter einem „glücklichen" Stern. Eben rechtzeitig weicht die Windstille. Böig frischt der Wind auf, und die Schiffe springen, rollen und taumeln in rascher Fahrt westwärts.
Zuerst laufen sie die englische Faktorei auf Providence, einer der Bahama-Inseln an, wo die Sklaven sogar an Land gebracht, gewaschen und ein wenig hochgepäppelt werden. Denn die nächste Station des Goldenen Zirkels ist Charleston, der Hafen und Sklavenmarkt der englischen Kolonie Carolina.
Die Plantagenbesitzer dieses heißen, von Tabak- und Baumwollfeldern bedeckten halbtropischen Landes scheinen sämtlich am Markt zu sein. Ihre Kutschen, Reitpferde und „Dogcars" reihen sich endlos an den Haltestangen. Von den sechshundert Negern haben immerhin mehr als fünfhundert die Reise überlebt — ein ausgezeichnetes Ergebnis. Nun werden sie verkauft.

Hesekiel sieht zu, wie die Farmaufseher den Schwarzen mit Holzstäbchen in den Zähnen stochern, wie sie in ihre Körperöffnungen schauen, die Farbe der Augäpfel prüfen und sie abtasten, ehe sie ein Angebot machen. Hier kostet ein Mann im Durchschnitt drei, ein Mädchen etwa zwei bis drei Pfund und sogar für Kinder verrechnet man ein bis zwei Pfund; denn auch Kinder werden größer. Der Gewinn beläuft sich somit auf abermals fünfhundert Prozent.

Von diesem Geld kauft Mr. Pimlin nun Tabak, Zuckerrohr und vor allem Baumwollballen, die sofort in den unterdessen gereinigten Zwischendecks verstaut werden.
Dann tritt die „Trompete von Jericho" ihre Rückfahrt über den Atlantik nach Bristol an. Der Gewinn auf dem Markt von Bristol beträgt gegenüber dem Einkauf in der Kolonie abermals runde achthundert Prozent, so daß die Rundreise insgesamt ihre schönen 2300 Prozent einbringt. Hesekiel Adams ist sehr befriedigt von dem, was er gelernt hat. Gemeinsam mit seinem verehrten Chef, Joshua Pimlin, besucht er sofort die Kirche von der „Gnade Christi" und dankt inbrünstig jenem gütigen Gott, der die Frommen sichtbar segnet.
Nur auf dem Heimweg haben die beiden Herren ein ebenso sonderbares wie abstoßendes Erlebnis. Eine kleine Gruppe schwarzgekleideter Frauenzimmer, eskortiert von ein paar schäbig gekleideten Männern, tragen Spruchbänder und schwarze Fahnen. Auf dem Leinenstreifen steht zu lesen:
„Auch die Neger sind Kinder Christi. Erbarmt euch der schwarzen Seelen!"
Und ein weißhaariger Magister steigt auf einen Eckstein und fängt eine verworrene Rede an.
Er sagt, daß Gott alle Menschen erlöst und alle zur Freiheit und Menschenwürde bestimmt habe. Es sei eine Schande, daß manche Mitbürger mit dem Sklavenhandel Geld verdienten.
„Lassen wir uns das gefallen, gnädiger Herr?" fragt Hesekiel sehr entrüstet. „Sie sollten die Polizei rufen und die Volksverhetzer festnehmen lassen."
Mr. Joshua Pimlin ist zwar interessiert stehengeblieben, aber er lächelt mit seinem roten Bulldoggengesicht nur verächtlich.



„Wozu, mein lieber Bruder Hesekiel? Diese Leute nennen sich Abolitionisten, sie sind aus religiösen Gründen Gegner der Sklaverei: eine winzige, ganz einflußlose Sekte! Man muß jedermann seine eigene Auffassung von Narrheit lassen, das ist der wahre christliche Geist."
Er setzt den Weg fort und spielt mit dem schweren Ebenholzstock, dessen Knauf aus purem Gold besteht.
„Schließlich kommt es auf die Haltung der Krone und des Parlaments an", fährt er fort. „Und Leute wie ich bezahlen einen ordentlichen Berg Steuern. Gott sei gepriesen: wir haben es ja!"
„Und in der Bibel steht auch nichts wider die Sklaverei", ergänzt Hesekiel andächtig. „Ich habe niemals gehört, daß unser Reverend etwa dagegen gepredigt hätte."
Mr. Pimlin grinst.
„Auch Seine Ehrwürden weiß, daß Geld verdient werden muß, Bruder. Sogar die Kollekte und der Kirchenpfennig kommen nicht von selber. Du mußt dir stets für dein Leben als Kaufmann merken: ‚The holy Bible' ist eine Sache, Geschäft eine andere. Und beide kommen von Gott."

1719 | Der Bucklige der Rue Quincampoix

Monsieur Jean Larousse fährt benommen vom Schlaf von seinem Strohlager auf. Donnernde Schläge pochen an die wackelige Brettertür seines Verschlages.
„He, aufstehen, Monsieur!" schreit Madame Pelletier, seine Vermieterin mit ihrer wenig angenehmen Stimme. „Heraus mit Ihnen, Faulpelz! In der Rue Quincampoix ist der Teufel los!"

„Wie? Was ist los?" fragt Monsieur Larousse, noch halb im Traum.
„Man hat nach Ihnen gefagt, Monsieur", keift die Alte. „Auf, auf! Und rasch gemacht, Ihre Kundschaft ist ungeduldig."
„Ich komme ja schon", antwortet er. „Im Augenblick bin ich angezogen."

„Beeilen Sie sich, Monsieur! So etwas wie heute haben Sie noch nicht gesehen. Man erzählt, die Bank habe die Ostindische Kompanie von St. Malo und die China-Gesellschaft geschluckt. Die Billets klettern in schwindelnde Höhen empor. Also rasch, Ihr Weizen wird blühen."

Monsieur Jean Larousse ist von Beruf Bettler oder, genauer gesagt: ein vermietbares menschliches Schreibpult. Denn Monsieur, der nur sehr klein ist, wurde von der Natur mit einem riesigen Buckel gesegnet. Da aber seit alten Tagen ein Buckel als etwas Glückbringendes wenigstens für denjenigen gilt, der ihn anfaßt, ist Monsieur Larousse ein vielbegehrter Mann.

Er haust in einer sogenannten Mansarde, wie man die in die steilen Pultdächer eingebauten und seit den Architekten von Versailles, den Gebrüdern Mansart, üblich gewordenen Dachwohnungen nennt. Seine Bude ist schäbig, ein Bretterverschlag unter den blanken Dachziegeln.

Hier gibt es nur ein eisernes Drahtgestell mit einer winzigen Waschschüssel, eine Spiegelscherbe an der Wand, einen dreibeinigen Stuhl und das mit einem Strohsack gepolsterte Lager. Im Gebälk der schrägen Wände hat der Bucklige seine unbedeutenden Habseligkeiten verstaut.

Mit der Gewandtheit eines Affen hüpft er unter seinen schmuddeligen Wolldekken hervor, kleidet sich in Windeseile an und läßt — wie so häufig — Waschschüssel und Spiegel unbeachtet. Was gibt es an ihm schon zu putzen? Und ein Blick in die trübe Scherbe lohnt sowieso nicht. Monsieur Larousse braucht weder Puder, Schminke noch eine Perücke. Er fährt sich mit der gespreizten Hand durch das struppige Haar und ist fertig.
„Kommen Sie herein, Madame!" ruft er. „Helfen Sie mir, das Pult aufzuschnallen."
Das läßt sich Madame Pelletier nicht zweimal sagen. Sie stößt die Tür auf, nimmt das glattpolierte Brettchen, an dem mehrere Riemen befestigt sind, und schnürt es Monsieur auf den Buckel.
So ausgerüstet, hüpft der Kleine die steilen Holztreppen vom Dachgeschoß hinab, poltert durch den finsteren Hausflur und betritt die armselige „Rue Coupeur de bourse", die „Beutelschneidergasse".
Gleich um die Ecke beginnt die bedeutend vornehmere Rue Quincampoix, und sie verdiente den anderen Namen weit mehr; denn in ihr liegt das prunkvolle Gebäude der „Banque Royale".
So etwas wie heute hat selbst Monsieur Larousse noch nicht erlebt. Dabei übt er sein Geschäft seit der Gründung der Bank vor dreieinhalb Jahren aus, und er hat manchen Sturm mitgemacht.

Die verhältnismäßig enge Straße in der Altstadt von Paris scheint trotz der frühen Morgenstunde ganz mit vornehmen Kutschen verstopft. Auf den Bürgersteigen, die man neuerdings zum Schutz der Fußgänger angelegt hat, geht es zu wie auf

dem Jahrmarkt. Das Gesumme eines Bienenkorbes liegt über den auf- und abwogenden Köpfen der Menge.
In den seitlichen Tordurchfahrten und überwölbten Gäßchen haben sich Provinzler ihr Nachtlager auf entrollten Reisemänteln zurechtgemacht, einige verzehren, wie beim Picknick, ihr Essen aus Frühstückskörben. Das mögen Bauern aus der Normandie, aus dem Artois oder der Sologne sein, die, angezogen von den fabelhaften Gerüchten der wunderbaren Geldvermehrung, herbeigeeilt sind und im Umkreis der Rue Quincampoix genächtigt haben, um nur ja die Öffnung der Bank um neun Uhr nicht zu versäumen. Diese geizigen und sparsamen Burschen haben ihre Sparstrümpfe aus den Strohsäcken hervorgeholt, die Töpfe mit den seit Generationen gehorteten Goldfüchsen ausgegraben und tragen nun alles zu Mister John Law, dem „Königlichen Bankier", dem Wohltäter der Menschen. In den vornehmen Kutschen, von denen nicht wenige Adelswappen tragen, sitzen plaudernd oder feilschend Herren mit gepuderten Perücken, samtenen Röcken, Spitzenchabots und Galanteriedegen. Makler mit schweren Ledermappen gehen reihum, bieten Geschäfte an und rufen die Kurse der „Billets" aus. Überall werden Zahlungen vorgenommen, Verträge abgeschlossen, Verkäufe getätigt. Doch die Nachfrage nach den kostbaren Billets ist viel größer als das Angebot. Die Leute stürzen sich auf die Schuldverschreibungen oder Anteilscheine des Mister John Law, als hinge ihre Seligkeit an ihnen.
Und die Banque Royale verspricht auch allerhand.
An den Hauswänden kleben die Reklameplakate mit bronzefarbenen Indianern wie sie Goldklumpen verladen, eine reiche Weizenernte einbringen (die zweite oder dritte im Jahr, steht daneben geschrieben). Man sieht Blei-, Zinn- und Silberminen, Seidenplantagen, blaue Palmenufer, hinter denen sich unendliche Tabakpflanzungen dehnen. Solche Bilder berichten von den sagenhaften Kolonien Illinois oder Lousiana. Das andere Plakat neben dem vergoldeten Gitter der Banque royal zeigt lachende Jäger aus Kanada, die eben eine Schiffsladung mit Bisam-, Biber-, Fuchs- und Zobelfellen abfertigen. Daneben steht ein großsprecherischer Text zu lesen, der freiwilligen Siedlern in den amerikanischen Kolonien Frankreichs riesige, beinah kostenlose Ländereien, Farmen und „gesunde Jungfrauen aus guter Familie mit bedeutender Mitgift" verspricht.

Doch keiner von den Leuten, die sich lärmend in der Rue Quincampoix drängen, denkt an Auswanderung. Man sieht den fernen Reichtum, möchte gern daran teilhaben, den Gewinn abschöpfen, der sich so leicht in Form von „Anteilscheinen" anbietet, doch keiner will um Gottes willen selber hinüberfahren und am Ende gar arbeiten.
Man hat darum immer wieder gehört, daß die Polizei Schmuggler, Landstreicher und Verbrecher einfange und diese Leute nach Amerika verladen würden. Die „schönen Jungfrauen aus guter Familie" sind Straßenmädchen und Diebinnen, die man zwangsweise exportiert. Mister John Law versteht sein Geschäft: in der Schweiz, in Schweden und Deutschland gehen seine Agenten und Werber um und locken das arme Volk nach dem „goldenen Westen". In Schlesien sollen sie erst kürzlich sechzehnhundert arbeitsame Deutsche für Louisiana geworben haben, — ein weiterer Grund dafür, daß die Billets im Kurs nach oben schnellen.

Als man nun Monsieur Larousse in dem Menschengewühl bemerkt, beansprucht man sogleich von allen Seiten seine Dienste.
Die harte Tagesarbeit beginnt.
Der Bucklige tritt zuerst an eine reiche Kutsche, in der sich eben ein wohlhabender Steuerpächter und ein Makler einig geworden sind. Der Vertrag wird auf dem glückbringenden Schreibpult niedergeschrieben. Die Herren tragen ihre Sache buchstäblich auf dem Rücken Monsieur Larousses aus.

„Der Kurs, den Sie für ein Billet zum Nennwert von fünfhundert Livres fordern", sagt der Steuerpächter, „ist halsabschneiderisch, das wissen Sie wohl? Vergangenes Jahr bezahlte man dafür noch achttausend, Sie aber wollen nun schon achtzehntausend Livres dafür. Monsieur, Sie plündern mich aus."

„Sie brauchen durchaus nicht zu unterzeichnen, Monsieur", erklärt der Makler kühl. „Wenn ich von Ihrer Kutsche wegtrete, wird man mir mein Paket von hundert Billets drei Schritte weiter aus den Händen reißen. Bis Mittag steht der Kurs sicherlich auf neunzehn- oder gar zwanzigtausend. Vergessen Sie auch nicht, daß jetzt zur Banque Royale nicht nur die Companie d'Occident mit ihren Privilegien in Lousiana, sondern auch die Illinois Companie mit ihren Rechten im Mississippital, die Companie du Senegal in Afrika und seit gestern sogar die Ostindienkompanie von Saint Malo und die China-Gesellschaft gehören. Und der Senegal wird schwarze Sklaven in Menge für Goldbergwerke, Baumwoll- und Tabakfelder liefern. Die Geschäfte werden ungeahnt ansteigen, die Dividenden eine fabelhafte Höhe erreichen."

„Schon gut, schon gut", meint der dicke Steuerpächter. „Geben Sie her, ich nehme das ganze Paket. Ich leiste die Unterschrift und bezahle bar!"
Das Geschäft kommt in Minutenschnelle zustande. Die beiden Herren, die soeben ein Millionengeschäft getätigt haben, erweisen sich auch gegenüber ihrem lebendigen Schreibpult großzügig. Jeder schenkt Monsieur einen blanken Louisdor: ein Goldstück.
Kaum ist das geschehen, reißt schon ein Gutsbesitzer aus der Bretagne den Buckligen fort, um auf seinem Pult einen Kaufvertrag zu schreiben. Papiere wechseln ihren Besitzer, die Kurse steigen, das Angebot wird geringer.
Der Makler, mit dem es Monsieur Larousse diesmal zu tun hat, möchte dem armen Buckligen als besondere Aufmerksamkeit ein Billet schenken.

„Ach, Monsieur", sagt Jean Larousse bescheiden, „würde es Sie beleidigen, wenn ich Bargeld vorziehen möchte?"

„Sie sind wirklich ein Narr", lacht der Agent. „Der einzige Mensch in Paris, der nicht spekuliert! Aber gern, mein Freund! Das Billet verkaufe ich gegen Mittag mit Gewinn. Hier haben Sie Ihre Louisdors."

Bauern prügeln sich, weil jeder behauptet, er habe zuerst ein Angebot auf die Billets eines Maklers gemacht. Sie steigern schließlich den Kurs nochmals, so daß jetzt ein Fünfhundert-Livres-Schein um zwanzigtausend gehandelt wird.
„Was bedeutet das schon", ruft ein Agent hoffnungsfroh. „Die Banque Royale hat bisher nur für 1677 Millionen Livres Papiere ausgegeben, der Börsenwert aber beträgt mehr als zwölf Milliarden!"

Um neun Uhr endlich erscheinen rot-golden livrierte Diener hinter den vergoldeten Gittern der Bank, Polizeiposten ziehen auf und schaffen Platz für die sechsspännige Karosse des Misters John Law, der nun vor dem geöffneten Portal vorfährt. Hochrufe erschallen, alles beginnt zu den Schaltern der Bank zu strömen. Das große Geschäft setzt ein. Und immer wieder ruft man nach dem glückverheißenden Pult auf zwei Beinen. Die Trinkgelder und reichen Douceurs fließen, die Taschen in Monsieur Larousses Bettlerhosen werden schwer und schwerer von Gold. Papiere jedoch nimmt er nicht.

*

Einige Monate später verändert sich die Atmosphäre der Rue Quincampoix sichtlich. Plötzlich werden Zweifel an den goldenen Verheißungen wach. Man betrachtet die schönen Plakate mit den weizenerntenden Indianern, den Goldklumpen, Bergwerken und Pelzhändlern einigermaßen mißtrauisch. Es ist nämlich eine Anzahl von Rückwanderern aus Louisiana, Kanada und aus dem Ohiotal aufgetaucht, die recht seltsame Geschichten erzählen:
In Louisiana seien undruchdringliche Urwälder und Sümpfe, in denen sich einige Siedler armselig zu Tode schuften. Einer verliest einen Brief aus dem Mississippital, worin ein Neusiedler schreibt, er habe nicht einmal Blockhütten vorgefunden, die Menschen stürben wie Fliegen am Fieber unter einer sengenden Sonne, und die erste Frage an die Neuankömmlinge sei: habt ihr ein Stück Brot mitgebracht? Von Kanada vernimmt man, daß dort blutgierige Indianerstämme den Pelzjägern das Leben schwer machen und die Engländer die Wasserstraßen blockieren. Keiner hat Goldklumpen und wogende Weizenfelder gesehen, nur kümmerliche Farmer, verkommene Landstreicher und landsuchende Siedler, die um ihr kärgliches Dasein ringen.
Einige Vorsichtige beginnen daraufhin, ihre Billets zu verkaufen. Wieder macht Monsieur Larousse gute Geschäfte mit seinem Buckel.
Doch plötzlich heißt es im Dezember 1720, die Banque Royale sei nicht in der Lage, für alle ausgegebenen Anteilscheine die versprochene Dividende zu bezahlen. Mit einem Schlag werden Billets in Massen angeboten.
Die Rue Quincampoix erlebt Menschenaufläufe wie nie zuvor. Die Polizei hat alle Hände voll zu tun, einen gewaltsamen Sturm auf das Unternehmen Mister John Laws zu verhindern. Jetzt toben und lärmen die Leute, einige brechen weinend auf der Straße zusammen, andere fordern Mister Law vor Gericht.
In diesen Tagen hält sich Monsieur Larousse abseits. Wie leicht kann bei den Tumulten ein kleiner Buckliger von der aufgeregten Menge zertrampelt werden. Schließlich versiegen seine letzten Geschäfte. Kein Mensch braucht mehr ein glückbringendes Schreibpult.
Eines Morgens hämmert wieder Madame Pelletier donnernd an seinen Verschlag.
„Aufstehen, Monsieur! Kommen Sie schnell!" kreischt sie in heller Aufregung. „In der Rue Quincampoix ist berittene Polizei, das Volk tobt und heult! Man sagt Mister Law sei geflohen."
„Lassen Sie mich doch schlafen, Madame!" erwidert der Bucklige und kuschelt sich in seinen Strohsack. „Was geht denn mich der ganze Schwindel an? Ich besitze keine Billets, ich bin nur ein armer Bettler."

Damit dreht er sich auf die andere Seite. Er liegt nicht mehr so weich wie früher: unter seinem Strohsack hat sich seit Jahren Beutel um Beutel mit Silber- und Goldmünzen angehäuft.
Einige Zeit später, als Paris den Skandal noch kaum verdaut hat, als hunderte Selbstmord begangen, andere ihr Vermögen verloren haben und bekanntgeworden ist, daß Mister John Law mit dem kärglichen Rest seines Kapitals in Venedig Zuflucht gefunden hat, verläßt Monsieur Jean Larousse sein altes Quartier. Er kauft in Melun an der Seine eine gutgehende Weinschenke und bezahlt sie bar. Er nennt sein Gasthaus „Zur Banque Royale".

1725 | Prügel für Monsieur Arouet L. J.

Zarte Federwölkchen segeln über den seidigen Himmel. In der etwas welligen Parklandschaft südwestlich von Paris lagern hinter hohen Gartenmauern und zierlich vergoldeten Gittern zahlreiche Palais des französischen Hofadels. Jetzt, da die hohen Herrschaften wegen der beginnenden Sommerhitze die riesige Steinwüste der Stadt meiden und die Adelshotels von Paris meist leerstehen, hat sich das gesellschaftliche Leben auf diese Landsitze verlagert.
Das Palais des Duc de Sully liegt mit niedrigen Seitenflügeln und einem als Rondell vorspringenden zweistöckigen Mittelbau auf einer etwas erhöhten Terrasse, von der aus geschwungene Freitreppen zum Teich und zum Springbrunnen niedersteigen. Jenseits der Wasserspiele fällt der gepflegte Rasen mit einigen Blumenrabatten gegen die wild wachsenden Baum- und Buschgruppen ab. Doch auch hier erkennt man noch die ordnende Hand der Gärtner: die am Wegrand hinziehenden Bosquette sind beschnitten, kleine Nymphentempelchen, Teehäuser im chinesischen Stil und marmorne Figuren sind zwischen viereckig gehaltene Hecken eingestreut.
Die vornehme Gesellschaft vergnügt sich im Park. Eine Schaukel ist am mächtigen Ast einer Ulme befestigt, und zwei Herren mit gerollten Puderperücken, Spitzenkragen und geschweiften Seidenfräcken stoßen die junge Dame an, die im gebauschten, vielfältig gerüschten Rock, im engen, tief ausgeschnittenen Mieder und mit einem hohen Frisurenaufbau lachend auf und nieder schwebt.

Andere Herrschaften gehen in seidenen Kniehosen, bebänderten Strümpfen und Schnallenschuhen, die Dreispitze schwingend oder die Galanteriedegen im Arm, plaudernd auf und ab. Diener in den Wappenfarben der Fürsten Sully schlagen unterdessen die Fenstertüren des ovalen Saales auf der Terrasse zurück, so daß man die bereits mit Gold, Silber, Kristall und weißem Linnen gedeckte Tafel erkennen kann. Immer noch rollen mehrspännige Karossen — meist schwer vergoldete, lackierte und mit Adelsschildern bemalte Fahrzeuge — mit Beireitern und Lakaien durch das entfernte Gittertor in den Park. Sie fahren auf dem knirschen-

den Kies bis vor die Terrasse, die Rosse kommen mit wippenden Federbüschen zum Stehen, und diensteifrige Kavaliere helfen seidenrauschenden Damen aus den Polstern.
Das Haus Sully gilt als gastfrei. Hier trifft sich ein Großteil der erlesenen Herrschaften, die auch im Königsschloß Versailles das Parkett bevölkern. Doch nun erscheint am Eingang des Parks eine gewöhnliche Pariser Mietskutsche. Die Torwächter verhandeln kurz mit dem jungen, bürgerlich gekleideten, aber offenbar vornehmen Herrn, der im Fond sitzt, und lassen den zweispännigen Wagen passieren.
Der gelbgesichtige Duc de Rohan, ein etwas griesgrämiger und sehr hochmütiger Grandseigneur aus uraltem Adel, hat soeben galant den Arm der schönen Marquise de Berry genommen und stelzt hinter der Hecke auf und ab. Er bleibt stehen, gibt den Arm der Dame frei und blickt zu der Mietskutsche hinüber.
„Madame", sagt er zu seiner Begleiterin, „vielleicht können Sie mir sagen, ob wir heute an der Tafel des Duc de Sully das zweifelhafte Vergnügen haben werden, mit einer Bürgerkanaille zu Tisch zu sitzen? Es sieht ganz so aus, als habe sich unser Gastgeber einen Monsieur Irgendwer eingeladen."
Die schöne Marquise, deren porzellanfarbene Wangen ganz zart gepudert und mit zwei herzförmigen Schönheitspflästerchen verziert sind, gibt dem Fürsten einen scherzhaften Schlag mit dem chinesischen Fächer.
„Monseigneur le Duc", sagt sie, „bei dem Mann, der eben angekommen ist, handelt es sich nicht um einen Monsieur Irgendwer, sondern um den bekannten Poeten und Philosophen Arouet le Jeune. Er hat das Versgedicht auf Henri IV. und das Trauerspiel ‚Oedipus' verfaßt, von dem man seinerzeit viel Aufhebens gemacht hat. Wir werden von ihm die geistreichsten Aussprüche zu hören bekommen."
„Verzeihen Sie, Madame la Marquise", erwidert der Fürst ohne jeden Humor, indem er sich höflich über die Hand der Dame beugt und sie küßt, „ich halte nichts von geistreichen jungen Leuten aus dem Bürgerstand. Diese Burschen protestieren mir zuviel, zerreden die alte Ordnung mit ihren aufrührerischen Ideen und plustern sich auf wie Spatzen, die Papageien sein wollen. Wir tun diesen zungenfertigen Tröpfen viel zu viel Ehre an, indem wir ihr Geschwätz anhören, dieses sinnlose Getöse von Menschenwürde, Freiheit des Geistes, Aufklärung und Erleuchtung durch Wissenschaft. Wissen Sie, Madame, was das Ergebnis sein wird? Die frechen jungen Burschen werden das Volk aufsässig machen."
„Aber, Monseigneur, Sie scheinen die gute alte Tradition des französischen Salons vergessen zu haben? Sitzen nicht seit länger als einem Menschenalter Gelehrte, Künstler, Dichter und Philosophen wie Edelsteine in den goldenen Reifen unserer Zirkel, in den Stadtpalästen des Adels, bei den abendlichen Unterhaltungen der guten Gesellschaft? Waren wir und unsere Eltern nicht immer stolz darauf, wenn wir geistvolle Leute um uns zu sammeln vermochten? Ich glaube, Monseigneur, Talent vermag den Adelsbrief, wenn nicht zu ersetzen, so doch aufzuwiegen."
„Trotzdem, Madame: ein Duc de Rohan möchte gern wissen, mit wem er sich an denselben Tisch setzt. Wer ist dieser Monsieur Arouet le Jeune?"
Die Marquise ist recht gut unterrichtet. Sie berichtet, daß der junge Mann aus



wohlhabendem, aber bürgerlichem Haus stamme, zum Studium der Rechtswissenschaft bestimmt gewesen sei, sich jedoch der Poesie zugewandt habe. Mit neunzehn Jahren habe er eine gereimte Schmähschrift gegen die Regierung verfaßt und war für achtzehn Monate im Staatsgefängnis der Bastille einquartiert worden.

„Ah!“ ruft der Fürst unwillig. „Und die Tatsache, daß eine geistreiche Bürgerkanaille König und Hof beschimpft, gilt als Empfehlung genug, um beim Hochadel eingeladen zu werden? Wir graben uns das eigene Grab.“

„Aber, Monseigneur, wissen wir nicht alle, daß der Regent, Kardinal Fleury, ein korrupter Betrüger, der Duc de Orleans ein zynischer Verschwender und die übrigen Herren der Regentschaft unfähige Narren sind? Was ist dabei, wenn Monsieur Arouet die Dinge beim Namen nennt? Ich bewundere den Mut des jungen Herrn.“

„Madame, ich fürchte, Sie werden den Mut der jungen Herrn so lange bewundern, bis sie Ihnen das Schloß überm Kopf anzünden werden!“

„Aber doch nicht Monsieur Arouet! Er hat die elegantesten Verse und die spritzigsten Gedanken hervorgebracht. Nach seinem Aufenthalt in der Bastille war er Diplomat in Holland.“

„Ausgerechnet im bürgerlichen Holland. Da wird er sich vollends mit Freiheitsideen und aufklärerischer Philosophie vollgesogen haben. Ich danke jedenfalls für eine solche Bekanntschaft, Madame!“

In diesem Moment schlagen die Lakaien auf der Terrasse die chinesischen Bronzegongs. Duc de Sully bittet zur Tafel.

*

Rings um die riesige ovale Tafel im weiß-golden gehaltenen Gartensaal rauschen Seide und Samt. Das heitere Geplauder der Damen und Herren füllt den Raum bis hinauf zu den pastellfarbenen Deckengemälden, die eine Szene mit der Göttin Diana darstellen. Immer wieder vernimmt man das laute und etwas aufdringliche Organ Monsieur Arouets.

Der junge Mann trägt eine bürgerliche Frisur, jedoch grau gepudert und mit gerollten Locken an Schläfen und Nacken; sein Samtrock ist anspruchsvoll wie die Spitzenmanschetten und die feingefältelten Rüschen des Hemdes. Wären nicht seine blitzenden großen Augen und sein geschliffenes Wesen, müßte man ihn für häßlich halten. Seine sehr hohe Stirn, die etwas eingeknickte Nase und der eingekerbte Mund stehen in keinem guten Verhältnis zueinander. Doch eben dieser Mund entläßt ein „Bonmot“ nach dem andern. Finsterstirnig und mit wachsendem Zorn hört Duc de Rohan zu.

„Was heißt Eigentum?“ ruft Monsieur Arouet. Er gibt selber die Antwort: „Der erste, der um sein Stück Land einen Zaun zog, war der Erfinder des Eigentums — doch der erste, der darübersprang, war der Entdecker der Gleichheit.“

Man applaudiert ihm, das Gespräch geht weiter, während die Lakaien servieren. Und schon hört man Monsieur Arouet abermals mit einem Ausspruch.

„O Frankreich, o Welt, rottet den Aberglauben aus, vernichtet die Vorurteile, und ihr werdet eine neue Menschheit gebären! Denn Aberglaube erregt Ungewitter, Philosophie beschwichtigt sie.“

„Lassen Sie das nicht Kardinal Fleury hören", lacht der Gastgeber. „Die Kirche denkt anders über den Aberglauben."
Sofort erwidert Arouet.
„Indem die Philosophen kein Privatinteresse haben, sind sie am besten geeignet, zugunsten der Vernunft und des Volkes zu sprechen."
Schon regen die entzückten Damen abermals die Hände zum Beifall, da ertönt die harte und hochmütige Stimme des Duc de Rohan.
„Wer ist denn dieser junge Mensch, der so vorlaut spricht?"
Sofort schlägt Monsieur Arouet zurück:
„Monseigneur, es ist einer, der keinen großen Namen wie Sie nachschleppt, der aber dem Namen, den er hat, Achtung zu verschaffen weiß."
„Sie entschuldigen mich, mein Herr Bruder", sagt der Duc de Rohan zum Gastgeber gewandt, erhebt sich und verläßt die Tafelrunde.

*

Etwa eine Woche später ist Monsieur Arouet le Jeune wieder zu Gast im Palais Sully. Ein Bedienter tritt heran und meldet ihm leise, man bitte ihn, hinauszukommen.
„Keine Zeit", erwidert der junge Mann.
„Es handelt sich um jemanden, der Sie um Hilfe bittet", erklärt der Lakai. Das veranlaßt den allzeit Wohltätigen, sich mit einer Entschuldigung zu erheben und auf die Terrasse zu kommen. Vor der Auffahrt an der Freitreppe wartet eine Mietskutsche.
„Monsieur wollen die Güte haben, an den Wagenschlag zu treten", flüstert der Lakai. „Es ist eine dringliche Sache."
Der junge Herr geht zum Wagenfenster und späht neugierig hinein. In diesem Augenblick packen die kräftigen Fäuste von Stallknechten zu und zerren ihn halb ins Fenster, während andere ihm die seidenen Hosen versohlen.
Arouet schreit, flucht, versucht sich zu wehren. Alles nützt nichts, er erhält eine ausgiebige Tracht Prügel. Und oben auf der Terrasse steht lachend die feine Gesellschaft.
„Genug jetzt", befiehlt der Duc de Rohan, „laßt den Schelm laufen!"
Monsieur Arouet stürzt mit zerrissenem Rock und verwirrten Locken über die Treppe und tritt vor den Gastgeber Sully.
„Monseigneur", schreit er empört, „können Sie dulden, daß man Ihre Gäste so behandelt?"
„Ich bedauere zutiefst", ist alles, was der Duc de Sully zu erwidern weiß. Alle bedauern den Geprügelten, aber alle lächeln auch.
Empört ruft Arouet nach seiner Mietskutsche und verläßt das Palais.
Die nächsten sechs Monate zieht sich der junge Herr auf ein einsames Landgut zurück. Dort betreibt er zwei Dinge: er nimmt Fechtunterricht und lernt die englische Sprache. Dann erscheint er wieder in Paris und schickt seine Forderung zum Duell an den Duc de Rohan.
Der hohe Herr antwortet auf seine Weise. Abends beim Pharaospiel in Versailles verliert er tausend Goldstücke gegen den Regenten, Kardinal Fleury, und als dieser sehr aufgekratzt ist, bittet er ihn um das Blanko-Formular eines „Lettre de

Cachet": ein geheimer Haftbefehl, in den man nur den Namen des Opfers einzusetzen braucht. Auch die Dauer der Haft steht ganz im Belieben des Mannes, der den Befehl ausfüllt.

Monsieur Arouet erwartet stündlich die Sekundanten des herausgeforderten Fürsten. An ihrer Stelle erscheint jedoch die königliche Polizei, weist das Lettre de Cachet vor und bittet Monsieur Arouet höflich, in eine bereitgestellte verhangene Kutsche zu steigen.

Sie bringen ihn in die finstere Zwingfeste, die in einem Pariser Vorort ihre Schatten über die niedrigen Bürgerhäuser wirft.

Arouet kennt die Bastille bereits.

Die Haft ist ehrenvoll: es bleibt den meist gutsituierten Gefangenen freigestellt, sich auf eigene Kosten zu verpflegen. Sie können untereinander wie in den Pariser Salons verkehren und sich innerhalb der riesigen Mauern der Festung ziemlich ungehindert bewegen.

Manche sitzen seit vielen Jahren in der Bastille und haben noch nicht erfahren, was man ihnen vorwirft. Sie kennen wohl ihre mächtigen Feinde, bekommen aber nie eine gerichtliche Anklageschrift zu sehen. Hier findet Monsieur Arouet neue Gefährten.

„Die Menschenwürde und Freiheit jedes Bürgers", erklärt er seinen Mitgefangenen, „ist ein heiliges Gut, das auch vom Königtum, vom Adel und von jedem Staat zu achten ist. Wir müssen die Zustände dieser verderbten Ordnung ändern, wir müssen so lange protestieren und die Leute aufklären, bis die Dinge anders werden. Es gibt nur eine Kraft, die das kann: Volksbildung, Aufhellung der von Aberglauben und Dummheit verdunkelten Köpfe. Vernunft und Wissenschaft sollten die Leitsterne einer besseren und freieren Zukunft sein."

Nach sechs Monaten denkt der Duc de Rohan, es sei genug. Ohne Erklärung wird Monsieur Arouet le Jeune entlassen.

Er verläßt Frankreich und geht nach England, wo sich ein freieres Bürgertum immerhin eine Art Verfassung, ein Grundgesetz mit dem Schutz der Menschenrechte und eine erstaunliche Gedankenfreiheit erkämpft hat.

Hier wird er denkend, schreibend, lernend und diskutierend seine Rückkehr vorbereiten; denn er hat erkannt, daß er seinen Lebenszweck gefunden hat. Er wird als Dichter und Philosoph für die Aufklärung wirken, allen Unterdrückten, unschuldig Verfolgten und wehrlosen Opfern des Regimes helfen. Jetzt ändert er sogar seinen Namen und formt aus den Buchstaben von A.R.O.U.E.T. L.J. (Le Jeune = der Jüngere) seinen „Nome de guerre", den Kriegsnamen VOLTAIRE. (Franz. U = V und J = I.)

1726 | Zweikampf zwischen Leichen

Im Geheimen Staatsrat zu Wien berät man eine sehr bedeutsame Frage: wer war geeignet, den sehr schwierigen und wichtigen Posten als Gesandter Seiner Kaiserlichen Majestät in Paris zu besetzen? Sogar der alt gewordene Held der Nation, Prinz Eugen von Savoyen, war gebeten worden, von seinem Lustschloß Belvedere zur Hofburg zu kommen.

Da sitzen die Herren Minister, Generale und Hoheiten im weiten Kreis um Kaiser Karl VI. und geben alleruntertänigst ihre Meinungen kund. Man tagt im „Kleinen Kabinett", wo der Thronsessel der Majestät auf einem dreistufigen Podest vor einer roten Brokatwand und unter einem kühn geschwungenen Baldachin steht. Alle Wände sind mit weißen Brüsseler Tapeten und Gobelins bespannt, die Felder durch zartlinig geführte Zierleisten und muschelförmige Ornamente geschmückt. Die Herren rücken schon unruhig auf ihren rotsamtenen Stühlen hin und her, einige kratzen diskret die gepuderten Perücken oder scharren mit den Beinen, die in weißen Kniestrümpfen, seidenen Kniehosen und in schwarzen Schnallenschuhen mit roten Absätzen stecken. Die roten Absätze besagen, daß jeder der Herren von Adel ist — ein Bürger darf Derartiges nicht tragen.

Die feinen Brokat-, Samt- und Seidenröcke mit den Ordensbändern und Sternen knistern, die Spitzenmanschetten wehen bei den lebhafter werdenden Gebärden. Sogar die Majestät zeigt grimmige oder sorgenvolle Falten auf der Stirn. Der Staatsrat vermag sich nicht zu einigen. Offenbar hat jeder einen anderen Günstling für den Posten. Endlich erhebt sich Prinz Eugen: zierlich und klein, mit der schiefen Schulter und dem zu großen, von Alter und vielen Feldzügen gichtig gebeugten Kopf. Er bittet den Kaiser ums Wort und beginnt sehr temperamentvolle Ausführungen.

„Euere Majestät", sagt er, „wissen, worauf es bei den Franzosen ankommt. Sie sind uns nicht grün und werden einem kaiserlichen Botschafter die Hölle heiß machen. Ich kenne die Pariser Hofgesellschaft und die Gebräuche in Versailles. Alles intrigiert, hetzt, lügt und stiftet Feindschaften, natürlich auf die vornehmste und höflichste Weise — aber immerhin! Es ist ein Teufelspflaster! Uns Deutschen hat man in Versailles die Niederlagen nicht vergessen, die wir dem verewigten Sonnenkönig im Kampf um das spanische Erbe beigebracht haben. Dazu kommt noch das fortdauernde Duellunwesen der adeligen Kavaliere. Seit mehr als hundert Jahren schlägt man sich trotz aller Verbote, die schon Kardinal Richelieu erlassen und Ludwig XIV. bekräftigt hat, wegen jedes schiefen Blickes, jeder Mißachtung des Vortritts, wegen eines falschen Wortes oder des verheißungsvollen Augenaufschlages einer Dame mit dem Degen auf Leben und Tod. Denken Euere Majestät nur etwa an den berüchtigten Cyrano de Bergerac, der sich in seinen Memoiren rühmt, im Lauf seines Lebens mehr als tausend Zweikämpfe ausgefochten zu haben, bei denen er fast die Hälfte seiner Gegner tödlich verwundete. Eine Bemerkung über Monsieur Cyranos übergroße Nase, ja nur ein zu ausdauernder Blick auf dieses Monstrum: und man hatte seine Duellforderung

am Hals, was bei den ausgezeichneten Fechtkünsten Cyranos den fast sicheren Tod bedeutete."

„Na, na, lieber Eugen", spöttelt der Kaiser. „Sie wollen Uns wohl davor warnen, einen langnasigen Menschen nach Paris zu entsenden?"

Aber der Prinz macht eine unwillige Bewegung und fährt in seiner lebhaften Art fort.

„Was ich sagen will, lautet anders, Majestät. Wir müssen nicht nur einen ausgezeichneten Diplomaten, einen großen Herrn mit offenen Börsen, elegantem Benehmen und geistreichem Wesen, sondern vor allem einen hervorragenden Degenfechter schicken! Und da wüßte ich keinen Geeigneteren als unseren lieben Generalleutnant, den Grafen Stefan Kinsky."

Kaum ist der Name gefallen, als sich fast schlagartig die Stimmung im Staatsrat ändert. Ringsum nicken die Perücken, die Spitzenmanschetten wedeln Zustimmung, sogar der Kaiser klatscht in die Hände.

„Freilich, lieber Eugen", ruft er erleichtert. „Der arme Kinsky soll Unser Opfer sein, das wir der Pariser Schlachtbank zusenden. Sie haben es wieder einmal getroffen. Bravo!"

So wird Graf Kinsky kaiserlicher Botschafter am französischen Hof.

Stefan Graf Kinsky ist nicht nur das, was man einen „Grandseigneur" nennt: ein Mann von ungeheuerem Vermögen, Besitzer von Schlössern, Landgütern und riesigen Ländereien, er liebt es auch, sein Vermögen für Prunk, höfische Feste und ebenso für Künste, Literatur oder Musik auszugeben. Sein Ruf als glänzender Hofmann, kluger Gesellschafter und sehr geschickter Diplomat erfüllt Wien. Dazu kommt aber noch, daß er als unübertroffener Meisterfechter gilt, der bei spanischen und italienischen Schulen zahllose Finten und Tricks gelernt hat. In der Wiener Rofranogasse, wo damals die Ehrenhändel ausgefochten wurden, gab es für Duellanten kein höheres Lob, als wenn einer sagte: „Der ficht ja wie Kinsky."

*

Im Mai 1726 zieht Graf Kinsky mit der ihm eigenen Prachtentfaltung als kaiserlicher Gesandter in Paris ein. Das Volk steht in Scharen an den Straßenrändern: Bäcker und Wäscherinnen, zerlumpter Pöbel und seiden- und samtgekleidete Kavaliere. Mützen werden in die Luft geworfen und wallende Federhüte zierlich geschwungen. Graf Kinsky sitzt — da es ein himmelblauer Sonnentag ist — in der ganz vergoldeten, offenen Staatskarosse mit seinen Wappenschildern. Die Lakaien und Vorreiter tragen seine „Livree": Wappenröcke in den Farben der Kinskys. Die sechs Rappen sind mit weißem Lederzeug und silbernem Zaumzeug geschirrt, auf ihren Köpfen nicken Federbuschen, und der Graf selbst, ein stattlicher Herr im weiß-goldenen Seidenrock, scheint über und über von Diamantagraffen, Ordenssternen und Ehrenketten bedeckt. Immer wieder lüftet er grüßend den mit Schwanenflaum besetzten Dreispitz, so daß darunter die weißgepuderte, an den Schläfen gerollte Perücke sichtbar wird.

Den größten Eindruck aber machen die vorausreitenden ungarischen Husaren mit den lose umgehängten Leopardenfellen und den von Reiherfedern gekrönten Tschakohelmen und hinter der Kolonne von Gepäck- und Dienerschaftswagen die

„Heidoucs gigantesques": schnauzbärtige Riesen in der phantastischen Aufmachung kroatischer Garden.

Kein Wunder, daß Paris und der Hof von Versailles in den kommenden Wochen kaum ein anderes Thema haben als die Ankunft des kaiserlichen Gesandten. Man reißt sich in den Adelshotels, in den Pariser Palästen und bei den Hoffesten zu Versailles darum, den reichen Grafen Kinsky einzuladen und mit ihm Beziehungen aufzunehmen.

Unsichtbar ist dem Aufzug Kinskys jedoch auch sein Ruf als Meisterfechter von europäischem Rang gefolgt. Das läßt die ruhmsüchtigen und herausfordernden Duellanten aus Leidenschaft natürlich nicht schlafen. Viele der adeligen Herren, der Offiziere und vornehmen Nichtstuer ärgert nichts mehr als die Tatsache, ein anderer — noch dazu ein verhaßter Deutscher — könne etwa mehr als sie wegen seiner Fertigkeit mit dem Degen gerühmt werden.

Der Graf bekommt das zu spüren. Immer wieder begegnen ihm junge Herren mit so ausgesuchter, wenn auch höflicher Frechheit oder mit so herausfordernden Reden, daß er nach Pariser Begriffen längst gezwungen wäre, Duellforderungen auszusprechen. Graf Kinsky jedoch tut, als bemerke er all die Unverfrorenheiten nicht, als ließen ihn seine ausgezeichneten, französischen Sprachkenntnisse im Stich, oder er weist auch besonders bösartige Reden einfach durch Witz und Schlagfertigkeit zurück. Er ist fest entschlossen, seine Mission als kaiserlicher Gesandter nicht an einem törichten Duell scheitern zu lassen.

Da geschieht es, daß sich einer der gefürchtetsten Degenfechter Frankreichs, Marquis de Chateauloup, im Kreis seiner Freunde verpflichtet, den offenbar schwerhörigen Grafen zum Zweikampf zu stellen und auf elegante Weise abzustechen. Mit Spannung erwartet der französische Hochadel die Entwicklung der Ereignisse. Zunächst sucht der Marquis mit den erlesensten Höflichkeiten die Freundschaft und das Zutrauen des Deutschen zu gewinnen, was ihm nach einiger Zeit auch gelingt. Als er glaubt, Kinskys Vorsicht eingeschläfert zu haben, lädt er ihn zur Jagd auf eines seiner zahlreichen Landgüter in der Umgebung von Paris. Graf Kinsky nimmt an. Die Parforce-Jagd — hoch zu Pferd und über Stock und Stein hinter dem von der Hundemeute gehetzten Hirsch her — verläuft ganz nach Wunsch. Die Adelsgesellschaft kehrt abends, nach dem Halali über dem toten Hirsch, sehr befriedigt nach dem Schloß zurück. Hier folgen einem erlesenen Gastmahl Musik, Menuett und für die älteren Herren ein Kartenspiel im kleinen Salon. Tausend Kerzen schimmern in den Spiegeln.

„Darf ich Ihnen mein bescheidenes Schloß zeigen, Graf?" fragt der Marquis zu später Stunde, indem er an die Seite Kinskys tritt. Der Graf merkt nicht, wie alle Kavaliere und Damen ringsum fast zu atmen aufhören und ihn heimlich beobachten. Wird der Deutsche anbeißen?

„Gern, lieber Marquis", erwidert Kinsky und folgt seinem Gastgeber.

Zwei Lakaien in der Livrée der Chateauloups gehen mit dreiarmigen silbernen Kerzenleuchtern voran.

Zuerst führt der Marquis den Grafen durch die prachtvoll ausgestatteten Räume, zeigt ihm seine kostbaren Pendeluhren, die Waffensammlung, die Gemälde und

das chinesische Kabinett mit Lackkommoden, bemalten Tapeten und köstlichen Vasen, wie sie in diesen Jahren jeder wirklich vornehme Adelige sammelt. Aber plötzlich geht der Weg in die Kellerräume, treppab in einen kühlen, beinah gruftartigen Raum. Die Lakaien setzen stumm die Kerzenleuchter ab und verschwinden.

Als sich Graf Kinsky umschaut, steht er ganz allein dem Marquis gegenüber. Der verändert jäh seine bisher verbindliche und schmeichlerische Miene und sagt kurzangebunden: „Folgen Sie mir in den nächsten Raum!"

Eisige Moderluft schlägt aus dem riesigen Kellergewölbe. Im flackernden Kerzenlicht erblickt Graf Kinsky eine lange Reihe von hölzernen Särgen, deren Deckel aus Glas sind. In jedem Sarg liegt ein Toter mit wachsbleichem Antlitz.

„Herr Graf", sagt der Marquis, „was Sie hier sehen, ist ein Teil der Leute, die ich im ehrlichen Zweikampf besiegt habe. Der offene Sarg am Ende der Gruft ist für Sie vorgesehen; denn Sie werden sich nicht länger feige vom Duell drücken können, sondern sogleich mit mir die Klinge kreuzen."

Umsonst versucht der kaiserliche Gesandte ruhig und höflich zu erklären, daß er diese Art von Zweikampf für sinnlos und frevelhaft halte. Der Marquis beleidigt ihn unter Fortlassung aller höfischen Formen und sagt ihm: „Es bleibt Ihnen keine andere Wahl. Sonst werde ich Sie wie ein ängstliches Kaninchen aufspießen. Lebend verlassen Sie jedenfalls diese Halle nicht mehr."

Damit zeigt er auf zwei bereitgelegte scharfe Degen und überläßt damit die Wahl der Waffe dem Gegner.

Als Graf Kinsky erkennt, daß die Lage aussichtslos ist und er einem abgekarteten Spiel gegenübersteht, beschließt er, sich dem gefährlichen Gegner zu stellen. Während er seinen Staatsrock und die Spitzenjabots ablegt, wandelt er wie in Gedanken verloren der Reihe der Särge entlang und betrachtet durch die Glasscheiben die toten Kavaliere. Dabei macht er eine aufregende Entdeckung: alle haben einen Fleck geronnenen Blutes in der Kniegegend und einen offensichtlich tödlichen Stich im Herzen.

Es ist dem erfahrenen Grafen klar: Marquis de Chateauloup wendet den berüchtigten „Coup de Jarnac" an.

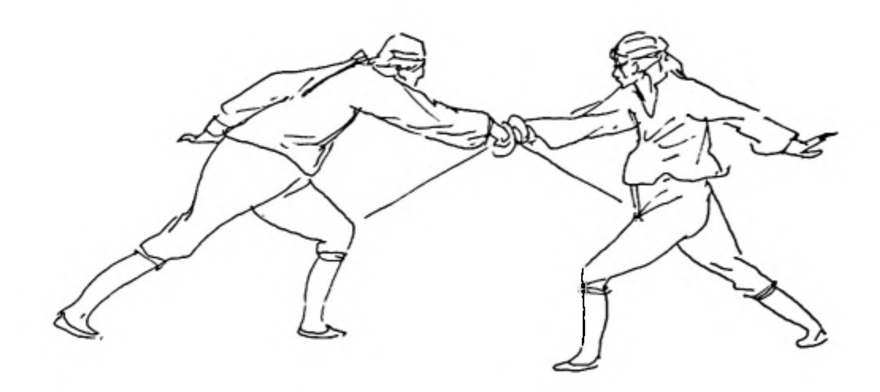
Nun — er ist bereit. Das Spiel um Leben und Tod mag beginnen.

Höflich senken die beiden Fechter die Degen voreinander und nehmen Ausfallstellung ein. Anfangs tasten sich die Klingen aus Stahl vorsichtig ab. Klirren und Sausen hallen durch die unheimlichen Gewölbe.

Als Graf Kinsky die Position wechselt, sieht er aus den Augenwinkeln, daß sich auf den Kellertreppen, beleuchtet von Kerzen und Fackeln, fast die gesamte Gesellschaft drängt und zusieht.

Er verlegt sich ausschließlich auf die Verteidigung und erweckt nach einiger Zeit in Chateauloup den Eindruck, als ob er ermüde. Da beginnt der Marquis leidenschaftlicher anzugreifen. Plötzlich sieht Kinsky das boshafte Aufleuchten in den Augen seines Gegners.

Der Marquis führt einen starken Doppelappell aus, macht eine rasche Volte, die Klinge Kinskys bindet nur für einen Moment den Stahl seines Feindes. Dann springt dieser unvorstellbar schnell einen Schritt zur Seite, läßt den Degen des



Grafen abgleiten und stößt, entgegen allen Regeln anständiger Fechtkunst, seitlich gegen die Kniekehle Kinskys.

Der „Coup de Jarnac" genannte Tiefstoß kommt blitzschnell und soll den Gegner zum Einknicken bringen. Dann will der Marquis den Todesstoß ins Herz führen. Aber Graf Kinsky ist längst auf diese Finte gefaßt und bindet Korb an Korb die Klinge des Gegners.

„Kein sehr ritterlicher Coup", sagt Graf Kinsky. „Der Herr Marquis hat sich seine bisherigen Siege gestohlen. Wenn Sie jedoch gestatten, werde ich Ihnen nun zeigen, wie Herren fechten!"

„Canaille autrichienne", zischt der Marquis grün vor Wut und löst sich aus der Bindung der Klingen.

Jetzt beginnt erst das Gefecht. Graf Kinsky zeigt, was er kann. Stoß auf Stoß, Parade auf Parade, immer schneller, so daß die Degen nur noch schwirrende Lichtkreise bilden. Kinsky greift an, treibt den keuchenden Franzosen in eine Mauerecke, und als sich dieser mit wütenden Stößen zu befreien sucht, fällt er ihm ins Tempo, steigert nochmals die Geschwindigkeit und stößt ihm die Klinge bis zum Heft in die Brust.

Kaltblütig wendet sich Graf Kinsky zu den schreckensstarren Herrschaften auf der Treppe, die sich schweigend aneinanderdrängen.

„Mesdames, Messieurs", sagt er, „Sie haben gesehen, daß mir der Marquis keine andere Wahl ließ. Er hat bekommen, was er anderen bisher zugeteilt hat. Ich möchte aber nicht länger eine Gastfreundschaft genießen, die der seinen ähnlich ist."

Damit geht er, vom entsetzten Gemurmel der Gesellschaft begleitet, unbehelligt die Stufen hinauf, wo die nun ausgestorbenen Säle im Kerzenlicht liegen, ruft nach seinem Wagen und fährt noch in der Nacht nach Paris zurück.

In den folgenden zehn Jahren, während denen Graf Kinsky die kaiserliche Sache in Paris vertritt, wird er nie mehr zum Duell gefordert. Man befleißigt sich im Gegenteil, dem Gesandten mit aller gebührenden Höflichkeit zu begegnen.

1737 | Die Vertreibung des Hanswurst

Die Gassenbuben rennen johlend zusammen.
„Guck emol", ruft ein Schusterjunge, der mit blauer Schürze und geschulterten Schaftstiefeln auf dem Weg zur Kundschaft ist, „da gommt schon wieder eene Deaderdrubbe!"
Die Lümmel reden sächsisch, denn schließlich laufen sie auf dem Ranstädter Steinweg in Leipzig und geradewegs auf die Elsterbrücke zu, hinter der auf der eingeebneten Esplanade, der einstigen mittelalterlichen Befestigung, ein großer Platz entstanden ist. Diese Plane heißt im Volksmund der „Theaterplatz". Dahinter liegt das enge Geschachtel der Altstadt mit der durchgebrochenen Prachtstraße „Zum Brühl".
Je näher die seltsame Karawane der Stadt kommt, umso zahlreicher werden auch die Begleiter. Jetzt laufen außer den Buben schon Dienstmädchen, Vorstadtfrauen mit ihren Häubchen, Eckensteher und ein paar Nichtstuer nebenher. Eine reisende Theatertruppe gibt immer Anlaß zum Gaffen und Schreien.
Vornweg reitet ein bunt herausgeputzter Kerl im zerfransten, mit bunten Lappen benähtem Kostüm, die Narrenkappe auf dem Kopf, eine Pritsche schwingend und dem Weibervolk unfeine Redensarten zurufend. Er bemüht sich, auf seinem schäbigen Maultier allerhand Kapriolen zu vollführen, Witze zu reißen und mit der Pritsche junge Mädchen zu treffen.
„Ach Godd", jauchzt die Magd des Aktuarius Sterz, die gerade einholen geht, der schöne Hanswursd! Da sollde man diregd ins Deader gehn."
Hinter dem Vorreiter rollen drei Zweiräderkarren mit dem Rest der „Privilegierten Haacke-Hofmannschen Theatertruppe", mit Requisiten, Kostümen, Gepäck und sogar so etwas wie bemalten Kulissen. Man sieht Frauen und Männer verschiedenen Alters auf den Brettern sitzen. Sie tragen ausnahmslos historische Kostüme, sind als Edelfräulein, Ritter, Landsknechte, Teufel oder schöne Königinnen verkleidet, was die Neugierde der Gaffer nicht wenig anregt.
„Die Dame da vorne", vertraut der gelehrte Amtsschreiber Kümmler seinem Freund, dem Pedell Meier, an, „die genn ich! Die war schon mid der Spiegelberg-Drubbe da. Jetzt is se Diregdorice bei denen. Neuberin heißt se".
„Die gommd doch aus Weißenburg im Vochdland und is de Dochder von een Advogaden! Dem is se mit dem Gymnasiasden Neuber durchgebrannd, damid se Deader spielen gann. Die is aber och nich mehr jung."
„An die vierzig Jahr werd' sie habn", meint der Schreiber. „Ich geh aber doch für eene oder zwee Schtügge ufn Rummelplatz, wo sie gewöhnlich beim ‚Goldenen Löwen' im Saale schbield."
In dieser Voraussage täuscht sich der Herr Amtsschreiber Kümmler freilich; denn als die wandernde Theatertruppe der Neuberin über die Elsterbrücke und zu dem besagten ‚Goldenen Löwen' kommt, muß sie zu ihrem Ärger bemerken, daß bereits eine Konkurrenztruppe dort Quartier aufgeschlagen und den Saal belegt hat. Der dicke Wirt entschuldigt sich mit vielen Worten und weist die Neuberin zum

Augustusplatz, Ecke Grimmaische Straße, weiter, wo es im „Wappen von Wettin" einen anderen, ebenso schönen und vermietbaren Saal gibt.

Um diese Zeit liegt das deutsche Theaterwesen sehr im argen. Kaum je fühlt sich ein Fürst bewogen, seine Gunst — ähnlich wie etwa in Spanien, Frankreich oder England — einer Schauspielertruppe zuzuwenden. An den Höfen, die alle bestrebt sind, sich Schlösser im Stil von Versailles zu schaffen, schätzt man die prunkvolle Ausstattungsoper italienischer Art. Dafür werden Millionen ausgegeben. Während des Dreißigjährigen Krieges sind meist von England reisende Schauspielergesellschaften gekommen und haben das berufsmäßige Theater begründet. Diese „englischen Komödianten" und ihre deutschen Nachfolger wanderten von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf, nisteten sich in Gasthäusern, aber auch in rasch aufgeschlagenen Bretterbuden, wie Wanderzirkusse ein und dort boten wilde Zerrbilder der Shakespeare-Dramen, der Stücke von Marlowe oder später auch französische Lustspiele dar. Das Ganze war aber eher ein Jahrmarktsgaudium, als ein Kunstgenuß, und meist liefen nur der Pöbel, das Dienstbotenvolk oder das Spießbürgertum in solche Vorstellungen.

Als nun die Neuberin sieht, daß der diesjährige Besuch in Leipzig mit Schwierigkeiten verbunden ist, beauftragt sie Herrn Hofmann, den alten Herrn in der Verkleidung eines Königs, der das Rollenfach „Heldenvater" inne hat, für die Unterkunft der Truppe zu sorgen. Es gibt nämlich einen zweiten Grund, warum sie vorzeitig in Leipzig auftaucht: sie will endlich den berühmten Professor Johann Christoph Gottsched sprechen. Der große Mann lehrt an der Universität, gilt als Stütze der „Aufklärer" und hat sich als Lebensaufgabe die Reform der deutschen Poesie gestellt. Der Neuberin sind einige seiner Schriften in die Hände geraten, sie hat ihm begeisterte Briefe geschrieben, und er hat sie zu einer persönlichen Unterredung eingeladen.

Rasch wirft Karoline Neuber den Maskenflitter des Umzugs ab, hüllt sich in ein bescheidenes Tuch und sucht den Weg zum Professor.

Dabei begegnet sie einigen bezahlten Werbern des Konkurrenzunternehmens im „Goldenen Löwen", die glockenschwingend, plärrend und wie rechte Hanswurste aufgeputzt, das Publikum anlocken.

„Hochvermögendes Publiko!" schreit einer der Ausrufer von den Haltestangen des Roßmarkts herab, „heute abend, so beehrt sich Ihnen Magister Rasbonius ergebenst anzuzeigen, findet im wohlbekannten Gasthaus ‚Zum Goldenen Löwen' gleich am Theaterplatz das erschröckliche und gar blutige Schauerstück ‚Hamlet, der mörderische Prinz von Dänemark' statt, bei welchem, so garantiert Ihnen eine löbliche Direktion, wenigstens ein Dutzend Personen durch Schwert, Gift oder sonstige Gewalt den gräulichsten Tod findet. Daneben spielt ein gar lustiger Kerl mit, der Hanswurst oder auch Herr Harlekino genannt wird. Man kommt aus dem Lachen nicht heraus und hört man damit auf, so muß man sogleich weinen, weil zuviel Schreckliches geschieht. Aufgepaßt, ehrenwerte Damen, edle Herren! Das Schaustück hebt pünktlich um acht Uhr abends an und kostet nur lächerliche zwei Kreuzer. —"

Der Marktschreier erzählt noch vieles, er verteilt auch gedruckte Handzettel an die Damen und Herrn, die aber meist nur aus Mägden, Frauen aus dem Volk und

einigen Tagwerkern bestehen. Hie und da läßt sich auch ein würdiges Bürgerpaar einen der Zettel aufdrängen.
Als Karoline Neuber ins Haus des Professors Gottsched kommt, empfängt sie der himmellange Hausherr mit großer Zuvorkommenheit. Er hat schon lange auf ihren Besuch gewartet. Kaum haben sie in der „guten Stube" Platz genommen, finden sie sich schon bei ihrem gemeinsamen Lieblingsthema: dem Theater und seinem derzeitigen Zustand in Deutschland.

„Es ist hohe Zeit", sagt der Professor, „daß unsere deutschen Landsleute eine bessere Auffassung vom Theater bekommen. Das Bauernvolk rennt zum blutigen Ritterspiel, ergötzt sich an Räuber- und Mordkomödien; in den kleinen Städten spielt man gelegentlich ein altes Mysterien- oder Fastnachtsstück — aber alles auf die gröbste, dümmste und roheste Art. Selbst die klassischen Schauspiele und Tragödien, wie sie in England ein Shakespeare oder in Frankreich Racine und Corneille geschrieben haben, verwandeln sich auf den Komödiantenbühnen unserer Schauspielertruppen in bluttriefende Schauerdramen und blöde Spaßmacherei. Dagegen habe ich mein Buch von der ‚Kritischen Dichtkunst der Deutschen' geschrieben, das Sie, verehrte Neuberin, so aufmerksam gelesen haben. Was unserer Poesie mangelt, sind die Regelmäßigkeit der Form und die Verständlichkeit des Gedankeninhalts."
„Ganz Ihrer Meinung, hochgeschätzter Herr Professor", unterbricht ihn die Neuberin. „Man sollte dem Volk nicht ununterbrochen nach dem Mund reden, sondern im Theater eine moralische und künstlerische Veranstaltung sehen. Wir müssen zum Höheren erziehen, müssen aufklären und bessern."

„Gewiß, gewiß, liebe Neuberin! Die ausdauernde Freude des Pöbels an Mordsensationen, blutigen Händeln, derber Erotik und grober Rüpelei, die man heutzutage pflegt, scheint mir noch aus den Tagen des verderblichen Krieges herzukommen. Und vor allem müssen die klassischen Schaustücke, die wir vom Ausland haben oder die mit Gottes Hilfe demnächst auch deutsche Poeten verfassen werden, vom Unwesen des Hanswurstes gereinigt werden! Was tut diese ‚lustige Person' auf unseren Bühnen? Fort mit ihr!"

„Ja, Herr Professor", stimmt die Neuberin zu, „was tut sie in unserem Theater? Das Publikum denkt und fühlt wie die Kinder. Man hat eben den sichersten Applaus, wenn irgendwer hinfällt, jemand verwechselt wird, einer stottert oder dummes Zeug daherredet, greulich flucht oder saftige Witze macht, vor aller Augen defäziert und am Ende und als Krönung aller Geistlosigkeit ein paar derbe Ohrfeigen bekommt. So etwas ist des Volkes wahrer Himmel."
Die beiden Theaterbegeisterten unterhalten sich noch lange über die Grundsätze und Maßnahmen, die hier Änderung schaffen sollen. Schließlich bringt Professor Gottsched ein wenig verlegen ein dickes Manuskript zum Vorschein, auf dessen Umschlag geschrieben steht: „Der sterbende Kato — ein Römerdrama!"
„Dieses klassische Schauspiel", sagt er, „habe ich ganz nach den Regeln der alten Griechen und Römer aufgebaut, und ich habe auch — wie ich stolz gestehe — mir ein Beispiel am französischen Drama genommen. Wenn Ihre Truppe sich dieses poetischen Werkes annehmen wollte, so sollten Hanswurst und Halsabschneider arbeitslos werden".

Begeistert nimmt die Neuberin das Werk in Empfang und verspricht, es in Szene zu setzen. Für den Abend verabreden sich der Professor und die Theaterdirektorin zu einem Besuch im „Goldenen Löwen", um den „Hamlet" in der Auffassung der Wanderkomödianten von „Magister" Rasbonius zu sehen.

*

Den Saal beleuchten Ölfunzeln. Stimmengewirr und Gelächter erfüllen ihn; die Vorstellung ist ausverkauft. Bedienerinnen gehen um, tragen Braunbier aus, servieren Würste mit Kraut, einige Männer paffen holländische Pfeifen; denn seit dem Großen Krieg ist das „Tabaktrinken" auch in Deutschland sehr verbreitet.

Gottsched und die Neuberin sitzen nahe bei dem aus Bohlen aufgerichteten und durch einige herabhängende Tücher verkleideten Podest, das als Bühne dient. Direktor und „Magister" Rasbonius tritt persönlich mit der Schelle hervor, begrüßt das Publikum mit wohlgesetzten Worten und kündigt den Kunstgenuß an. Schon während er spricht, erscheint mit allerhand Grimassen und unflätigen Gebärden der in bunte Lappen und Narrenmütze gekleidete Hanswurst. Einmal stolpert er und fällt flach zu Boden, was einen Heiterkeitssturm auslöst; dann kommt er mit dem scheinbar in seinem Vortrag gestörten Direktor in einen Wortwechsel. Der Hanswurst, der die gewöhnlichsten Flüche und schmutzigsten Redensarten gebraucht, hat von Anfang an die Zuschauer auf seiner Seite. Er wird mit brausenden Beifallskundgebungen überschüttet, als er den Direktor mit saftigen Backpfeifen von der Rampe jagt.

Das Drama von Hamlets Heimkehr und Untergang verläuft ähnlich. Bei den endlos hinausgezogenen Fechtszenen, tragen die Komödianten unter ihren historischen Kostümen blutgefüllte Schweinsblasen, damit der rote Lebenssaft richtig spritzt. Dem Shakespeare-Text folgen die Schauspieler nur ganz allgemein. Wann immer es ihnen paßt, reden sie sehr volkstümlich „aus dem Stegreif" weiter, ohrfeigen sich und führen neue Gefechte aus. Was auch geschieht: immer wieder streckt der Hanswurst den struppigen Kopf aus den Vorhängen, plärrt dazwischen, macht seine rohen Witze und stört jede Szene durch seine Fuhrknechtsflüche. Wenn er aber hinfällt, die edle Ophelia mit seiner Gretl verwechselt und unflätig abküßt, Ohrfeigen an König oder Prinz austeilt, erreicht er die Gipfelpunkte seines Erfolges. Das Publikum findet ihn köstlich.

Der Professor und die Neuberin verlassen sehr gedrückt und schweigsam das Theater. Stumm geben sie sich beim Abschied wie zum Bündnis die Hände. Die Truppe der Neuberin wird demnächst im „Wappen von Wettin" ihre Spielzeit eröffnen.

Zwei Wochen gehen dahin, bis die Theatertruppe der Neuberin das Gottschedsche Drama vom „sterbenden Kato" einstudiert hat. In dieser Zeit, in der die Schauspieler ja leben müssen und der Gastwirt seinen Umsatz machen will, geben sie am Augustusplatz die üblichen Schauerstücke und haben auch Zulauf.

Aber sowohl der Professor wie auch die Neuberin werben bereits für eine neue Art von Theater. Man läßt sogar Handzettel drucken und durch Buben an die Mauerecken kleben. Darauf steht zu lesen, daß „einem hochwohllöblichen und verständigen Publikum, dem von echter Poesie begeisterten, deutschen Bürgertum und Adel" (obschon der Adel niemals das „Wappen von Wettin" besuchen wird)

etwas Neues bevorstehe: die endgültige und starke Austreibung eines Störenfrieds und Dummkopfs mit dem Namen Hans Wurst — „allen wohlbekannt, fürder jedoch nicht mehr geliebet!"
Selbst in der Komödiantentruppe der Neuberin gibt es heftigen Widerstand.
„Meisterin", warnt der alte Heldenvater, „wenn Sie dieses Römerdrama des Herrn Professors spielen wollen: gut so! Der Herr Professor wird uns viele Bürgersleute und Studenten ins Haus bringen. Wollt Ihr aber den guten alten Hanswurst austreiben, so sehe ich schwarz. Das Publikum wird sich seinen Liebling nicht nehmen lassen. Es gibt Tumult und faule Eier auf unsere Köpfe! Ganz zu schweigen, was unser lieber Kollege Wiedenhöfer sagen wird, der all die Jahre den Narren so trefflich gegeben hat!"
Doch die Neuberin bleibt hart. Der Tag der Aufführung rückt näher.

Weil sich Herr Wiedenhöfer, der privilegierte Darsteller des Hanswurst, wie er beleidigt sagt, nicht zur Schändung der beliebten Figur hergeben will, muß noch kurz vor der Vorstellung ein jüngerer Schauspieler die Rolle übernehmen. Der Saal ist zum Brechen voll. Professor Gottsched sitzt auf einem Ehrenplatz der ersten Reihe und hinter ihm, der seit langem als Diktator und Gesetzgeber der deutschen Poesie gilt, drängen sich mehrere Reihen Studiosi in Stulpstiefeln, geschweiften Röcken und bunten Baretts, unter denen die langen Locken hervorkommen. Sie führen sogar die Rapiere und Degen mit und werfen drohende Blicke auf das Volk aus Dienstboten, Tagwerkern, Handwerksleuten und ihren Frauen.
Dann hebt sich der Vorhang. Die Neuberin spricht den Prolog. Als sie fast zu Ende ist, erscheint, vom hinteren Teil des Saales lautstark begrüßt, die bekannte Gestalt des Hanswurst. Der närrische Bursche versucht seine alten Spässe einzuflechten, stolpert und stottert, ohrfeigt einen als Polizisten verkleideten Schauspieler und ergötzt das Publikum wie eh und je. Doch da setzt die Neuberin mit donnernden Versen ein, hebt wie verfluchend die Rechte gegen den verdatterten Narren und hält ihm die Standpauke.
Sie sagt, wie sehr er alle wahre Kunst bisher gestört, wie er Geist und Empfindung verletzt, die niedrigsten Gefühle aufgerührt und den Verstand verdunkelt habe. Sie endet:
„Fort mit dir, Hanswurst! Für immer fort von dieser Bühne, die künftig der Dichtung, den schönen Gedanken, dem hohen Flug der Ideen, der erschütternden Tragödie und der Darstellung edler Menschlichkeit geweiht sei!"
Der Komödianten-Polizist greift zu, faßt den Hanswurst am Kragen und wirft ihn hinaus.

„Gereinigt ist das deutsche Theater", ruft die Neuberin mit verklärtem Ausdruck, „von Niedrigkeit und Torheit! Laßt uns hoffen, daß es erblühe, groß werde und die Herzen erhebe!"

Der Beifall ist nur bei den Studenten erheblich. Der Pöbel verhält sich abwartend, einige murren. Sie begreifen, daß sie um ihre besten Vergnügungen gebracht werden sollen: Sensation, Roheit und dummes Gelächter.
Und als nun in endlosen, etwas schwülstigen Versen Professor Gottscheds Römerdrama abläuft, kann nur noch mit der Zustimmung der akademischen Jugend gerechnet werden. Das übrige Publikum langweilt sich, trinkt Bier, ißt Würste,

pfeift auch gelegentlich und wirft sogar mit Abfällen nach der Bühne. Um ein Haar kommt es zur Schlägerei mit der Leibgarde des Professors Gottsched. Alle sind froh, als Cato endlich unter klassischen Versen verstorben ist und der Vorhang fällt.
„Nur Mut, Professor!" sagt die Neuberin zu dem etwas geknickten Gottsched. „Das war erst ein Anfang. Das Volk hat noch nicht alles begriffen."
„Nur Mut, Neuberin!" lacht Gottsched schon wieder zuversichtlich. „Sie werden vielleicht nun manchmal vor halbleeren Häusern spielen, aber Sie werden auch eingehen in die Geschichte des wiedergeborenen, deutschen Theaters, als die tapfere Frau, die den Hanswursten hinauswarf."

1743 | Der Poppelvater von der Au

Vor den Pforten der prächtigen Schlösser und Palais, vor den Portalen der strahlenden Rokokokirchen sitzen die Krüppel; denn die nach Macht und Reichtümern hungernden Fürsten führen immer wieder Kriege. Es geht um Erbfolge, um Grenzprovinzen, um Ehre und hochfürstlichen Rang. Als Strandgut der donnernden Schlachten und glanzvollen Feldzüge bleiben Armut, Not und Tod für die Völker.
Die zerlumpten Bettler strecken die mageren Arme nach Almosen aus; die Spitäler sind voll von Siechen und Verwundeten, und zu Hunderten streunen verwilderte Waisenkinder durch die Straßen Münchens. In diesen Zeiten hat Bayern nämlich das Unglück, hintereinander zwei besonders ehrgeizige Kurfürsten zu besitzen: Max Emanuel und Karl Albrecht. Der eine unternahm es, seine im Türkenkrieg ungestillte Ruhmsucht durch einen gewaltigen Krieg um das spanische Erbe zu befriedigen; der andere kämpfte bis zum Ausbluten seines Volkes um die österreichische Erbschaft. Die Rechnung bezahlte Bayern, man bemerkt es in den Münchner Gassen.
Mitten aus dem Herzen des leuchtenden Rokoko steigt der Schrei: Ist niemand, der sich der Not erbarmt?
Aber nicht Fürsten und nicht Patrizier hören die Klage der Armen: sie rührt einen einfachen Mann aus dem Volk.
Johann Michael Poppel ist der Sohn eines Faßbinders aus der Au. Er hat in Freising „auf geistlich studiert", ist aber dann nur Lehrer, zuerst am Waisenhaus in Freising, später in Erding geworden. Seit der Krieg im Land ist, lebt er wieder in seiner engeren Heimat: dem Münchner Vorort Au, wo er im Haus des Gerichtsdieners Christian Nußbaum wohnt.
Dieses Haus ist noch vor dem Dreißigjährigen Krieg mit Holz und Flechtwerk gebaut, mit Mörtel beworfen und, als es nach mehr als hundert Jahren ziemlich baufällig aussah, anno 1733 unter einem Aufwand von 160 Gulden und 52 Kreuzern

renoviert worden. Es liegt „in der Gmain", nahe der Isarbrücke und fast im Schatten der schweren Holzkonstruktion, die gegen Abend das Licht wegnimmt.

Der Amtmann und Gerichtsdiener Christian Nußbaum, der die niedere Gerichtsbarkeit über die Bezirke Au, Untergiesing und Haidhausen ausübt, bezieht jährlich sechzig Gulden Gehalt, muß aber davon acht an den „Stockknecht" abgeben. Deshalb ist Herr Nußbaum sehr auf Nebeneinnahmen angewiesen. So hat er zum Beispiel eine Anzahl sogenannter „Brotbauern", Landleute, deren Besitz mit einer gewissen „Scharwerks-Dienstbarkeit" — wie Fuhr-, Hand- und Spanndiensten — belastet ist. Weil nun der Amtmann die Scharwerksleistungen verteilt, vergleichen sich die „Brotbauern" mit ihm privat, indem sie dem hochvermögenden Herrn Amtmann Korn, Eier, Schmalz oder Fleisch ins Haus tragen und somit von den lästigen Diensten für das Hofkastenamt, für das Forstamt oder den Straßenbau verschont bleiben. Eine weitere Nebeneinnahme für den Gerichtsdiener in der Au sind die Verpflegungsgelder der Verhafteten und Gefangenen. Für jeden erhält er täglich fünfzehn Kreuzer Kostgeld. Wenn man aber an dem Gerichtshaus an der Gmain vorübergeht, sieht man die Gefangenen auf Holzbänken vor dem Gefängnis in der Sonne sitzen, Karten spielen und Tabak „trinken". Die Auer Frauen bringen ihren eingelochten Männern und Buben Bier und Brotzeit in das recht erträgliche Gefängnis — und der Herr Amtmann spart das Verpflegungsgeld.

Das alles sind für Johann Michael Poppel altgewohnte Bilder. Er kommt meist von der Quellenstraße herab, wenn es auf den Abend zugeht und die Schatten der Isarbrücke schon auf die Vorderfront des Gerichtshauses fallen. Dann sieht Poppel auch das am Flußufer auf moosigem, feuchtem Grund errichtete armselige Schulhaus, das man vor mehr als hundert Jahren dorthin gestellt hat, weil dieser Grund für das Vieh zu naß und als Weide daher unbrauchbar gewesen ist. Für die Kinder der armen Auer Tagwerker jedoch erfüllt die Hütte mit ihren zwei Zimmern seit drei Generationen ihren Zweck.

Die Teilnahme am Unterricht ist freiwillig. Damit auch die Armen unentgeltlich die Schule besuchen können, sind durch die Münchner Schulmeisterordnung von 1564 die Klostervorstände und der Magistrat verpflichtet, für ausreichende Besoldung der Schulmeister zu sorgen. Der Tarif beträgt dreißig Kreuzer im Vierteljahr pro Kind, das Lesen und Schreiben lernt. Versteigt sich aber eine gewisse Anzahl noch bis zur Rechenkunst, so muß extra dafür bezahlt werden.

Vor hundertsechzig bis zweihundert zerlumpten, verlausten und ungewaschenen, aber auch unerzogenen und verwilderten Kindern in zwei winzigen Räumen täglich Unterricht zu halten, ist ein mühseliges Geschäft, dem ein Schulmeister nur durch ausgiebigen Gebrauch der Rute gerecht werden kann. Fast ständig ertönt das Klagegeheul aus der Schulmeisterhütte herauf, was unter den am Ufer in Freiheit herumlungernden Waisenkindern stürmisches Gelächter oder bisweilen auch Protestgeschrei auslöst.

„Mein Gott, was für eine verwirrte Zeit!" denkt Johann Michael Poppel. „Da werden überall prunkende Schlösser, Paläste und Patrizierhäuser gebaut, die Kirchen strahlen in Pracht und Vergoldung und die Jugend verkommt mitten unter uns in der Wildnis. Für sie ist kein Geld da."

Um diese Zeit lebt Herr Poppel vom Privatunterricht. Zu seinen Kundschaften gehören die Kinder des Manufaktur-Inspektors Clemens Heiß, die des Hutmachers Wolfgang Lut oder des reichen Rosenkranz- und Kreuzelmachers Mathias Perlhammer. Er unterrichtet auch die Kinder vom Gasthaus „Jackl am Berg", das der Familie Joseph Päll in der Quellenstraße 12 gehört.
Da beim „Jackl am Berg" viele Fuhrleute von der Salzstraße einkehren, um Brotzeit zu machen, gibt es auch für den armen Schulmeister Poppel reichlich zu essen. Die Wirtin packt ihm stets die Überbleibsel aus der Wirtschaft in sein „Bschoad-Tüchl". Das hängt sich Meister Poppel nach beendetem Unterricht bei den Päll-Kindern an den Zwieselstecken.
Die tobende, raufende Kinderschar am Flußufer hält plötzlich inne. Einer der schmutzverschmierten Burschen hat den Schulmeister erblickt und gerufen: „Aufhörn! Da Poppel-Vater kimmt!"
Schreiend und lachend laufen die Kinder auf Johann Michael Poppel zu, der stehenbleibt und ihnen entgegensieht.
Der lange, magere Rothaarige, der den Haufen anführt, ist ein Waisenkind, dessen Eltern an der Pest gestorben sind. Das kleine Mädchen mit den zottig flatternden Haaren hat seine Familie in den Kriegsläuften verloren. Eines Tages tauchte es vom Land in der Au auf.
Ein paar ganz Kleine, die nicht Schritt zu halten vermögen, beginnen wie die Hunde zu heulen. Denn Johann Michael Poppel bringt den armen Kindern jeden Tag etwas zu essen, und wer zu spät kommt, hat Angst, die besten Happen in fremden Mündern verschwinden zu sehen. Umringt von seinen stürmischen Anhängern, sucht Poppel einen Platz am Ufer zwischen Weidenbüschen und Steinbrocken. Dann verteilt er den Inhalt des Bschoad-Tüchls. Nachdem die Kleinen ihre paar Brocken gierig verschlungen haben, fängt er wie stets mit dem Unterricht an. Er erzählt eine biblische Geschichte, zieht später eine Fibel hervor und läßt die Buchstaben benennen oder ein paar größere Kinder Worte buchstabieren. Der ganze, um Poppels Füße gelagerte Kreis summt und schwatzt vor Lerneifer.

*

Aber es wird bald kühler, und im Westen steigt über den Türmen der Theatinerkirche, blauschwarzes Regengewölk herauf.
„Jetzt wird's bald Winta", seufzt ein stupsnäsiger Bub. „Wo genga ma denn hi, wann Schnee liegt?"
Diese Frage bereitet Herrn Poppel seit langem Sorge. Zur Not könnte man im zugigen Schuppen des Kastenamts bleiben, auch bei den Paulanermönchen in der Neudeck ist man schon bei Regen untergekrochen. Man hatte die Kinder im Mälzhaus versammelt. Aber das ist alles keine Dauerlösung, sobald Schnee und Eis kommen. Dabei werden die landstreichenden und verwaisten Buben und Mädel immer mehr. Wenn der Krieg die Dörfer verwüstet, laufen sie einfach in die Stadt, von der sie sich Rettung und Wärme erhoffen.
„Seid's nur stad", tröstet Poppel seine Schar. „I werd schon was findn, wo ma unterkriachn können."
So bespricht sich Herr Poppel mit seinem Hausherren, dem Gerichtsdiener Nußbaum, und weil der Mann Mitleid mit den verwahrlosten Kindern hat, räumt er

dem Schulmeister seine große Stube ein und verspricht, mittels seiner Brotbauern für Beheizung und Verpflegungszuschuß zu sorgen. Bedingung ist freilich, daß der Gerichtsherr des Bezirkes, Freiherr Franz Karl von Wiedemann, mit dieser Regelung einverstanden ist.

Der Poppel-Vater unternimmt also den Bittgang, findet auch freundlich Gehör, nur als er etwas von behördlichem Geldzuschuß und Unterstützung murmelt, zuckt der Freiherr die Schultern und meint, der Hof habe mit dem vermaledeiten Krieg Ausgaben genug.

Das schreckt den Wohltäter jedoch nicht ab. Am Andreastag, dem 30. November 1743, führt er seine Horde zunächst in die Mariahilferkirche zur Messe, wo allesamt um das Gelingen des Unternehmens beten. Dann marschieren sie fröhlich in die große Stube des Gerichtshauses an der Gmain, wo schon Waschzuber und Tücher vorbereitet sind. Die Waisen werden wohl zum erstenmal in ihrem Leben gründlich geschrubbt und gewaschen.

Bei den Eltern seiner Privatschüler hat der Poppel-Vater einen Berg getragener Kleidungsstücke zusammengebettelt. Die Kinder bekommen vom Bader Lippl die verfilzten Haare geschnitten, werden entlaust und mit den Kleidern ausstaffiert.
„So, Kinder", sagt der Poppel-Vater befriedigt von der Verwandlung, „von jetzt an seid's da daheim, und i bin euer Vater. Z'essen werdn ma scho allweil was kriegen."
Stürmischer Jubel bricht aus, die Kleinen hängen sich dankbar an ihn.

*

In den folgenden Jahren lebt Johann Michael Poppel zwischen dem Spott und der Bewunderung seiner Mitbürger. In einer Zeit, in der Behörden und Staat noch nicht alles durch Gesetz regeln und sich um die soziale Seite des Zusammenlebens nur wenig kümmern, gibt es noch lebendige „christliche Barmherzigkeit". Immer wieder hinterlassen fromme Stifter Vermögen, Grundstücke und Häuser Klöstern, Spitälern und anderen mildtätigen Einrichtungen. Wer für die Kranken, Armen oder Unglücklichen etwas hergibt, glaubt sich Verdienste für das Himmelreich zu verschaffen.

So erhält der Poppel-Vater immer wieder größere Beträge, Lebensmittel, Kleider oder andere Hilfe von christlich empfindenden Mitbürgern.

1749 ist schließlich der Krieg zu Ende. Jetzt gibt der gutmütige Gerichtsherr, Freiherr von Wiedemann, die Erlaubnis zu einer öffentlichen Sammlung. Poppel schickt seine Waisenkinder in die Patrizierhäuser und die Adelsquartiere Münchens. Überall wird seinem frommen Werk Unterstützung zuteil. Die aufgebrachten Summen reichen aus, daß an den Bau eines eigenen Waisenhauses nahe der Mariahilferkirche gedacht werden kann.

1751 steht das neue Haus. Das Herz der Münchner ist nun angerührt. Stiftungen fließen so reichlich, daß man im Waisenhaus mehrere Klassen einrichten, Gehilfen anstellen und Lehrstuben für Lesen, Rechnen, Spinnen, Stricken und Nähen einrichten kann. Für den Unterhalt bleibt noch die stattliche Summe von 4822 Gulden übrig.

1779 | Der Aufstand gegen Spinning Jenny

Der Kutschwagen mit seinen beiden Insassen rumpelt durch eine ziemlich trostlose Gegend. Die Landstraße hat zwar bei Leicester die eigentlichen Midlands verlassen und sich den hügeligen Waldgebieten in Richtung Nottingham zugewandt, aber immer wieder sind kleine und größere Industriesiedlungen von umwerfender Häßlichkeit eingestreut. Die grau-schwarzen Straßenzeilen machen einen traurigen Eindruck, die Hütten schauen alle gleich aus, sind niedrig, mit den Dächern beinah am Erdboden, und Kinder lärmen haufenweise im Schmutz der Straßen. In den Gegenden zwischen Blackburn und Nottingham regiert König Baumwolle, und so bunt der erzeugte Kattun auch sein mag, die Stätten seiner Produktion haben weder Farbe noch Schönheit.

„Und ausgerechnet hier dehnt sich der Rest des alten Sherwood-Forsts", sagt James Watt zu seinem Begleiter. „Da lebten einst Robin Hood und seine Räuber in ungebändigter Freiheit. Wenn man nun dieses zerlumpte, halbverhungerte Arbeitervolk ansieht — es ist zum Weinen!"

„Ach was, Mister Watt", erwidert sein rotbackiger, dicker Mitreisender. „Was schwatzen Sie da? Als ob das Volk jemals frei gewesen wäre und weniger hätte arbeiten müssen! Das ist nun einmal sein Los. Oder glauben Sie, daß sich die riesige Kathedrale, an der wir soeben vorbeigefahren sind, von selbst gebaut hat? Auch damals schwangen die normannischen Eroberer-Lords ganz ausgiebig die Peitschen über dem angelsächsischen Bauernvolk. Heute müssen die Nachfahren dieser Bauern eben weben, spinnen, graben, gießen, Kohle fördern und sich ihr Brot als Arbeiter verdienen. Da sollten Sie sich keine Sorgen machen. Lesen Sie besser, was der ‚Daily Advertiser' schreibt."

Mr. Bulton, der kapitalstarke Unternehmer und Teilhaber von James Watt bei den großen Bultonwerken in Birmingham, nimmt die Zeitung vor:

Die in England produzierten Baumwollgewebe versorgen heute nicht nur England und seine Kolonien, sie werden sogar in zunehmendem Maße in die Länder des Kontinents ausgeführt.

„Da sehen Sie", sagt Mr. Bulton entzückt, „wohin wir steuern: zur Beherrschung der Märkte, zur Industrialisierung, in eine ganz neue Zeit! Und daß dies mit immer größerer Beschleunigung geschieht, ist nicht zuletzt Ihr Verdienst, lieber Watt! Die von Ihnen so wesentlich verbesserte Dampfmaschine ist eine Art Erzengel der Zukunft. Denn immerhin besaß die Menschheit jahrtausendelang keine einzige ortsveränderliche Energiemaschine. Jetzt aber kann man die zum Betrieb notwendige Kraft an jedem beliebigen Ort erzeugen, ist nicht mehr auf Wind-, Wasser- oder menschliche Kraft angewiesen. Wir brauchen Wasser, Kohle und die Wattsche Dampfmaschine, sonst nichts. Den Rest besorgen ein paar Arbeitsmaschinen und eine Handvoll Arbeiter."

„Sie haben Recht, Mr. Bulton", seufzt James Watt. „So sehe auch ich die Mission meiner Maschine: Fortschritt der Produktionsbedingungen, Erleichterung der menschlichen Arbeitsleistung, am Ende ein besser lebendes und aufgeklärteres

Menschengeschlecht! Auch ich möchte Ihnen aus der Zeitung vorlesen: einen Bericht über Zustände, die wir dank unserer Kraftmaschine bald verändern können." Und James Watt entfaltet das Blatt. Er ist ein grauhaariger Herr mit langen Strähnen, die aus der hohen Stirn zurückgekämmt sind. Sein Kopf steckt nach der bürgerlichen Mode der Zeit fast bis zum Kinn in einer weißen Halsbinde und im hochgestellten Samtkragen des faltigen Jacketts.

Während die Kutsche durch ein Waldstück rumpelt, liest er aus der „Midland-Post" vor:

Der Kohlenarbeiter schreitet mit seinen Söhnen gegen halb 11 Uhr nachts hinab zur Arbeit. Drei Stunden später folgt ihm sein Weib mit den etwa vorhandenen größeren Mädchen und läßt nur die kleinen Kinder in der Obhut irgendeines alten Weibes zurück. Frauen und Töchter lassen sich unten im Bergwerk die schweren Tragkörbe auf den Rücken laden. Die Vorderste hält eine brennende Kerze zwischen den Zähnen. Das Auf und Ab dieser unsäglich mühsamen Arbeit dauert acht bis zehn Stunden. Die Ermüdung der Frauen ist dabei oft so schrecklich, daß sie oft bitterlich weinend emporsteigen. Aber ihr Arbeitsmut ist so groß, daß sie den Schmerz vergessen, sobald sie oben abgeladen haben und singend wieder hinabsteigen zu den Männern. Das Aushauen der Kohle bleibt diesen überlassen, die mit kleinen Laternchen im tiefen Schacht die Spitzhacken schwingen. Sie arbeiten 12 bis 14 Stunden im Schacht und die schlagenden Wetter hängen stets über ihnen ...

„Bulton", sagt James Watt, „bedenken Sie, welche Möglichkeiten unsere Dampfmaschine hier auftut! Schon vor Jahrzehnten hat man in Schottland Versuche mit dampfgetriebenen Pumpwerken und an Seilzügen fahrenden Rollwagen gemacht. Jetzt aber, mit der Dampfkraft, wird die unerträgliche Bürde der Arbeiter leichter werden: wir werden Pumpen, Fahrstühle, dampfbetriebene Förderbahnen und hundert andere Maschinen haben, welche die härteste Arbeit verrichten."

„Ganz Ihrer Meinung, Mr. Watt. Unsere Zeit ist gekommen, wir schwimmen prachtvoll im Strom der Konjunktur. Gerade in der Textilindustrie hat man großartige Erfindungen gemacht. Vor ein paar Jahren hat John Kay aus Burry den ‚Schnellschützen' erdacht, einen Mechanismus, der dem selbstätigen Webstuhl nahekommt; Wyatt und Lewis Paul haben ein Patent auf eine Garnspinnmaschine angemeldet. Wenn die brieflichen Angaben unseres Mr. Charles Cotton aus Blackburn stimmen, wird aber alles übertroffen von der ‚Spinning Jenny', die er baut: dem neuen mechanischen Spinnrad. Doch wie man die Sache auch betrachtet: jede dieser Maschinen bewegt sich nur, wenn eine Dampfmaschine sie antreibt. Wir werden gute Geschäfte machen".

„Wir leben wirklich in einer wunderbaren Zeit, Bulton", bestätigt James Watt, und seine Augen leuchten. Dann zählt er auf: „Ich will davon schweigen, daß der Amerikaner Benjamin Franklin den Blitzableiter entdeckt hat, daß man heute immer mehr chemische Stoffe wie Schwefelsäure, Stickstoff oder Chlor künstlich herstellt, daß man in Schottland seit zwanzig Jahren die neuen Puddel-Hochöfen baut. Aus Deutschland vernimmt man sogar von Versuchen mit Nähmaschinen, aus Lothringen von Dampfwagenversuchen, in Italien arbeiten die Professoren

Galvani und Volta mit Elektrizität und in Frankreich bauen sie bereits primitive mechanische Webstühle, wir in England haben den Kattundruck erfunden, und einige Fabriken beleuchten ihre Hallen mit künstlichem Gaslicht, kurz, lieber Bulton, wohin wir schauen: es geht voran. Die neue Industrie wird alles Elend der Welt beseitigen, die Waren in Massen erzeugen und daher billig machen. Endlich ist die Menschheit zur Vernunft und zum Fortschritt erwacht."

*

Die beiden Herren, die teils vom blühenden Geschäft, teils von der hoffnungsfrohen Entfaltung menschlicher Tätigkeit schwärmen, reisen im Interesse der Bultonwerke nach Blackburn. Herr Bulton ist der Kapitalgeber und Hauptbesitzer und James Watt Teilhaber, seit er die industrielle Auswertung seiner Dampfmaschine den Bultonwerken übertragen hat. Der Unternehmer Charles Cotton in Blackburn hat ihnen nach Birmingham geschrieben, er und eine Gruppe Unternehmer seien an der Aufstellung von Dampfmaschinen interessiert.
Die Herren der Manufakturen in Blackburn verarbeiten Baumwolle, die auf der Route des „Goldenen Zirkels" aus Amerika eingeführt wird. Sie haben eine Anzahl schäbiger Baracken aufgestellt, in denen sich Webstuhl an Webstuhl reiht. An diesen Stühlen weben die Handwerker den billigen Stoff, der dann durch Walzen gejagt und farbig bedruckt wird. Die Unmengen von Baumwollgarn, die solche Betriebe verschlingen, werden von armen Frauen, Kindern und alten Leuten in Heimarbeit an Spinnrädern hergestellt. Das ergibt für die Arbeiter einen lebensnotwendigen Nebenverdienst. Alle Einrichtungen: Spinnräder, Webstühle und Druckwalzen, werden von Hand und durch Menschenkraft in Gang gehalten. Nun hat Mr. Charles Cotton von der Dampfmaschine gehört und sogleich deren Möglichkeiten erkannt.
„Wir sind natürlich ernsthaft interessiert", sagt Mr. Cotton, ein dürrer fahlgesichtiger Puritaner, als er die beiden Gäste in seinem Kontor empfängt. „Einige ausreichend leistungsfähige Kraftmaschinen, die ihre Bewegung durch Treibriemen auf unsere Arbeitsmaschinen übertragen, würden die Betriebe sofort aus Manufakturen in Fabriken verwandeln und ihre Produktion ungeahnt steigern, zumal wir soeben eine neue, sehr einträgliche Erfindung erworben haben: die Spinning Jenny."
Auf den Straßen Blackburns scheint eine gewisse Unruhe zu herrschen. Schon bei der Ankunft der Kutsche ist den beiden Herren aufgefallen, daß sich Gruppen erregt debattierender Weber, Tagwerker, Weiber mit Spinnrocken und Kinderrudel versammelt haben. Es scheint Feiertag zu sein, da so viele Leute die Gassen bevölkern. Blackburn ist eine scheußliche Massenanhäufung schmutziger, niedriger Arbeiterhäuser. In einem eigenen Viertel liegen die Werkstätten, und in einem anschließenden Park steht die Villa Mr. Cottons. Auch Mr. Cotton hat offenbar den anschwellenden Tumult auf dem Werksgelände vernommen, denn er deutet zum Fenster und fährt erklärend fort: „Leider, meine Herren, sind Sie etwas ungünstig gekommen. Unsere Arbeiter, vor allem die Heimarbeiter und ihre Weiber, sind nämlich beunruhigt, da etwas von unseren Plänen durchgesickert ist. Sie haben eine Heidenangst vor Spinning Jenny."
„Was ist mit Ihrer gerühmten Spinning Jenny eigentlich los?" fragt Mr. Bulton.

„Das soll Ihnen am besten ihr Vater berichten, Mister Bulton! Ich habe ihn eigens herbestellt: Mr. James Hargreaves."
Ein alter, abgearbeiteter Mann in der Kleidung eines Webers ist eingetreten, dreht verlegen die Mütze in den schwieligen Fäusten und stellt sich als Mr. Hargreaves vor. Von ihm erfahren James Watt und Mr. Bulton die Geschichte der Spinning Jenny.
Mr. Hargreaves Tochter heißt Jenny. Sie ist ein etwas schwaches, bleichsüchtiges Geschöpf. Um ihr die schwere Arbeit des Spinnens zu erleichtern, erdachte Mr. Hargreaves vor einiger Zeit einen Mechanismus, bei dem eine Handbewegung zugleich acht Spindeln in Gang setzt. Miß Jenny produzierte demnach in derselben Zeit achtmal soviel Garn wie ihre Nachbarinnen. Das ließ sich natürlich nicht lange geheimhalten.
Es war nicht nur Neid, sondern auch der Haß gegen einen Apparat, von dem die ebenso armen wie dummen Frauen fürchteten, er werde sie am Ende brotlos machen. So zogen eines Tages die Nachbarn vor Hargreaves Hütte, drangen ein, schlugen alles kurz und klein und zerstörten die Spinning Jenny, — wie Hargreaves seine Maschine genannt hatte.
Darauf zog der alte Weber mit seiner Tochter fort und ließ sich in Nottingham nieder, wo er zufällig Mr. Charles Cotton, einen tüchtigen und kapitalstarken Unternehmer traf. Der beschaffte das Patent für den verbesserten Apparat, dessen Spindelzahl nun auf hundert angewachsen war. Jetzt galt es, in den Werkstätten von Blackburn eine ganze Anzahl von Spinning Jennys durch Dampfkraft in Betrieb zu nehmen und die Massenerzeugung von Webgarn in Gang zu setzen.
Als Mr. Hargreaves mit bescheidenen Worten diese Geschichte berichtet hat und zum Ende kommt, schwillt plötzlich der Lärm auf der Straße an, als sei ein Staudamm zerrissen. Und auf einmal fliegen Steine durch die splitternden Fenster.
„Da haben wir es", ruft Mr. Cotton. „Die Narren demonstrieren gegen die Spinning Jenny und gegen die Dampfmaschine."
Der Tumult steigert sich, wilde Haßschreie dringen durch eingeschlagene Fenster. „Man soll Militär anfordern!" befiehlt Mr. Cotton. „Wenn unsere Polizei nicht in der Lage ist, das Gesindel zu Paaren zu treiben, so müssen Soldaten her."
Einige untertänige Angestellte laufen eilfertig, die Befehle des Unternehmers weiterzugeben.
„Ich bedauere, meine Herren", sagt Mr. Cotton. „Wir wollen unsere Besprechung aufschieben. Sie sehen, daß der Zeitpunkt ungünstig ist. Kommen Sie in das obere Stockwerk, wir wollen vom Erker aus sehen, was geschieht. Das Militär wird nicht lange auf sich warten lassen."
Wie Mr. Charles Cotton gelassen erzählt, ist dieser Tumult keineswegs der erste, den Blackburn erlebt. Deshalb ist er auch sicher, daß alles mit ein paar eingeworfenen Fensterscheiben abgetan sein wird.
Doch als die Herren wohlgeborgen hinter dem Erker des oberen Stockwerkes auf die Straßen und das Werksgelände spähen, erbleichen sie. Das ist kein Tumult mehr: das ist Aufruhr, Aufruhr gegen die Spinning Jenny.
Schwarz wogt die Straße von Webern mit ihren Frauen und Kindern. Die schreienden, außer Rand und Band geratenen Leute schwingen Stöcke, Eisenstangen



und andere primitive Waffen. Sie brechen gewaltsam in die Werkshallen ein. Man sieht, wie die zerschlagenen Teile der Webstühle und der mechanischen Spindeln und Tuchballen auf den Platz fliegen. Aus einer entfernten Werksbaracke steigt Rauch auf.

„Um Gottes willen", klagt Mr. Cotton, „die Narren haben das Baumwollager angezündet. Sie demolieren die gesamte Fabrik."

Selbst als kurze Zeit später Militär anrückt, beendet die aufgebrachte Menge ihr Zerstörungswerk nicht. Die Offiziere wagen nicht, Schießbefehl zu geben; denn die Massen der Arbeiter sind zu dicht.

Aus dem erhofften Auftrag für die Bultonwerke wird nichts.

Mr. Cotton bedauert sehr, sagt aber, er könne seine Betriebe ebensogut in eine ruhigere und gesittetere Gegend verlegen. Die ortsveränderliche Dampfmaschine mache das ja möglich; und auch arme Leute gibt es überall, die für einen Pappenstiel arbeiten.
So erreichen die Arbeiter von Blackburn und Nottingham, wo es ebenfalls zu Maschinenzerstörungen und Aufruhr gekommen ist, genau das Gegenteil dessen, was sie erstrebten. Statt sich ihre Arbeitsplätze zu sichern, verlieren sie ihr kärgliches Brot.
Kapital und Industrie verlassen die Gegend und siedeln sich weiter südlich, in den Midlands an. Hier verbindet zudem der Midland-Kanal den Industriebezirk mit den Baumwoll- und Ausfuhrhäfen Bristol und Liverpool. In den aufsässigen Gebieten aber kehren Hunger und nacktes Elend ein.
Die Entwicklung verläuft nicht so, wie sie der aufgeklärte und menschenfreundliche Erfinder James Watt gehofft hat. Die Dampfmaschine und die zahlreichen neu erfundenen Arbeitsmaschinen einer beginnenden Industrialisierung bringen dem armen Volk weder besseres Leben, noch Sicherheit vor Not.
Im Jahr 1800 gibt es in England bereits 725 000 Familien, die ihr Leben nur noch vom Betteln, von Gelegenheitsarbeit und öffentlichen Arbeitslosen-Unterstützungen fristen.
Die Unterstützung beträgt pro Familie jährlich hundertzehn Pfund Brot.
Gleichzeitig scheffeln Unternehmen, Industrielle und Kaufleute dank den Maschinen das Geld mit vollen Händen.

1785

Der Großkophta und das Halsband der Königin

Von Rußland über Livland kommend, reist ein seltsamer Mann quer durch Deutschland, wo er in Berlin, Frankfurt und endlich in Wien gewaltiges Aufsehen erregt. Nun rollt sein bequemer Reisewagen, gefolgt von einem zweiten, mit Gepäck beladenen Karren, in Straßburg ein. Der vornehme Herr nimmt Quartier im besten Gasthof der Stadt und harrt der Dinge, die mit Sicherheit auf ihn zukommen werden.
Dieser Mann ist von etwas schwammiger Dickleibigkeit, trägt über dem ölig schwarzen Haar eine weißgepuderte Perücke und fasziniert alle Leute durch seine großen, glänzend schwarzen Augen. Sein Titel ist so pompös wie sein Anzug und sein Auftreten.
Er ist geboren als Beppo Balsamo und Sohn eines kleinen Ladenbesitzers in der sizilianischen Stadt Palermo, nennt sich aber: „Graf Alessandro von Cagliostro, Angebeteter Schüler des weisen Althoas, Adoptivsohn des Sherifen von Mekka,

mutmaßlicher Sohn des letzten Königs von Trapezunt, auch Ilso Acharat geheißen, Unglückliches Kind der Natur, Oberster Großmeister der ägyptischen Freimaurerei der hohen Wissenschaften, Großkophta von Europa und Asien."
In Rußland hat er seinen „Saturn-Extrakt" — angeblich das allerwirksamste Heilmittel der Welt — und das „Elixier des ewigen Lebens" angeboten; in Warschau ist er als Goldmacher aufgetreten; in den deutschen Hof- und Residenzstädten haben ihm die Leute viel für seine Liebestränke, Verjüngungsmixturen und ganz seltenen Geheimnisse bezahlt; wohin er auch kommt, gründet er mit vornehmen Interessenten „Logen der ägyptischen Freimaurerei". Seine Künste sind vielgestalt. So sagt man, er vermöge aus Hanfseilen Seide zu fabrizieren, aus Kieselsteinen Perlen oder Diamanten, aus Pulver blühende Rosen. Er besitzt die „Alraune", eine kleine zauberkräftige Wurzel, die aus dem Blut von Gehenkten entsprossen ist. Vor einem auserlesenen Publikum fabriziert er gelegentlich durch feinste Destillation einen „Homunculus", ein künstliches Menschlein, in der Retorte. Berühmt ist er auch durch seine Materialisierung des Teufels und seine Gespensterbeschwörungen. Kurz: der Großkophta macht alles, kann alles, ist zu den eigenartigsten Unternehmungen bereit.
Als er in Straßburg absteigt, einer Stadt von der es heißt, „daß die Dächer geschliffen sind und das Straßenpflaster ungehobelt", dringt sein widerspruchsvoller Ruf sogleich zum vornehmsten und bedeutendsten Mann der Stadt: Prinz-Kardinal Rohan, der aus dem königlichen Blute der Bretagne stammt.

Dieser Prinz-Kardinal ist einer der wohlerzogensten Esel seiner Tage. Wie viele seiner Generation steht er auf der Grenzscheide zwischen der stürmisch voranschreitenden „Aufklärung" und dem schwärzesten Aberglauben. Er spielt mit allen Wissenschaften und glaubt im Grunde an alle Gespenster des scheidenden Mittelalters.
Diesen hohen Herrn bedrückt ein seelisches und gesellschaftliches Problem. Er — ein Prinz königlichen Geblütes und einer der reichsten Männer Frankreichs — ist gezwungen, sein Leben fern von der Sonne des Staates zu verbringen. Er „vertrauert" dieses wahrhaft bedauernswerte Dasein bei rauschenden Festen in seinem Stadtpalais, auf Picknicks, bei Schäferspielen oder Parforcejagden gemeinsam mit reizenden jungen Damen und provinziellen Adeligen. Aber an den Hof in Versailles und in den Pariser Tuilerien, wo die Gnadensonne des Königtums strahlt und der Hochadel Frankreichs um sie kreist, darf er nicht. Die hübsche rotblonde Königin Marie Antoinette, Tochter der österreichischen Kaiserin Maria Theresia, ist ihm gram und wünscht ihn nicht bei Hofe zu sehen.
Alle Versuche, sich zu rechtfertigen, jede verwandtschaftliche Verbindung und gute Beziehung sind ausgeschöpft, alles war umsonst.
Marie Antoinette will von Prinz-Kardinal Rohan nichts wissen!
Als nun dieser ungemein hochgestellte, aber unglückliche Mann von der Anwesenheit Cagliostros in Straßburg erfährt, schickt er eilends nach dem erprobten Zauberer und Tausendkünstler. Er läßt ihm sagen, er sei ernsthaft krank und wünsche den Großkophta schnellstens zu sehen.
Zu seiner nicht geringen Überraschung erwidert der fremde Zaubervogel: „Falls der Herr Kardinal krank ist, so möge er sich nur zu mir begeben, ich werde ihn

raschestens heilen! Befindet er sich jedoch wohl, so braucht er keinen Großkophta – und dieser ihn auch nicht."
So etwas war einem Prinzen Rohan noch nicht geschehen. Seine Neugierde steigt erheblich, und er begibt sich postwendend in die Herberge des „Großmeisters der ägyptischen Freimaurerei" und des „Unglücklichen Kindes der Natur".

Als Gastgeschenk hat der hohe Herr eine Kiste Tokayer Wein mitgebracht, die Cagliostro gern annimmt. Durch sein zurückhaltendes, geheimnisvolles Wesen gewinnt er Prinz Rohan rasch, bis daß dieser ganz hingerissen ist, noch mehr Zutrauen faßt und endlich seufzend beginnt:
„Großer Meister", sagt er, „Ihre Seele scheint der meinen würdig. Doch die meine ist sehr empfindsam, ja verwundet. Immer schon war ich ein heimlicher Verehrer der Alchimie, der Botanik und der Astrologie sowie anderer geheimer Wissenschaften. Erlaubt mir, verehrter Meister, daß ich mein Herz öffne und Ihnen eine Sache vortrage, die streng verborgen sein sollte. Vielleicht vermögt Ihr mir zu helfen."
Und dann erzählt er, wie er zu einem so unglücklichen Menschen geworden und kümmerlich in der Verbannung zu leben gezwungen sei.
Cagliostro schlägt mit dunkel umwölkter Stimme in einigen magischen Büchern nach, nachdem er deren sieben schwarze Siegel gelöst hat. Der Kardinal, der ihm wortlos zusieht, sitzt wie auf Kohlen. Endlich nickt Cagliostro befriedigt, wendet sich ihm wieder zu und meint, es sei möglich, ihm zu helfen – nur werde die Angelegenheit vermutlich nicht billig sein.
„Kosten spielen überhaupt keine Rolle", scherzt der sehr erleichterte Prinz-Kardinal, „Geld ist das, was ich solange haben werde, als meine Bauern zu bezahlen vermögen und mir die Kirchenschätze zur Verfügung stehen."
„Nun gut denn", erwidert der Großkophta. „Beginnen wir mit der Sache."
Wie überall, wohin die Reise Cagliostros führt, hat er sich auch über die Verhältnisse in Frankreich genauestens unterrichtet. Einem Mann wie ihm tragen viele Leute Dinge zu, die ein anderer kaum erfährt. Zu den vielen Verbindungen, die er durch seine „ägyptischen Großlogen" hat, gehört auch die zu einer verarmten Verwandten des französischen Königshauses, einer gewissen Jeanne de St. Rémy de Valois, verwitweten Gräfin de la Motte. Durch diese Dame von zweifelhaftem Ruf und leerer Börse weiß Cagliostro, daß eben jetzt Königin Marie Antoinette ihrem gutmütigen, aber schwachen Gemahl Ludwig XVI. schmollt, weil er ihr ein begehrtes Diamantenhalsband nicht kaufen will.

Die Königin ist als leichtsinnig und verschwenderisch bekannt. Man sagt, ein einziges ihrer Ballkleider, bestickt mit Edelsteinen und Perlen, koste eine Million Livres; sie lasse in ihrer Meierei zu Trianon die Lämmer mit echtem Purpur färben und mit Seidenbändern schmücken. Wenn sie Feste feiert, spenden die Springbrunnen köstlichen Wein; fährt sie in die Pariser Oper, folgen ihrem Hofstaat zwanzig, dreißig Kutschen mit einem ausgelassenen, verschwenderischen Adelsvölkchen. Sie kann nicht einsehen, warum sie das köstliche Halsband entbehren soll, das den Gegenwert eines Kriegsschiffes oder einer Division königlicher Truppen kostet. Wenn ihr der König sagt, daß Frankreichs Schuldenlast in die Milliarden gehe, daß das Volk keine neuen Steuern mehr bezahlen wolle und auch

nicht mehr könne, lacht sie nur verächtlich und meint, der Canaille fehle die Peitsche.

„Hoheit", sagt Cagliostro eines Tages zu Kardinal Rohan, „der Weg ist gefunden, Sie nicht nur zu Gnaden, sondern sogar zu Ehren zu bringen. Durch meine geheimen Beziehungen zur Königin habe ich den Schlüssel zu ihrem ernsthaft verhärteten Herzen entdeckt. Den Schlüssel besitzen die Pariser Hofjuweliere Böhmer und Bassenge: er hat die Form eines wertvollen Diamantenhalsbandes."

Bald darauf bringt Cagliostro den Prinzen mit der Gräfin de la Motte zusammen, und diese geht einen Schritt weiter. Sie erzählt dem geschmeichelt aufhorchenden Hofmann, die Königin habe sich unsterblich in ihn verliebt und wünsche nichts sehnlicher, als jenes besagte Halsband persönlich aus seiner Hand zu empfangen. Doch müsse natürlich — wegen der notwendigen Diskretion — alles streng verborgen vor sich gehen.

Der Handel nimmt seinen raschen Verlauf.

Prinz-Kardinal Rohan schreibt ein entsprechendes Billett an die Juweliere in Paris, Gräfin de la Motte erhält auf dieses Schreiben und sein Originalsiegel hin, die Kleinodien ausgehändigt und bringt sie Rohan. Kaum zwei Wochen später kommt die Vermittlerin mit der Nachricht wieder, die Königin sei entzückt und erwarte den Begnadigten zu einem kurzen und streng geheimen Rendezvous im Schloßpark von St. Cloud.

Auch dieser Akt der Komödie geht glatt über die Bühne.

Kardinal Rohan fährt vermummt mit einer Mietkutsche nach dem Gartenschlößchen Saint Cloud, wo ihn ein Mittelsmann Cagliostros erwartet und über verschlungene Heckenpfade zu einem Liebestempelchen führt.

In der Einsamkeit des Parks wartet der Prinz-Kardinal fiebernd auf das versprochene Zusammentreffen mit der Königin.

Und wirklich! Es rauscht in der Dämmerung, eine Dame mit hochgetürmter Puderfrisur, seidenem Mieder voller Perlen, knisternden Röcken und zierlichen roten Brokatschuhen huscht in den Pavillon. Das porzellanfarben geschminkte Gesicht der Schönen ist durch eine Halbmaske verdeckt.

Das alles sieht der Prinz wie im Traum; denn er sinkt in tiefer höfischer Verneigung in den Kniefall, küßt bebend die hingereichte Hand seiner Angebetenen, stammelt Worte der Entschuldigung, der Verehrung und überreicht das Lederetui mit dem Halsband. Ein Wert von eineinhalb Millionen Livres wechselt schnell den Besitzer. Dann flüstert die Dame, in der Rohan mit Sicherheit die Königin erkannt zu haben meint, einige Dankesworte und verschwindet im Park.

Selig, hochbeglückt, verläßt Rohan die Gärten von St. Cloud.

Und dann wartet er auf die Einladung zur Rückkehr an den Hof von Versailles, und die Juweliere Böhmer und Bassenge in Paris warten unterdessen auf die Bezahlung des Halsbandes.

Da jedoch nichts geschieht, wird der Prinz unruhig. Noch unruhiger sind bereits die Juweliere. In dem Schreiben Rohans hatte unglücklicherweise gestanden, das Halsband sei als Geschenk für die Königin gedacht.

Während Rohan überhaupt nicht weiß, was er beginnen soll, als Versailles weiter-

hin schweigt, wissen das die Juweliere sehr wohl. Sie wenden sich mit der untertänigen Bitte um Bezahlung direkt an den König.

Damit wird der Betrug offenbar: die Königin hat nichts von der ganzen Geschichte gewußt und das Halsband nie zu sehen bekommen. Der üble Handel wird ziemlich offenbar, und die Majestäten sind gründlich entrüstet. Anstatt so klug zu sein und alles ganz verschwiegen zu regulieren, besteht Marie Antoinette auf dem öffentlichen Skandal.

Prinz-Kardinal Rohan wird zu seinem unaussprechlichen Glück nach Versailles eingeladen, die Feiertagsmesse von Marie Himmelfahrt, am 5. August 1785 in der Schloßkirche zu lesen. Kaum ist das Hochamt zu Ende, als die Profosen des Königs neben Rohan treten und ihn namens der Krone verhaften. Der gesamte Hofstaat sieht zu, die Lawine der Gerüchte und des Geredes sind entfesselt.

Doch die Königin fordert weiterhin Prozeß und Bestrafung.

Man ist töricht genug, dem Prinzen Zeit und Gelegenheit zu lassen, seine privaten Briefe zu vernichten, so daß die Sache noch unklarer wird. Zugleich verhaftet die Polizei den Großkophta und nach einiger Fahndung die zweifelhafte Gräfin de la Motte, die auch bald auf der Folter eingesteht, das Halsband in St. Cloud selbst in Empfang genommen und in England teuer verkauft zu haben.

Nicht nur Frankreich, ganz Europa mit all seinen Fürstenhöfen wird Zeuge einer äußerst peinlichen Untersuchung, welche die Pariser Gerichte über die Tugend Marie Antoinettes anstellen. Auf den Gassen von Paris singen die Schusterbuben und die Marktfrauen freche und sehr zweideutige Lieder auf eine königliche Dame, welche sich von ihren Liebhabern Halsbänder schenken läßt.

Der Prozeß wird eine Sensation, über die alle Zeitungen berichten. Das Urteil läßt alles offen; denn der große Zauberer und Großkophta Cagliostro bekommt einen glanzvollen Freispruch. Nur die Gräfin de la Motte wird zur „Blâme" — der öffentlichen Schändung — verurteilt. Der Henker von Paris drückt ihr mit dem Brandeisen die Lilien Frankreichs auf die Schulter. Die „blamierte" Gräfin darf bald nach England abreisen, wo sie ihre Geschichte und die des Halsbandes an die Zeitungen verkauft. Sie spricht sich dabei so hintergründig aus, daß jedermann glauben muß, was er gern glaubt: daß nämlich die Königin eben doch mit dem Prinzen geliebäugelt und sich für ein Halsband hat kaufen lassen.

Cagliostro reist ungehindert nach Italien weiter. In seinen Koffern klirren neue Lederbeutel mit goldenen Livres, die er bei der Sache herausgeschlagen hat. Der Schaden für das Königtum ist nicht mehr gutzumachen.

Paris flucht bei jeder neuen Steuer auf die verschwenderische „Österreicherin", auf den verderbten Hof von Versailles, und die Frauen aus dem Volk sagen, wenn sie eine besonders kesse und freche Person kennzeichnen wollen: „So eine Motte!" Sie meinen halb freundlich, halb verabscheuend die Gräfin de la Motte.

Prinz-Kardinal Rohan aber trauert nun wirklich, und jetzt vom gesamten Hochadel gemieden, in der Gesellschaft von Tänzerinnen, Landadeligen und Alchimisten in seinem elsässischen Erzbistum. Auch er ist unsterblich blamiert.

1791 | Mozarts letzte Tage

Der Sommer dieses Jahres war bis zum Rand voller Arbeit und Pläne. Mozart schrieb fieberhaft an seiner neuen Oper „Die Zauberflöte" und am „Requiem", einer Totenmesse, die ein Unbekannter in Auftrag gegeben und im voraus bezahlt hatte. Er brauchte Geld; denn bei aller Begeisterung der vornehmen Welt für seine Musik bezahlte man ihn schlecht, und sein Haushalt steckte tief in Schulden.

Nun rückten die Krönungstage von Prag immer näher, und Mitte August war noch keine Note der Festoper „Titus" geschrieben, die im September aufgeführt werden sollte. Als Mozart, begleitet von seinem Lieblingsschüler Süßmayr und der etwas leichtfertigen Gattin Konstanze, die Reise nach Prag antrat, war er gezwungen, selbst noch in der holpernden Kutsche zu komponieren. Erst in der Moldaustadt vollendete er in wenigen Tagen die Oper. Die übrige Zeit war ausgefüllt mit Theaterkonferenzen und Proben.

Am 6. September beliebten die Allerhöchsten Majestäten, nach der Kaiserlichen Festtafel die Oper Mozarts anzuhören. Der Beifall war mäßig. Eine Kantate des unbedeutenden Musikers Kozeluch wurde viel mehr beachtet und gelobt. Enttäuscht kehrte der Meister von der Aufführung heim. Er fühlte sich tief getroffen. Die deprimierenden Ereignisse seines Lebens fielen ihm wieder ein. Auch die Oper „Don Giovanni" hatte er vor Jahren mit Hingabe und Freude geschrieben: Musik, der nichts gleichkam, was die damalige Welt kannte. Aber das leichte Volk der Wiener, dessen Sinn nach lustigen Redouten, Maskenbällen und Tänzen stand, hatte kaum die Hände zum Beifall gerührt.

Nach jenem Wiener Unglückstag, den Mozart noch immer nicht verschmerzt hatte, nun diese Enttäuschung in Prag.

Während langsam die Dämmerung auf die alten Dächer der Goldenen Stadt sank, saß Mozart verlassen im kahlen Fremdenzimmer des Neuwirtshauses. Vom Hof herauf tönte der Klang einer Drehorgel.

Ihr schrilles Spiel, das sich seltsam von dem brausenden Summen der festfrohen Stadt abhob, wechselte von einer Melodie zur nächsten über. Plötzlich hob Mozart den Kopf. Er hatte etwas sehr Vertrautes vernommen, etwas, das ihn sehr beglückte.

Der Orgelmann spielte Mozarts eigene Melodien: Klänge aus dem „Figaro". Mozart holte in einem plötzlichen Einfall den alten Mann aus dem Hof herauf in die Gastkammer. Er hieß Hoffmann und die Studenten nannten ihn wegen seines altmodischen Zopfes „Copanek", „Zöpfel". Mit diesem Drehorgelspieler verbrachte der Meister den Abend, ließ sich Stücke aus dem „Figaro", dem „Don Giovanni" und aus der „Entführung aus dem Serail" vorspielen.

Einige hatten ihn immerhin begriffen — was verschlug's, wenn die gepuderten und perückentragenden Hofherren kühl über ihn hinweggegangen waren?

*

Am 17. September 1791 war die kleine Gesellschaft wieder in Wien. Mozart schwankte zwischen Krankheit und Schaffen. Ein verzehrendes Fieber hatte ihn

gepackt. Kopfschmerz und Erbrechen warfen ihn oft stundenlang auf das Lager. Konstanze war ratlos, Süßmayr und die Freunde, die ihn besuchten, machten bedenkliche Gesichter. Aber der schöpferische Geist überwand die Schwäche eines hinfälligen Körpers. Es konnte vorkommen, daß der Kranke plötzlich aus den Kissen hochfuhr, als habe ihn ein Ruf getroffen. Dann setzte er sich an den Flügel und phantasierte. Die Feder kritzelte über die Partituren und füllte sie mit Noten.

In wenigen Tagen vollendete Mozart Ouvertüre und Priestermarsch der „Zauberflöte". Zwei Tage nach Fertigstellung der Oper fand in Schikaneders Theater „Auf der Wieden" die Uraufführung statt, und Mozart dirigierte sie selber „aus Hochachtung für ein gnädiges und verehrungswürdiges Publikum und aus Freundschaft gegen den Verfasser".

Dieses Theater „Auf der Wieden" war klein und armselig. Die Bühne genügte nur für schlichteste Anforderungen. Die Musik allein mußte den Traum erschaffen. Mozarts Schwägerin Hofer hatte die Hauptrolle übernommen, Direktor Schikaneder spielte den Papageno. Als der erste Akt zu Ende war, gab das überfüllte Haus nur geringen Beifall. Mozart, überreizt und erschöpft von der Überfülle der Arbeit, stürzte schmerzlich betroffen hinter die Kulissen.

„Schikaneder", rief er, „alles ist zu Ende! Wenn das Volk diese Musik nicht versteht, so weiß ich nicht mehr, was ich schaffen soll. Etwas Besseres habe ich nie geschrieben, und nie werde ich etwas Besseres zustande bringen. Nein, ich mag nicht mehr weiterdirigieren."

So furchtbar hatte Mozart noch nichts erschüttert.

Direktor Schikaneder suchte den Aufgebrachten zu beruhigen.

Schließlich brachte er den völlig Verstörten vors Orchester zurück. Süßmayr, der ihm die Noten umblätterte, raunte ihm unausgesetzt ermutigende Worte zu. Und von Szene zu Szene nahm nun der Beifall zu. Als die letzten Töne verklungen waren, stürmten die Leute auf die Bühne und suchten den Meister.

Alles schrie nach dem Kompositeur. Aber Mozart war nirgends zu finden. Endlich entdeckte ihn Schikaneder hinter den Kulissen in einer dunklen Ecke kauern und zerrte den Widerstrebenden an die Rampe. Man überschüttete ihn mit Zurufen. Mozart konnte sich nicht mehr fassen. Ohne ein Wort zog er sich zurück.

Unter Schikaneders Leitung fanden allein im Oktober 1791 vierundzwanzig Aufführungen statt, bis man zuletzt Schikaneder für den Autor der Oper hielt. Die Einnahmen des Herrn Direktors waren hoch und würden noch steigen. Mozart aber mußte sich — nach dem Brauch der Zeit — mit einer einmaligen geringen Zahlung zufrieden geben. Sie reichte bei weitem nicht aus, auch nur das Notdürftigste zu bestreiten. So vergrub sich der Meister mit den alten Sorgen in seiner Stube. Im November wird Mozart ernstlich krank. Diesmal schüttelt ihn das Fieber so grausam, daß er ständig ans Lager gefesselt wird.

Aber selbst jetzt verläßt ihn seine Kunst nicht, sowie er Kraft genug hat, um zu schreiben, kritzelt er seine Kompositionen aufs Papier.

Er vollendet die Totenmesse, die jener unbekannte Auftraggeber bezahlt hat und die sein eigenes Requiem werden soll.

Am 4. Dezember besucht ihn Kapellmeister Roser, der Schwager und Freund, der nun an seiner Stelle bei Schikaneder dirigiert.

„Franzl", flüstert Mozart schwach, „könnte ich noch einmal die Zauberflöte hören?" Und er setzt selbst mit brüchiger Stimme ein: „Der Vogelfänger bin ich ja . . ."
Roser setzt sich an den Flügel und spielt. Mozart lauscht mit offenen Augen. Sein Gesicht ist durchsichtig und schmal, die Augen glühen. Als Roser fertig ist, flüstert Mozart ihm zu: „Geh, Franzl, hol mir den Hofer, den Schack und den Gerl! Ich will meine Totenmesse hören."
Roser wendet sich ab und läuft hinaus, damit der Kranke seine Tränen nicht sieht. Gegen Abend kommt er mit den Freunden wieder. Gleich nimmt Mozart die Partitur des Requiem in die Hand und verteilt die Stimmen. Schack soll den Sopran haben, Schwager Hofer den Tenor und Gerl den Baß, während er selber den Alt singen will. Roser begleitet auf dem Klavier. Die Freunde schieben dem Meister ein paar Kissen in den Rücken, damit er sich aufrichten kann. Dann schlägt er den Takt und bestimmt den Einsatz. Bei den ersten Takten des „Lacrimosa dies illa . . ." (o tränenreicher Tag) bricht Mozart in lautes Weinen aus und vermag nicht mehr fortzufahren. Erschüttert stehen die Männer um das Lager des vom Tode Gezeichneten . . .
In dieser Nacht zum 5. Dezember phantasiert er, fällt zeitweise in Bewußtlosigkeit. Aber mit dem Glockenschlag eins richtet er sich plötzlich auf, seine Augen leuchten, und er keucht: „Die Pauken . . .". Zugleich versucht er eine Melodie zu intonieren.
Dann fällt er zurück. Ein dunkler, schwirrender Ton, dem eine Menge verwirrter Akkorde folgt, füllt das Zimmer. Im Flügel ist eine Saite gerissen und hat andere angeschlagen.
Auch die Saite von Mozarts Künstlerleben, von Gott einst zur Erbauung der Menschheit gespannt, ist zerrissen und in einem Strom von Harmonien emporgefahren. Mozart ist tot . . .
Weil die lebenslustige Witwe Konstanze sich viele Jahre hindurch nicht um das Grab kümmert, dem Toten kein Kreuz und keinen Stein aufrichten läßt, geht das Wissen um Mozarts Grab für immer verloren. Sein Nachlaß beträgt ohne die Schulden abzurechnen und nach dem Verkauf aller Habe: 592 Gulden und 2 Kreuzer. 60 Gulden beansprucht allein Baron van Swieten, der sich als Mozarts Gönner um die Ausrichtung seiner Totenmesse und seiner Bestattung gekümmert hat.
Als ein Jahr nach Mozarts Tod ein Musiker aus Bonn, namens Ludwig van Beethoven, nach Wien kommt, um Unterricht beim alten Hadyn zu genießen, fragt er auch nach Mozart, dessen Werke er verehrt.
Aber niemand ist da, der ihm den Ort weisen könnte, an dem die Reste des Unsterblichen ruhen.

1793 | Im Wartesaal des Todes

Im August 1793 — nach dem neuen Republikanischen Kalender hieß dieser Monat jetzt „Fructidor" oder Fruchtmonat — empfängt Graf Antoine de Beugnot in einer Dachkammer seines ehemaligen Palais zu Paris, Bürger seiner „Section". Seit einiger Zeit ist die Stadt in Bezirke oder Sektionen eingeteilt und das Land nicht mehr nach den alten Provinzen, Herzogtümern, Grafschaften, Bistümern und Abteien, sondern in „Departements" oder Regierungsbezirke geordnet. Die Revolution hat alles Bisherige gründlich umgestoßen. Auch Seine Durchlaucht, Comte de Beugnot, ist nicht mehr Graf, sondern froh darüber, daß man ihm auf der Sektion die lebensnotwendige „Bürgerkarte", den Personalausweis, ausgestellt hat. In diesem steht einfach und schlicht: Citoyen (Bürger) Antoine Beugnot, Paris III. Section, Rue de la liberté (Freiheitsstraße).

Die Leute, die ihn besuchen, gehörten zum Mittelstand: der Krämer, bei dem einst das Palais Beugnot eingekauft hat; ein Flickschuster, bei dem die Bedienten des Grafen haben arbeiten lassen; ein arbeitsloser Perückenmacher und ein Lakai, der nicht begreifen kann, daß seine Zeit vorbei ist. Sie sind bürgerlich gekleidet und tragen die lose fallenden, langen Hosen oder „Pantalons", blaue Arbeiterkittel und ungepuderte, zottig fallende Haarsträhnen. Der Lakai und der Perückenmacher haben sogar noch ein Übriges getan und die roten Schiffermützen aufgestülpt, die Marseiller Revolutionäre mitgebracht haben. Nach dem neuen Grundsatz der Gleichheit aller Menschen sprechen sich Graf und Flickschuster nicht mehr mit „Monsieur" oder gar mit einem Titel, sondern mit dem üblichen „Citoyen" an. Die Bürger meinen, Graf Beugnot, der 1789 beim Ausbruch der Revolution Mitglied der Nationalversammlung war, habe immer noch einigen Einfluß und könne etwas ändern.

Wie so viele Herren von Stand hat auch der am Gedankengut der Aufklärung geschulte Graf anfangs geglaubt, man müsse den feudalen Staat erneuern und sich für die edlen Vorstellungen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit einsetzen. Aber unterdessen sind drei Jahre Revolution gewesen, der Pöbel hat allmählich den Ton angegeben, politische Fanatiker sind an die Hebel der Macht gelangt: 1793, das Jahr des Schreckens ist angebrochen.

„Sie sind doch mit Danton bekannt, Bürger Beugnot", meint der Krämer. „Sprechen Sie mit ihm. Seit man im Januar den König geköpft hat, noch mehr, seit im vergangenen Monat der Volksheld Marat ermordet worden ist und der Kriegsminister Carnot die Allgemeine Wehrpflicht eingeführt hat, verschlimmert sich der Sicherheitszustand von Paris immer mehr. Man kann kaum mehr ungefährdet auf die Straße gehen, läuft ständig Gefahr, von wilden Banden angegriffen zu werden, jedermann denunziert, und ein einziges Wort genügt, um als Volksfeind verhaftet zu werden."

„Und auf dem Blutkarren zum Schafott zu fahren", fügt der Perückenmacher hinzu. „Das Menschenleben ist allzu billig geworden."

„Bürger Beugnot", fährt der Lakai fort, „Sie sollten Ihren Freunden im Konvent

sagen, daß das neue Papiergeld jeden Tag an Wert verliert und das Brot unerschwinglich geworden ist."

„Wir wollen auch nicht", sagt der Flickschuster, „daß man unsere Priester und Nonnen massenweise einlocht und ihnen den Prozeß macht. Wenn das so weitergeht, wird man Gott selber noch verbieten."

„Meine Freunde", erwidert der Graf lächelnd, „Sie überschätzen meine Möglichkeiten, ja sogar die meines guten Bekannten Danton. Heute wird die Revolution von den Extremisten beherrscht, die zahllosen, wüsten Hetzzeitungen machen die Volksmeinung, und der mieseste Pöbel der Vorstädte bestimmt durch Geschrei und Gewalttaten, was die Politiker tun müssen. Ich bekenne offen, daß der Sicherheitszustand unter dem Königtum besser und die Wahrung der Menschenrechte ausreichender gewesen ist. . ."

Die Männer debattieren noch lange, und manches allzu offene Wort fällt.

Sie bemerken nicht, daß vor der einfachen Brettertüre der Dachkammer Madame — oder vielmehr „Bürgerin" — „Tricolore" mit angelegtem Ohr lauscht. Madame ist die Beschließerin des in ein Amt umgewandelten Palais. Seltsamerweise hat sie vordem auf den Familiennamen „Roi" gehört, war also eine „Frau König". Fanatisch begeistert für die neue Zeit, beantragte sie bei der Sektion die Umbenennung in den höchst nationalistischen Namen „Tricolore". Die Tricolore ist das neue dreifarbige Nationalbanner: blau-weiß-rot.

Und Bürgerin Tricolore hat schon manchen Reaktionär beim Revolutionsgericht angezeigt. Jetzt denunziert sie den Grafen.

Als am Ende des Fructidor die „fünf Ohnehosentage" gefeiert werden, erhält Graf Beugnot eine Warnung Dantons zugestellt, er sei angezeigt worden und möge sich schleunigst auf die Socken machen, um, wie viele seiner Standesgenossen, zu emigrieren. Aber der Graf weigert sich im Bewußtsein eines reinen republikanischen Gewissens, sein Vaterland zu verlassen.

Der 18. Vendèmiaire, der im abgeschafften „Sklavenkalender" als 9. Oktober zählte, ist ein Sonntag oder vielmehr ein „Dekadentag", weil auch die Sonn- und Feiertage aufgehoben sind. Er trägt den Namen „Krautkopf" und an diesem Tag erscheinen die Häscher des Gerichts bei Graf Beugnot: Leute mit riesigen Nationalkokarden an den Mützen, mit Piken bewaffnet und unter Führung eines Kommissars, der über der Brust eine breite dreifarbige Schärpe trägt.

„Sie sind verhaftet, Bürger!" sagt der Kommissar. „Kommen Sie mit!"

Auf dem Revolutions-Tribunal macht man kurzen Prozeß. Ein Schreiber liest die Denunziation von Bürgerin Tricolore vor und schließt:

„Verdächtig des Royalismus (Königsfreundschaft)! Ab ins Gefängnis! Guillotinenfutter!"

Die Gendarmen sind freundlicher. Ihr Anführer war einst Kutscher bei einem Marquis, und er erlaubt Graf Beugnot, in seine Wohnung zurückzukehren, sich mit Wäsche und einigen Büchern, mit Geld und Kleidung zu versorgen. Aber bei der Auswahl der Lektüre des Gefangenen spielt der ehemalige Kutscher den Zensor.

Dann setzen sie den Verhafteten in eine Kutsche und fahren ihn in eines der vielen Gefängnisse von Paris.

„Sie haben Glück, Bürger", sagt der Gendarm. „Wir bringen Sie nach den ‚Madelonnettes'! Diese ehemaligen Klöster sind viel angenehmer als die Kerker. Sie werden es erträglich finden."

„So ist es", fügt ein anderer Gendarm hinzu. „Im Gefängnis Du Plessis zum Beispiel werden alle Gefangenen — ganz gleich ob Mann oder Frau — der ‚Rapiotage', der körperlichen Untersuchung, unterworfen. Man erlaubt ihnen kein persönliches Eigentum, nimmt ihnen Scheren, Messer und jegliche Hilfsmittel weg, so daß sie mit Holzlöffeln essen und das Fleisch mit den Fingern zerlegen müssen."

Tatsächlich findet Graf Beugnot die Madelonnettes überraschend angenehm. Der Gebäudekomplex ist ein Kloster mit großem Kreuzgang, gartenähnlichem Innenhof und einzelnen Wohnräumen. Die Inhaftierten dürfen sich frei bewegen und miteinander verkehren. Man meint, in eine Hofgesellschaft der untergegangenen Königszeit gekommen zu sein. In den Gängen und im kleinen Garten promenieren Herren mit gepuderten Haaren, in Samt- und Seidenröcken, mit Ordenssternen und bunten Bändern. Einige tragen ihre Perücken wie am Hof zu Versailles, haben die Dreispitzhüte unter die Arme geklemmt; ihre Glanzschuhe sind poliert, und allenthalben bemerkt man, wie sie sich mit Verbeugungen begrüßen, den Damen galant den Hof machen oder in plaudernden Gruppen beisammenstehen.

Der Graf wird mit viel Anstand empfangen. Man stellt sich vor und verspricht sich gegenseitigen Besuch in den Zellen, lädt zum Dinner oder Souper ein; denn jeder dieser Adeligen und Vornehmen verfügt über ausreichend Geld. Die Beschließer besorgen gern Wein, Konfekt, gute Menus und die entsprechenden Gedecke.

Bald fügt sich Graf Beugnot in die Gesellschaft ein, macht seine Aufwartungen, beteiligt sich an Pfänderspiel, Stegreifdichtung, Klatsch und kleinen Theateraufführungen. Eine anwesende Dame der Opéra trägt Arien vor, einige Herren veranstalten Kartenspiele.

Weil täglich neue Schübe von Gefangenen hinzukommen, wird der Platz ein wenig eng, und so kommt es, daß die Beschließer in die Zelle der Herren Laval-Montmorency und des Herzogs von Sombreuil einen Kaufmann namens Cortey einquartieren. Dieser Bürgerliche sorgt für Gesprächsstoff.

„Denken Sie nur, Graf Beugnot", erzählt der Herzog Laval-Montmorency, „diese bürgerliche Canaille bringt es doch fertig, Ihrer Hoheit, der Prinzessin von Monaco, Kußhände zuzuwerfen. Was sagen Sie dazu?"

„Entsetzlich!" erwidert Graf Beugnot. „Sind wir soweit gekommen?"

„Na, ja", fährt Laval-Montmorency fort, „Monseigneur de Sombreuil hat dem Burschen das Richtige erklärt. ‚Monsieur', sagte er, ‚ich glaube, Sie haben die Guillotine wirklich verdient. Wie können Sie es wagen, sich einer geborenen Prinzessin zu nähern?' Und was entgegnet der Wicht? ‚Monseigneur', ruft er, ‚sind wir nicht alle Brüder im Wartesaal des Todes? Gehen wir nicht alle den Weg in Madame Guillotins Bett?'"

„Was sagten Sie darauf?" forscht Graf Beugnot.

„Ach, mein lieber Graf", setzt Laval-Montmorency seinen Bericht fort, „ich erwiderte dem bürgerlichen Flegel: Es mag sein, daß wir sterben müssen Monsieur.

Das bedeutet jedoch nicht, daß wir unsere Haltung verlieren und unsere Erziehung vergessen. Wenn Sie Langeweile im Gefängnis verspüren und Geld haben: warum lassen Sie nicht Ihre Freundin nachkommen, das tun viele. Die Gendarmen sind großzügig, wenn sie Geld sehen."
Einige Wochen später, als sich Graf Beugnot in dem heiteren Kreis seiner Mitgefangenen schon wie zu Hause fühlt und findet, daß das wahre Leben Frankreichs mit seinen Salons und Theatern, mit seiner Freude an Musik, Dichtung und gesellschaftlichen Unterhaltung heute eher in den Gefängnissen als in der revolutionären Freiheit zu suchen sei, schlägt seine Schicksalsstunde. Immer sind Mitgefangene aufgerufen und abgeholt worden. Niemand wußte genau, wohin; niemand fragte auch danach. Man verabschiedete sich, als sei es für kurze Zeit, und sprach nie mehr von denen, die gegangen waren.
An diesem Tage mit dem Namen „Rapunzel", der schon zum Nebelmonat „Nivose" (November) gehört, tanzt man eben im Kreuzgang die Carmagnole und singt die „Marseillaise", als der Gendarm mit der Liste erscheint und unter anderen Namen auch den des Grafen Beugnot aufruft. Nun gibt es raschen Abschied, Händeschütteln, Verneigungen und Hüteschwenken. Graf Beugnot und die anderen fahren, begleitet von Gendarmen, auf einem Leiterwagen davon.

Die Fracht wird ans Seineufer, in jenen Teil des mittelalterlichen Königsschlosses und späteren Polizeigerichts geführt, der den Namen „Conciergerie" trägt: ein böses Vorzeichen, denn die Conciergerie gilt als die letzte Station vor dem Blutgerüst.
Auch hier werden die Inhaftierten von ihren Leidensgenossen mit aller Höflichkeit empfangen. Man bringt sie zunächst in den kleinen Raum Nr. 13, wo eine unheimliche „Einweihungsfeier" stattfindet: Mitgefangene führen die schreckliche Prozedur des Revolutionsgerichts und der Enthauptung lebensecht vor. Bei dieser Posse stellt sich heraus, daß die meisten der Gefangenen mit den Giftpillen ausgerüstet sind, die der Erfinder der Guillotine, Dr. Guillotin, aus Mitleid besorgt. Während dieses Maskenfests werden nebenan in der „Greffe" — einem Raum, der auch „Toilettenzimmer von Madame Guillotin" heißt — die Vorbereitungen für die nächsten Hinrichtungen vollzogen: Henker Sanson und seine Gehilfen rasieren den Damen und Herren die Nacken aus, binden ihnen die Arme auf den Rükken und machen sie fertig zum Transport.
Aber noch sind Graf Beugnot und seine Gefährten nicht aufgerufen. Sie werden noch ein paar Wartetage vor sich haben. Ein Schreiber in der Kanzlei trägt die Namen der Neueingelieferten in eine Liste ein. Dabei geschieht, wie Graf Beugnot später in seinen Erinnerungen berichtet, ein Fehler. Der Schreiber, ein ehemaliger Schullehrer, malt ein ziemlich schlechtes B als Anfangsbuchstaben im Namen des Grafen, das leicht mit einem R zu verwechseln ist.

Das Leben in der großen Halle der Conciergerie gleicht in vielen Dingen dem in den Madelonnettes. Auch hier veranstalten vornehme Herrschaften gelegentlich Gastmähler, man promeniert in den Gängen oder auf dem winzigen Hof, besucht sich, führt kleine literarische Salons und flirtet mit den hübsch herausgeputzten Damen. Es schwirrt von „Mon cher Monseigneur" und „verehrte Mesdames", von Titulaturen und hohen Rängen.

Hier freundet sich Graf Beugnot mit einem jungen Poeten namens André Chenier an, der wegen seiner Königstreue verurteilt ist.
Eines frühen Morgens versammelt André Chenier seine Freunde in der Halle um sich und verkündet ihnen, er habe in der vergangenen Nacht sein letztes Gedicht geschrieben. Mit großem Schwung trägt er es einem verständigen Publikum vor.

„So wie ein letzter Hauch, ein letzter Strahl des Gottes
Den Tag verklärt an seinem Schluß,
Rühr ich die Leier noch am Fuße des Schafottes
Wer weiß, wann ich's besteigen muß . . ."

Es sind die rührenden und hochgemuten Verse eines jungen Menschen, der sich gegen den vorbestimmten Tod wehrt und doch Kraft genug hat, über seiner Furcht nicht die Haltung zu verlieren. Chenier bleibt, wie die meisten in dieser Vorhalle des Todes, im Besitz seiner Menschenwürde.
Als er noch nicht geendet hat, entsteht Unruhe hinter den Gittern zwischen den höher gelegenen Gängen und dem Saal. Gendarmen treten ein, ein rotbemützter „Huissier" erscheint mit einer Liste. Wer auf diesem Papier steht, ist zum Tod bestimmt. „Madame Guillotin" ruft nach neuen Opfern.
Und der Scherge liest Namen um Namen. Wer genannt wird, tritt schweigend vor. Dann fällt plötzlich der Name „Bürger Reugnot".
Noch überlegt der Graf, ob er wohl gemeint sei, da meldet sich ein anderer, ein königstreuer Abbé, der tatsächlich Reugnot heißt. Der „Huissier" streicht den Namen von der Liste.
Wieder gibt es ergreifende Abschiedsszenen. Diesmal ist es ernster als in den Madelonnettes: Tränen strömen, man umarmt sich, Schluchzen wird vernehmbar; aber meist sind es die Opfer, die die Zurückbleibenden trösten.
„Ach, Madame", lächelt der Herzog von Clermont-Tonnerre die kleine Marquise an, „machen wir doch kein Wesens wegen dieses kleinen Nasenstübers auf den Nacken, den ich zu erwarten habe."
„Wirklich", ruft Graf Lauzun-Biron, „dieses Gefängnisleben hat angefangen, mich zu langweilen. Sollen sie mir doch endlich den Kopf abschlagen, damit das Theater ein Ende hat!"
Von draußen, wo sich am Seineufer bereits die „Hyänen der Guillotine" sammeln, hört man Lärm und Geschrei. Dort rotten sich, wie jeden Tag, die Weiber zusammen, deren höchstes Vergnügen es ist, die Verurteilten auf ihrer letzten Karrenfahrt zum Revolutionsplatz zu begleiten, wo sie dann in den ersten Reihen sitzen werden, um nur ja kein Zucken der Opfer zu versäumen.
Die Gitter schließen sich wieder. Die Aufgerufenen werden abgeführt, sie kommen in die Greffe, wo Sanson auf sie wartet.
Für eine Weile breiten sich Schweigen und leises Weinen im Saal der Conciergerie aus. Doch dann trällert bald wieder irgendein Marquis ein freches Lied, ein Graf schlägt ein Kartenspiel vor, und einige Comtessen setzen ihr angeregtes Gespräch über die neue Mode fort.
Draußen rattern die Karren zum Blutgericht.
Graf Beugnots Schicksal ist durch ein schlecht geschriebenes B entschieden worden. Der „Huissier" hat seinen Namen auf der Liste ausgestrichen. Für die Blut-



männer der Revolution ist er tot und enthauptet. Sie vergessen ihn. Und so erlebt er jenen Tag im „Thermidor" 1794, an dem die Schreckensherrschaft durch einen neuen Aufstand beendet wird und sich die Gefängnisse öffnen.
Trotzdem verläßt Graf Beugnot Frankreich und emigriert an den deutschen Rhein, wo er in Koblenz Asyl findet. Dort schreibt er seine Erinnerungen, in denen auch zu lesen ist, was er im Wartesaal des Todes erlebt hat.

1804 | Die Manieren Napoleons

Die alte Herzogin von Montmorency ist bei Madam de Staël zur Teestunde. Sie thront mit weitgebauschten Röcken und altmodisch aufgetürmter Frisur auf dem seidenüberzogenen Stuhl und hebt mit zierlich gespreizten Fingern die Tasse aus hauchdünnem Sèvres-Porzellan an die stark geschminkten Lippen. Als sie genippt hat, schenkt sie Madame einen gekonnten Augenaufschlag.

„Sagen Sie, Madame, haben Sie auch eine Einladung zur Soirée in die Tuilerien bekommen? Werden Sie hingehen? Man hört so Schreckliches über die Manieren der Bonapartes und über die Gepflogenheiten am Hofe dieses emporgeschwemmten Kaisers. Stimmt es, daß er und seine höchst zweifelhafte Gemahlin Josephine, als er zum Konsul Frankreichs bestimmt wurde, so wenig besessen haben, daß sie ihren Umzug ins Luxembourg-Palais mit zwei Mietskutschen bewerkstelligen konnten? Ist es wahr, daß die Mutter dieses ehemaligen Artillerieleutnants Bonaparte für andere Leute gewaschen hat? Daß seine Schwestern in Marseille einem anrüchigen Gewerbe nachgegangen sind? Und daß er selber den Fisch mit dem Messer ißt, sich in die Finger schneuzt und in Gesellschaft laut rülpst? Von seinen sogenannten Marschällen berichtet man ja noch schlimmere Dinge."

Madame de Staël unterbricht den Redefluß der alten Dame.

Die Herzogin ist zusammen mit zahlreichen anderen Angehörigen des einstigen Hochadels vor kurzem aus der Emigration zurückgekehrt. Kaiser Napoleon hat, um seinem neugeborenen Hofstaat mehr Glanz zu verleihen, die meisten Auswanderer begnadigt und ihnen sogar Hoffnung auf Rückgabe ihrer beschlagnahmten Güter gemacht. Der Glanz des Kaisertums, das wie ein Phönix aus der Asche der beendeten Revolution emporgestiegen ist, hat viele hohe Herrschaften angelockt. Hier sind sie nun, rümpfen zwar die Nasen, stellen aber auch mit Vergnügen fest, daß man sie ins Tuillerienschloß von Paris einlädt und um ihre Aufmerksamkeit wirbt.

Madame de Staël zieht eine purpurrote, goldgeränderte Karte hervor und sagt: „Ha, Hoheit, auch ich habe die Ehre, eingeladen zu sein, obschon mich Seine Majestät der Kaiser nicht ausstehen kann."

Sie ist die Tochter eines sehr reichen Genfer Bankiers und ehemaligen Finanzministers, die einen schwedischen Grafen geheiratet hat. Ihr Ruf als geistreiche Dame, als Verfasserin sehr kluger Bücher und Veranstalterin kultivierter Salons, ist weit verbreitet — aber sie ist auch dafür bekannt, daß sie ums Leben gern andere Leute erzieht und belehrt. Eben deshalb weicht ihr Napoleon Bonaparte aus, wo er nur kann. Die Einladung hat sie durch ihre Beziehungen zum Hofamt bekommen.

„Ja, Hoheit", fährt sie fort, „es stimmt alles, was Sie gesagt haben. Natürlich sind Seine Majestät, der Kaiser Napoleon I., völlig unerzogen. Die Gasse, später Kriegsschule, Feldlager und Schlachtfelder haben ihm seine Manieren beigebracht. Aber vergessen wir nicht: er ist nicht nur ungehobelt, er ist auch ein Genie, ein Mann des Schicksals, der Bändiger der Revolution. Ich habe es mir zur Aufgabe gesetzt, ihm unmerklich besseren Schliff auf dem Parkett beizubringen.

Er mag mich überhaupt nicht. Trotzdem werde ich nicht versäumen, heute abend in den Tuillerien zu sein."

*

Der Festsaal und die Nebenräume, Kabinette, Galerien und Treppenhäuser strahlen im Schein von zehntausend Kerzen. Das Riesenschloß scheint sich mit dem Glitzern und Leuchten vergangener Zeiten angefüllt zu haben.
Marmor spiegelt, prächtige Teppiche leuchten in allen Farben, die vergoldeten Stukkaturen flimmern, und die alten Deckengemälde schillern. In den hundert Venezianerspiegeln reflektiert sich eine glanzvolle Gesellschaft. Man sieht phantastische Uniformen, seidene und samtene Hofroben, kostbaren Schmuck der Damen, wohlgelegte, wenn auch meist ungepuderte Frisuren, Ordenssterne — als habe niemals eine Revolution ihr blutiges Haupt erhoben.

Madame de Staël rauscht, von einem uniformierten Lakaien geführt, in großer Abendtoilette durch ein Kabinett, in dem an einem riesigen runden Marmortisch auf golden-rotsamtenen Sesseln hohe Generale und Marschälle von Frankreich beim Kartenspiel sitzen. Ganze Stapel von goldenen Münzen wechseln den Besitzer. Flüche erschallen aus rauhen Kriegerkehlen, Fäuste, die gewohnt sind, den Degen zu führen, schlagen dröhnend auf die Karten, wenn das Blatt schlecht ist. Die Bedienten laufen, um die ständig leeren Weingläser nachzufüllen. Marschall Murat, ein Gastwirtssohn und nun herausgeputzt wie ein Pfau mit roter Weste, roten Hosen, hellgrüner Uniform, gelben Aufschlägen, weißen Strümpfen und einem dunkelblauen Zweispitz, dessen Krempe mit Schwanenflaum besetzt ist, scheint Orden zu sammeln; denn seine breite Brust ist bis zum Bauch mit Sternen, Medaillen und Bändern bedeckt. Er schimpft soeben in der Sprache eines Fuhrknechts mit Marschall Massena, der vordem Gerber gewesen ist und sich in der Infanterie hochgedient hat.
Rasch durchquert Madame den lärmerfüllten Raum.
Im Hauptsaal ist die große Gesellschaft versammelt: Herzoge und Fürstinnen, Prinzen von Geblüt und daneben hochgekommene Unteroffiziere in Generalsuniform. Neben der porzellanblassen Marquise, der Frau eines Obersten, die aus den Markthallen stammt. Madame de Staël kommt eben zurecht, als im Saal ein Flüstern entsteht. Aufregung und Mißbehagen scheinen sich der Gesellschaft zu bemächtigen. Gelächter und Geplauder verstummen plötzlich. Selbst das Auftrumpfen mit den Karten, das Fluchen und Klirren der Goldmünzen im Nebenraum hören auf. Alle drängen sich zusammen und starren auf die purpurnen Vorhänge, die nun von zwei Lakaien auseinandergehalten werden.

Dort steht Kaiser Napoleon im grünen Rock der „5. Jäger zu Pferde", die rote Schnur läuft quer über die Weste, in die er seine rechte Hand gesteckt hat. Er trägt den Degen, jedoch keinen Hut. Mit einer knappen Geste begrüßt er seine Gäste, geht dann rasch auf den Herzog von Laval-Montmorency und seine Gemahlin zu. Er richtet das Wort nicht, wie es die gute Sitte gebieten würde, zuerst an die Herzogin, die einen Hofknix andeutet, sondern schlägt dem wesentlich größeren Herzog auf die Schulter.
„Guten Abend, Herzog", sagt er sehr laut. „Sie tragen einen guten Namen, der meinem Hof Ehre machen wird."

Dann wendet er sich an seinen Kanzler Cambacères und brüllt so stark, daß keinem im Saal die Worte entgehen.
„Sehen Sie, Cambacères, Sie Tropf! Sie haben immer behauptet, die guten alten Familien Frankreichs würden nicht mehr zurückkommen, sondern sich in England oder Deutschland niederlassen. Und wer steht hier? Der leibhaftige Herzog von Laval-Montmorency."

Mit kurzer, militärischer Wendung dreht er sich wieder zu dem erstaunt dastehenden Herzog um, der den kleinen, schon etwas dick werdenden Mann wie ein Wundertier betrachtet.
„Monsieur", ruft Napoleon, „ich ernenne Sie hiermit zu meinem Adjutanten. Sie haben mir überallhin zu folgen!"

Ringsum wagt man Beifall zu nicken, ja sogar leise in die Hände zu klatschen. In diesem Augenblick erscheint Marschall Berthier, den man das Gedächtnis Napoleons nennt. Dieser Mann weiß angeblich den Standort jeder Kanone in Europa und kennt den Inhalt aller Magazine auswendig.
„He, Berthier", lärmt Napoleon, „warum so trübsinnig? Gestern zuviel Wein getrunken oder sind es andere Sorgen?"
„Ach, Majestät", erwidert der Marschall, der trotz der dunkelblauen, goldbortierten Uniform immer noch wie ein Ingenieur aussieht, der er ja auch vordem war. „Es ist das alte Lied! Die verfluchten Karten wollen nicht so, wie ich dachte! Ich habe verloren."
„Pah, was bedeutet das, mein Lieber, solange Sie mir keine Schlachten verlieren? Roustam! He, Roustam!" ruft Napoleon seinem Leib-Mameluken, der ihm überall wie ein Schatten folgt. „Hol mir meinen Sekretär Bouriénne! Er soll dem Fürsten-Marschall Berthier eine Anweisung auf tausend Goldstücke ausschreiben. Ich lasse meine Getreuen nicht darben."

Brausender Beifall, vor allem der näher gekommenen Generale und Marschälle wegen, lohnt die großzügige Geste. Napoleon versteht es, sich beim Militär beliebt zu machen. Wenn Paraden stattfinden, so sagt man, läßt er sich stets vorher von einem Adjutanten drei oder vier verdiente Namen heraussuchen. Er lernt dann die Lebensdaten, Verdienste und persönlichen Umstände der Grenadiere oder Jäger auswendig. Der Adjutant sorgt dafür, daß die Betreffenden an ganz bestimmten Plätzen im Glied der angetretenen Truppenkader stehen und gibt dem Kaiser einen sanften Stoß, wenn man sich einem dieser alten Soldaten nähert. Dann stürmt Napoleon mit ausgebreiteten Armen auf ihn los, umarmt ihn und ruft:
„Was sehe ich? Das ist ja mein alter Roncault! Sergeant beim 5. Linienregiment damals beim Sturm auf die Brücke von Lodi. Weißt du noch, Kamerad, wie du und die anderen mich mit ihren Leibern gedeckt haben, wie Oberst Muiron fiel? Ach, Roncault, alter Haudegen! Wie geht es der Frau in Monceau und den Kindern? Damals waren es Pierre und Angéle? Sind es mehr geworden?"
Die Soldaten ringsum sind völlig verblüfft über dieses Gedächtnis und solche Treue. Sergeant Roncault kann vor Rührung kaum sprechen.
Nach derartigen Szenen geht es in der Armee um: „Der Kaiser kennt jeden einzelnen von uns. Nichts vergißt er, sein Auge ruht auf jedem Mann."
Und ganze Regimenter gehen für diesen Mann durchs Feuer.

Seine Marschälle und Generale aber hält er durch Titel, Orden und reiche Geschenke bei der Stange.

Weniger freundlich ist er mit den hohen Staatsbeamten, vor allem mit Ministern und Diplomaten. Das erlebt Madame de Staël gleich in der nächsten Szene. Der Kaiser schlendert langsam weiter, geht durch die Reihen und Gruppen der höflich zurückweichenden Gesellschaft. Da und dort richtet er das Wort an jemanden. Plötzlich sieht er seinen Außenminister, Fürst Talleyrand-Perigord, der vor der Revolution Bischof von Autun war. Er geht rasch auf den geborenen Prinzen zu, der vergeblich versucht, mit seinem Klumpfuß davonzuhumpeln.

„He, Talleyrand", ruft er, „Sie feiner Pinkel! Was haben Sie da in der österreichischen Angelegenheit wieder verpfuscht? Ach, ich kann Sie nicht brauchen! Für mich sind Sie nichts, als ein Stückchen Mist in einem seidenen Strumpf."

Fürst Talleyrand-Perigord blickt seinen Kaiser nur hochmütig von oben bis unten an, verneigt sich wie ein Hofmann und sagt lächelnd:

„Oh, wie schade, Majestät, daß ein so großer Mann so schlechte Manieren hat."

Die Gesellschaft ringsum erstarrt. Doch nichts geschieht. Napoleon tut, als habe er den Ausspruch nicht vernommen und geht mit kurzen, heftigen Schritten weiter. Vor einem etwas bescheiden gekleideten jungen Mann bleibt er stehen.

„Wer sind Sie?"

„Mein Name ist Joseph Chenier. Ich bin Poet wie mein Bruder, der unter der Guillotine starb."

„So, Dichter sind Sie? Ich entsinne mich, Sie haben mir einen Band Gedichte gewidmet. Scheußliches Zeug! Wen halten Sie für den größten Poeten Frankreichs?"

„Ohne Zweifel Racine, Majestät."

„Sie sind ein Esel! Corneille ist weit größer. Würde er heute leben, so wollte ich ihn zu meinem Premierminister machen."

Aber schon hat Napoleon ein anderes Opfer erspäht. Er steuert auf ein sehr junges, blasses Mädchen zu, das offensichtlich seinen ersten Empfang bei Hof miterlebt.

„Wie alt sind Sie, Mademoiselle?"

„Achtzehn, Majestät!"

„Sie sind zu blaß! Warum sind Sie nicht verheiratet?"

Die kleine Comtesse glaubt vor Scham in den Boden versinken zu müssen. Sie wird blutrot und knickst verlegen. Der Kaiser fährt lauthals fort.

„In Ihrem Alter sollten Sie dazutun, einen Mann zu finden! Ich brauche Soldaten. Wie soll ich sie bekommen, wenn die jungen Mädchen nicht unter die Haube kommen? He, Junot!"

Sogleich eilt der Generaladjudant herbei und schlägt die Hacken zusammen. Napoleon faßt ihn am Rockaufschlag.

„Junot, du wirst dich dieses Kindes annehmen und zusehen, daß sie einem unserer jungen Hauptleute angetraut wird. Man muß etwas tun für solche blutleeren Geschöpfe."

Bei einer Dame, die sich zu weit vorgewagt hat, beanstandet der Kaiser die Abendrobe.

„Madame, was haben Sie für ein scheußliches Kleid an? Und dieser Turban mit

der Brillantenagraffe! Ist das Zeug übrigens echt? Also, ich finde Ihren Aufzug häßlich."
„Sire", stammelt die Dame mit tiefem Hofknicks, „das Kleid ist neu und Ihnen zu Ehren entworfen. Der Schmuck stammt aus altem Familienbesitz."
„Dann sollte man Ihre Schneiderin hängen und die Juwelen ins Pfandhaus tragen. Kommen Sie mir nicht noch einmal in solcher Maskerade in die Tuilerien!"
Plötzlich steht der Kaiser vor Madame de Staël, die vergeblich versucht hat, sich im Hintergrund zu halten.

„Wen sehe ich denn da? Die superkluge Madame Schriftstellerin! Oh, Madame, Sie wissen wohl nicht, daß ich politisierende Damen nicht mag?"
Madame de Staël verneigt sich nur leicht und gibt Napoleon eine Antwort, die später die Runde durch die Pariser Salons macht:
„Sire, in einem Land wie Frankreich, in dem man vor nicht allzu langer Zeit den Frauen die Köpfe abschlug, müssen Sie ihnen gestatten, daß sie sich fragen: warum?"
Napoleon stößt einen fauchenden Ton aus und geht wortlos weiter.
Anderntags freilich erscheint im Palais von Madame de Staël ein kaiserlicher Adjutant und überbringt einen strengen Befehl der Majestät. Madame de Staël ist vorläufig aus Frankreich verbannt. Eine besondere Auflage besagt, daß sie sich niemals und wo immer es sei, dem Aufenthaltsort Kaiser Napoleons um mehr als zwanzig Meilen nähern dürfe. Der große Mann will sich nicht erziehen lassen.

1794 – 1805 | Der Bund der Dichter von Weimar

Friedrich Schiller, der als Geschichtsprofessor in Jena untergekommene große Poet, ist sein Leben lang ein armer Kerl gewesen. Das hat sich auch durch die Berufung an die Universität Jena nicht geändert, wo ihm der sonst so literatur- und kunstfreundliche Großherzog von Sachsen-Weimar nur auf Betreiben Goethes schließlich ein kärgliches Jahresgehalt von zweihundert Talern ausgesetzt hat. Mehr konnte oder wollte der Herr Geheimrat und Erste Minister des Herzogs für den Dichterkollegen nicht tun. Schillers etwas enthusiastische, schwärmerische Art lag ihm nicht.
Als Friedrich Schiller mit seiner kleinen Familie Mitte Mai 1794, von einer Schwabenreise zurückkehrend, wieder in Jena eintrifft, versucht er sein Glück durch eine Reihe von neuen Plänen zu machen.

Er betreibt die Gründung einer Zeitschrift, die abseits von allen Tagesfragen im Dienst der Wahrheit und Schönheit stehen soll. Er nennt sie die „Horen". Für diesen hohen Zweck sammelt er Mitarbeiter unter den Großen der Zeit. Der in Jena weilende Freund Wilhelm von Humboldt sagt zu, der Berliner Philosoph Fichte stellt sich zur Verfügung, August Wilhelm Schlegel und Herder versprechen Bei-

träge.·Nach solchem Anfang kann es Schiller wagen, auch an den Bedeutendsten heranzutreten: an Goethe.
Der Geheimrat ist in den vergangenen Jahren vielen als ein versiegender Brunnen erschienen. Auf dem Gebiet der Dichtung hat er kaum etwas Wesentliches neu geschaffen. Er ist mit der zeitraubenden Aufgabe als Direktor des Weimarer Hoftheaters belastet. Dann wieder besucht er die Weimarischen Truppen in Frankreich und am Rhein. Weilt er in seinem Haus am Frauenplan oder im Gartenhaus an der Ilm, so vergräbt er sich in seine wissenschaftlichen Sammlungen, Forschungen und gelehrten Abhandlungen. Sein ganzes Interesse ist Problemen der Optik, Botanik, Astronomie und der Farbenlehre zugewandt. Er ringt um Klarheit über die Gestaltungskräfte der Natur. Angesichts der Fülle und Undurchdringlichkeit der Probleme hat ihn eine Art Dunkelheit und Zaudern überfallen, und er glaubt, ihrer nicht Herr werden zu können.
Anfang August 1794 findet in Jena eine Sitzung der „Naturforschenden Gesellschaft" statt. Goethe fährt in die Nachbarstadt und nimmt an der Veranstaltung teil. Der Saal ist ziemlich voll, der Vortrag aber nach Goethes Geschmack zu langweilig. Als er im Garderoberaum Hut, Radmantel und Stock nimmt, bemerkt er, daß Schiller neben ihm steht. Die Höflichkeit gebietet, daß man ins Gespräch kommt und das Haus gemeinsam verläßt.
Darüber schreibt Goethe später:
Schiller schien an dem Vorgetragenen teilgenommen zu haben, aber er bemerkte sehr verständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückte Art, die Natur zu behandeln, dem Laien keinesfalls zugemutet werden könne.
Damit trifft Schiller mitten ins Schwarze der Goetheschen Weltmeinung: daß die Natur ein Ganzes sei, das man nicht professoral, in seine Einzelheiten zerlegt, darbieten dürfe.
Auf solcher Grundlage geht das angeregte Gespräch fort. Die beiden Dichter finden plötzlich, wie nahe sie sich in all den Jahren ihrer Fremdheit gekommen sind, wie sie, der eine von Geschichte und Philosophie her, der andere aus Natur und Erfahrung kommend, zum selben Ziel gelangt seien. Die Sommernacht ist mild und sternenhell. Spätheimkehrende Jenenser Bürger wundern sich, daß der großmächtige Herr Geheimrat so lebhaft diskutierend an der Seite des Professors die dunklen Straßen auf- und abschreitet, so daß beide Ort und Zeit zu vergessen scheinen. Endlich stehen sie vor Schillers Wohnung. Sie treten ein und setzen die Debatte bis in die Morgenstunden fort. Ein Bund wird geschlossen, eine große Freundschaft besiegelt.

*

Die enge Verbindung der beiden Dichter zeitigt für jeden von ihnen die Wiederbelebung der eigentlich poetischen Kraft. Gemeinsam greifen die beiden Großen in dem von Schiller herausgegebenen „Musenalmanach" die zahlreichen literarischen Kleinkrämer an. So entstehen Goethes und Schillers „Xenien" — Gastgeschenke — für die Mittelmäßigen und poetischen Kleingärtner.
Eine Flut grober und hell erboster Angriffe stürmt gegen das Freundespaar an. Aber gerade dieser gemeinsam gegen sie gerichtete Haß schmiedet sie noch enger zusammen.

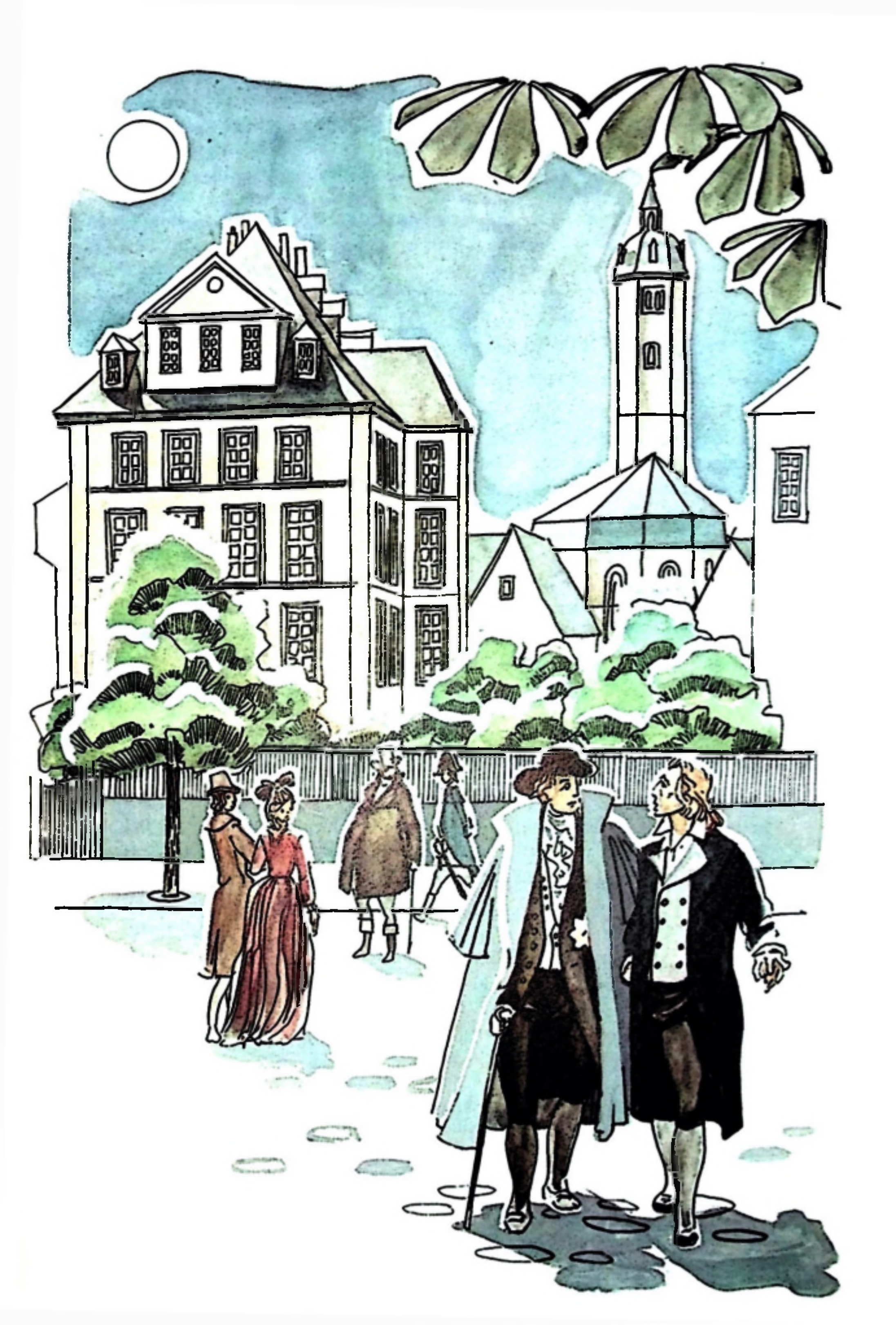
Im Frühjahr 1797 hat sich Schiller, nun reichlicher unterstützt, ein kleines Häuschen mit Garten kaufen können, in dessen Räumen er einen Freundeskreis versammelt, zu dem auch Goethe oft von Weimar herüberkommt. Hier schreibt er einige seiner berühmten Balladen, auch die Arbeit am „Wallenstein", der sich nun zur Trilogie entfaltet, geht gut voran.
Als im Oktober 1798 „Wallensteins Lager", im darauffolgenden Januar „Die Piccolomini" und am 20. April 1799 endlich „Wallensteins Tod" über die Bretter der Weimarer Hofbühne gehen, ist Goethes Begeisterung von Anfang an groß. Der zunächst zurückhaltende, ja geteilte Beifall des Publikums steigert sich bei „Wallensteins Tod" zur Raserei. Die Drucklegung der drei Schauspiele bei Cotta bringt einen Riesenerfolg. Die wirtschaftlichen Verhältnisse bessern sich, so daß sich Schiller noch intensiver der dramatischen Dichtung zuwenden kann. Im Frühsommer 1799 beginnt er mit der Bearbeitung eines neuen tragischen Stoffes: er wählt die Geschichte der schottischen Königin Maria Stuart.

Aber all das geschieht unter der Last des Schicksals, das Friedrich Schillers gebrechliche Gesundheit immer neuen Schwankungen unterwirft. Er fühlt sich matt und krank, die Stiche in der Brust lassen nicht nach, die nächtlichen Schweißausbrüche, die hektischen roten Flecken auf den eingefallenen Wangen, das leise schwelende Fieber begleiten sein ganzes Schaffen, und durch manche nächtliche Stunde zieht jäh der Hauch des Todes.

Um dem Theater näher zu sein, verlegt Schiller im Dezember 1799 sein ständiges Domizil nach Weimar, wo er mit Hilfe des reichen Engländers Mellish ein Haus an der Explanade erwirbt. Da ihm der Herzog auf Goethes Veranlassung das Jahresgehalt auf vierhundert Taler erhöht und nun auch Nebeneinnahmen fließen, kann er sich besser bewegen – doch ein hartes Geschick läßt ihn nicht übermütig werden. Als er umzieht, hat seine Lotte eine sehr schwere, dritte Geburt. Nach zwei Jungen wird ein Töchterchen geboren, aber die zarte Mutter liegt sterbenskrank darnieder.
Endlich geht es wieder besser. Lotte gesundet, und Schillers Husten läßt nach, als der Frühling ins Land kommt.
Um diese Zeit flattert der Adelsbrief ins Haus, der ihm den ständigen Verkehr am Hof erleichtern soll und ihn gesellschaftlich gleichberechtigt neben Herrn von Goethe stellt. Nun wendet sich ihm offenbar alles zu Ruhm und Erfolg. Aus Berlin, wo sich die jungen Offiziere gegen das heraufziehende napoleonische Unwetter wenden und das Reiterlied aus dem „Wallenstein" singen:

> Frisch auf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
> Ins Feld, in die Freiheit gezogen ...

aus diesem, zu nationalem Bewußtsein erwachenden Berlin kommt auf Betreiben der Königin Luise eine ehrenvolle Berufung an die Universität. Doch Schiller lehnt ab. Die Freundschaft und Nähe Goethes sind ihm mehr wert als Geld und Ehren. Der Herzog nimmt die Berufung Schillers zum Anlaß, das Gehalt des Dichters auf achthundert Taler zu erhöhen.
Der Winter 1804/05 naht. Schiller wendet seine poetische Kraft auf den „Demetrius"-Stoff. Aber schon haben die Schicksalsgöttinnen die Schere an seinen Lebensfaden gelegt.



Während die eisigen Winterstürme ums Haus an der Esplanade heulen, sitzt Schiller mit fiebrigen Wangen und glühenden Augen in Decken eingehüllt. Hustenkrämpfe schütteln ihn, er spuckt Blut, hat kaum mehr schmerzfreie Augenblicke. In seiner eingefallenen Brust sitzen Mikroben und zerstören ihn. Seine einzige, verzweifelte Hoffnung ist der Frühling mit den milderen Lüften. In mancher Fiebernacht träumt er von Reisen nach dem ersehnten Süden, in dem sein „Don Carlos" handelt, vom Mittelmeer, das er in den „Maltesern" beschrieben und nie gesehen hat. Dann wieder entführt ihn sein Genius in die eisigen Gefilde Rußlands, das die Bühne des „Demetrius" abgibt. Zwischen Krankheit und Gedankenhöhe, Fieber und Phantasie, Traum und Wirklichkeit durchlebt er den Winter und wartet.

*

Der Frühling bringt die Besserung. Im März 1805 schreibt Schiller an den außerhalb Weimars weilenden Goethe, daß er mit dem „Demetrius" im vollen Zug sei. Aber gegen Ende April wird Schillers Zustand wieder beängstigender. Jetzt überzieht kalte Feuchtigkeit Hände und Stirn, der Husten kehrt trocken und schmerzhaft wieder. Eine schon krankhafte Reisesehnsucht erfaßt Schiller. Alles an ihm, der sein Leben lang nie weit herumgekommen ist, drängt in die Ferne. Doch nur seine Gedanken vermögen ihn hinauszutragen. In seiner Dachkammer, eingemummt im Ohrenbackenstuhl sitzend, schreibt er die Verse:

> Wer hebt den Raum auf, der mich von ihm scheidet?
> Du ewge Sonne, die den Erdenball umkreist,
> Sei du die Botin meiner Wünsche!
> Du allverbreitet, ungehemmte Luft,
> Die schnell die weit'ste Wanderung vollendet,
> O, trag' ihm meine glühn'dste Sehnsucht zu!
> Ich habe nichts, als mein Gebet, mein Flehen,
> Das schöpf' ich flammend aus der tiefsten Brust,
> Beflügelt send' ich's in des Himmels Höhen ...

Ein Anfall unterbricht seine Gedanken. Die Glut der blauen Augen verlischt, die Flamme der Sehnsucht stürzt gleichsam nach innen zusammen. Ein grauer, gebeugter Mensch kauert, vom Tod gewürgt, im Lehnsessel. Die knochenhagere Hand krallt sich über der Brust zusammen, der Blick ist trüb und hoffnungslos.

*

Am 9. Mai 1805, um die sechste Abendstunde wirft Friedrich von Schiller die letzten Fesseln ab, die ihn beengen und binden.

Fast die gesamte geistige Welt spricht und schreibt Worte des Abschieds und der Verehrung. Goethe weiht dem Toten den „Epilog zu Schillers Glocke". Noch inniger als in diesen hymnischen Versen bekennt Goethe in einem Briefe an einen Freund seine Trauer:

Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er vom Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen.

Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen.

Vor seinem Grabe stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaften Drang, das was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzusetzen. So wird er seinem Volk und der Menschheit, in dem was er gewirkt und gewollt, stets leben.

Auf dem Jacobikirchhof zu Weimar wird Johann Christoph Friedrich von Schiller in der Nacht vom 11. zum 12. Mai 1805 beigesetzt.

Im Jahre 1827 überführt man auf Betreiben Goethes, der auch dem Toten die Freundestreue hält, die sterblichen Überreste Schillers in die neuerbaute Fürstengruft zu Weimar. Nur fünf Jahre später wird Johann Wolfgang von Goethe, der Gefährte eines Jahrzehnts, die Totenstätte mit ihm teilen.

1810 | Freiheit für die Bauern

Über die sanfte Höhe bei Gut und Dorf Redschütz in Schlesien, wo sich ein sandiger Ziehweg zur Mulde herabschlängelt, kommen zwei Reiter. Die Pferde, gute ostpreußische Zucht, gehen im Schritt. Die Herren tragen die Tracht der schlesischen Landjunker. Auf den endlosen Kartoffeläckern sind die „Erbuntertanen" von Redschütz beim Kartoffellegen. Säcke mit Saatkartoffeln stehen in langen Reihen am Feldrain; Frauen mit prallgefüllten blauen Schürzen und Männer mit Körben gehen die Furchen entlang und legen alle zwei Spannen eine Knolle.

Vor einem Menschenalter hat Friedrich der Große, nicht ohne Zwang, den Anbau der Kartoffel eingeführt, und seither gab es keine der großen Hungersnöte mehr, wie sie vergangene Zeiten oft erschütterten.

Der Betrieb auf den Feldern scheint mehr als geruhsam zu sein. Eine große Gruppe von Bauern sitzt debattierend um ein Feuer und brät die guten Saatkartoffeln, andere werfen die Knollen einfach nach Gutdünken aus. Alles geht langsam und mit einer Nachlässigkeit, die auffallen muß.

Die Stirn des alten Jochen von Tuller umwölkt sich. Er weiß genau, wovon seine Bauern reden und was sie denken. Seit Anno 1789 die Französische Revolution die Allgemeinen Menschenrechte verkündet hat, die Dekrete vom 4. und 9. August 1792 alle adeligen Rechte ohne Entschädigung aufgehoben und die „Freiheit" und „Gleichheit" der Menschen erklärt haben, sind die „Untertanen" auch in Schlesien aufsässig. Der Geist der aufgeklärten, ja revolutionären Zeit hat sogar die Großen der Erde erfaßt: 1783 hat der Markgraf Karl Friedrich von Baden den Anfang mit der Aufhebung der Leibeigenschaft gemacht; Bayern ist 1803 mit der Befreiung der Hintersassen aufgehobener Klöster gefolgt und hat 1808 ebenfalls die Leibeigenschaft beseitigt; 1811 kam das Kurfürstentum Hessen dazu. Überall sind die

Dinge in Fluß. Da bleiben auch die preußischen Gutsbauern nicht mehr lammfromm, sie tun nur noch widerwillig ihre Pflicht.

Schon will Baron Jochen von Tuller wütend auf die Faulheit der Bauern schimpfen und mit der Reitpeitsche dazwischenfahren, als hinter einer Buschreihe das Knarren von Wagenrädern hörbar wird. Ein Bauernwagen taucht auf, eine magere Kuh ist davorgespannt. Die Aufmerksamkeit der beiden Tuller wendet sich dem herankommenden Gefährt zu. Ein gutshöriger Bauer springt rasch von dem Karren und müht sich, ein paar Strohbündel über die Fracht zu schieben.

„Halt!" befiehlt Herr Jochen. „Was führt Er auf dem Wagen?"

„Mit Verlaub, nichts, gnädiger Herr", behauptet der Mann und dreht seine Kappe verlegen in den Fingern. „Ein wenig Stroh zum Häckselschneiden."

Junker Arnim hat inzwischen mit der Reitgerte in den Bündeln gestochert. „Wer lügt, der stiehlt!" ruft er und weist auf die Säcke, die unter dem Stroh versteckt liegen. „Er hat Saatkartoffeln gestohlen, das sind Gutssäcke."

Darauf geht Baron Jochen mit der Reitgerte auf den Bauern los und zieht ihm einige Hiebe über den Rücken. Wie er zu den Kartoffeln komme?

Der Mann ist störrisch und sagt, er habe die „Fronde" auf den gutsherrlichen Äckern abgeleistet. Drei Tage habe er Kartoffeln gelegt und sei der Meinung, daß ein paar Säcke Saatkartoffeln dafür der angemessene Lohn seien.

„Er weiß wohl nicht", fährt ihn Herr Jochen an, „daß seit alters Fronde mit Gespann, Pflug und Egge zu den verbrieften Lasten gehören, die auf seinem Hofe liegen? Er lebt auf Gutsland, Kerl! Ich kann Ihn wegen Verletzung der gebührenden Ehrfurcht von Haus und Hof jagen, trotz aller Bauernschutzgesetze. Aber im Stock soll Er mir sitzen, Hundsfott!"

Der ertappte Bauer hat zornig die Säcke vom Karren geworfen und will sich davonmachen. Herr Jochen tippt ihm mit der Reitpeitsche auf die Schultern. „Kerl! Er meldet sich morgen früh beim Justitiarius des Gutes! Dort wird man Ihm sagen, wie lange Er im Stock zu sitzen hat."

Ohne Gruß fährt der Bauer davon.

„Es ist kein Wirtschaften mehr, Arnim", sagt der alte Baron. „Wo man hinblickt Widersetzlichkeit, Diebstahl, unterdrückte Revoluzzerei und himmelschreiende Schlamperei. Das ganze Fronden ist keinen Husten wert."

„Ich sag' es ja immer, Papa: man sollte das ganze System der Zwangsgesindedienste aufgeben. Alle Leistungen, die von Leibeigenen und in Unfreiheit verrichtet werden, sind minderwertig. Sie sehen es ja, Herr Papa: die einen hocken herum und braten unsere kostbaren holländischen Saatkartoffeln, die anderen reden viel und arbeiten schlecht, die dritten klauen, wo es nur angeht. So viele Gutsaufseher gibt es gar nicht, daß man Leute zur fleißigen Pflichterfüllung anhalten könnte, die praktisch Leibeigene sind und die nicht für ihr eigenes Interesse arbeiten."

„Natürlich, mein aufgeklärter Herr Sohn", ärgert sich der alte Baron, während sie langsam weiterreiten. „Auch schon angesteckt von den französischen Parolen! Ich weiß: Sklavenwirtschaft bedeutet Lotterwirtschaft, aber ändere es zum Besseren, wenn du kannst. Das Volk muß die Peitsche spüren, sonst verfällt alle Wirtschaft."

„Es ist nicht nur wegen der Lotterwirtschaft, Papa", erwiderte der Junker.

„Selbstredend verkommt alles, was durch die hohe Schule von Faulheit, Widersetzlichkeit und Unfreiheit geht. Wir nennen das ‚althergebrachte Dienstbarkeit'. Doch die Sache hat ihren nationalen Aspekt. Vergessen Sie nicht, Herr Papa, daß Kaiser Napoleon siegreich in Berlin steht und unserem König die Hälfte seines Landes abgenommen hat. Der Zusammenbruch unserer Armee bei Jena und Auerstedt, kaum zwanzig Jahre nach dem Tod des ruhmreichen Fridericus Rex, wäre nicht möglich gewesen, wenn das Volk nicht völlig gleichgültig gegenüber dem Schicksal eines Staates geblieben wäre, der ihm nicht einmal die persönliche Freiheit garantieren kann. Wenn Preußen jemals wieder frei werden will, muß es die Bauern, die Bürger, kurz alle seine Untertanen frei machen, damit sie wissen, wofür sie kämpfen sollen."

„Sehr hübsch gesagt, mein Junge. Man merkt, daß du die Ideen der Herren vom Stein, Arndt und Fichte kennst. Sieht alles recht gut aus — theoretisch, wie alles, was von Professoren kommt! Aber möchtest du mir vielleicht sagen, wie ich meine zweitausend Morgen bewirtschaften soll, wenn der Zwangsdienst aufhört? Oder soll ich gar den Bauern das Land überlassen, damit es verkommt? Nein, mein Junge, das wäre der rascheste Weg zum Bettelstab."

Unterdessen haben sich die beiden Reiter dem Gutsdorf Redschütz genähert. Der alte Baron zügelt den Trab seines Pferdes und weist auf die verwilderten Obstbäume in den kleinen Gärten der Gutsuntertanen, auf die verkommenen Behausungen und dürftigen Privatäcker der „Kätner".

„Faules Volk!" knurrt er. „Sieh dir die elenden Hütten an, die löcherigen Strohdächer, die rissigen Lehmmauern. Wie sich ein Mensch hier nur wohlfühlen kann?"

„Nicht faules Volk, Papa", ruft der Junker. „Sie sollten sagen: geknechtetes, leibeigenes, armes Volk. Es gehört ihnen ja nichts. Sie hausen auf unserem Grund, zinsen und arbeiten für uns — woher sollen sie da Freude an ihren winzigen Landlosen haben? Oft habe ich mir gedacht: was für ein reiches und weites Land ist unser Schlesien — und wie menschenarm ist es. Weit auseinander liegen die großen Rittergüter und dazwischen nur die ärmlichen Kleinbauerngüter und die Hütten der Kätner. Es ist, als gäbe es zweierlei Menschen, zwei Klassen von Menschen . . ."

Sie erreichen das herrschaftliche Gut, reiten auf den kiesbestreuten Platz vor der geschwungenen Freitreppe und betreten die weitläufige Halle. Auf den Treppen und im Vorsaal wartet eine Anzahl Leute, die sogleich mit höflich gezogenen Kappen verstummen.

Ach ja, denkt Baron von Tuller, heute ist ja Audienztag, da bringen meine Gutsuntertanen ihre Anliegen vor. Doch zuerst schreiten die beiden Herren durch das Spalier der gelüfteten Kappen, sie gehen über eine kostbar geschnitzte Holztreppe zu den Privatgemächern hinauf. Es sind luxuriös ausgestattete, helle und große Räume. An den Wänden dunkeln alte Ölgemälde; Ritterrüstungen und Jagdtrophäen schmücken die Täfelungen. Porzellanvasen stehen auf den Podesten, und schwere Teppiche decken das Eichenparkett. Das ist freilich ein Klassenunterschied, wenn man an die dumpfigen, armseligen Kätnerhütten denkt, die so tief in der Erde stecken, daß ihre Dächer beinah auf dem Boden aufsitzen.

Nachdem sie sich erfrischt haben, erscheinen die Gutsherren im Empfangsraum, während Lakaien an den Türen dafür sorgen, daß die Bittsteller einzeln eintreten.
„Ei der junge Janke", sagt Herr von Tuller. „Was will Er denn von mir?"
„Um Heiratskonsens tät ich bitten, gnädiger Herr!"
„Heiraten? Was denn! Er zählt doch noch keine fünfundzwanig. Wie kommt er denn auf die Idee?"
Der Bauernjunge bringt seine Gründe vor. Dabei stellt sich heraus, daß seine Auserwählte aus dem benachbarten Gutsbezirk Kauern stammt.
„Hat das Mädel denn einen Laufpaß von seinem Herrn erhalten?" forscht der Baron. „Und bringt sie etwas mit in die Ehe?"
Janke berichtet, das sei in Ordnung. Der Brautvater habe die Erlaubnis zum Wegzug des Mädchens aus der Herrschaft Kauerns bezahlt und die Braut bringt eine Kuh und einigen Hausrat nach Redschütz herüber.
„Und wo wollt ihr leben, Janke? Der Hof seines Vaters darf nicht geteilt werden. Das verbieten Wir ausdrücklich. Wenn die Höfe zu klein werden, leisten die Bauern schlechte Dienste und stehlen zu viel auf den Gutsäckern."
„Drüben im Magschützer Vorwerk liegt eine aufgelassene Bauernstelle, die dem gnädigen Herrn gehört. Der Bauer ist während des Franzosenkriegs zu den Soldaten davongelaufen und Ihr Verwalter, gnädiger Herr Baron, hat den Bauernhof zu den Feldern des Magschützer Vorwerks eingezogen. Da wär' ein Platz für mich und die Bärbel!"
„Unsinn, Janke! Wir sind froh, daß der Bauer fort ist. Das gibt größere Weizenäcker. Sollen wir wieder in die Gemengelage mit verunkrauteten Bauernfeldern kommen? Großraumwirtschaft, Janke, dahin geht der Zug!"
„Aber — mit Verlaub, Herr — es ist eine Verordnung des Königs, daß eingezogene Bauernstellen neu besetzt werden müssen."
Das hätte der Junge besser nicht gesagt. Mit einem Donnerwetter wirft ihn Baron von Redschütz ohne Heiratskonsens hinaus. Den Zorn des Gutsherrn bekommt auch noch der folgende Besucher zu spüren. Der Gutsschreiber führt einen Knecht vor, der in eine Wirtshausrauferei verwickelt war und den der Gutsjustitiar verurteilt hat. Herr von Tuller überfliegt Tatbestand und Urteil sehr flüchtig und unterzeichnet.
„Zwölf Stockhiebe", befiehlt er. „Das ist die wirksamste Medizin gegen unruhige Elemente."
Der junge Herr mischt sich ein.
„Verzeiht, Papa! Da bin ich ganz anderer Meinung. Prügel verletzen nicht nur die Haut, sie zerstören auch die Menschenwürde, genau wie Leibeigenschaft und Besitzlosigkeit. Hier, verehrter Herr Papa, liegt der Grund, warum unsere Kätner so faul, schlampig und diebisch sind. Wir behandeln sie nicht als Menschen, und so sind sie auch keine."
„Ach du, mit deinen Menschheitsbeglückungsträumen! Das ist Schaumschlägerei."
„Solange wir das denken, Papa, wird Kaiser Napoleon unser Herr sein. Hinter ihm steht eine Armee freier Männer, die für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit streiten. Wer aber steht hinter dem König von Preußen: der Adel, nicht jedoch das Volk."

„Richtig, mein Sohn! Wir stehen hinter ihm: Adel, Offiziere, die Armee!"
„Das ist zu wenig, Papa! Das ganze, das freie Volk muß hinter ihn treten, wenn Preußen jemals wieder frei sein will."

*

Der preußische Staatsminister Freiherr vom Stein haßt das Wort „Untertan". Er will Bauern und Bürger zu Staatsbürgern machen, die das Schicksal des Vaterlandes bewußt mittragen. Aber der Widerstand gegen die Veränderung der bestehenden Gesellschaftsformen und Rechte kommt aus den Reihen des grundbesitzenden Adels. Der König ist der Vertreter dieser Schicht und selber der Höchste der Adeligen.
Nach dem militärischen Zusammenbruch Preußens und der Beschneidung des Staatsgebietes auf die Länder östlich der Elbe ist der König jedoch so entmutigt, daß er seinem Minister, der ihm durch Reformen eine Änderung der Lage verspricht, freie Hand läßt. Am 9. Oktober 1807 erscheint deshalb ein Edikt über die Aufhebung der „Gutsuntertänigkeit" und die Schaffung freier Besitzverhältnisse.
Fortan darf jeder Staatsbürger Grundbesitz erwerben, kann sich frei für irgendein Gewerbe oder einen anderen Beruf entscheiden. Die vererbte Hörigkeit der Person nach Dienstbarkeit und Leibeigenschaft werden aufgehoben. Der § 12 der Verordnung lautet:
Mit dem Martinitag 1810 hört alle Gutsuntertänigkeit in Unseren fürstlichen Staaten auf.
Nach dem Martinitag 1810 gibt es nur noch freie Leute, so wie solches auf den königlichen Landgütern bereits der Fall ist.
Der Jubel unter dem armen Volk, unter Bauern, Landarbeitern, Handwerkern, Bürgern und niederen Beamten ist groß. Endlich zieht der Geist der Freiheit, der Französischen Revolution, auch in Preußen ein.
Aber „frei" sein bedeutet noch lange nicht Besitz haben und auch leben können. Kaum ist der Schatten der Leibeigenschaft und Gutsuntertänigkeit aus den preußischen Gebieten verjagt, so beginnt ein neues Sozialproblem zu gären: der Ruf nach „Bodenreform", nach Aufteilung der Riesengüter unter dem bäuerlichen Proletariat.
Die Besitzlosen sind zwar persönlich frei, doch fordern sie nun auch Anteil an den Gütern der Reichen und ausreichenden Lohn für ihre Arbeit. Viele Bauernjungen wandern in die Städte, vor allem nach dem „goldenen Westen" ab, wo im Ruhrgebiet — als Folge der Kriege und der englischen Handelssperre gegen die mit Napoleon verbündeten Staaten — Kohlengruben eröffnet, Eisenwerke in Betrieb genommen und Textilfabriken gegründet werden.
Doch die Gutsbesitzer „Ost-Elbiens" bis hinauf nach Posen und Ostpreußen ziehen statt der aufsässigen deutschen Bauern polnische Landarbeiter in die leeren Räume der großen Güter. Wo einstmals in Rittertagen deutsche Siedler, Bauern und Bürger ostwärts gezogen waren, beginnt nun wieder die leise Unterwanderung der Grenzgebiete durch jene, denen einst das Schwert ihr Land fortgenommen hat: durch Polen, Kaschuben und andere Slawen.
Hundert Jahre später, als Deutschland den Ersten Weltkrieg verloren hat, rächt sich, daß seine östlichen Grenzgebiete umstrittenes Land geworden sind.

IV. Neueste Zeit

1814 | Der Morgen des Gentleman

In seinem luxuriösen Junggesellen-Appartement auf der St. James-Terrasse in Londons vornehmstem Viertel sitzt Mr. Georges Bryan Brummel beim Frühstück. Er trägt den faltigen Morgenmantel aus roter Brokatseide, gehalten von einer Kordel aus grüner, perlendurchsetzter Flechtarbeit, und genießt das übliche „Breakfast" eines Gentleman: gekochtes Huhn in Austernsoße, dazu angeröstetes Weißbrot und ein Glas bernsteinfarbenen Sherry.

Für die damalige Gesellschaft gelten Burgunder und Bordeaux als „armseliges, dünnes, wässeriges Zeug", außerdem ist es schwer für die englischen Herren, französische Weine zu bekommen. Noch immer steht der Kontinent unter der Kontrolle des verfluchten „Bonny", wie man hierzulande Kaiser Napoleon nennt. Aber auch die beliebten schweren Rheinweine und der aus Jerez in Spanien stammende Sherry unterliegen der französischen Blockade. Da jedoch britische Truppen von Portugal aus gegen Napoleon in Spanien operieren, verfügt man reichlich über den dunkelroten Wein aus Porto, den beliebten „Portwein", der sich seitdem in den englischen Haushaltungen sehr eingebürgert hat. Mögen die anderen Portwein trinken: Mr. Brummel verfügt selbstverständlich über teueren geschmuggelten Sherry zum Frühstück.

Wie üblich wurde es gestern im Club von Brookes in der St. James Street wieder sehr spät. Mr. Brummel brachte viele Stunden mit den Lords an den Spieltischen beim „Pharao" oder beim „Macao" zu, ohne auch nur einmal aufzustehen. Große Vermögen wechselten ihre Besitzer. Man plauderte wie gewöhnlich über Gesellschaftsklatsch, würdigte die neuesten modischen Erscheinungen und unterhielt sich über Pferde.

Aber nun hebt ein neuer Tag an, und er will würdig begangen werden.

Das Frühstückszimmer Mr. Brummels ist mit „Empire"-Möbeln eingerichtet — mit jenen Kommoden, Glasvitrinen, ovalen Tischen, leicht geschweiften, samtüberzogenen Stühlen und Sofas, an denen die Stilmerkmale auftreten, die das napoleonische „Empire" oder Reich zusammengetragen hat: die klassisch gedrehten kleinen Säulen und Friese aus Italien, die Zwiebelform russischer Türme, die

Pyramiden aus Ägypten, die Kielbogen Spaniens und die bürgerliche Behäbigkeit deutscher Bürgerzimmer.
Der Butler John steht in Livrée hinter dem Stuhl seines Herrn und bedient ihn lautlos. Als Mr. Brummel, der bereits gebadet hat und dessen glatte Wangen von einer trefflichen Rasur zeugen, nach der Serviette greift und sich die leicht geschminkten Lippen abtupft, will John aus der kristallenen Karaffe Sherry nachschenken. Eine kurze Handbewegung Mr. Brummels verhindert dies jedoch. Das Frühstück scheint beendet zu sein.
„Sir", sagt der Butler mit leichter Verneigung, „Mr. Weston, der Schneider, und die übrigen Lieferanten warten draußen."
„Das hat Zeit, John", erwidert Mr. Brummel. „Erzählen Sie zuerst, was es Aufregendes in London gibt. Wovon spricht man?"
Sofort beeilt sich der Butler, seine tägliche Pflicht zu erfüllen und seinen Herrn über die wichtigen Ereignisse zu unterrichten.
„Sir", sagt er, „wie Sie vernommen haben, hat Lord Spencer einiges Aufsehen erregt, als er gestern früh in merkwürdigem Aufzug seinen Morgenritt im Hydepark gemacht hat. Seine Lordschaft trug eine halbärmelige Jacke ohne die üblichen Rockschöße. Die Gesellschaft ist entzückt über das neue Reitjackett. Ich habe unterdessen durch den Butler Seiner Lordschaft erfahren, wie es zu dieser neuen Mode gekommen ist. Seine Lordschaft kam vorgestern nachts ziemlich voll des guten Portweins vom Club nach Hause, geruhte sich am brennenden Kaminfeuer zu einer letzten Flasche niederzulassen und schlief dabei ein. Als ihn der Butler fand, waren die Rockschöße durch die Glut abgesengt. Anstatt nun den Frack fortzuwerfen, befahl Seine Lordschaft, ihn einfach an der Hüfte zu stutzen, und er erfand so die Reitjacke, die nun das Tagesgespräch der Herren bildet."

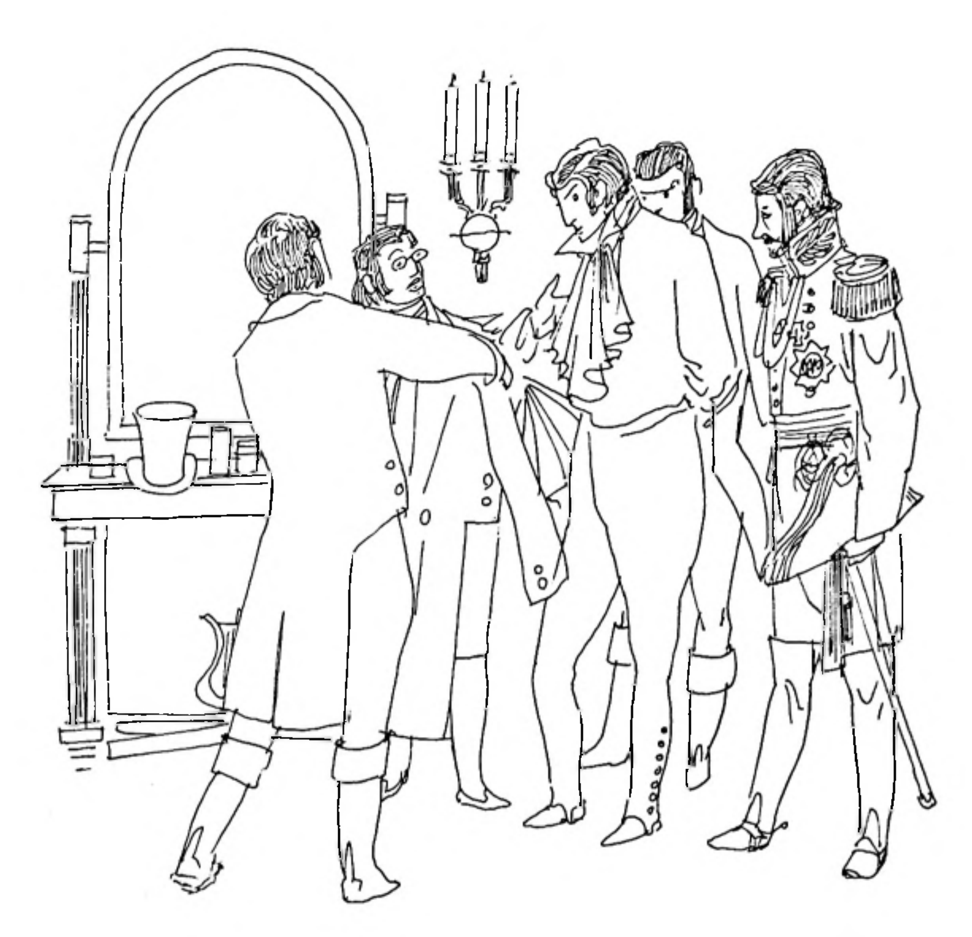
„Der gute Spencer", lacht Brummel. „Er hat es nötig, sparsam zu sein. Er verlor im Club mit den Karten an diesem Abend dreitausend Goldpfund. Man wird wohl das neue Modestück bald ‚Spencer' nennen."
Mr. George Bryan Brummel hat die Mitte der Dreißig überschritten. Der Geburt nach gehört er eigentlich nicht zu den „Gentlemen" der englischen Gesellschaft; denn sein Vater war lediglich der bürgerliche Sekretär von Lord North. Dieser Papa hinterließ Brummel ein großes Vermögen, das den Sohn instand setzte, ein Modenarr, ein Stutzer, ein „Dandy" zu werden. Sein einfallsreicher Geschmack gilt, was Kleidung, modisches Beiwerk, elegantes Auftreten anlangt, in London als Gesetz. Keine Londoner Einladung, keine Festlichkeit, keine sportliche oder gesellschaftliche Veranstaltung kann ohne die Anwesenheit von Mr. Brummel als gelungen bezeichnet werden. Sogar der Prince of Wales verehrt ihn, erklärt ihn offen als Vorbild und versucht ihn nachzuahmen. Wenn irgendeine Veranstaltung geplant ist, setzen die Zeitungen schon im voraus den Namen Brummel an die Spitze der eingeladenen Prominenz.

Ein besonderer Zeitumstand kommt der Liebhaberei Mr. Brummels entgegen. Die zunehmende Industrialisierung hat England zur beherrschenden Macht vor allem in der Textilerzeugung gemacht. Einfärbung, Webmuster und Qualität guter Tuche werden weitgehend von englischen Fabrikanten bestimmt. Deshalb ist es nur natürlich, daß England auch die Herrenmode angibt — in der Damenmode

freilich muß die Insel den mit feinem und eigenwilligem Geschmack geborenen Franzosen den Vorrang lassen.
Und in London wiederum ist es Mr. George Bryan Brummel, der das erste und letzte Wort darüber hat, wie sich ein Gentleman kleidet.
„Sehen wir zu, John", sagt er, „wie unsere Hilfstruppen ihr Geschäft ausgeführt haben! Rufen Sie Mr. Weston und die anderen."
Dienernd drängen die modischen Meister in das Zimmer. Hinter ihnen erscheinen auch schon die ersten vornehmen Freunde Brummels, welche die Auszeichnung genießen, ihm bei der morgendlichen Toilette zuzusehen: Lord Carlisle, General Fitzpatrick, Lord Derby und der romantische Poet Lord Byron.

Die Dandys tragen mit geringen Abwandlungen die Mode, die Brummel gestern noch als „letzten Schrei" vorgeführt hat: nachtblaue Fracks mit polierten Messingknöpfen, weiße Kniehosen mit zarten Garnstrümpfen und auf Hochglanz gewichste Halbstiefel, dazu tief herabhängende Krawatten, die so steif sein müssen, daß man nicht mehr in der Lage ist, auf seine Stiefelspitzen herabzusehen. Selbstverständlich sind sie allesamt mit den leicht konischen Zylinderhüten aus matter Seide ausgerüstet, auf die man neuerdings so stolz ist, daß man sie nicht einmal mehr beim Betreten von Wohnungen oder Lokalen absetzt.
Lord Byron trägt eine schillernde Weste aus Brokat, die ein Vermögen gekostet hat.
„George", ruft er gleich beim Eintreten, „ehrlich gestanden: die Pracht deiner Westen hat mich lange um den Schlaf gebracht. Aber sieh nun! Ist dieses Stück nicht großartig?"
„Nicht übel, mein Poet", lächelte Brummel, der sich lässig erhoben hat.

Mit Befriedigung bemerkt er, daß die Gesellschaft die von ihm verkündete Kunst des Stiefelwichsens und des kunstvollen Waschens und Plättens der Hemden übernommen hat. Die Stiefel spiegeln, die gefältelten und leicht gestärkten Hemden strahlen im hellsten Weiß.
Aber das Interesse des Hausherrn gilt zunächst den Modeschöpfern.
„Ah, Weston", begrüßt er seinen Leibschneider, „lassen Sie sehen, wie man in der Old Bond Street gearbeitet hat."
„Zuerst das Neueste, Sir", erwidert Meister Weston mit verzücktem Augenaufschlag. „Wissen Sie schon, daß man in Bond Street im angesehenen Textilhaus Davidson und Meyer den Kunden neuerdings Stoffe mit folgender Bemerkung vorlegt: *Diesen hat zwar der Prince of Wales gewählt, aber jener ist noch empfehlenswerter, denn Mr. Brummel bevorzugt ihn!*"
„Sie belieben zu übertreiben, Weston. Doch ich bin begierig, die neuen Hosen zu sehen. Haben Sie meine Entwürfe verwirklicht?"
„Es ist wahre Poesie, was Sie gezeichnet haben, Sir", begeistert sich der Schneider. „Sehen Sie selbst: lange, eng dem wohlgeformten Bein anliegende Hosen, die nach unten gamaschenartig, mit einer langen Reihe von Knöpfen an der Außennaht über die Stiefel laufen und durch einen Steg straff gehalten werden."
Mr. Brummel prüft die neuen Beinkleider aus hellgelbem Jersey.
„Das wird einen guten Kontrast zu dem lichtblauen Frack abgeben", sagt er. „Ich bevorzuge diese Form der Pantalons. Die weiten, unten röhrenartig offenen



Hosen, wie sie in Frankreich seit der Revolution Mode sind, haben etwas Pöbelhaftes an sich!"

Mit Hilfe von Butler John und Mr. Weston zieht Brummel, ungeniert durch die Zuschauer, die langen Beinkleider an, nachdem er sich zuerst die Stiefeletten hat anlegen lassen.

„Sehen Sie, meine Herren", erklärt er, „der Gentleman trägt am Vormittag Halbstiefel oder Schaftstiefel, je nachdem, ob er ausfährt, ausreitet oder Besuch macht. Zum Abendanzug gehören selbstredend Halbschuhe. Zur abendlichen Kleidung empfehle ich zudem ausschließlich dunkle Stoffe: schwarz, nachtblau oder ein silbriges Dunkelgrau. Trotzdem treffen wir immer wieder Leute an, die Dandys sein wollen und in Stiefeln und kornblumenblauen oder gar resedafarbenen Röcken zum Ball gehen. Am Abend Kniehosen und Halbschuhe! Tagsüber Pantalons und Stiefeletten!"

„Hör, George", gibt Lord Derby zu bedenken, „mit diesen revolutionären langen Hosen willst du doch nicht im Almack-Club erscheinen? Du weißt, daß man dort vornehmer als die Vornehmsten zu sein pflegt. Sogar der Herzog von Wellington

mußte sich vom Majordomus, Mr. Willis, sagen lassen, als er versuchte, in langen schwarzen Hosen die Treppe zum Ballsaal hinaufzusteigen: *Euer Gnaden dürfen in langen Hosen nicht eintreten!"*

„Du wirst sehen, Bob", lächelt Brummel. „wenn Mr. Brummel erscheint, wird es sich der Almack-Club zur Ehre anrechnen und die lange Hose für gesellschaftsfähig erklären!"

Nun kommt der große Auftritt der Hemdenschneider Filby und Mortimer, die ebenfalls in der Bond Street beheimatet sind. Seit die Dandys den Ton der Gesellschaft angeben, hat die Wäsche große Bedeutung erlangt. Wer nicht pro Woche wenigstens zwanzig Hemden und dreißig Halsbinden verbraucht, kann nicht mehr als vornehm gelten. Da sich auch der Schnitt und die Form der Hemden ständig ändern, hat sich Mr. Brummel etwas ganz Umwerfendes ausgedacht.

Das feingefältelte Hemd, das er nun anlegt, hat einen gestreiften Leinenkragen mit hochstehenden Ecken. Alles ist ganz steif gestärkt.

„O Gott", seufzt Lord Carlisle, „wenn in diesem Aufzug ein junger Mann seinen Papa umarmt, wird er mit Sicherheit zum Vatermörder. Er ersticht ihn ja mit den steifen Ecken . . ."

Alle brechen in Gelächter aus, und der neue Kragen hat fortan seinen Modenamen. Trotzdem finden die „Snobs" die Form großartig.

Endlich legt ein Handschuhmacher seine neuesten Erzeugnisse vor. Mr. Brummel beschäftigt stets zwei Meister, da er behauptet, der eine vermöge zwar Handschuhe zu machen, jedoch benötige er für das Einsetzen der Daumen einen Spezialisten. Auch hier werden feine Unterschiede gemacht: zum Kutschieren trägt man Handschuhe aus Rentierleder, bei der Fuchsjagd solche aus Gemsleder, für den Korso im St. James Park müssen sie aus Biberleder sein, die gewöhnliche Promenade bevorzugt Handschuhe aus feinem Ziegenleder, bei einer Einladung am Abend wären solche aus Hundeleder angebracht, und für Theater und Oper stattet man sich mit Handschuhen aus weißer Seide oder Glacés aus.

Schließlich nimmt Mr. Brummel den neuen Seidenzylinder der Firma Lock and Lincoln aus der St. James Street in Empfang, und Butler John reicht ihm den schwarzseidenen Regenschirm, den sich Brummel über den Arm des lichtblauen Fracks hängt. Denn was wäre ein vom Regen genetzter Mr. Brummel! Er ist es, der den Regenschirm als ein unentbehrliches Beiwerk des Londoner Gentlemans eingeführt hat.

„Kennst du eigentlich die Geschichte von Lord Wellington?" sagt General Fitzpatrik. „Als die Gardetruppen in der Nähe von Bayonne gegen die Franzosen antraten, spazierten die Offiziere an der Front allesamt mit aufgespannten Regenschirmen. Das machte Seine Lordschaft sehr wütend und er erklärte: *Wenn die Herren von der Garde in St. Jamespalast Dienst tun, so mögen sie meinetwegen zu ihrer Uniform Regenschirme tragen. Hier im Kampf wünsche ich nicht, daß die Gentlemensöhne Regenschirme führen, solange die Truppe im Feuer steht. Sie machen sich nur in den Augen der Armee lächerlich!"*

„Man wird sich ändern, General", erwidert Brummel. „Es ist noch keine zwanzig Jahre her, seit ein Mr. Hetherington, der ein Hutmacher war, zum erstenmal mit einen Zylinder auf dem Kopf über die Straße promenierte und verhaftet wurde.

Eine Menschenmenge sammelte sich an, Frauen fielen in Ohnmacht, und Kinder schrien, als gehe die Welt unter. Der Mann wurde unter Androhung einer Strafe von fünfhundert Pfund verwarnt und der anstößige Zylinder eingezogen. Heute, Gentlemen, tragen Sie alle Zylinder."

Mr. Brummel ist nun vollständig gerüstet, sich seinem anstrengenden Tageslauf hinzugeben. Der Butler besprüht ihn noch dezent mit persischem Rosenöl, dann bricht man auf. Auf der Straße vor der St. James-Terrasse wartet der zweispännige „Tilbury", ein leichter, sportlicher Kutschwagen, dessen Polster mit weißem Atlas bezogen und dessen Riemenzeug aus rotem Maroquain-Leder ist. Alle übrigen Herren sind vierspännig vorgefahren, denn sie gehören dem vornehmen „Vierspänner-Club" an; Mr. Brummel übrigens auch, aber er muß immer etwas Eigenes haben. Die Herren vom Vierspänner-Club pflegen sich in der St. Georges Street zu treffen, von wo aus man in langer Kolonne und zum Entzücken der Londoner Bürger zum St. James- oder zum Hyde-Park rollt.

Wenn dieser morgendliche Korso beendet ist, flanieren die Dandys zu Fuß zwischen Bond Street, St. James-Terrasse und den Parks, begrüßen die mit zierlichen Sonnenschirmen ausgerüsteten Damen, plaudern, besehen die Schaufenster der großen Schneider, Hutmacher, Schuhfabrikanten, Juweliere und Modeschöpfer.

Gegen Mittag spaziert Mr. Brummel, umgeben von einem Schwarm Bewunderer, zum vornehmsten aller Clubs: zum Almack. Dieser Club hat sogar von den rund dreihundert adeligen Gardeoffizieren nur acht aufgenommen. Brummel zählt selbstverständlich zu den Auserwählten. Wie vorausgesagt, wagt es Mr. Willis, der Majordomo, nicht, Brummel seiner langen Hosen wegen den Eintritt zu verweigern. Doch er kommt trotzdem nicht zu seinem verdienten „Lunch".

Ein königlicher Kurier erscheint und bittet Mr. Brummel, möglichst sofort nach St. James Palace zu kommen und Seiner Hoheit dem Prinzen of Wales beim Binden der Krawatte zu helfen. Auch wünscht der Thronfolger Englands, unbedingt den neuen Hemdkragen namens „Vatermörder" zu sehen, von dem ganz London bereits aufgeregt spricht.

Und Mr. Brummel ruft seufzend nach seinem „Tilbury".

1827

Beethoven komponiert die IX. Symphonie

Baden bei Wien, Rathausgasse 99.

Ein bürgerliches Zimmer im Biedermeier-Geschmack ist von den Wirtsleuten in jenem Geist der Wohlanständigkeit und Steiflehnigkeit eingerichtet, den das emporstrebende Kleinbürgertum bevorzugt. Schwere Vorhänge sind über Türen und Fenstern drapiert, eine geschweifte Polsterbank und zierliche hochbeinige Stühle umstellen die niedrige Tafel. Nahe dem verhängten Fenster steht das Kla-

vier mit aufgeschlagenem, blinkendem Manual. Stöße von Notenpapier bedecken den Tisch und das Instrument.
Das ist Ludwig van Beethovens Welt.
Er zerrt aus der Rocktasche die Rolle Noten, die er auf seinen ausgedehnten Spaziergängen mit sich zu führen pflegt, wirft das breite Zimmermannsblei, mit dem er schreibt, achtlos beiseite und setzt sich ans Klavier.
Es ist gespenstisch wie er komponiert! Als vor einigen Jahren seine Taubheit noch nicht so weit vorangeschritten war, hat er sich als Hilfsmittel einen Holzstab zwischen die Zähne geklemmt und die Schwingungen vom Klavier damit aufgenommen. Jetzt nützt auch das nicht mehr viel. Umsonst sind auch die Hörapparate, die ihm ein Freund gebaut hat.
Wenn er am Klavier sitzt und seine Kompositionen spielt, geschieht das in brausendem Fortissimo oder unhörbar, sofern er ein zartes Piano zu geben meint. Zwar schlägt er die Tasten an, doch kein Ton erreicht ihn. Die Musik spielt sich ganz in seinem Innern ab.

Seit zwölf Jahren hat Beethoven keine Symphonie mehr komponiert. Aber nun schreibt er seit Wochen an seiner „Neunten".
In diesen Tagen hat er sich zur Entscheidung durchgerungen, wie er sein Werk beschließen und krönen wird. Der Gedanke eines leidenschaftlich gesteigerten Finales hat ihn überfallen. Diese Symphonie wird das Bekenntnis seines persönlichen Lebens, seine „Faust-Dichtung" sein, und sie wird in ihrem Finalsatz zur beglückten Verkündigung eines Triumphes, den die Menschlichkeit über alle Wirrnisse hinweg errungen hat.
Ludwig van Beethoven, der soviel gelitten und gekämpft hat, sagt den Menschen, wie sich der Geist aus Nacht und Not zur unsterblichen Freiheit emporhebt. Der taube Schöpfer der „Freudensymphonie" bringt die Botschaft eines lebenswerten Daseins.

Erfüllt von der Klarheit, wie sie nur die seltene, begnadete Stunde schenkt, beginnt Beethoven zu spielen. Noch einmal ziehen die Bilder der Vergangenheit, ziehen sein Leben und seine Zeit an ihm vorüber.
Beethovens Leben beginnt in Düsternis und Not. Der Vater ist ein der Trunksucht verfallener, armselig besoldeter Tenorist; die Mutter kommt aus dem Dienstbotenstand. Mit vier Jahren wird Beethoven ans Klavier gezwungen. Mit elf gehört er dem Theaterorchester an, mit dreizehn ist er Organist. Niemals hat er eine Kindheit wie andere Menschen.

In früheren Jahren geht die geliebte Mutter von ihm. Mit siebzehn ist Ludwig Familienoberhaupt, verantwortlich für Erziehung und Unterhalt der Geschwister. Das Gehalt des herabgekommenen Vaters wird ihm ausgehändigt. Inmitten aller Sorgen erblüht seine erste Liebe: Leonore von Breuning, deren Musiklehrer er ist. Aber es ist eine hoffnungslose Verehrung.
Beethoven geht nach Wien, kämpft sich hinauf, bis sein körperliches Leiden beginnt: das Schwinden seines Gehörs. Für einen Musiker, sollte man meinen, das Ende. Seine sich steigernde Taubheit trennt ihn bald von Freunden und Geliebten. Einsamkeit ist fast alles, was ihm das Leben läßt.
Verloren in sein Phantasieren, ahnt Beethoven nicht, daß sich unten auf der Gasse

die Bürger gesammelt haben und den Klängen lauschen. Sie flüstern und tuscheln und deuten zu den Fenstern der Wohnung hinauf, wo der verrückte „Kompositeur“ haust.
Man ist hier in Baden wohl unterrichtet, daß dieser Ludwig van Beethoven die Gunst des Erzherzogs Rudolf und anderer Fürstlichkeiten genießt, wennschon er ein armer Schlucker geblieben ist.

Schatten steigen auf und versinken: Gesichter, die er einst geliebt hat, die alt und runzelig geworden sind. Hinter allem Menschlichen steht unerbittlich der Verfall. Mit kühnen Hoffnungen hat er einst als Jüngling den Anruf der Freiheit begrüßt, der aus Frankreich kam. Die Große Revolution war wie ein Morgenrot über dem alten Europa aufgegangen. Napoleon hatte die Fackel aufgenommen und Feuer in die Herzen geworfen: die französischen Truppen kamen auch nach Deutschland. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und Menschenwürde — aber was ist geblieben? Durch die Hauptstädte Europas schleichen heute die Spitzel der Reaktion. Die Kerker sind voll von jungen Idealisten; die Freiheit seufzt wie eh und je unter den Ketten fürstlicher Tyrannei und die Republik ist tot.
Ist Menschenwerk nur Wahn? Wofür sind die Helden von Lodi und Leipzig gestorben? Wozu hat ein Ludwig van Beethoven sein Freiheitslied in der Oper „Fidelio“ oder das begeisternde Heldenlied seiner „Eroica“ geschrieben?

Mit wildem Aufschrei beginnt der vierte und letzte Satz der Neunten Symphonie. Rezitative der Bässe erinnern noch einmal an die Hauptgedanken der vorausgegangenen Themen. Endgültig scheint die Hölle der Verzweiflung auszubrechen. Das Chaos hebt sein Schlangenhaupt.

Jetzt mußt du bekennen, Beethoven, nun ist die Stunde da, das Ergebnis deines Lebens zu bedenken und den Menschen zu sagen, was du ihnen verkünden willst! Untergang oder Erlösung! Sinnlosigkeit oder Sinnerfülltheit des Daseins!
An dieser Stelle der Symphonie tritt eine plötzliche, fast erschreckende Stille im Orchester ein. Die Entscheidung bereitet sich vor: jetzt muß sie kommen. Lange hat Beethoven mit sich gerungen, ehe er vom gewohnten Bau der Symphonie abzuweichen wagte; ehe er sich entschlossen hat, das entscheidende Bekenntnis zum Leben nicht durch Instrumente, sondern durch menschliche Stimmen, durch das gesungene Wort sagen zu lassen.
Aber nun weiß er, wie er die Symphonie seines Lebens enden wird.
In kurzen Andeutungen intonieren die Oboen und Fagotte, die Celli und Kontrabässe das Thema der Ode an die Freude. Ganz allmählich nehmen es die übrigen Instrumente auf. Ein Solobaß stimmt an: *O Freunde! Nicht diese Töne — sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudenvollere!*
Da brechen die Strahlen hervor: Unendlicher Jubel setzt ein. Ein Männerchor beginnt: Freude! Freude!
Der Vorsänger fällt mit Schillers herrlichen Versen ein:

> Freude, schöner Götterfunken,
> Tochter aus Elysium,
> Wir betreten feuertrunken,
> Himmlische, dein Heiligtum.
> Deine Zauber binden wieder,

Was die Mode streng geteilt.
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt ...

Das also ist der Schluß seines Lebens: das selige Jubeln des gütigen, freudvollen Menschen, der an das Gute, an die Freiheit, an die Zukunft glaubt! Freude — trotz allem, was gewesen; Freude — trotz aller Rückschläge, trotz Reaktion, trotz Not! Freude an der schönen, unvergänglichen Gotteswelt, am Leben, am Schaffen; Freude, die aus tiefstem Glauben quillt!

Das ist sein Vermächtnis, sein Bekenntnis. Posaunenstöße kündigen diesen Höhepunkt an.

Seid umschlungen Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt,
Muß ein lieber Vater wohnen!

So mündet alles aus seinem armseligen und doch so reichen, seinem mit Qual und Verzicht erfüllten Dasein in Gott, der Leid und Schmerzen des Menschen mit gütiger Hand hinwegnimmt. Gewaltig tönt diese Verkündigung aus den brausenden Chören:

Ihr stürzt nieder, Millionen,
Ahnest du den Schöpfer, Welt?

In dieser seligen Stunde weiß der taube und einsame Beethoven, daß auch das Drohen der Gegenwart, vor dem sich die Fürsten und Völker fürchten, daß alle leidvolle Unruhe der Zeit Anrufe Gottes in eine höhere Zukunft sind.

Das Ewige wird ihm beglückende Gewißheit. So endet in Jubel und Triumph seine Neunte Symphonie.

*

Im schon anhebenden Frühjahr 1827 wirft eine Lungenentzündung Ludwig van Beethoven aufs Krankenlager. Am 26. März liegt der große Komponist von 3 Uhr nachmittags bis nach 5 Uhr röchelnd im Todeskampf. Da fährt ein heftiger, von Donnerschlag begleiteter Blitz hernieder und erleuchtet grell das Sterbezimmer. Vor Beethovens Haus liegt Schnee. Nach diesem unerwarteten Naturereignis öffnet Beethoven noch einmal die Augen, hebt die rechte Hand und blickt starr, mit geballter Faust, einige Sekunden lang mit sehr ernster und drohender Miene in die Höhe ...

Als er schweigend die erhobene Hand wieder aufs Bett sinken läßt, schließen sich seine Augen zur Hälfte ...

Die Freunde, die sein Lager umringen, lauschen vergeblich auf Atemzüge, einer beugt sich tief herab und horcht an der Brust. Doch kein Herzschlag ist hörbar. Der Kampf Beethovens ist zu Ende gekämpft.

Eine nach Tausenden zählende Menschenmenge gibt anderntags dem Toten das letzte Geleit zur Feier im Hof des „Schwarzspanierhauses". Mitglieder der italienischen Oper singen; Aristokraten, Bürger, Offiziere schreiten hinter dem Sarge. So wälzt sich ein langer Trauerkondukt zum Tor des Währinger Friedhofes bei Wien.

Und ungeachtet, bleich und schon vom Tode gezeichnet, geht unter den Leidtragenden auch Franz Schubert: ein Musiker und Tonschöpfer von Gottes Gnaden, wie Ludwig van Beethoven.

1830 | Mehr Brot für mehr Menschen

René Adolphe Graf Renesse, ein Herr anfangs der Dreißiger, ist zu jung gewesen, die napoleonischen Kriege mitzumachen. Zwar von hohem Adel, gehört er jedoch zu jener unruhigen Generation, die alles umstürzen und ändern will. So verbrachte er die ersten Jahre der Metternichschen Reaktion auf Reisen und mit dem Studium aller modernen Errungenschaften. Nach Deutschland zurückgekehrt, besucht er einen alten Freund seiner Familie, der seit einem Jahrzehnt die Leitung der in Hohenheim bei Stuttgart neueröffneten Landwirtschaftlichen Hochschule übernommen hat: den etwa achtundsechzigjährigen Johann Nepomuk Schwerz.

Das geschieht gegen Ende 1829: In England zeigen sich eben die ersten Ansätze einer Gewerkschaftsbewegung: die Schiffsschraube ist erfunden worden, Versuche mit dem ersten Elektromotor laufen, und dem deutschen Chemiker Wöhler ist außer der Gewinnung des Aluminiums zum erstenmal die künstliche Darstellung eines „organischen" Stoffes, nämlich der Harnsäure, gelungen.

Der alte Schwerz stammt aus der Zeit vor der Großen Revolution und vor den napoleonischen Umwälzungen. Er hört sich die stürmischen, fortschrittsbegierigen Ansichten der jungen Leute mit allen Vorbehalten an.

„Wie ich schon sagte, lieber Schwerz", nimmt Graf Adolphe das Gespräch wieder auf, „komme ich eben aus England. Dort sprach ich mit dem berühmten Wirtschaftswissenschaftler Thomas Robert Malthus. Der beweist unwiderleglich, daß die Hauptgefahr für die Menschheit die Überbevölkerung ist. Arbeitslose, hungernde Massen belagern die Städte, füllen die Elendsviertel und schaffen soziale Probleme. Die Bevölkerung Europas hat sich zwischen 1700 und 1820 verdoppelt: von rund 110 Millionen auf 220 Millionen. Es ist abzusehen, daß man nicht mehr genug Nahrungsmittel wird erzeugen können. Nur noch Seuchen und Kinderkrankheiten bremsen die hemmungslose Vermehrung der Menschen. Bald wird die neue Medizin aber auch hier Schutzmittel schaffen. — Was bleibt dann der Weisheit letzter Schluß?! Malthus sagt: *Kannst du deine Kinder nicht ernähren, dann sei so anständig und setze sie nicht erst in die Welt! Wir brauchen Geburtenbeschränkung und staatliche Geburtenkontrolle.*"

Johann Nepomuk Schwerz ist ein sympathischer Herr mit beinah weißem Haar und der gesunden Gesichtsfarbe eines Mannes, der den größten Teil des Tages im Freien zubringt. Er sitzt seinem ehemaligen Zögling gegenüber und lacht über dessen Eifer.

„Mit diesem Aufruf werden Sie wenig Erfolg haben, lieber Graf! Da müssen wir schon andere Wege suchen, um mehr Brot für mehr Menschen zu gewinnen. Weswegen, glauben Sie, studieren unsere jungen Leute Landwirtschaft heute wie eine Wissenschaft?"

„Verehrter Papa Schwerz, bedenken Sie doch, wie rasch sich die Bevölkerung vermehrt. Da kommt die Landwirtschaft nicht mehr mit. Malthus wird recht behalten. Sie werden es noch erleben."

Dann geht Graf Adolphe auf andere Dinge ein. Er spricht davon, daß eine neue,

umstürzende Zeit angebrochen sei, in der man den Mut aufzubringen habe, mit dem Althergekommenen, mit Vorväterwirtschaft und überliefertem Brauchtum zu brechen. Der Gott der Zukunft heiße: ratio, Vernunft.

„Langsam, langsam, lieber Graf!" unterbricht Schwerz. „Wenn man nach neuen Wegen sucht, sollte man wohl überlegen, was am Alten gut und brauchbar gewesen ist, und nicht das Kind mit dem Bad ausschütten. Ich denke jetzt vor allem an mein Fachgebiet, die Landwirtschaft. Nicht alle althergekommenen Übungen der Bauern sind nur Ausgeburten einer finsteren, unaufgeklärten Zeit. Auch die Regeln der Landwirtschaft sind gewachsen wie Pflanzen und Tiere, unter einem bestimmten Klima, auf einem bestimmten Boden. Sie sind ein Stück Natur und historisch begründet."

„Aber Papa Schwerz", entrüstet sich der Graf, „ist denn die ganze Zeit von Aufklärung und Revolution spurlos an Ihnen vorübergegangen? Hat uns nicht Voltaire gelehrt, alle Erscheinungen dieser Welt natürlich zu erklären? Rief nicht Rousseau die Menschheit zurück zur Natur? Erklären uns nicht die Gelehrten und Dichter, daß die größtmögliche Glückseligkeit der größtmöglichen Zahl von Menschen Ziel alles Strebens sei? Allein das Praktisch-Nützliche darf unserer Mühe wert sein. Deshalb sollten wir uns von allen verschwommenen Gefühlen lösen: von Vorurteilen, Wunderglauben, Brauchtum und Großväterwirtschaft. Ich war bei Albrecht Thaer auf der landwirtschaftlichen Akademie zu Möglin bei Berlin. Er sagt, Landwirtschaft sei ein Gewerbe wie jedes andere, sie müsse nach rein vernünftigen Grundsätzen und wie ein Geschäft betrieben werden. Produktionssteigerung, Gewinn, Qualitätsverbesserung sind die Aufgaben. Bauerntum muß Wissenschaft werden oder untergehen."

„Das ist interessant, lieber Graf. Thaer ist ja die erste deutsche Berühmtheit der neuen Landwirtschaftslehre. Erzählen Sie! Thaer muß ja inzwischen schon ziemlich alt geworden sein."

„Er ist ein paar Jahre jünger als Goethe. Als man übrigens in diesem Sommer seinen 75. Geburtstag feierte, hat der große Alte von Weimar in schönen Worten Albrecht Thaers Lebenswerk gefeiert. Ich selbst war vergangenen Herbst in Möglin und habe die berühmt gewordene Versteigerung der Schafherde miterlebt. Sie wissen, lieber Schwerz, daß Thaer in seinem Bestreben, die Landwirtschaft auf eine wissenschaftlich-kaufmännische Grundlage zu stellen, Merinoschafe aus Frankreich eingeführt und nach langjährigen Zuchtversuchen mit den verschiedensten Arten 1820 einen Schafbock erzielt hat, der allen Anforderungen der gewünschten Rasse entsprach: das feinwollige Fleisch-Milchschaf. Vergangenes Jahr verkaufte er in Möglin 160 Böcke und 194 Mutterschafe. Damit begann in Deutschland endlich eine gezielte Züchtung und eine wirtschaftlich überdachte Schafwirtschaft. Aber das ist nur ein Beispiel von vielen!"

„Ich sehe schon, Graf", lächelt Schwerz, „Sie scheinen entschlossen, Ihre Güter erst zu übernehmen, wenn Sie das Geschäft gründlich studiert haben. Und was bringen Sie außer der Kenntnis der Schafzucht aus Möglin noch mit?"

„Ich verdanke Thaer sehr viel. Er hat den Kartoffelbau endlich durchgesetzt, wendet sich sogar der Zuckergewinnung aus verbesserten Rübensorten zu, seine kleine Fabrik in Möglin baut verbesserte Ackergeräte. Berühmt ist geradezu sein

neuer Tiefenpflug, der die Scholle in den Grundschichten aufreißt und wendet, ganz zu schweigen von der Erkenntnis der Fruchtwechselwirtschaft."
„Nun ja, das hat man ja inzwischen begriffen, daß man nicht ein und dieselbe Frucht jahrelang auf einem Boden anbauen kann. Ebenso ist es einfach aus Mangel an unbegrenzten Feldern unmöglich geworden, eines von drei Feldern alle drei Jahre brachliegen zu lassen, damit es sich erholt. Die verbesserte Fruchtwechselwirtschaft hat Thaer übrigens weitgehend der englischen Literatur entnommen. Man hat nun erkannt, daß Knollenfrüchte, Klee, Rüben die Erde mit den Stoffen anreichern, die ihr der Getreideanbau entzieht."
Vom Vorplatz herein hört man Schritte und Stimmen. Eine Lehrgangsgruppe von Bauern- und Gutsbesitzersöhnen kehrt von einer Feldbesichtigung zurück und diskutiert laut. Durch ein halboffenes Fenster vernimmt man immer wieder die Worte: Humus, Kohlenstoff, Stickstoff, Pflanzennahrung.
„Hören Sie, Papa Schwerz?! Ihre eigenen Schüler tragen Thaers Gedanken durch Ihr Haus. Sie setzen sich offenbar mit der neuen Humustheorie auseinander."
„Was glauben Sie denn, Graf, daß wir hier betreiben? Natürlich forschen auch wir, selbstredend beschäftigen wir uns mit allen modernen Gedanken. Eben jetzt habe ich mit meinen Landwirtschaftsschülern das Buch eines Thaer-Schülers namens Thünen durchgenommen, der auf seinem Mecklenburger Gut sitzt. Thünen untersucht die rein volkswirtschaftliche Lage der Landwirtschaft."
„Und zu welchem Ergebnis kommt er?"
„Er sagt, je weiter ein landwirtschaftlicher Betrieb von seinen Märkten entfernt liege, um so extensiver solle die Wirtschaft sein, das heißt: sie solle sich um so weniger mit personellem und materiellem Aufwand belasten. Denn intensive Bebauung, Qualitätswirtschaft rentiere sich nur bei niederen Transportkosten zu den städtischen Märkten."
Der junge Graf seufzt.
„Die Probleme der Gutsherrschaft mehren sich. Früher standen die Gutsuntertanen zur Verfügung. Jetzt sind die Bauern fast überall aus der Gutsuntertänigkeit befreit, man braucht Landarbeiter, bezahlt Löhne, und die Unkosten steigen."
„Lieber Graf", sagt der alte Herr und legt dem Jüngeren die Hand auf den Arm, „trauern Sie den Zeiten der Leibeigenschaften und Gutsuntertänigkeit nicht nach. Sie sind doch ein aufgeklärter Mann! Bald schon wird Ihnen der technische Fortschritt an Stelle der verlorenen Leibeigenen und Gutsuntertanen in Gestalt neuer Maschinen zur Verfügung stehen. Man hört von Versuchen mit neuen Mäh- und Sämaschinen, die Dampfmaschine betreibt schon die ersten Dreschmaschinen. Wie mir ein Freund aus Amerika schreibt, konstruiert dort ein gewisser McCormick eine kombinierte Erntemaschine, die das Getreide mähen, dreschen und gleich in Säcke abfüllen soll. Aber Sie brauchen gar nicht so weit zu gehen. Seit 1819 betreibe ich hier in Hohenheim mit meinem Freund Heiler zusammen eine kleine Fabrik für Ackergeräte. Sehen Sie sich nur unseren verbesserten Hohenheimer-Pflug an, den ich nach dem Muster des Brabanter-Pfluges gebaut habe: Eisen statt Holz, Tiefenwirkung und Schollenkrümelung — das sind die Grundsätze meines Pfluges."
„Sehen Sie, Papa Schwerz", triumphiert der Graf, „der Fortschritt marschiert, die

‚ratio' siegt, es geht prächtig voran! Ich glaube mit dem Philosophen Hegel an die Zwangsläufigkeit des Fortschrittes und daß sich höhere Freiheit des Menschen und Vernunft als eigentliche Ziele der Weltgeschichte verwirklichen müssen. Wir gehen herrlichen Zeiten entgegen."

„Ach, wie inkonsequent, lieber Graf!" lacht der alte Schwerz. „Ich habe Sie doch eben davon unken hören, daß die Menschheit an ihrer eigenen Vermehrung ersticken wird? Und können Sie mir sagen, wie Sie auf die Dauer unsere begrenzten Äcker zur ‚Vernunft' überreden wollen, immer die gleichen oder besser noch höhere Erträge für immer mehr Menschen zu bringen, ohne sich zu erschöpfen? Die Frage heißt: wie kann man auf der kleinen Bodenfläche, die bisher zwanzig Millionen Deutsche ernährte, künftig vierzig oder gar sechzig Millionen mit Brot versorgen? Sehen Sie einen Weg?"

Aber der Graf schweigt.

1835 | Zwischen Nürnberg und Fürth

Der 7. Dezember 1835 ist ein kühler Wintertag, graue, tiefe Wolken ziehen über die spitzen Giebel Nürnbergs. Die Kaiserburg liegt wie verschleiert im dunstigen Morgenlicht. Aus den Fenstern hängen Fahnen in den bayrischen und fränkischen Farben. Eine unübersehbare Menschenmenge wogt um den girlandengeschmückten Bahnhof der „Ludwigsbahn". Die Tribünen der Ehrengäste sind dicht besetzt. Die Herren des Direktoriums haben sich dorthin begeben, wo der erste Zug steht. Die Lokomotive faucht und dampft. Militär hält allzu Neugierige fern.

Auf der Maschine wartet in Frack, Zylinder und weißen Handschuhen der englische Lokomotivführer Wilson. Sein Heizer Johann Georg Hyronimus schaufelt mit wichtiger Miene Kohlen aus dem Tender. Auch der Bahnsteigbeamte mit blauer Schirmmütze und roter Abfahrtsflagge ist bereit. Der Regierungspräsident von Franken, Ritter von Stichauer, der die Eröffnung im Namen der abwesenden Majestäten vornehmen wird, unterhält sich mit Johannes Scharrer, dem Schöpfer und Vorkämpfer der „Ludwigsbahngesellschaft". Der Präsident trägt Galauniform: gelbe Kniehosen, weiße Seidenstrümpfe und Schnallenschuhe, den goldbortierten, ordensbesetzten blauen Frack und den Zweispitz; dazu den Degen.

Die übrigen Herren — Paul von Denis, der Erbauer der Bahn, Platner, der Direktor, Bürgermeister Binder von Nürnberg und Herr von Bäumen, der Bürgermeister von Fürth — sind in feierlichem Schwarz erschienen. Aktionäre und Honoratioren, die mit ihren Damen gekommen sind, verneigen sich auf den Tribünen, wenn einer der würdigen Amtsträger vorübergeht. Man sieht die neuesten Moden, hermelinverbrämte, weitschwingende Röcke und Kiepenhüte mit kühnen Straußenfedern und Bandgarnituren.

„Man kann Ihnen zu diesem Tag gratulieren, Direktor Scharrer", sagt der Regierungspräsident liebenswürdig. „Es ist vornehmlich Ihr und Direktor Platners Verdienst, daß die Eisenbahngesellschaft zustandegekommen ist."

„Es war bei Gott keine Kleinigkeit, die Viertelmillion Aktienkapital zusammenzubringen", seufzt Direktor Platner, der nebenbei auch Kammerabgeordneter und Kaufmann ist. „Aber Exzellenz mögen glauben, daß die Hauptschwierigkeiten jetzt erst beginnen."

„Sie haben den Aktionären zwölfeinhalb Prozent Dividende versprochen", sagt Bürgermeister Binder scherzend. „Vergessen Sie nicht, daß auch ich ein Aktionär bin."

Platner wehrt ab.

„Die Unkosten, meine Herren! Sehen Sie den Dampfwagen dort, der mit roten Rädern, blitzendem Messing und grünem Rumpf bunt wie ein Pfau dasteht! Er hat uns 850 Pfund Sterling gekostet, das sind rund siebzehntausend Gulden, vom Transport ganz zu schweigen. Von England herüber ist es ein weiter Weg, und die Herren wissen, was sie fordern können. Den Wagenlenker Wilson haben sie uns gegen fünfzehnhundert Gulden Jahresgehalt geliehen — das sind dreihundert Gulden mehr, als der Erste Direktor verdient."

„Immerhin, mein lieber Platner", ermuntert Regierungspräsident von Stichauer, „ein Anfang ist gemacht, und wir hoffen, daß Scharrers Voraussage in Erfüllung geht und bald aus der Nürnberger Ludwigsbahn ein bayrisches Eisenbahnnetz wird."

Scharrer zieht zweifelnd die Schultern hoch.

„Damit sieht es vorläufig recht übel aus, Exzellenz. Alle Verhandlungen über die Durchquerung größerer Länderstrecken stoßen immer wieder auf ein Gestrüpp von Privilegien, politischen Einwendungen und privaten Interessen. Die Thurn- und Taxis'sche Postverwaltung besteht auf einem Privileg aus der Zeit Karls V., das ihr ein Verkehrsmonopol gibt, und sträubt sich gegen die Eisenbahn. Die Wiener Hofburg unterstützt diese Haltung."

Die Herren geraten in eine rechtswissenschaftliche Debatte über die Schwierigkeiten des Grunderwerbs, die Ablösung der Postlinien und die Paßschwierigkeiten des Reiseverkehrs zwischen den deutschen Ländern.

Bürgermeister von Bäumen hat unterdessen den Bahnbauer Paul von Denis in ein Gespräch gezogen. Die technischen Daten der Bahn interessieren ihn. Seltsam erscheint ihm vor allem das Maß von 1435 Millimeter für die Spurweite der Gleise. Warum man gerade diese Weite gewählt habe? Herr von Denis weiß nur, daß dies die Spur der aus England bezogenen Maschinen ist. „Fragen Sie Mister Wilson!"

Der Lokomotivführer spricht kein Wort Deutsch. Da aber Denis längere Zeit in England gelebt hat, macht er den Dolmetscher.

„Das kann ich Ihnen erklären, Sir", sagt Mr. Wilson, als er die Frage begriffen hat. „Die Spurweite geht auf den Erfinder der Eisenbahn und den Erbauer der ersten Linie Darlington—Stockton, Mr. George Stephenson, zurück. Als er seine erste Bahn baute, schrieb ihm die englischen Behörde die Spurweite der Postkutschen vor: genau fünf Fuß. Das gab Konstruktionsschwierigkeiten bei der Unter-



bringung der beiden Zylinder innerhalb der Räder, und so erhielt er endlich die Erlaubnis, die Spur um achteinhalb Zoll zu erweitern. Nach deutschem Maß sind das insgesamt genau 1435 mm."

*

Ringsum herrscht das bunte Treiben des festlichen Volks. Die Blicke wandern immer wieder von den Ehrengästen zu dem fahrbereiten Dampfroß und der Wagenreihe hinüber. Die rauchende, ein wenig unheimlich aussehende Lokomotive, die nach Art der Postkutschen gebauten offenen und geschlossenen Coupés in frisch lackiertem Gelb: das ist alles ein sehr ergiebiges Gesprächsthema.

„Wenn das so weitergeht", meint ein würdiger alter Herr, „so ist der Weltuntergang nicht mehr fern. Ich habe mit Fachleuten gesprochen, die ganz entschieden die Meinung vertraten, durch den Lokomotivenrauch würden die umliegenden Felder unfruchtbar, die Hühner könnten vor Schreck keine Eier mehr legen, und weidende Pferde und Rinder müßten tobsüchtig werden."

„Lieber Herr", mischt sich eine Nachbarin ein, „nicht nur das Vieh. Die Menschen werden verrückt, die da mitfahren! Ich fürchtete mich zu Tode, mit so etwas zu kutschieren."

„Da haben Sie ganz recht", ruft ein kleiner Schreiber. „Das Bayrische Medizinalkollegium hat ein Gutachten erstellt, daß der Luftzug bei der wahnwitzigen Geschwindigkeit von 35 Stundenkilometern die Fahrgäste ersticken müsse. Übrigens wird die Reibung der Räder alles in Brand setzen. Aus Sicherheitsgründen sollte man drei Meter hohe Bretterzäune rechts und links neben der Bahnstrecke aufrichten."

„Unsinn!" lacht ein gut gekleideter Herr. „Niemals hat das Bayrische Medizinalkollegium so etwas testiert. All diese Gerüchte sind Erfindungen der Fuhrleute und Kutschenverleiher, die sich vor der Konkurrenz fürchten. Auch in Sachsen bauen sie eine Bahn zwischen Leipzig und Dresden, und in Berlin arbeitet man an der Strecke nach Stettin. Im Rheinland ist eine Eisenbahngesellschaft gegründet worden."

„Lauter preußische Einführungen", schimpft ein Altbayer, „genau wie dieser Zollverein, der uns den ausländischen Handel als Konkurrenz auf den Hals geladen hat."

„Hören Sie, Herr Nachbar", wendet sich ein Student, der sein schwarz-rot-goldenes Burschenband offen auf der Weste trägt, an den Dicken. „Sie wollen doch hoffentlich nicht im Ernst behaupten, daß die Deutschen jenseits der bayrischen Grenzpfähle Ausländer sind?"

„Ich schon", murrt der Dicke, „wenn's ums Geschäft geht."

Doch ehe es zum politischen Streit kommt, lenkt der Festplatz alle Augen auf sich. Der örtliche Gesangverein intoniert einen feierlichen Chor. Regierungspräsident von Stichauer hebt die Hand — das Zeichen zum Einstieg für die Ehrengäste. In Reisekleidung, mit Proviant, Taschen und Schirmen besteigen die Herren und Damen unter lautem Hallo die eisernen Kutschen zur ersten Fahrt. Eifrig machen die Zeitungskorrespondenten Notizen. Die Presse aus aller Welt ist durch Journalisten vertreten.

Der Berichterstatter des „Stuttgarter Morgenblattes" beschreibt in seiner Zeitung die Lokomotive und die Abfahrt. Der Bericht erscheint an einem der nächsten Tage:
„Auf den Achsen von Vorder- und Hinterrädern wie ein anderer Wagen ruhend, hat sie mitten zwischen diesen zwei größere Räder, und diese sind es, welche die Maschine eigentlich in Bewegung setzen. Wie — läßt sich zwar ahnen, nicht aber sehen. Zwischen den Vorderrädern erhebt sich, wie aus einem geschlossenen Rauchfang, eine Säule von ungefähr 15 Fuß Höhe, aus welcher sich der Dampf entladet. Zwischen den Vorder- und Hinterrädern erstreckt sich ein gewaltiger Zylinder nach den Hinterrädern, worin sich der Herd und der Dampfkessel befinden, welcher von einem zweiten, angehängten, vierräderigen Wagen aus mit Wasser gespeist wird.

Der Wagenlenker läßt nach und nach die Kraft des Dampfes in Wirksamkeit treten. Aus dem Schlot fahren nun die Dampfwolken in gewaltigen Stößen, die sich mit dem schnaubenden Ausatmen eines riesenhaften Stiers vergleichen lassen.

Die Wagen sind dicht aneinandergekettet und fangen an, sich langsam zu bewegen. Bald aber wiederholen sich die Ausatmungen des Schlotes rascher und die Wagen rollen dahin, daß sie in wenigen Augenblicken den Augen der Nachblikkenden entschwunden sind . . ."

1840 | Am Abend in der guten alten Zeit

Rot leuchtet der westliche Himmel. Flache Wolkenbänke schwimmen am abendlichen Firmament. Die Türme und Giebel Münchens stehen als scharfgeschnittene Silhouetten davor.
Auf der Schwabinger Landstraße rollen ein paar verspätete Heuwagen, und ein Trupp rußiger Arbeiter trottet müde stadteinwärts. Sie kommen von dem seit 1837 in der Hirschau bestehenden Eisenwerk des Unternehmers Joseph Anton von Maffei. Sie gehen mit hängenden Schultern und klappernden Holzpantinen. Ihr Weg ist weit: jeden Tag von der Hirschau bis nach Haidhausen hinaus, wo sie in niedrigen, dumpfen Häusern wohnen. Für sie gibt es keinen Widerstreit von Klassizismus und Romantik wie für die Künstler, kein freundliches und gemütliches München wie für die Bürgersleute. Ihr Arbeitstag dauert von früh sieben bis abends sieben. Der Lohn ist gering, man kennt weder Vorsorge für Krankheit oder Invalidität noch Altersrenten. Die abweisenden Blicke der vorübergehenden Bürger sprechen immer wieder davon, daß man den „Tagwerkern" oder „Fabrikgesellen" wenig wohlgesonnen ist. Hat nicht König Ludwig I. selber die Äußerung getan:
Ich halte nichts von der Industrie, in der eine Menge Arbeiter eine Seele und Körper verkümmernde Lebensweise führen!

Aber auch jene ärmlich gekleideten grauen Wesen, die man jeden Tag durch die Stadt gehen sieht, sind zu einem Teil Münchens geworden. Vor den Gasthäusern der inneren Stadt warten die Botenfuhrwerke, sind die Gäuwagen der Bauern aufgereiht, und aus den Kellern der Brauereien hallt das Lärmen fröhlicher Zecher. Da prüft mancher Arbeiter die paar Kreuzer in seiner Tasche und tritt für eine „Stehmaß" in den Garten oder in die „Schwemme".
Zu dieser abendlichen Stunde füllen sich auch die Kaffeehäuser. Da die Luft mild und warm ist, sitzt man bei Tambosi, unter den Arkaden am Hofgarteneingang, im Freien.
Das ist ein von Künstlerhand geschmücktes Kaffeehaus mit allen Vorzügen. Tambosi ist das Gesellschaftshaus der jungen Leute. Dort kann man jederzeit die ausgezeichnetsten Schauspieler und Musiker, die vorzüglichsten Maler und Literaten, Studenten, vornehme Offiziere, interessante Fremde, die besten Karten- und Billardspieler kennenlernen ...
Vor dem Büfett unter den Kastanienbäumen des Hofgartens, wo nicht geraucht werden darf, stehen grüne Tischchen ...
Diese und andere Notizen kritzelt Herr Daxenberger, der die Zeitschrift Münchner hundert und eins herausgibt, in sein Büchlein. Im Hofgartenpavillon spielt die Militärmusik, unter den Kastanien promenieren Pärchen.

Der kleine „Finessen-Sepperl" im langen, kaftanartigen Mantel, eine rote Haube auf dem geierhaften Kopf und einen mit erbettelten Leckerbissen gefüllten Korb am Arm, schwirrt hin und her und steckt den kichernden Mädchen Briefe zu, die ihm ein fescher Leutnant oder ein Herr Studiosus zur Bestellung übergeben hat. Auch die schöne Regine Daxenberger mit ihrer Freundin Veverl kommt durch das Hofgartenportal. Die beiden tragen weite, faltige Röcke, eng verschnürte, kettchenbehangene Mieder mit eingesteckten Spitzentüchern und zierliche Hauben. Einen Schleier hat die schöne Regina nicht mehr.
„Jessas, der Herr Vater!" wispert sie erschreckt der Freundin zu. „Da drüben sitzt er und schreibt! Wo jeden Augenblick Gebetläuten sein kann! Der darf mich net sehn!"

Schnell verschwinden die beiden in Richtung Englischer Garten. Dort gibt es die schönsten Wege zwischen duftenden Wiesen, alten Baumgruppen und Gebüschen im Abendwind. Ein solcher Naturpark ist der genaue Gegensatz zu den Gartenkünsten der französischen Schloßherren: hier haben weder Baumscheren, noch Lineal gewirkt, es gibt keine beschnittenen Hecken und geometrischen Blumenbeete, sondern nur die Natur. Dieser Gartenstil, den der Engländer Thompson, der spätere Graf Rumford, in München eingeführt hat, entspricht dem durch die Revolution befreiten Menschen.

Die beiden Mädchen eilen einen Kiesweg entlang. Viele Bürger sind noch unterwegs. Vom Chinesischen Turm vernimmt man Musik. Die Münchner sitzen bei Lampionbeleuchtung im Freien und trinken ihr Bier. Auf einer künstlichen Anhöhe erhebt sich der zierliche Griechentempel, Monopteros genannt, den König Ludwig zum Gedenken an Graf Rumford hat errichten lassen. Zwischen den schwarzen Baumkulissen leuchtet der Kleinhesselohersee.
Doch das alles ist der kleinen Regine Daxenberger gleichgültig. Sie hat keine

Augen für die Schönheit dieses Stadtparks und auch nicht das geringste Gefühl der Dankbarkeit für die Weitsicht der Fürsten und Architekten, die München schon Anno 1812 einen „General-Linienplan" beschert und die weiträumige, durch Grünflächen unterbrochene Anlage der neuen Viertel gesichert haben. Angestrengt späht Regine zum Monopteros hinauf und seufzt erleichtert, als sie im Dämmerlicht die silberblitzende Uniform ihres Chevauleger-Leutnants erkennt und das leise Klirren von Säbel und Sporen vernimmt. Nach einer kurzen Begrüßung, bei der die Freundin verlegen danebensteht, ruft die kleine Daxenbergerin: „Du, Ludwig! I muß dir ganz was Wichtiges sagen! Heut bin ich im Hofgarten dem König begegnet, und er hat gesagt, er läßt was von sich hören. Da Herr Vater meint: gewiß läßt er mich für die Schönheitsgalerie malen."

Der Leutnant ist davon keineswegs erbaut, er streicht erregt seinen flaumigen Backenbart und brummt etwas davon, daß das Gemaltwerden für die Schönheitsgalerie nicht für alle Modelle gefahrlos gewesen sei und daß man Gott dafür danken müsse, daß König Ludwig nun immerhin Mitte der Fünfzig und deshalb ein wenig gesetzter geworden sei. Ehe es zu ernsteren Meinungsverschiedenheiten kommt, tönen die Abendglocken von der Stadt her: das Gebetläuten. Da heißt es für jede ehrbare Jungfer, nach Hause eilen, und auch die Regine und das Veverl machen sich auf den Weg.

Vater Daxenberger ist unterdessen vom Tambosi aufgebrochen und hat sich würdigen Schrittes hinüber zum Dultplatz (dem heutigen Maximiliansplatz) begeben, wo das „Englische Kaffeehaus" steht. Aus den hell erleuchteten Räumen tönt der laute Gesang der Akademiestudenten, die hier ihr Hauptquartier haben. Die Wände des „Englischen Kaffeehauses" sind mit Trophäen und Dekorationen vergangener Künstlerfeste geschmückt. An den runden Marmortischen sitzen gedrängt die backenbärtigen, langlockigen Maler, Bildhauer und Dichter mit ihren Samtbaretten. Manch einer pafft eine lange Tabakspfeife. Blaue Schwaden hängen im Lokal. In einer Ecke hat sich, finster blickend und abgesondert, der Züricher Maler Gottfried Keller niedergelassen. Er betrachtet den lauten Trubel kritisch. Herr Daxenberger, der als Pressemann überall dabei sein muß, ist eingeladen worden, an der heutigen Vorbesprechung für ein Fest teilzunehmen. Er ist neugierig, ob es sich um eines der üblichen Landfeste in der Menterschwaige oder um einen Maskenzug im königlichen Hoftheater handeln wird.

Da die jungen Leute noch immer singen, nimmt Daxenberger Platz und nützt die Zeit für Notizen. Er schreibt in seinem Artikel, daß unter dem streng katholischen Ministerium Abel die Lebensstimmung in München ernster geworden und daß es gewagt sei, ein Fest in historischen Kostümen zu unternehmen, wie etwa vor ein paar Jahren, als die Künstler den Einzug Kaiser Maximilians zu den Nürnberger Meistersingern veranstaltet haben.

Jetzt erhebt sich der junge Maler Karl Piloty, ein Schüler des Professors Schnorr von Carolsfeld, gebietet Ruhe und beginnt zu sprechen. Gottfried Keller ruft laut nach der Kellnerin, bezahlt und verläßt das Lokal. Gleichzeitig mit ihm ziehen einige der Piloty-Gruppe abgeneigte Landschaftsmaler aus: Eduard Schleich, Bernhard Stange und der malende Apotheker Karl Spitzweg, den sie wegen seines piekfeinen Anzugs spöttisch den „Schneider" nennen. Das fröhliche Trio mar-

schiert zum Fladhaus an der Ecke Pfandhausstraße, wo Karl Spitzweg als Untermieter im Dachstübchen wohnt. Vermutlich werden sie dort weiterfeiern.
Langsam wird es dunkel in den Gassen. Die Bürger ziehen die hölzernen Fensterläden zu und zünden Öllampen oder Kerzen an. Der Herr Vater hat Zipfelmütze oder Käppchen aufgesetzt, den geblümten Schlafrock angelegt und im Ohrenbakkenstuhl Platz genommen. Er wartet darauf, daß ihm hilfsbereite Töchter die meterlange gebogene Pfeife stopfen und mit dem Fidibus anzünden. Die Frau Mutter steht schon am Herd und kocht die Abendsuppe.
Draußen in der Stadt veröden die Straßen, weil ein ordentlicher Mensch um das Einbrechen der Dunkelheit nach Hause eilt. Die Laternenanzünder gehen mit ihren Leitern und Stangen um, begrüßen die Nachtwächter, die schon mit Säbel und Spieß durch die Gassen streifen. Sie werfen mißbilligende Blicke zu dem hellerleuchteten Dachfenster des Malers Spitzweg hinauf, aus dem lauter Gesang über alte Giebel, Blumenkästen, Hinterhöfe bis zu den schwarzen Schatten der Türme dringt.
Ganz in der Nähe Spitzwegs wohnt auch der Akademiestudent Gottfried Keller. Im Licht seiner modernen „Moderateurlampe" kritzelt er ein Gedicht in sein „Schreibbuch". Es handelt von München:

„Ein liederliches, sittenloses Nest
Voll Fanatismus, Grobheit, Kälbertreiber,
Voll Heil'genbilder, Knödel, Radiweiber . . ."

Einige Häuserblocks von Keller und Spitzweg entfernt schreibt der Ministerialsekretär Franz Xaver Gabelsberger, der Erfinder der Stenographie, einen Brief an einen Freund in Wien: wie man ihn lange wegen seiner Kurzschrift verlacht habe, nun aber langsam anerkenne. Er berichtet, daß er heute im Findelschen Weinhaus in der Dienerstraße mitten unter eine hochnäsige Beamtenschaft geraten sei. Zuerst habe man den einfachen Sekretär kaum beachtet, ja sogar wegen seiner Stenographie ausgelacht, als sich jedoch herausstellte, daß er trefflich zur Gitarre singen könne, sei man ihm fast um den Hals gefallen und habe seine Erfindung höchlichst gelobt.

*

Viele Lichter brennen nun hinter den Fenstern der Stadt.

Vor dem königlichen Hoftheater am Max-Joseph-Platz lodern die Pechpfannen. Kürassiere bilden hoch zu Roß Spalier, und eine Schar Neugieriger säumt die Auffahrt, wo die vergoldeten Kutschen des Adels und der Hofgesellschaft anrollen, wo Lakaien die wappengeschmückten Schläge aufreißen und Herren und Damen in prächtigen Abendtoiletten aussteigen. Die ganze Front des Theaters, die einem antiken Tempel gleicht, strahlt von Fackeln und Kerzenlicht. Heute abend findet eine „Benefizvorstellung" für die Hofschauspielerin Cramer statt, die fünfzig Jahre lang auf den Brettern agiert und noch die Zeiten vor der Revolution erlebt hat, als ein Komödiant nicht einmal die „Bürgerlichen Ehrenrechte" besaß.

Man gibt „Die Jäger" von Iffland. Auch der König hat sein Erscheinen zugesagt. Der prächtige Raum des Hoftheaters ist überfüllt. Hoch oben im letzten Rang, in der „Schusterbubenloge" sieht man auch den unvermeidlichen „Professor der unentdeckten Wissenschaften", ein bekanntes Münchner Original.

Alle Blicke richten sich auf die Königsloge, die mit roten Vorhängen verhangen ist. Dann werden zwei livrierte Hoflakaien sichtbar, welche die roten Samtvorhänge zurückschlagen. Gleich darauf betritt König Ludwig I. im schwarzen Frack, einen Ordensstern auf der Brust, die Loge. Rauschend erhebt sich das gesamte Parkett, das Publikum nimmt grüßend Front zur Königsloge.
Die Vorstellung wird ein begeisternder Erfolg. Nachher geben sich die Bühnenkollegen und Künstler noch ein Fest in dem von den Münchner Künstlern und Dichtern so gern besuchten Gasthaus „Zum Grünen Baum" an der Isarlände, wo die Tölzer Flößer anlegen, gleich neben der neuen Ludwigsbrücke. Hier sitzen Isarwinkler Holzknechte neben Akademieprofessoren, Studenten neben Grafen und der König inmitten von Poeten, Schauspielern und Künstlern. Das Geschäft blüht so, daß König Ludwig ausruft: „Bei Gott, da möcht' man gleich Grünbaumwirt sein!"

Um 1840

Wissenschaft für die Äcker Europas

Es gibt nur einen Weg", hatte er mit fünfzehn Jahren in sein Tagebuch geschrieben, „wie man den Geheimnissen der Natur auf die Sprünge kommt: man muß alles ausprobieren, Versuche und immer wieder Versuche machen."
Justus Liebig, der Sohn eines kleinen Farben- und Lackfabrikanten aus Darmstadt, weist sich durch dieses Wort als echter Sohn eines neuen, in Fortschritt, Wissenschaft und Naturforschung verliebten Zeitalters aus. Wenn der Gymnasiast vergangener Tage vielleicht mit Begeisterung die lateinischen Klassiker las, so findet man Liebig jede freie Minute in der selbst eingerichteten Werkstatt. Er nimmt Chemikalien mit auf sein Zimmer und verbringt Abende und halbe Nächte wie einer der alten Goldmacher am winzigen Feuer mit Dosen, Mörsern und Mischgläsern. Es gelang ihm mit dreizehn Jahren, Knallquecksilber herzustellen, das dann prompt explodierte und einen Teil des Hausdaches mitnahm.
Aber er schreibt auch bereits ernsthafte Arbeiten über chemische Versuche und erhält mit sechzehn die Erlaubnis, an der Universität Naturwissenschaften zu studieren. Doch in Bonn und Erlangen sitzen noch alte Herren, die mehr über Chemie philosophieren, als sich praktischen Versuchen zuzuwenden. So geht Liebig nach Paris, wo er in Professor Thénards Laboratorium arbeitet. Es zeigt sich, daß er der geborene Forscher ist und bei einem Besuch des berühmten Alexander von Humboldt fällt er so sehr auf, daß ihn dieser an den ebenfalls weltbekannten Gelehrten Gay-Lussac empfiehlt. Wieder veröffentlicht der junge Mann aufsehenerregende Arbeiten.
Da er im Ausland einen guten Namen besitzt, steht die Universität Gießen nicht an, ihn mit kaum einundzwanzig Jahren als Hochschullehrer zu berufen. Als erstes setzt Justus Liebig an der Universität den Bau eines modernen Laboratoriums durch.

Jetzt steht er in Beziehungen zu allen großen Naturwissenschaftlern. Besonders sympathisch ist ihm Friedrich Wöhler, der selber mit kaum siebenundzwanzig Jahren das Verfahren gefunden hat, aus Tonerde Aluminium herzustellen, und der ein Jahr später zum erstenmal einen „organischen" Stoff, die Harnsäure nämlich, aus Mineralien erzeugt hat. In einem Brief an Wöhler schreibt Justus Liebig:
Alles, was die Wissenschaft heute tut, was sie schafft und neu entdeckt, erscheint mir unbedeutend gegenüber dem, was der Landwirt erzielen kann . . . denn erst der Fortschritt der Landwirtschaft lindert Not und Sorge der Menschen . . .
Diese Stelle hat Wöhler aufhorchen lassen. Er will sich selbst von dem Tun und Treiben des jungen Kollegen überzeugen und sucht ihn in Gießen auf.

*

Ein großer, durch sehr hohe Fenster erhellter Raum ist durch lange Holztische in Gänge untergeteilt. An den Wänden stehen vielfächerige Regale und Schränke mit Glastöpfen, Porzellandosen, Reagenzgläsern und Kolben. Destilliervorrichtungen und Mörser, Tongefäße und Körbe mit Mineralien oder Erden verstellen den Platz. Dazwischen drängen sich die Studenten. Spiritusflammen brennen und alles mögliche dampft und zischt.

Als Friedrich Wöhler unter der Tür steht und das Stimmengewirr vernimmt, begreift er, daß sein Kollege Liebig inzwischen europäischen Ruf genießt: französische, englische, italienische und russische Laute mengen sich mit deutschen. Offensichtlich bedeutet ein Arbeitsplatz am Gießener Labor für jeden jungen Chemiker das höchste Ziel.

Sagt man nicht, die Putzfrauen müßten allabendlich die fleißigen Studenten aus den Räumen jagen, um saubermachen zu können? Aus diesem Versuchsraum ist schon manche neue Entdeckung in die Welt hinausgegangen, und mancher Gelehrte hat hier den Grund zu seinen späteren Leistungen gelegt.
Überall stehen Schalen mit Erdproben. Offenbar ist eine breitangelegte Bodenuntersuchung im Gang.
Doch wo ist Professor Liebig selbst?
Wöhler fragt einen Studenten, der eben Tropfen in ein Glas abzählt.
„Der Herr Professor ist meist nur noch eine Stunde am Nachmittag bei uns", lautet die Antwort. „Er arbeitet an einer neuen Sache in seiner Bibliothek."
So sucht Wöhler den Kollegen in den stilleren Bereichen der Privatbücherei und findet Justus Liebig, wie er hinter einem Berg von Arbeitsunterlagen an seinem Schreibtisch eifrig Notizen auswertet. Liebig trägt einen talarartigen Hausmantel. Das hagere, scharf geschnittene Gesicht ist von Falten durchzogen, das braune Haar liegt voll über der hohen Stirn.
Nach der Begrüßung erklärt Liebig, warum er die bisherigen Arbeiten hintangestellt und Wöhler keine Antwort mehr gegeben habe.
„Ich schreibe an einem neuen Werk. Es wird heißen: ‚Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie.' Es beschäftigt sich also mit einer der dringlichsten Fragen der Gegenwart, nämlich mit der Pflanzenernährung."
„Schön und gut", meint Wöhler, „aber Sie vernachlässigen darüber manches gemeinsame Anliegen."



Professor Liebig wehrt heftig ab.
„Ich schrieb Ihnen schon, wie ungemein wichtig mir meine jetzigen Arbeiten sind. Ich bin überzeugt, daß es für die Wissenschaft augenblicklich kein dringlicheres Problem gibt als den Fortschritt der Landwirtschaft. Deshalb bin ich entschlossen, verehrter Herr Kollege, den Bauern mit den Waffen der Chemie zuhilfe zu kommen."
„Darüber haben sich viele den Kopf zerbrochen. Es gibt ganze Bibliotheken, und heute sind sich die Fachleute wohl einig, daß Pflanzen eben fetten Humus brauchen, der letztlich durch die Fäulnis pflanzlicher Stoffe entsteht."
„Das sagen die Theoretiker, lieber Wöhler, Leute, die nur geistig spekulieren. Ich aber schließe anders: wenn die Pflanzen sich vom Humus ernähren, wie ernährten sich dann die ersten Pflanzen? Sie konnten doch noch gar keinen Humus vorfinden, wenn der Humus erst durch Verwesung pflanzlicher Stoffe entsteht. Man muß sich umsehen in der Natur. Dann stößt man beispielsweise auf die Meeresalgen, die manchmal bis zu hundert Fuß lang werden und auf völlig nacktem Fels-

gestein sitzen. Humus gibt es dort nicht. Und wie erklärt es sich, daß Pflanzenasche, in der doch durch das Feuer alle organischen Stoffe zerstört sind, so vorzüglich düngt?"
Jetzt ist Wöhler aufmerksam geworden.
„Sie schließen sehr scharfsinnig, Herr Kollege. Wenn ich recht verstehe, so lehnen Sie die Thaersche Auffassung ab, daß Pflanzen nur fertige organische Stoffe aufnehmen. Sie denken offenbar daran, daß sie ihren Körper aus den chemischen Bestandteilen von Luft, Erde und Wasser selbst zusammensetzen und aufbauen?"
Liebig nickt lebhaft.
„Genau das ist es. Ich setze gegen die Humustheorie meine Mineraltheorie. Kohlenstoff nimmt die Pflanze nicht in Form verwester, organischer Humusstoffe auf, sondern aus dem Kohlendioxyd der Luft, das durch die grünen Blätter aufgesogen wird. Wasserstoff und Sauerstoff gelangen durch das Wasser in die Pflanze. Stickstoff – sehr wichtig für die Ernährung der Pflanze – entnimmt die Wurzel meist der Salpetersäure oder dem Ammoniak der Erde. Daneben, habe ich festgestellt, spielten Phosphor, Kalzium und andere Mineralstoffe eine Rolle, und alle sind in den verschiedensten Erden enthalten."
Er schöpft Atem und beginnt dann zu dozieren.
„Sehen Sie, Wöhler: seit Jahrhunderten bebaut man in Europa immer die gleichen Felder. Seit die Bevölkerung so sehr zunimmt, sät und erntet man sogar pausenlos und hat die ‚Brache' eingestellt. Der Boden wird damit zu ständiger Höchstleistung gezwungen. In wenigen Jahrzehnten sind unsere Äcker erschöpft, ausgelaugt und werden nur noch kärgliche Ernte tragen."
„Sie sehen zu schwarz, Kollege. Schließlich düngt man die Felder und hat den Fruchtwechsel erfunden."
„Man düngt, gewiß. Die Bauern fahren Stallmist, Jauche, Kompost und ähnliches auf den Acker. Ich habe gelesen, daß es in China schon Märkte für Menschenkot gibt, den man topfweise verschachert. Soll es bei uns auch so werden? Woher soll man die notwendigen Massen von Stalldünger nehmen, um Jahr für Jahr Rekordernten zu erzielen?"
Friedrich Wöhler zuckt die Achseln und meint, da sei auch er überfragt. Aber schon fährt Justus Liebig fort.
„Wir wollen aus unseren ausgeplünderten Äckern Brot für immer neue Millionen holen. Und wir können es, Wöhler! Wir können nämlich im Labor feststellen, welche Mineralstoffe jede Pflanzensorte besonders nötig hat. Und diese Stoffe, die eigentliche Pflanzennahrung, können wir in unseren Fabriken herstellen, sie aus den Kalilagern, den Kalkgruben, aus der zermahlenen Schlake der Hochöfen gewinnen. Wir werden die Erde künstlich mit den mineralischen Stoffen anreichern, die bisher nur so ungefähr durch den Stallmist hineingelangten. Auf solche Weise wird selbst der magerste Boden reiche Frucht tragen."
Friedrich Wöhler springt auf und gibt ehrliche Bewunderung zu erkennen.
„Bei Gott", ruft er, „Ihr Gedanke könnte die Nahrungssorgen der Völker ein für allemal beseitigen! Neue, größere Ernten kämen aus den Fabriken."
„Durch die mineralische Düngung, Herr Kollege", lächelt Justus Liebig.

Im Jahre 1840 erscheint Liebigs Buch. Seine Lehre ist einleuchtend, durch Versuche bewiesen und schenkt der Landwirtschaft den „Stein der Weisen". Aber es genügt nicht, einfallsreich und genial zu sein. Selbst die umwälzendsten Ideen stoßen zunächst auf den Widerstand, ja die leidenschaftliche Ablehnung derer, die am Alten festhalten, die es nicht ertragen, daß andere und gar Jüngere klüger und fortschrittlicher sind als sie. Wer Rang, Titel und Amt besitzt, läßt sich nicht allzu gern geistig überholen.

Haben nicht die hochgelehrten Physiker seinerzeit den Entdecker der Berührungselektrizität, Luigi Galvani, als „Froschtanzmeister" verspottet? Über den Erfinder des Dampfschiffes, Robert Fulton, sagten die Gelehrten, er werde eher zum Mond, als mit „angewärmtem Wasser" übers Meer fahren. Der große englische Dichter Walter Scott hatte die Einführung der Gasbeleuchtung durch den Deutschen Friedrich Winzer in London mit den Worten begrüßt: „Nur ein Verrückter kann daran denken, Straßen mit Rauch zu beleuchten!" Und den Vorkämpfer des deutschen Eisenbahnwesens, Friedrich List, hatten Beamte, Professoren und gelehrte Gutachter in den Selbstmord getrieben.

Warum sollte es dem Mann, der den Äckern Europas neue Kraft geben wollte, anders ergehen?

Der Ordinarius in Gießen, Professor Zimmermann, ist schon lange neidisch auf den jüngeren Kollegen. Jetzt sperrt er ihn aus dem Labor aus. Fachleute und Pressemänner verhöhnen den Mann, der aus Schlacke, Mineralsalz und Phosphatstaub letztlich Brot gewinnen will. Aber alle Bosheit, Narrheit und Engstirnigkeit vermögen den Fortschritt nicht aufzuhalten. Die Praktiker, die Geschäftsleute, die Landwirtschaftsexperten nehmen die Sache in die Hände.

Aus dem Streit um Justus Liebig wächst ein neuer Zweig der Wissenschaft empor: die Ackerbauchemie. Landwirtschaftliche Versuchsstationen entstehen, und schon 1851 gründet Emil Wolff in Möckern, nahe Leipzig, eine erste „Kunstdüngerfabrik". Er war einst Schüler und Mitarbeiter des alten Schwerz in Hohenheim gewesen.

Nun hat sich erfüllt, was der Alte von Hohenheim einmal hoffte: die Wissenschaft ist der schwer ringenden Landwirtschaft zuhilfe gekommen.

1847

Wacht auf, ihr Knechte der Maschinen!

Die düstere Pariser Seitengasse empfängt nur spärliches Licht von der Gaslaterne an der Ecke. Eine breitschultrige, in einen schwarzen Radmantel gehüllte Gestalt huscht, sich vorsichtig umblickend, zur Hintertür der Redaktion von „Revue du progrès", der fortschrittlichen, sozialistischen Zeitung. Der abendliche Besucher hämmert an das vergitterte Milchglas der Tür, die sich sogleich öffnet.

„Hier herein, Monsieur", flüstert der kleine Mann, der offenbar auf das Zeichen gewartet hat. „Redakteur Blanc ist schon beunruhigt."

Das Büro ist von einigen „Moderateurlampen" hell erleuchtet, die Fensterläden sind dicht geschlossen. Louis Blanc, der Redakteur und Historiker, springt vom Schreibpult auf und geht dem Besucher mit ausgebreiteten Armen entgegen.

„Es ist gut, Francois", sagt er zu dem Türsteher. „Beziehen Sie ihren Posten wieder, wir erwarten noch einen zweiten Herrn."

Dann wendet er sich dem geheimnisvollen Besucher zu, umarmt ihn und ruft: „Willkommen, Karl Marx! Ich hoffe, die falschen Papiere, die ich Ihnen nach Brüssel geschickt habe, verhalfen Ihnen zu einer glatten Reise. Man hat Sie hoffentlich nicht beobachtet, als Sie hier eintraten. Die Geheimpolizei bespitzelt nämlich unsere Redaktion."

Karl Marx ist eine stämmige, nicht allzu große Erscheinung. In seinem schwarzen Rock, mit der gestärkten Hemdbrust und der schwarzen Halsschleife, dem breitrandigen Künstlerhut wirkt er fast wie ein Professor. Über dem energischen, etwas breiten Gesicht wölbt sich die hohe Stirn. Mund und Wangen sind von einem schwarzen Vollbart bedeckt, das lange Haar liegt wellig über den Ohren. Dieser Karl Marx wurde 1818 als Sohn eines jüdischen Rechtsanwaltes zu Trier geboren, trat jedoch schon mit sechs Jahren zum Protestantismus über. Er studierte in Bonn und Berlin Philosophie, wollte eigentlich Hochschullehrer werden, aber die reaktionären Behörden nahmen Anstoß an der jüdischen Herkunft und den demokratischen Gesinnungen des jungen Mannes. So übernahm Marx die Redaktion der „Rheinischen Zeitung" in Köln. Da er auch in dieser Zeitung aufrührerische, für den Geschmack der Behörden allzu fortschrittliche Meinungen vertrat, wurde er ausgewiesen und kam nach Paris, wo er die Bekanntschaft Louis Blancs machte.

Hier trat Marx in Beziehung zu einer von deutschen, demokratischen Flüchtlingen gestifteten Vereinigung, die sich „Bund der Gerechten" nannte. Zusammen mit anderen Geheimgesellschaften hatten diese Leute am 12. Mai 1839 einen Aufstand gegen die korrupte Herrschaft des „Bürgerkönigs" versucht. Die französischen Rädelsführer waren zum Tode verurteilt, in lebenslange Haft genommen oder in Zuchthäuser geworfen worden; die deutschen Emigranten wurden ausgewiesen oder abgeschoben. So war auch Karl Marx nach Brüssel geflohen. Frankreich betrat er nun vermummt, mit gefälschten Papieren und heimlich bei Nacht. In Louis Blanc besaß er einen Gesinnungsgenossen, der nach wie vor in seiner Zeitung für sozialistischen Fortschritt eintrat. Er ist zurückgekehrt, um Blanc mit seinem neuen Mitstreiter Friedrich Engels bekannt zu machen und einige Pläne zu besprechen.

„Ist dieser Engels, von dem Sie mir schreiben", sagt Louis Blanc, „der berühmte Verfasser des Buches ‚Die Lage der arbeitenden Klasse in England'?"

Marx nickt.

„Sie werden ihn sehen, Blanc. Wir sind lediglich aus Sicherheitsgründen getrennt marschiert. Er muß gleich da sein. Ein großartiger Kopf! Er ist mein Auge für die Wirklichkeit; denn wie Sie wissen, neige ich immer wieder dazu wie ein Professor zu denken. Aber einem Menschen wie Engels begegnet man selten."

„Sie schwärmen, Doktor Marx."
„Nein, nein. Ich habe ihn kennengelernt: vollblütig, von eiserner Gesundheit und Kraft, ein prächtiger Fechter, Reiter, Jäger und Schwimmer, dabei ein Virtuose an Zeiteinteilung und Energie. Sie könnten meinen, er sei ein preußischer Gardeleutnant oder ein englischer Lord."
„Wenn es dieser Engels ist", wendet Louis Blanc ein, „dann wundere ich mich. Ist er nicht der Sohn eines reichen rheinischen Textilfabrikanten, ein ehemaliger Burschenschaftler und Waffenstudent? Wie kommt er da ins Lager der Sozialisten?"

„Einfach aus Leidenschaft, aus Mitleid, wenn Sie wollen. Seine Familie hat ihn nach Manchester, in die Gegend wüstester industrieller Ausbeutung des Menschen, geschickt, damit er die Methoden erlerne. Doch unser Freund Engels hat sich nur empört, hat sein Buch geschrieben und ist Sozialist mit allem Feuer einer gerechten Seele geworden."
Draußen an der Hintertür pocht es: ruhige, sichere, etwas herrische Schläge. Friedrich Engels ist gekommen.

*

Die drei Männer in der Redaktionsstube geraten sofort in heiße Debatten, wie sie ihr gemeinsames Anliegen — die Schaffung gerechterer, sozialer Verhältnisse — vorantreiben können. Louis Blanc spricht wieder von seiner Lieblingsidee. Er meint, der Staat selber müsse von sich aus die menschliche Gesellschaft neu ordnen und Wirtschaft und Arbeit besser organisieren. Darauf erwidert Engels sehr temperamentvoll:
„Darin, Monsieur, irren Sie. Wer ist denn dieser Staat, auf den Sie hoffen, wenn nicht eine Vereinigung der Ausbeuter: der Bund der Fabrikanten, Bankiers und Profitjäger. Bei uns im deutschen Schlesien haben die aufständischen Weber vor ein paar Jahren ein Lied gesungen, das den Kern der Sache trifft:

Ihr Schurken all, ihr Satansbrut,
Ihr höllischen Kujone,
Ihr freßt der Armen Hab und Gut,
Und Fluch wird euch zum Lohne!

Nein, Herr Redakteur, das ist der Kampf, den eine Klasse von Menschen gegen eine andere führt: die Ausgestoßenen gegen die Besitzenden, die Unterdrückten gegen die Ausbeuter — und damit gegen den Staat."
Jetzt fällt auch Karl Marx ein. In seiner etwas professoralen Art holt er weit aus. Er wendet sich an den Historiker Louis Blanc.
Zuerst stellt er die Frage, warum denn niemals eine erfolgreiche soziale Revolution von größerem Ausmaß stattgefunden habe, obschon die vergangenen Tage der offenen Sklaverei, der Leibeigenschaft, der Bauernfron noch viel ungerechter gewesen seien als die gegenwärtige Ausbeutung des Proletariats. Trotzdem seien alle Erhebungen im Keim erstickt oder blutig niedergeworfen worden.

„Die Entwicklung, Blanc", sagt Marx, „der Fortschritt der Weltgeschichte muß alles ändern und mit Notwendigkeit zu einem besseren Ergebnis, zu mehr Freiheit führen. Bedenken Sie, daß in rund fünftausend Jahren Weltgeschichte die Menschheit keinerlei Fortschritte hinsichtlich des Verkehrswesens und der Energieerzeugung gemacht hat. Immer waren es Pferde- oder Menschenkraft, Rad,

Segel und Ruder, Wasser- oder Windkraft. Dann aber haben wir plötzlich mehrere Sprünge nach vorn getan: die Dampfmaschine war die erste, nicht an einen bestimmten Ort gebundene Kraftquelle, das Kanalsystem in Belgien, England und Frankreich ermöglichte den Massengütertransport, und schon besitzen wir ein Eisenbahnnetz für raschen Verkehr. Zum erstenmal in der Geschichte ist es möglich Hunderttausende von Menschen auf kleinstem Raum zu konzentrieren, Industriegebiete zu schaffen, deren Bevölkerung durch Zufuhren ernährt und durch schnellen Warenumsatz wirtschaftlich am Leben gehalten werden kann. In diesen Industriegebieten versammeln die Ausbeuter brodelnde Armeen von Proletariern."

„Umso schlimmer", wendet Louis Blanc ein. „Das Elend türmt sich zu Gebirgen."

„Umso besser", hält Engels dagegen. „Denn in diesen zusammengeballten Massen werden sich die paar Köpfe finden, die aus Masse das schaffen, was die Ausbeuter längst besitzen: eine Organisation nämlich. Haben die Bürger nicht auch ihre wohlgeordnete Polizei, ihre Verwaltung, ihre in Bataillone und Regimenter gegliederten Soldaten? Nun denn, ihr Sozialisten! Schafft euch aus den Arbeitermassen das gleiche Machtinstrument: organisiert euch! Erwacht, ihr Knechte der Maschinen! Gründet Zellen, Ortsgruppen, eine Partei und eine weltumspannende Organisation, und ihr werdet mit den Tyrannen von gestern ganz anders reden können als bisher, wo sie euch leicht zu Paaren trieben!"

Louis Blanc ist etwas blaß geworden. Langsam schüttelt er den Kopf.

„Aber, Monsieur, wissen Sie, was das bedeutet? Sie erheben den Bürgerkrieg zum Programm und reden der rohen Gewalt das Wort. Aus Klassenkämpfen erwächst nichts als der Untergang aller."

Karl Marx versucht einzulenken, indem er davon berichtet, wie er und Engels in Brüssel bereits eine revolutionäre Organisation gegründet haben, wie sie kürzlich in London gewesen seien, um sich mit dort bestehenden anarchistischen Gruppen zusammenzuschließen. Nun sollte die Organisation auf Frankreich ausgedehnt werden. Darum bittet Marx den französischen Redakteur, ihn zu einer Geheimversammlung der Pariser Sozialistenvereinigungen zu bringen. Louis Blanc sagt zu, und die beiden Besucher verabschieden sich.

Als sich die Tür hinter Karl Marx und Friedrich Engels geschlossen hat und sie wieder auf der finsteren Gasse stehen, wendet sich Marx an den Freund.

„Was hältst du von ihm? Ist er wirklich ein Sozialist oder muß man ihn zur Bourgeoisie rechnen?"

Engels lacht und reckt sich kampflustig.

„Sozialist mag er schon sein. Aber ich fürchte, mit der milden Gesinnung eines Bittstellers wird er demnächst Minister werden."

*

In den verbotenen Pariser Emigrantenklubs gibt es viele Strömungen sozialistischen Denkens. In den Köpfen schwirren teils phantastische Weltverbesserungspläne, teils Ideen der Nächstenliebe. Man erörtert die Einrichtung von Konsumvereinen, die Gründung von Arbeiterbasaren und den Bau von menschenwürdigen Fabriksiedlungen. Die einen wollen das Geld, als die Ursache aller Ausbeutung, abschaf-

fen und es durch „Arbeitsgutscheine" ersetzen; andere setzen alle Hoffnung auf den Fortschritt der technischen Wissenschaften.
Im „Bund der Gerechten", der trotz aller Polizeispitzel und Verbote immer noch besteht, prallen die Meinungen hart aufeinander. Engels hält einen Vortrag über die Lage der englischen Industriearbeiter. Er schildert die Elendsviertel, die zwölfstündige Arbeit in Bergwerken, Textilsälen, Walzwerken, die Ausnützung selbst der Frauen und Kinder und das raffinierte Lohnsystem, das den Arbeitssklaven für Miete, Kantinenessen und Werkzeug wieder alles abnimmt, was sie sauer erarbeitet haben.
Schließlich kommt er zu der These, die „Kapitalisten" und der von ihnen beherrschte Staat gaben niemals freiwillig etwas von ihren Vorrechten ab und ließen auch nie die Güter der Erde ohne Kampf gerechter verteilen.
Er verficht die Notwendigkeit einer gewaltsamen Revolution: einer proletarischen Erhebung, die aber gut organisiert sein müsse.
„Wollen Sie uns ins Zuchthaus bringen?" ruft ein Arbeiterführer dazwischen. „Wissen Sie, wo unsere verhafteten Genossen sind? Nein, wir müssen auf den Sieg der Vernunft warten, und ich wollte, wir hätten bereits die Arbeitshäuser des Staates, die Basare, die Konsumgenossenschaften."
„Ja", höhnt Engels, „und die Schlafmützen, die euch das bürgerliche Wohlanständigkeitskomitee liefern wird! Ich beantrage, darüber abzustimmen, ob wir dem ‚Bund der Kommunisten' beitreten wollen oder nicht."
Der Sozialist Eisermann, ebenfalls ein deutscher Emigrant, spricht für seine Gruppe: „Wir haben uns hier zum Wohl der Menschheit versammelt, und nicht, um einen Aufstand zu planen. Übrigens müßten wir erst wissen, was dieser Bund der Kommunisten überhaupt will."
Einige Anwesende spenden Beifall. Schon steht Engels wieder am Rednerpult:
„Was wir Kommunisten wollen", ruft er, „ist in wenigen Worten gesagt:
1. Die Interessen der Proletarier im Gegensatz zu denen der Bürger durchsetzen;
2. dies durch Aufhebung des Privateigentums und Ersetzung desselben durch die Gütergemeinschaft tun;
3. kein anderes Mittel zur Durchführung dieser Absicht anerkennen, als die gewaltsame, demokratische Revolution.
Das, meine Freunde, ist es. Und nun stimmen Sie ab!"
Die kleine Versammlung ist von etwa zwanzig deutschen Schreinergesellen und einigen Druckern besucht, die entweder in Paris arbeiten oder dorthin geflüchtet sind. Auch einige Polen und Franzosen sind anwesend, aber sie verstehen die deutsche Sprache nur schlecht und beteiligen sich nicht an der Diskussion. Als die Abstimmung durch Handaufhebung erfolgt, bleibt Eisermann mit zwei Stimmen gegen dreizehn in der Minderheit; der Rest enthält sich der Stimme.
Eine neue Partei ist gegründet: eine kleine Zelle, aus der ein weltweiter Organismus werden und der schließlich die Welt verändern wird.

1848 | Heißer Sommer in Paris

Es ist der frühe Morgen des 23. Juni 1848. Um die Kuppel des Pantheon ziehen leichte Dunstschwaden. Wo sich die Rue Soufflot zur alten Pilgerstraße von St. Jacques hinwendet, sind in dem engen und winkeligen Viertel der Altstadt über Nacht Barrikaden aus dem Boden gewachsen. Quer über die Gäßchen liegen die rasch errichteten Wälle aus aufgerissenen Pflastersteinen, verstärkt durch Sandsäcke, erhöht durch umgeworfene Karren, Hausrat und Steine von nahen Baustellen. Hinter diesen notdürftigen Verteidigungsanlagen liegen die „Blaukittel", Arbeiter mit den aus Magazinen geholten Gewehren im Arm, Vorstadtweiber mit Jagdflinten, Küchenspießen oder Beilen, sogar halbwüchsige Kinder, die im Schlaf einen erbeuteten Säbel oder auch nur einen Prügel umklammern. Noch schläft Paris, das durch die Revolution in zwei Hälften geteilt ist: im Westen und in den vornehmen Vororten steht die bürgerliche Nationalgarde, ballt sich das Militär zusammen; in den Elendsvierteln im Osten, überall, wo die arbeitende Bevölkerung in der Überzahl ist, sperren Barrikaden die Straßen, warten die Armen, die Ausgebeuteten auf den anbrechenden Tag der blutigen Auseinandersetzung.

Vom Univeristätsviertel herab kommt ein einsamer Wanderer, ein alter Herr im weiten Mantel, den Schlapphut auf den grauen Haaren. Professor Arago, ein berühmter Physiker des Polytechnikums, der über die Theorie des Lichtes, über Elektrizität und Magnetismus gearbeitet und eine volkstümliche Astronomie geschrieben hat. Das Armenviertel kennt ihn als Menschenfreund, ja als Vorkämpfer der sozialen Forderungen. Bei der Revolution von 1830 hat der Professor selber auf den Barrikaden gestanden und Schuß um Schuß gegen die königlichen Soldaten abgefeuert.

Jetzt aber versteht er die Welt nicht mehr. Wie kann es nur sein, daß die Arbeiter, sein geliebtes Pariser Volk, sich gleich wilden Tieren gebärden. Im Februar dieses Jahres hat doch das revolutionäre Bürgertum durchgesetzt, daß jeder Franzose, gleich welchen Standes, mit 21 Jahren das Wahlrecht und ab 25 Jahren die Wählbarkeit besitzt. Die Volksvertretung ist kein Vorrecht der reichen Leute mehr.

Und dennoch haben sich nun die Arbeiterviertel in wütendem Aufstand erhoben, Franzosen schießen auf Franzosen, Bürger gegen Bürger. Ganz Paris scheint in einem sinnlosen Blutbad zu versinken.

Im Quartier Latin, einige Straßenzüge hinter dem Professor, haben sich in der grauen Morgendämmerung Truppen versammelt: Nationalgarden, Linieninfanterie, Reiterei, Feldkanonen, sogar Kolonialtruppen. Aber Professor Arago hat den Kommandanten gebeten, mit dem Angriff zu warten. Er will zuvor mit den Männern hinter den Barrikaden sprechen.

„Warum erhebt ihr euch gegen das Gesetz?" ruft er den Leuten zu, die nun die Köpfe aus ihren Verschanzungen emporstrecken.

„O, Professor Arago", erwidert ein alter Arbeiter „was wissen Sie von uns? Wir wollen lieber durch eine Kugel als vor Hunger sterben".

„Aber Freunde! Der Staat, ein gerechterer Staat, wird euere Forderungen prüfen."
Hohngeschrei antwortet ihm.
„Man hat uns schon zuviel versprochen und niemals etwas gehalten. Nein, Professor, wir haben es satt."
Um diese Zeit verdient ein Arbeiter bei zwölfstündiger Arbeitszeit zwei Franc (etwa zwei Mark) täglich, eine Frau nur einen Franc. Ein Kind von dreizehn bis sechzehn Jahren bringt es auf 75 Centimes, ein acht-bis zwölfjähriges — denn auch diese arbeiten — erhält 45 Centimes. In manchen Fabriken verlangt man sogar vierzehn- und fünfzehnstündige Arbeitszeit. Noch schlimmer ist es für die zahlreichen Heimarbeiterinnen, die im Akkord Hemden, Taschentücher und Wäsche nähen oder Strümpfe stricken. In dem Bezirk, zu dessen Vertretern Arago spricht, gibt es in sechshundert Werkstätten rund siebeneinhalbtausend Arbeiter der Eisenindustrie; aber seit dem Ausbruch der Revolution im Februar liegen die Werke ausnahmslos still. Die Leute sind arbeitslos, nagen am Hungertuch. Sie hausen in überfüllten, düsteren Gassen, zu denen dunkle Torbogen führen. Ihre Heimat sind schmutzige Hinterhöfe voll Unrat und Ratten: lichtlose Schächte; die Kinder wachsen in Kellern und feuchten, baufälligen Mietskasernen auf.

Aber die Explosion der Not und Armut ist diesmal geschürt und gelenkt. In wenigen Wochen sind in Paris 171 neue Zeitungen erschienen. Ihre Namen sprechen für sich: „Die rote Republik", „Revolution", „Die rote Mütze", „Der Vulkan", „Der Brandstifter" oder „Blutvergießer". Hunderte von Klubs, voran die Zellen des Bundes der Kommunisten, die „Gerechten" oder die zahllosen „Sozialisten" haben die Arbeiterschaft zum Aufstand gerufen.

„Brüder", sagt Professor Arago, „euere Forderungen sind gerecht. Aber müßt ihr deswegen gleich Barrikaden bauen?"
„Wieso, Monsieur Arago?" spottet ein älterer Arbeiter mit roter Zipfelmütze. „Erinnern Sie sich nicht. Sie selber halfen uns 1830 im Kreuzgang von St. Merry, Barrikaden bauen."
Und eine bleiche Heimarbeiterin, eine der ausgenützten Weißnäherinnen, die nun eine Pike schwingt, ruft mit schriller Stimme: „Was machen Sie uns Vorwürfe, Professor? Sie haben ja niemals Hunger gehabt. Sie wissen nicht, was Elend ist."
„Ihr werdet sterben, Unselige", ruft Arago. „Dort hinten kommt Militär".
„Wir werden sterben", entgegnen die Arbeiter. „Aber wir werden zuvor Rache nehmen an allen verfluchten Ausbeutern."
Hinter der Biegung der Rue Montagne und der Rue Soufflot werden deutlicher das Klirren des Marschtrittes, das Trampeln von Hufen und das Rasseln von Geschützrädern hörbar. Vom Viertel der Temple, auf dem rechten Seineufer, rollt plötzlich dumpfer Kanonendonner herüber, man vernimmt das Knattern vieler Schüsse, und ein tausendfältiger Aufschrei treibt in Fetzen über Paris. Der Kampf, der gestern abgebrochen wurde, lebt wieder auf.

*

Der Historiker Lamartine hat die zahllosen Arbeitslosen zu den neugegründeten „Nationalwerkstätten" gerufen und damit eine Armee des Aufruhrs versammelt. Der berühmte Schriftsteller Victor Hugo warnt in der Nationalversammlung

davor, daß aus Aufruhr und Militärherrschaft nur allzu leicht eine Diktatur erwachsen könnte.
In den Ohren klingen ihm die Schreie der Massen nach, die begeistert „Napoleon! Napoleon!“ brüllten und nach dem ehrgeizigen Neffen des toten Kaisers riefen: eines Mannes, der wie eine Spinne im Netz darauf wartet, die Macht zu ergreifen.
Louis Blanc, den man zum Minister gemacht hat, redet und redet und organisiert: er will staatliche Arbeitsbeschaffung, nationale Werkstätten, Unterstützungen. Aber die Riesenstadt kocht und schäumt über. Sie wünscht keine Debatten mehr, sie will Revolution.
In den Straßen wird wütend gekämpft, als stünden sich zwei verschiedene Menschenrassen, zwei Völker gegenüber. Vor dem Luxembourg-Palast, in dem die Regierung tagt, stehen Zehntausende und schreien: „Arbeit! Brot!“
Im Theatre Français tritt der Dichter Alfred de Musset vor den Vorhang, hält ein Gewehr hoch und schreit: „Adieu, Autor! Adieu, Theater! Wir haben ein Gewehr in der Faust, eine Kanone im Orchester, die Feuersbrunst wird unsere Beleuchtung sein, und eine Bande Rasender bildet das Parterre.“ Die Massen strömen auf die Straßen.
In Notre Dame liest Abbé Chatel die Messe in französischer Sprache, am Allerheiligsten hat er die Trikolore aufgehängt. Aus der Klosterschule zum Hl. Franz Xaver marschieren die uniformierten Schüler mit ihren grünen Achselstücken, sie haben sich Gewehre beschafft und eilen auf die Barrikaden. Der optische Telegraph schwenkt über ganz Frankreich, von Hügel zu Hügel, die ruhlosen Arme und ruft Truppenverstärkungen aus der Provinz herbei. Man hört, daß der aus dem Algerienkrieg blutig berühmte General Cavaignac das Kommando übernommen habe.
Vier Tage dauert die Schlacht um Paris. Dann ist das Pariser Pflaster mit zwölftausend Leichen bedeckt. Zwei Generale sind gefallen; den Erzbischof von Paris, Monsignore Affre, hat am Bastille-Platz eine tödliche Kugel getroffen, als er zwischen dem rasenden Volk und dem Militär vermitteln wollte. Vor allem die Frauen erweisen sich als grausame Rächerinnen, als wütende Schützen und erbarmungslose Megären. Nach vier Tagen und Nächten wehen nur noch wenige der blutroten Revolutionsbanner über unerstürmten Barrikaden. In Friedhöfen, Hinterhöfen, selbst an Straßenecken werden gefangene Aufständische von Soldaten standrechtlich erschossen. In die Sandgruben des Montmartre und die Steinbrüche auf der Butte Chaumont strömen die Karren mit den Leichen. Das Militär nimmt mehr als 25 000 Personen fest, die sogleich nach Algerien oder Cayenne verschickt werden. Pausenlos tagen die Standgerichte.
Rauchwolken brennender Häuserblocks treiben über die Dächer der Stadt, in der immer noch vereinzelt Schüsse peitschen und ferner Kanonendonner rollt. Doch der Aufstand geht zu Ende.

*

In einem kleinen Landhaus des Vororts Passy erhebt sich nachts um zwei Uhr der Dichter Honoré de Balzac von seinem fellbedeckten Lager.
In der Ferne rumort die große Stadt, vor den Fenstern steht der Feuerschein wie eine Gloriole über Paris.

Was schert das den Poeten? Er hüllt sich in seine Mönchskutte aus weißer Wolle, es fröstelt ihn, als er die Lampe entzündet.
Er hat rasende Kopfschmerzen wie so oft, aber das gilt nicht: die Arbeitsleistung, die er vor sich sieht, ist so ungeheuerlich, daß ihn weder Revolution noch persönliche Beschwerden abhalten dürfen.
Die mit roten Seidentapeten überzogenen Wände des Zimmers, die vielen Bücherregale, das wirr auf schweren Teppichen verstreute Material, die aufgeschlagenen Folianten, die achtlos ins Zimmer geworfenen Manuskriptseiten, die er am Vortag beschrieben hat: das alles erweckt den Eindruck eines seltsamen Kerkers, in den sich ein großer Geist selbst eingeschlossen hat.

Da steht ein unmöglicher kleiner Tisch. An allen Möbeln sind gedrehte Leisten, Kugeln, Verzierungen. Nippes aus Porzellan, Erinnerungsstücke, verstaubter Altväterhausrat verengen den Raum. Die Kaffeekanne aus weißem, rotgerändertem Steingut steht über der winzigen Spiritusflamme; denn Balzac lebt von starkem Kaffee, von dem er oft zwanzig, dreißig Tassen am Tag trinkt.

Ächzend setzt er sich an den winzigen Tisch. Er greift zur Gänsekielfeder, beginnt zu kritzeln, auszustreichen, neu zu schreiben. Ein ungeheueres Werk in Dutzenden von Bänden ist in Angriff genommen: die Darstellung der menschlichen Tragödie, der bürgerlichen Welt, mit Tausenden von erfundenen Figuren. Diese Geschöpfe seiner Phantasie bedrängen ihn jetzt, sie weiterzuzeichnen, ihnen mehr Leben zu verleihen, ihre Schicksale zu vollenden.
Gegen Mittag wirft Balzac die letzte Manuskriptseite des Kapitels achtlos in das Zimmer, in dem noch immer die Lampe brennt und die schweren Samtvorhänge zugezogen sind. Noch ein Brief an die ferne Geliebte, die Gräfin Hanska, in der Ukraine . . .
Mein Engel! Ich habe wieder die ganze Nacht gearbeitet. Meine Müdigkeit wird immer größer und größer, mein Kopf will zerspringen. Doch keine Klagen! Noch sechs Bände in diesem Jahr! Ich werde die menschliche Komödie vollenden. . .
In Paris ist — so glaube ich — Revolution. Man kämpft auf den Barrikaden. Ich jedoch arbeite, dichte, schreibe. . .

*

Die Erhebung der Arbeiterschaft, der Versuch einer noch zersplitterten, schlecht organisierten Sozialistenbewegung geht unter. Der Rest sind die Rache des siegreichen Großbürgertums und die eiserne Faust des Militärs.
Aus Unruhen, Militärherrschaft und Angst der Bürger vor roten Unruhen steigt kurze Zeit später die Diktatur Napoleons III. auf.
Zu den ersten Maßnahmen der neuen Regierung gehört es, Paris als das Brutnest aller Aufstände gründlich zu verändern.

In ungeheueren Bauleistungen reißt man ganze Stadtviertel und Häuserblocks nieder. Vor allem die engwinkeligen Gäßchen, die teilweise noch aus gotischen Tagen stammen. Man schafft breite, schnurgerade durchlaufende Prachtstraßen. An Stelle der mittelalterlichen „Bollwerke" entstehen die ringförmigen „Boulevards". Die neuen Straßen und Plätze erhalten kein Kopfsteinpflaster mehr, das sich so ausgezeichnet zum Aufreißen und Barrikadenbau eignet, sondern moderne „Makadam"-Decken aus Asphalt. Die neuen riesigen Plätze und sternförmig aus-

laufenden Straßen sind nach militärischen Gesichtspunkten angelegt: wenige Artilleriebatterien können ganze Stadtviertel in Schach halten.
Honoré de Balzac stirbt, ehe er erleben kann, daß seine Zeit schon vorübergegangen ist. Er war der Poet des siegreichen Bürgertums.
Neue, junge Autoren treten auf, deren Romanhelden schon einem anderen Kreis entstammen. Emile Zola schreibt über Arbeiterschicksale, über Dirnen, Arme, Habenichtse. In seinem Buch „Germinal" erhebt er dichterische Anklage gegen soziale Ungerechtigkeit und Ausbeutung.
Um die selbe Zeit suchen und finden die bildenden Künstler, die bislang vor allem Schlachten, heroische Szenen, gesellschaftliche Ereignisse in Fürsten- und Bürgerhäusern dargestellt haben, neue Motive. Sie stellen arbeitende Bauern, einfache Werkleute, Fischer, Arbeiter, Fabrikhallen und die Schattenseiten eines Lebens dar, vor dem das Bürgertum die Fassade einer Rüschen- und Uniformen-Schönheit und einer lieblichen Romantik aufgebaut hat.

1848 | Lola raus!

Die Zeit ist unruhig und voller gärender Ideen. Sogar das friedliche Bayern und seine gemütliche Hauptstadt München werden von schweren Spannungen erfaßt.
Da man hier nicht allzuviel Grund zur Klage hat, entzünden sich die Leidenschaften der Münchner an der Person der schönen Tänzerin Lola Montez. Die junge Dame ist eine Abenteuerin, die der Wind nach allerlei unguten Erlebnissen in die Residenzstadt verschlagen hat. Ihr Glück oder Unglück war es, daß sich der alternde König Ludwig I. — allezeit ein großer Verehrer der Künste und auch der Künstlerinnen — in sie verliebte. Gegen den heftigen Widerstand einer streng katholischen Mehrheit erhebt er die Tänzerin in den bayrischen Adelsstand und macht sie zur Gräfin Landsfeld und Baronin von Rosenthal mit einer Jahresrente von zwanzigtausend Goldgulden. Sie bezieht eine hübsche, im klassizistischen Stil erbaute Villa mit Garten in der vornehmen Barerstraße.
Die Leidenschaften der Münchner werden durch die Parteien zur Siedehitze gesteigert. Vor allem sind es die jungen Studenten der Universität, die sich als Kampftruppen auszeichnen.
Die Corps Frankonia, Bavaria, Isaria und Suevia marschieren ganz in den Bahnen, die ihnen von verehrten Professoren vorgezeichnet sind. Sie sehen sich veranlaßt, die Tänzerin als Schande für die Monarchie und als Abgesandte des Antichrists zu erklären. Einzig die Studentenverbindung Palatia, zu der vornehmlich liberale Pfälzer gehören, macht sich zu einer Art freiwilliger Leibgarde Lolas. Besonders vier junge Leute, die drei Palaten Graf Hirschberg, Laibinger und Peisner, sowie der Artillerieleutnant Nußbaum bewachen Lola in ergebener Treue. Hinter dem Geschrei um Lola verbirgt sich jedoch der Kampf der rückschrittlichen klerikalen Partei gegen ihre liberalen Feinde.

Als König Ludwig es wagt, das klerikale Ministerium abzusetzen und durch ein freiheitliches zu ersetzen, heißt es in München, das habe die verfluchte Tänzerin angestiftet. Die Studenten bilden gegen Abend einen Fackelzug. Alle Korporationen treten in voller „Wichs", mit Mützen und Bändern unter ihren Fahnen an und ziehen in die Barerstraße.

Unter Absingen von Studentenliedern, während sich viele Gaffer ansammeln, marschieren die Studiosi vor Lolas Haus auf. Die beiden rotbemützten Palaten, die vor dem Portal der Villa Wache gestanden haben, verschwinden hinter dem schützenden Tor, das sie verrammeln. Die Bedienten ziehen die Gardinen vor die Fenster. Von der Straße schallt in Sprechchören der Ruf: „Lola raus!"

Plötzlich erscheint auf dem Balkon des kleinen Palais die neugebackene Gräfin Landsfeld persönlich. Sie trägt große Abendtoilette, hält ein Glas Champagner in der Hand und hebt den Kelch spöttisch gegen die Menge, die mit zornigen Gesichtern zu ihr heraufstarrt. Das Protestgebrüll nimmt noch zu, als sich Lola mit einer Schachtel Konfekt in der Hand über die Brüstung lehnt und gleichgültig zu naschen beginnt. König Ludwig, der um diese Stunde seinen einsamen Abendspaziergang zu unternehmen pflegt, steht unerkannt unter der immer größer werdenden Menschenmenge und sieht, wie kühn sich die Dame verhält.

Da sich Lola nicht aus der Ruhe bringen läßt, beginnen einige Jungen, mit Steinen zu werfen. Die Studenten stürmen und hämmern gegen die verschlossenen Haustüren. Jetzt entfernt sich der König, dem das Maß nun voll scheint, um eilends die Kürassiere zu alarmieren.

Auch Lola hat plötzlich die Gelassenheit verloren, als die ersten Fensterscheiben klirren. Sie eilt in das Zimmer und kehrt mit einer geladenen Pistole wieder. Kaltblütig bringt sie die Waffe gegen die Hauptschreier in Anschlag. Leutnant Nußbaum entwindet ihr eben noch rechtzeitig das Schießeisen.
Ein Wutschrei brandet durch die Masse.

„Was!" schreien die Münchner jetzt, „die Herglaufene möcht' gar aufs Volk schießen? Sind wir vogelfrei? So weit hat's kommen müssen!"
Doch ehe weiteres Unheil geschieht, ertönt das Trappeln der anreitenden Kürassiere, die mit blanker Waffe die Straße räumen. Militärposten ziehen vor der Villa Landsfeld auf. Der Spuk verzieht sich grollend in Bierkeller und Kaffeehäuser.

Während des Karnevals erneuern sich im Februar die Kundgebungen gegen Lola. Wieder sind es Studenten, die, nun durch Masken gut getarnt, vor das Haus der Tänzerin ziehen. Aber ihrem Protestmarsch schließen sich sogleich aus den Vorstädten allerhand üble Subjekte an, denen die Gelegenheit zu Krakeel und Gewalttat eben zurecht kommt. Inzwischen sind Nachrichten aus Paris eingetroffen, daß dort eine Revolution im Gang sei. Überall in Europa ruft man nach mehr Freiheit, nach Demokratie, Republik und überhaupt nach Veränderung.

Die Torwachen Lolas werden angegriffen, abermals fliegen Steine in die Fenster, ein riesiger Tumult entsteht.

Da stürzt Lola Montez, schwarzhaarig und mit blitzenden Augen im hübschen Reitdreß und mit geschwungener Reitgerte aus dem Portal. Ihre Leibwächter, die



Palaten, vermögen sie nicht zurückzuhalten. Fauchend wie eine Katze wirft sie sich mitten unter die Schreier und teilt Hiebe nach rechts und links aus.
Als sie einen langen Giesinger Raufbold so glücklich trifft, daß er zu Boden fällt, löst sich alles in Gelächter und gutmütiges Knurren auf. Ein paar Tage später rot-

tet sich neuerdings eine Menschenmenge vor der Villa zusammen, und wieder verteidigt Lola persönlich ihr Hausrecht. Doch diesmal wird ihre kleine Leibwache bös verprügelt und sie selber von der Masse umringt. Da schlägt sie mit hochmütig zurückgeworfenem Kopf den Weg zur königlichen Residenz ein.

Weiber kreischen: „Schlagt's tot, das Mistviech!" Andere lästern: „Jetzt laufts zu ihrem alten Deppen! Halts doch auf!"

Lola Montez geht mit erhobener Peitsche mitten durch die Menschenmenge, die immer wilder drängt und droht. Schon hört man: „Lola raus" oder gar: „Tod der Lola!" Die Stimmung wird gefährlich.

Die Meute mehr durch ihre blitzenden Augen als durch die Reitgerte in Zaum haltend, erreicht sie das Portal der Theatinerkirche. Hier jedoch führt kein Weg mehr hinüber auf die andere Straßenseite zur Residenz. Die Straßen und Plätze sind mit tobenden Massen verstellt.

Da fühlt sie den sanften Arm eines Priesters auf dem ihren. Die Kirchentür öffnet sich für sie, die als Calvinistin und Liberale gilt.

„Kommen Sie, mein Kind", sagt ein alter, weißhaariger Geistlicher, „hier innen sind Sie sicher!"

Der König hat angesichts der Tumulte die Schließung der Universität verfügt. In der Neuhauser Straße schlägt berittene Polizei auf die Demonstranten ein. Das Protestgeschrei ohne Ziel und Sinn scheint sich zur Revolution auszuwachsen.

Da geht König Ludwig in seinem schlichten schwarzen Gehrock auf die Straße und mitten unter die rasende Volksmenge. Das Wunder geschieht. Als die Münchner ihren König erkennen, fliegen plötzlich die Hüte von den Köpfen, Studenten heben den alten Herrn auf die Schultern und tragen ihn hoch über den Köpfen der Masse. Das Volk stimmt das alte Königslied an: „Heil unserm König, Heil!"

Aber der Stimmungsumschwung ist nur lokal begrenzt und kurzfristig. Die Demonstrationen gehen weiter. Zum erstenmal tauchen in den folgenden Tagen neben den studentischen Korpsfahnen rote Tücher auf. Arbeiter aus der Au, aus Haidhausen, von Maffei in der Hirschau marschieren stadteinwärts. Militär muß alarmiert werden. Und nun wagen sich auch alle Feinde des Königs und seiner liberalen Politik nach vorn: Prälaten, hohe Offiziere, Adelige, Minister, Bürgerabordnungen und Vertreter der Universität bestürmen den König: „Machen Sie ein Ende mit der Affaire Lola Montez, Majestät!"

Ein alter Mann kauert gebeugt im hohen Thronsessel und fühlt mit einemmal die Last seiner 62 Jahre. Er weiß, daß der Traum zu Ende ist. Übrig bleiben Bescheidung, Pflicht und Tod.

Der König unterschreibt das Dekret zur Wiedereröffnung der Universität. Er läßt sogar das Korps, das Lola bis zuletzt die Treue gehalten hat, aus München entfernen. Dann schickt er einen einfachen Polizeileutnant mit dem Ausweisungsbefehl in die Barerstraße. Die Hofclique hat dafür gesorgt, daß die Nachricht unters Volk kommt, und so sammelt sich in Windeseile eine riesige Menschenmenge vor dem Palais der Gräfin Landsfeld.

Eine Kutsche fährt gegen halb elf vor. Man verlädt nur wenige Koffer. Lola Montez nimmt tief verschleiert Platz und rollt, von der Menge durch Pfiffe und

böse Zurufe verhöhnt, davon. Doch man verfolgt sie nicht. Man hat anderes zu tun. Der Pöbel dringt in die Villa ein und plündert sie. Lola Montez' Wege führen wieder ins Abenteuer zurück, aus dem sie gekommen ist. Über die Schweiz und Frankreich geht sie nach Amerika, wo man eben von den großen Goldfunden in Kalifornien gehört hat. Unter den hübschen „Goldgräberinnen" der Saloons findet man auch Lola Montez. Später folgt sie einem abenteuernden Schauspieler nach Australien, wo sie 1861 stirbt. In München kehrt keine Ruhe ein.

Ende Februar kommt die Nachricht aus Paris, daß der Bürgerkönig geflohen und die Republik verkündet sei. Karl Marx sendet von London aus sein „Kommunistisches Manifest" in die Welt. Nun rühren sich alle fortschrittlichen und revolutionären Kräfte in Europa. Auch in den deutschen Ländern erhebt man die „Märzforderungen": Pressefreiheit, Wahlreform, Geschworenengerichte, öffentliche Rechtsprechung und Verantwortlichkeit der Minister vor dem Parlament.
Studenten, junge Leute, Arbeiter der Vorstädte demonstrieren schon wieder. Lola ist vergessen, nun heißt die Parole: Freiheit, Republik!
Als am 16. März das Gerücht durch die Stadt geht, Lola Montez sei heimlich zurückgekehrt, werden Barrikaden errichtet. Studenten entrollen ihre Banner, Pöbelhaufen der Vorstadt strömen zur Innenstadt. Eine Menschenmenge vor dem Rathaus verlangt, den König zum Erlaß einer freiheitlicheren Verfassung aufzufordern.

Während dies geschieht, geht es von Mund zu Mund, daß sich die Unterwelt erhoben habe. Haufen unter roten Bannern rücken gegen die Zeughäuser vor, um sich Waffen zu holen und ein Blutbad zu veranstalten.
Wieder schlägt die Stimmung der Studenten und der Bürgerschaft um. Schießereien, Plünderungen, Krawall und Gewalt wollen die Münchner nicht. Am Promenadeplatz sammeln sich Studentenkompanien, die Bürgerwehr tritt am Anger, am Rindermarkt und am Marienplatz unter Gewehr. Allenthalben rasseln die Alarmtrommeln. Prinz Karl, der Bruder des Königs, sprengt an der Spitze der Kürassiere durch die Straßen.
Doch wohin der Prinz mit seiner panzerklirrenden Schar auch kommt, schallt ihm aus den Reihen der Bürgerschaft der Ruf entgegen: „Fort mit den Kanonen und Säbeln! Wir schützen unseren König Brust an Brust. Wir wollen Ordnung, keine Granaten."
Aber der König ist des Treibens müde.
„Regieren kann ich nicht mehr", sagt er, „und einen Unterschreiber abgeben, das will ich nicht."
Er dankt ab. Am 20. März 1848 hängt an allen Straßenecken eine Erklärung zur Abdankungsurkunde:

Bayern! Eine neue Richtung hat begonnen, eine andere, als die in der Verfassungsurkunde enthaltene, in welcher ich nun 23 Jahre geherrscht... Treu der Verfassung regierte ich zum Wohl des Volkes, als wenn ich des Freistaates Bayern Beamter gewesen ... Ich kann jedem offen in die Augen sehen. Und nun meinen tiefgefühlten Dank allen, die mir anhingen. Auch, vom Throne herabgestiegen, schlägt mein Herz glühend für Bayern, für Teutschland!

Ludwig.

Erst hundert Jahre später, als München seiner breiten Prachtstraßen in den neueren Vierteln, seiner Galerien, Museen und Kunstschätze wegen von allen gerühmt wird, erkennt das wandelbare Volk, welchen Freund und Förderer es in seinem König gehabt hat.

1864

Can-Can, Cocotten und Crinolinen

Seit die große Gesellschaft von Paris die Heilwirkungen der Quellen von Baden-Baden entdeckt hat, erlebt das kleine Städtchen an der Oos seine große Zeit. Es ist für reiche und vornehme Leute üblich geworden, bestimmte Jahreszeiten in den eleganten Badeorten zu verbringen: in Wiesbaden, auf der Kurpromenade zu Vichy, in den Spielsalons zu Monte Carlo oder eben in der Schwarzwaldlandschaft von Baden-Baden.

Im Sommer fährt ein großer Troß von Wagen und Pferden mit livrierten Lakaien, geschminkten Zofen, Beireitern und anderem Personal in das Tal. In der vergoldeten Kutsche thront wie eine Herzogin eine Dame in Wolken von Tüll und Organdy. Ein wagenradgroßer Hut sitzt auf den brennendroten Haaren. Die bis zu den Ellenbogen behandschuhte Rechte tändelt mit einem winzigen, rüschenbesetzten Sonnenschirm. Ein Schwarm ausgezeichnet berittener Kavaliere in eleganten Pariser Stutzerröcken folgt ihrer Kutsche: alte und junge Hofherren, Offiziere, Adelige, reiche Bankiers. Aber der Wagen der „Grande Dame" führt kein Wappen; denn sie gehört keineswegs dem Hochadel an, wie man vermuten möchte. Sie ist nur eine „Cocotte".

Dieses Wort ist abgeleitet von den „Hähnchen" (franz. coq = Hahn), das die Knaben in der Schule spielerisch aufs Papier zeichnen; denn schöne Frauen sind das teuerste Spielzeug der Männer. Spätere Tage würden von einem „Play-Girl" sprechen.

Die Baden-Badener Bürger, die grüßend und tuschelnd am Straßenrand stehen, wispern sich den Klatsch über den eben eingetroffenen Kurgast zu.

„Das ist Mademoiselle Cora Pearl", sagt der Herr Amtsrat zu seinem Freund, dem pensionierten Major. „Man sagt, sie habe mehr Prinzen zum Abendessen empfangen als Kaiser Napoleon in seinem ganzen Leben."

„War es nicht Madame Cora", erwidert der Major und zwirbelt seinen „Napoleonsbart", „die den Bankier Mirès ruiniert hat? Eben den, der seine Bankkunden um 350 Millionen Francen betrogen hat?"

„Mag sein", fährt der Amtsrat fort. „Sicher ist jedenfalls, daß sich Cora für einen Kuß zehntausend Goldfranken bezahlen läßt. Das ist ihr Tarif."

Man zählt im Vorüberfahren zwölf Reit- und Wagenpferde und ein halbes Dut-

zend Equipagen außer den Rossen der Begleiter. Der kleine Aufzug entschwindet in Richtung zum Tiergarten und hält vor einem vornehmen Landhaus. Hier also wird Mademoiselle Cora für einige Wochen Residenz halten.
Seit vor einem Dutzend Jahren Napoleon III. in Frankreich seine Diktatur errichtet hat, strömt von Frankreich, vor allem von Paris, aller Flitterglanz des Daseins über Europa. Paris hat sich in die „Lichterstadt" verwandelt. Es prunkt mit großen Plätzen, weiten Boulevards und großartigen Neubauten. Und alles lebt, lebt, lebt.
Wer irgendwie zur großen Gesellschaft zählt, wer Geld, Rang, Titel, Uniform oder Beziehungen besitzt, genießt das Dasein. Neben der großen Welt aber gibt es die „Halbwelt": die Spekulanten, Börsenschieber, die Schwindler, Lebemänner, die Halsabschneider. Am leichtesten ist der Aufstieg in diese glänzende und vergnügungssüchtige Clique für hübsche Mädchen. Ein Mann muß Geld haben — gleich woher er es bekommt. Eine junge Dame jedoch braucht nichts als eine gute Figur, ein reizendes Gesicht und einigen „Charme". Natürlich dürfen es weder Mann noch Frau mit der Moral zu genau nehmen; dann werden gewisse Herren reich und gewisse Damen umworben. Das Kaiserreich Napoleons drückt alle Augen zu, es liebt den Glanz, den Prunk, das fröhliche Genießen.
Mademoiselle Cora Pearl hat das begriffen. Sie gilt für eine der ganz großen Cocotten von Paris. Ein Wink von ihr, und Herzoge, Generale oder Bankiers rechnen es sich zur Ehre an, ihre Wünsche zu erfüllen.
Woher sie stammt, weiß niemand genau: vielleicht sogar aus der Gosse.
Sie ist schön, reizvoll und elegant: mehr braucht sie nicht.
Ihre Tage in Baden-Baden verlaufen kaum anders als die in Paris.

Gegen zehn Uhr morgens ruft sie mit demTon einer kleinen, silbernen Glocke die Kammerjungfer an das Himmelbett, das einem Traum aus Seide und Schleiergeweben gleicht. Die knixende Zofe bringt in einem winzigen chinesischen Porzellanschälchen einen Tropfen Schokolade. Kaum hat Cora diese Stärkung zu sich genommen, sinkt sie abermals in Schlummer.

Wenn die Kirchenglocken der Stadt zu Mittag läuten, klingelt Cora zum zweitenmal. Jetzt erscheinen Kammerjungfer und „Coiffeur". Sie beginnen mit Mademoiselles Toilette. Die zahlreichen Töpfchen und Schminkschalen auf dem Frisiertisch enthalten alle Farben vom Elfenbeinweiß bis zum Ebenholzschwarz und alles wird sorgfältig bepinselt: Stirn und Wangen, Brauen und Wimpern, Fingernägel und sogar die Handflächen.

„Heute bitte ein wenig auf Schwindsucht!" befiehlt Cora. „Nur ein paar hektisch rote Flecke auf leidende Wangen. Man liest gerade Henri Murgers ‚Bohéme' und Alexandre Dumas ‚Kameliendame'."

Um ein Uhr serviert man Mademoiselle das Frühstück: einen zarten Rebhuhnflügel, eine Hühnerkeule, dazu einen Kelch Champagner und als Nachspeise eine Traube oder ein Stück Ananas. Lässig in die Polster einer geschwungenen „Chaiselongue" zurückgelehnt, blättert Mademoiselle in den neuesten Pariser Witzblättern und Tageszeitungen. Selbstverständlich muß sie allen Klatsch über Schauspielerinnen, Dichter, Adelsfamilien, über die Skandale der großen und der „halben" Welt wissen. Viel weniger interessiert behandelt sie die etwa dreißig bis vierzig Liebesbriefe, die ihr die Post täglich ins Haus bringt. Die Kammerzofe hat be-

reits die wichtigeren vorsortiert: sie stammen von hohen Persönlichkeiten, Prinzen, Fürsten, Hofbeamten oder von schwerreichen Börsenkapitänen und Bankiers. Irgendein verliebter Junge hat keine Aussicht gehört zu werden — es sei denn, er ist Poet und hat gute Beziehungen zur Presse. Denn Mademoiselle weiß, wie wichtig die Berichte der Klatschspalten für ihren Ruf sind. Je mehr man von ihr redet, um so höher darf sie ihre Forderungen schrauben.

Gegen drei Uhr empfängt Cora Personen, die mit einem Einladungsschreiben beehrt sind. Aber sie läßt gelegentlich auch arme Bittsteller vor; denn sie weiß solche Großtaten der Nächstenliebe sehr wohl den Journalen zuzuspielen und für Reklame zu nutzen.

Um fünf Uhr fährt die vierspännige Kalesche vor: ein offener Sportwagen mit nur einem Lakaien auf dem Tritt über der Hinterachse. Mademoiselle zeigt sich der Gesellschaft. Natürlich trägt sie das neueste Kleid im Stil der Kaiserin Eugenie. Ihre weiten, duftigen Sommerhüte mit den flatternden Seidenbändern sind berühmt.

Mademoiselle muß nach allen Seiten winken und grüßen, einmal gibt sie dem Kutscher sogar Befehl anzuhalten, als am See des Kurparks der russische Großfürst Michail Alexandrowitsch im eleganten, englischen Anzug eine Kußhand wirft und höflich den Zylinder zieht. Mit wippender Crinoline — einem versteiften, weitausschwingenden Reifrock — steigt sie für einige Minuten aus, läßt sich vom Großherzog einmal um den See führen, ehe sie nach einer Verabredung für den Abend lächelnd weiterfährt.

Um sechs Uhr kehrt Mademoiselle zurück und zieht sich zum Dinner um. Sie bekommt tiefausgeschnittene Abendkleider vorgelegt, unter denen Cora eines aus Seide und Tüll wählt. Eine weitere schwierige Frage ist der richtige Schmuck: endlich entscheidet sie sich für eine Diamantenagraffe und ein dazu passendes Diadem im flammend roten, nun zu einem Wasserfall aus Stopsellocken getürmten Haar.

Nach dem ausgesuchten Dinner, das sie nicht nur in Gesellschaft des Großfürsten, sondern auch des türkischen Botschafters, eines deutschen Grafen und des Fürsten Galitzin (genannt: die Blutwallung) einnimmt, begibt sich alles in zahlreichen Kutschen zum Kurtheater, wo eine französische Theatertruppe ein lockeres Pariser Vorstadtstück spielt. Man plaudert ungeniert von Loge zu Loge, macht laute Zwischenrufe, vergnügt sich köstlich und fährt dann gemeinsam zum Spielkasino. Dort rollt die Kugel im Roulette. Die Russen verspielen nicht nur Stangen von Goldstücken, sondern gelegentlich auch die „Seelen" ihrer Leibeigenen. Ganze Dörfer wechseln an den grünen Tischen unter den Kristallüstern die Besitzer. Dann schreibt ein russischer Herr ein kurzes Billett, das der Gewinner an seinen Verwalter sendet. Ein Dorf in der Ukraine muß nun vielleicht nach Sibirien wandern, weil der neue Herr dort große Ländereien besitzt und Seelen braucht.

Da es eine schöne Mondnacht ist, treibt die vornehme Gesellschaft um Mademoiselle Cora allerlei Unsinn. Eine Tänzerin von der Pariser Schauspielertruppe bespritzt Fürst Galitzin aus einer Siphonflasche; Großfürst Michail wirft einen Saaldiener in den Springbrunnen; Mustapha Pascha, der Bruder des ägyptischen Khe-



diven, zieht sein Seidentuch aus dem Rockschoß und schreit auf: man hat ihm einen lebenden Krebs in die Tasche gesteckt.
Den glänzendsten Einfall haben Prinz von Hohenlohe und Prinz von Thurn und Taxis. Sie holen die Kurkapelle auf die mondbeschienene Terrasse, werfen Hände voller Taler unter die Musikanten und befehlen: „Can-Can!"
Niemand weiß so recht, wer diesen Tanz der rasenden Mädchen erfunden hat. Vielleicht haben ihn Kolonialoffiziere aus Algier mitgebracht; denn er ist dem dort üblichen „Chahut" verwandt. Andere behaupten der Komiker Mazarié habe ihn zuerst seinem Affen Ko-Ko beigebracht.
Bei diesem Can-Can wirft man die Beine so hoch, daß all die Rüschen, Spitzen und Unterröcke zu sehen sind, und er endet in einem gewaltigen Luftsprung mit anschließendem Spreizen der Beine. Die Tänzerin fällt dann im „Spagat" zu Boden und liegt fast flach, in tiefster Verneigung.
„Cora soll Can-Can tanzen", fordern die Herren.
Nun zeigt sich Coras Temperament. Mit raschen Griffen entledigt sie sich des Diadems, löst die hochgetürmte Frisur, so daß die Flut der Locken über die nackten Schultern rollt. Dann setzt die aufpeitschende Musik ein, und Cora tanzt.
Gegen fünf Uhr früh bringt Großfürst Michail seine Angebetete nach Hause. Er

ist so entzückt von dem langen Abend, daß er Mademoiselle einen Diamanten an den Finger steckt, der den gleichen Wert wie das Leben von hundert russischen Bauern hat. Als die ersten Arbeiter, armselige, in blaue Leinenkittel gekleidete Gestalten, mit dem umgehängten Topf der Tagesverpflegung, zur Frühschicht gehen, glänzen noch immer die Fenster in der Villa Coras.

*

Ein Leben, wie das Mademoiselle Coras, hat zwei Voraussetzungen: Schönheit und Jugend. Und was wäre vergänglicher.

Aus der Masse des Volkes drängen immer neue ehrgeizige, lebenshungrige und hübsche Mädchen nach oben. Alle wollen sie, gleich Mademoiselle Cora, ein Badezimmer aus Onyx, tausend Kleider, schönen und teueren Schmuck; sie sehnen sich nach einem Marstall voller edler Pferde, möchten umworben, gefeiert und angebetet werden. Die Kavaliere sind treulos, flatterhaft und rücksichtslos. Eines Tages muß sich Cora sagen, daß ihre Zeit als „Grande Cocotte" vorüber ist. Nur die berghohen Schulden sind geblieben und der unersättliche Durst nach neuen Vergnügungen.

Ihre Reize verblassen. Wohlmeinende Freunde raten ihr, es als Schauspielerin oder Tänzerin zu versuchen. Ihr Can-Can hat doch viele entzückt.

So tritt sie in der Oper „Orpheus in der Unterwelt" auf.

Sie erscheint halbnackt, die Wimpern mit irisierender Farbe bemalt, die Augen leuchtend von Belladonna, im roten Haar ihre letzten Brillanten. Aber sie kann weder singen noch sprechen.

Das grausame Pariser Publikum, das sie einst wie eine Göttin verehrt hat, lacht sie aus und beginnt zu pfeifen. Das Ende ist da.

Paris ist voller Ballsäle, voller Theater und Nachtbars, in denen Mädchen mit rauchiger Stimme „Chansons" singen. Es gibt Pferderennen im Bois du Boulogne, Nachtfeste mit Lampions, Illuminationen, öffentliche Tanzereien an der Place d'Etoile und jede Nacht die „Bals publics", Hoffeste in den Tuilerien. Selbst in den Elendsvierteln rumort jede Nacht die Musik der „Chantans" und der Bierkeller. Das Kaiserreich tanzt über dem Abgrund: — allein in den Pariser Vororten zählt man vierhundert Tanzlokale.

Wer erinnert sich inmitten dieses Hexensabbaths von jungen Cocotten, Tanzmädchen, lebenshungrigen Hutmacherinnen, Modistinnen, kleinen Arbeitermädchen und Ballettratten noch an Mademoiselle Cora?

Sie ist nicht mehr die Jüngste, hat die Geschmacklosigkeit begangen, Falten zu bekommen und älter zu werden.

Nur fünf Jahre nach ihrem letzten Aufenthalt in Baden-Baden, dessen ungekrönte Königin sie einst gewesen ist, findet man am Pariser Pont des Arts eine stark geschminkte Blumenverkäuferin.

„Schöne Veilchen, Monsieur!" ruft sie. „Schenken Sie der Dame ein paar Rosen, mon Capitain!"

Manchmal wirft ihr jemand aus Mitleid einen Franc in die Schürze. Kaum einer weiß, daß dies Mademoiselle Cora ist. Das erzählt sie nur gelegentlich einem angetrunkenen Kavalier, der mit Radmantel, Zylinder und Spazierstock daherkommt, sie anspricht und zu einem billigen Abendessen einlädt.

Die Pariser Lebemänner lachen nur. Diese Vorstadtdirne, die so gierig schlingt und den Wein wie Wasser trinkt, kann doch nicht die große Cora Pearl sein, der einstmals Prinzen und Herzoge zu Füßen lagen und von der die besten Pariser Journale Bilder auf ihren Titelseiten gebracht haben.

1864/1865

Der Märchenkönig und sein Musiker

Über Münchens Dächer dröhnen die Glocken. Dumpf hallen die Schläge des Trauersaluts von Kanonen auf dem Oberwiesenfeld. Aus der Residenz kommt ein schwarz verhangener Wagen, dem die hohe Geistlichkeit im golddurchwirkten schwarzen Ornat folgt. Mittelalterliche „Gugelmänner" mit ihren dunklen Kapuzen schließen sich langsamen Schritts an. Dann folgen Georgiritter, Hochadel, Malteserritter, Vertreter der Ordensgemeinschaften, die Professoren der Universität, die Münchner Studentenkorporationen in voller Gala mit umhüllten Fahnen. Die Straßen, an deren Rand die schweigende Volksmenge steht, hallen vom Hufegeklapper der schwarzgezäumten Schimmel, auf denen königliche Hartschiere mit Küraß und blanken Degen reiten.
Es ist der 16. März 1864, und vor zwei Tagen ist Bayerns König Max II. gestorben. Gleich hinter den Bischöfen und Äbten gehen barhäuptig die königlichen Prinzen und die Angehörigen des Hauses Wittelsbach. Da sieht man zum erstenmal in der Öffentlichkeit den Achtzehnjährigen, der nun bayrischer König sein wird: Ludwig II. Er ist schlank, hochgewachsen, bleich und langlockig, ein seltsam schöner, großäugiger Jüngling, dem die Leute mit einer aus Bewunderung und Staunen gemischten Ehrfurcht nachsehen.
„Anni", flüstert die Zenzi Sedlmeier, die sonst Gemüse am Viktualienmarkt verkauft, ihrer Freundin der Kellnerin vom Spöckmeier Wirt zu, „der is aber schön! So ein' schönen jungen König hat's noch nicht 'geben. Und wie der schaugt: wie einer, der aus einer andern Welt kommt."
„Mir tut er leid!" erwidert die Kellnerin, ebenso leise. „Wie soll sich denn der arme Bub unter den Hofschranzen und Beamten halten können? Mit dem Waisenkind tun die doch, was sie grad mögen."
König Ludwig II. ist ein in sich vergrabener, seltsam melancholischer, einsamer Mensch. Obwohl er in der kühlen und nüchternen Atmosphäre der Max-II.-Zeit erzogen worden ist, hat ihm doch niemand den angeborenen schwärmerischen und träumerischen Hang zu nehmen vermocht. Seine Auffassung vom Königtum ist mystisch und mittelalterlich, die ersten Pläne und Absichten, die er äußert, tragen den Stempel des Phantastischen. Das Volk erkennt von Anfang an in ihm den Märchenkönig.

Vom Großvater, Ludwig I., hat er die hingebende Liebe zu den Künsten geerbt. Vor allem die Musik hat es ihm angetan. Als er sechzehn Jahre alt war, ist er im Münchner Hoftheater Zeuge einer „Lohengrin"-Aufführung gewesen und hat zum erstenmal den Namen des Komponisten Richard Wagner vernommen.

Nun aber hat er den Thron bestiegen, hat Macht und Herrschergewalt.

Der Komponist, den König Ludwig II. schwärmerisch verehrt, hat bewegte Zeiten hinter sich. In Leipzig geboren, hatte er zuerst Dichter, später Kapellmeister und schließlich Erneuerer der gesamten deutschen Kunst werden wollen. Er war herumgetrieben worden, hatte in vielen Städten dirigiert, hatte Anstellungen in Königsberg, schließlich in Riga gehabt, war dann in plötzlichem Entschluß nach Paris gereist, um dort seine ganz neuartigen Opern aufzuführen.

Aber das Schicksal und wohl auch sein hochfahrender, sogar zweifelhafter Charakter verwehrten ihm überall den durchschlagenden Erfolg. Der Kampf der Meinungen um sein Werk war beispiellos leidenschaftlich, er trennte Freunde, errichtete Schranken zwischen Familien, entzweite Lehrer und Schüler und spaltete jedes Publikum in zwei Fronten. In Paris, wo die versnobten Lebemänner erst während des zweiten Aktes mit großem Lärm in ihren Logen zu erscheinen pflegten, mußte Wagners „Impresario" händeringend vor die Rampe treten und das Publikum bitten, mit dem Höllentumult und Pfeifkonzert doch wenigstens bis zum Aktschluß zu warten. Er versprach dafür, daß die Wagneranhänger ihrerseits keine Beifallsstürme auf offener Szene entfesseln und keine Wiederholungen verlangen würden.

Aber dieser Richard Wagner war auch ein Revolutionär, der nach den Barrikadenkämpfen von 1848/49 aus Dresden fliehen mußte. Ein Steckbrief war hinter ihm her, er wanderte ruhe- und mittellos von Stadt zu Stadt.

In Deutschland ist inzwischen eine Amnestie erlassen, er kann heimkehren, doch nun flieht er vor seinen Gläubigern. Kein Mensch will seine Opern aufführen.

So befindet sich Richard Wagner mit Freunden in einem kleinen Gasthof in Stuttgart, den er am Morgen wieder verlassen will, als ein Bote aus München eintrifft.

Das Wunder ist geschehen: der König ruft, — nein, bittet ihn, als den Meister aller Künste, an seinen Hof zu kommen. Alles stehe ihm zur Verfügung, er sei hochwillkommen.

Richard Wagner schreibt an Ludwig II.

„Teuerer, huldvoller König!

Diese Tränen himmlischster Rührung sende ich Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß nun die Wunder der Poesie wie eine göttliche Wirklichkeit in mein armes, liebebedürftiges Leben getreten sind! — Und dieses Leben, sein letztes Dichten und Tönen, gehört nun Ihnen, mein gnadenreicher, junger König! Verfügen Sie darüber, als über Ihr Eigentum! Im höchsten Entzücken, treu und wahr.

Stuttgart, 3. Mai 1864

Ihr Untertan Richard Wagner."

Der Komponist eilt mit fliegenden Fahnen nach München, wo ihn der Märchenkönig sehnsüchtig erwartet. Ihre erste Begegnung in der Residenz ist voll von gegenseitigen Schwüren, Versprechungen und heißen Freundschaftserklärungen.

Die Schwärmerei Ludwigs für den Tondichter hat etwas rührend Kindliches an sich, der wesentliche Altersunterschied spielt ebenso eine Rolle, wie auch Wagners genialischer Anhauch, seine Schmeichelei, sein hochfliegendes Pläneschmieden. Wagner trägt von Beginn an eine von Untertänigkeit verbrämte Väterlichkeit zur Schau. Während sich der König in hochgespannten Träumen über eine Erneuerung der Künste ergeht, fängt Richard Wagner gleich an, das Königreich Bayern mitzuregieren. (Wie sogar einer seiner guten Freunde ins Tagebuch schreibt.)

Der ehemalige sächsische Kapellmeister stürzt sich mit dem ganzen Durst eines künstlerisch und menschlich ausgehungerten armen Teufels auf die bayrische Staatskasse und greift, so tief er nur kann, in die königliche Privatschatulle.

Hat nicht der Märchenfürst zu ihm gesagt: „Alles steht zu Ihrer Verfügung. Verlangen Sie nur, was Sie brauchen!"

Nun, es ist nicht wenig, was der tief Verschuldete und Herumgetriebene braucht. Endlich kann er leben, wie es ihm vorgeschwebt hat! Er liebt riesige Wohnungen, prunkvolle und teuere Vorhänge, Teppiche, die er von weither kommen läßt. Er ist ungeheuer feinnervig für Formen und Farben, kann stundenlang mit Dekorateuren, Innenarchitekten und Gestaltern beraten, ehe er sich für die teuersten Möbel, die kostbarsten Silber- und Porzellangegenstände entscheidet. Er gewöhnt sich in wenigen Wochen den Lebensstil eines großen Herrn an: Sekt, Kaviar, große Einladungen, Kutschen und Pferde. Unbedingt braucht er Parfums, die ihn anregen. Auf Kosten des bayrischen Staates läßt er sie bis aus Persien kommen, mischt sie selbst, verschwendet die seltsamsten Duftstoffe in seiner Umgebung.

Noch ungeheuerlicher sind die Kosten, die er für seine Bühnenpläne veranschlagt: die besten Orchester der Welt, die teuersten Künstler und vor allem ein noch nicht dagewesenes, ganz neuartiges Theater.

Der König jedoch lebt wie in einem schönen Traum. Im Münchner Hoftheater läßt er für sich ganz allein den „Tristan" aufführen. Er selber sitzt einsam, in Tränen aufgelöst, in der verdunkelten Königsloge, während Wagners Zauberklänge zu ihm heraufdringen. Ludwig II. ist hingerissen, fasziniert. Wagner kann alles von ihm haben.

„Hast gehört, Hierangl?" sagt der Flinserlmacher Meier zu seinem Freund am Stammtisch. „Der Zuagroaste, der Musikant! — Jetzt möcht er gar a neues Opernhaus, wie der mit unserem Geld umgeht! Der ist uns noch abgangen."

„Und grad Preußen holt der nach München", antwortet der Bäcker Hierangl, indem er einen tiefen Zug aus dem Maßkrug nimmt. „Unser Münchner Kapellmoister, der Lachner, kommt gar nimmer dran. Allweil mehr Norddeutsche, und d' Einheimischen gelten fast nix mehr. —"

„Da täuscht dich, Hierangl", hetzt der Metzger Angerer. „Mir gelten schon was beim königlichen Rentamt, wenn's ums Steuerzahlen geht. Damit was da ist, wenn der Wagner eine neue Kutschen oder persische Teppich' braucht."

Während Richard Wagner in München oder auch in einem riesigen Landhaus zu Kempfenhausen am Starnberger See noch an den „Meistersingern" und am „Ring der Nibelungen" arbeitet, sich den schönsten Erwartungen über ein neues Riesentheater hingibt, zieht sich schon ein Unwetter über ihm zusammen. Im Frühjahr

1865 wird nach unendlichen Proben und unter Stabführung von Hans von Bülow endlich Tristan und Isolde öffentlich uraufgeführt.
Dies wunderbare Werk, das uns Dein Geist erschuf, schreibt der in Einsamkeit und Romantik eingesponnene König aus Schloß Berg an Wagner.
Wer dürfte es sehen, wer erkennen, ohne sich selig zu preisen? Heil seinem Schöpfer! Anbetung ihm!
Richard Wagner ist taktlos genug, diese schwärmerisch übersteigerten Worte der Bewunderung in die Zeitung zu lancieren.
„Ja spinnt denn der König jetzt ganz?" fragt der Hierangl. „Also mir g'fällt die Blechmusik vom Wagna gar net."
„Und schon wieder was Neues hat er", ergänzt der Metzger Angerer. „Hast gehört, daß sich der König zwei oder drei Märchenschlösser in die Berg baun will? Mir zahlen's ja gern."
Die Presse trägt nicht viel Positives bei, wenn es um Richard Wagners Beliebtheit geht. Ein aus Berlin zugewanderter Journalist namens Nohl schreibt etwa von der „Münchner Musikbarbarei und der Borniertheit der rückständigen Bayern"; in einem anderen Blatt wird erwähnt, daß Wagner etwas über die „doofen Bayern" gesagt habe, die ihn nicht verstehen.
Als der amtierende Ministerpräsident Bayerns, von der Pfordten, den jungen König zu größerer Mäßigung gegenüber Wagner und den damit verbundenen Geldausgaben mahnt, wagt es der „Zuagroaste", einen Artikel in die „Münchner Neuesten Nachrichten" zu setzen, in dem er die Regierung scharf angreift.

Diese Torheit trägt sogleich bittere Früchte. Minister von der Pfordten stellt König Ludwig II. eine scharfe Denkschrift zu, die dem König praktisch die Wahl zwischen Regierung und Wagner läßt. Der Enkel ist ängstlicher als der Großvater Ludwig I. es bei der Lola-Montez-Angelegenheit war. Er empfiehlt Richard Wagner, *Bayern auf einige Monate zu verlassen.*
Am Morgen des 10. Dezember 1865 reist Richard Wagner mit bleichem Gesicht, verworrenem Haar und trübem Blick über Sonderpost nach Triebschen nahe Luzern in der Schweiz ab. Das Münchner Gastspiel ist zuende.

Im Schicksalsjahr 1866 bricht der Krieg Österreichs gegen Preußen aus. Bayern kämpft auf Seite der Österreicher gegen die Norddeutschen. Im gleichen Jahr stirbt fern in Nizza der alte König Ludwig I. Er hinterläßt sein riesiges Privatvermögen dem Enkel Ludwig II.
Jetzt kann dieser endlich darangehen, das zu tun, was ihm bisher die Volksstimmung und das Ministerium verwehrt haben. Befreit vom Druck der Finanzen, frönt der Märchenkönig seinen künstlerischen Neigungen. Nun können die Traumburg Neuschwanstein, das Zauberschloß Linderhof, der Versailles nachgeahmte Königspalast Herrenchiemsee Wirklichkeit werden.
Ludwig II. ruft auch Richard Wagner zurück. Aber so tief ist die Mißstimmung gegen München, daß der Komponist nur besuchsweise kommt. Er verdient jetzt genug an Tantiemen, daß er auch anderswo leben kann.
Der König vergißt den Münchnern ihre Haltung gegen Wagner nicht. Das ersehnte neue Opernhaus für Wagners „Gesamtkunstwerk" wird im fernsten Winkel Bayerns, in der kleinen Grenzstadt Bayreuth, errichtet.

1879 | Kampf den Mikroben!

Es ist tief in der Nacht.
Im Dorf Wollstein bei Bomst im preußischen Osten ist es still, nur hie und da bellt ein Hund. Pechschwarz lastet die Dunkelheit über den niedrigen Katen und Häusern, einzig im Haus des Kreisarztes brennt noch Licht.

Dr. Robert Koch ist den ganzen Tag in seinem holpernden Wagen von Bauernhof zu Bauernhof gefahren und hat seine vielfältigen Arztpflichten erfüllt. Nun sitzt er beim grellen Schein der unabgeschirmten Petroleumlampe hinter einem primitiven Bretterverschlag. Die Tische sind im offenen Viereck zusammengerückt und mit Glasschalen, Reagenzgläsern, Flaschen und Phiolen bedeckt. Auf dem Abstelltischchen zur Rechten stehen Drahtkäfige, in denen weiße Mäuse unruhig hin und her huschen.
Robert Koch sitzt auf einem runden Hocker. Er beugt sich tief über das Okular des Mikroskops, das ihm seine Frau zum Geburtstag geschenkt hat. Sein Gesicht mit dem wenig gepflegten Bart und den scharfen Brillengläsern ist ganz gespannte Beobachtung. In diesen Nachtstunden — den einzigen, die ihm nach anstrengender Tagesarbeit bleiben — erlebt er die unerhörtesten Abenteuer in einer neuentdeckten Welt, die nur wenige vor ihm betreten haben.

Er hat die Spur einer Mikrobe aufgenommen, die um diese Zeit reißender als alle Wölfe zusammen in den Herden der Bauern eingebrochen ist. Man hat aus Frankreich gehört, daß die Schafzucht dieses Landes beinah ruiniert ist, seit „Anthrax" oder Milzbrand die Tiere massenweise tötet. Und nun wütet die Epidemie auch im Wollsteiner Bezirk.
Unter dem Mikroskop zeigen sich in dem schwarzen Blut verendeter Tiere zwischen den kleinen grünlich-roten Blutkörperchen seltsame Stäbe. Manche zittern und schwimmen im Blutwasser, andere sind wie Ketten aneinandergeschlossen und bilden Knäuel von Fäden. Keines dieser Lebewesen ist größer als einen tausendstel Millimeter. Pasteur in Frankreich hat sie lange vor Robert Koch gesehen und beschrieben, auch andere Franzosen haben sich damit beschäftigt. Alle glaubten, es handle sich bei diesen Stäbchen um Bazillen — lebende Keime — des Milzbrandes. Aber keiner hat bisher den schlüssigen Beweis dafür gebracht.
Das will Robert Koch nun tun.
Wenn es sich um lebende Wesen handelt, so muß ein Wachstum zu beobachten sein. Sie müssen, auf ein anderes Tier übertragen, wiederum die Milzbrandkrankheit hervorrufen. So hat Koch, einzig mit seinem starken Mikroskop ausgerüstet, eine Reihe von Versuchen unternommen.

Er macht einen kleinen Holzspan keimfrei, taucht ihn in das von Stäbchen wimmelnde Blutwasser verendeter Schafe und bestreicht damit einen kleinen Einschnitt an der Schwanzwurzel der weißen Mäuse. Mit Spannung wartet er auf die nächste Nacht, die ihn wieder in seinem winzigen Labor sieht. Die geimpften Mäuse liegen steif und starr mit grau gewordenem, gesträubtem Fell auf dem Rükken. Als er ihr Blut untersucht, findet er unübersehbare Mengen von Stäbchen.

Damit ist bewiesen, daß sich die unheimlichen Lebewesen vermehrt haben und daß sie lebendig sind.
Viele Versuche folgen, und jedesmal sind die Ergebnisse die gleichen. Jetzt erhebt sich ein neues, beinah unlösbares Problem. In dem Blutserum der verendeten Mäuse schwimmen Mikroben aller Art. Die Glasplatten des Objektträgers und die Luft sind von Kleinstlebewesen gesättigt. Wenn die Stäbchen-Bazillen wirklich die Erreger des Milzbrandes sind, muß man ihre Lebensgewohnheiten in einer „Reinkultur" studieren, also völlig getrennt von allen übrigen Beimischungen.

Tage, Wochen, Monate vergehen. Die Petroleumlampe in dem Bretterverschlag scheint durch die Nächte! Die Augen des Doktors entzünden sich. Er grübelt und grübelt, bis er die Lösung findet.
Er überträgt einige Stäbchen in das reine Augenwasser, das von einem toten Ochsen gewonnen ist, bringt die Tropfen auf eine keimfrei gemachte Glasplatte und bedeckt sie mit einer anderen Glasplatte, die in der Mitte eine Wölbung hat. Die Hafträнder der Gläser bestreicht er mit Vaseline. Nun kann kein fremdes Lebewesen in das gläserne Gefängnis der Stäbchen eindringen. Die folgenden Stunden wendet er keinen Blick von seiner Mikrobenreinkultur. Kleine Milzfetzen schwimmen in dem Augenwasser, und einige Dutzend Stäbchen haften daran. Aber nichts rührt sich, alles bleibt tot.
Soll alles vergebens, der lange Weg der Versuche umsonst gewesen sein?
Die Lampe brennt, die Nacht rückt vor, der kalte Ostwind rüttelt am Haus. Und um Mitternacht geschieht es!
Die Stäbchen beginnen sich zu vermehren. Sie bewegen sich, schieben sich vor, dehnen sich zu endlosen Ketten und Fäden, wachsen, verknäueln sich. Robert Koch erlebt ein unerhörtes Schauspiel: er blickt dem Tod über die Schulter; er sieht, wie der Milzbrand um sich greift!
Der Beweis für die Wirkung der Milzbrandbazillen ist erbracht. Sie werden zu farblosen Garnen, welche die Gewebe verstopfen und in wenigen Tagen auch die Körper großer Tiere durch ihre Millionenzahl vernichten.
Pasteur hat in einem großartigen Einfall die Bakterien entdeckt, Robert Koch hat sie wissenschaftlich isoliert. Der Mensch hat die Spur des Mikrobentodes aufgenommen.
Wieder gehen Monate dahin, in denen Dr. Koch Fieber mißt, Pillen verschreibt und Zähne zieht. Doch sein ganzes Denken kreist um die Bakterienwelt, die sich hinter der Bretterwand seines Ordinationszimmers verbirgt. Er spricht mit den Bauern über seine Entdeckung.
„Ist ja recht und schön, Herr Doktor", sagen sie. „Wir glauben ja, daß es Ihre unsichtbaren Wesen sind, die unsere Herden töten. Aber wie kommt es denn, daß die Schafe auf der einen Weide gesund sind und auf der anderen hinfallen wie sterbende Fliegen? Sind die Keime nicht auch in der Luft oder am Gras?"

Damit ist die entscheidende Frage gestellt! Wie überträgt sich die Seuche? Längst hat Dr. Koch festgestellt, daß die Stäbchen am hängenden Tropfen unter der Glashaube nur eine sehr kurze Lebensdauer haben und daß sie vor allem beim Nachlassen der normalen tierischen Körpertemperatur absterben. Wie also kommen sie vom toten Tierkörper auf den lebenden hinüber?

Eines Tages entdeckt Dr. Koch nach zahllosen Versuchen an einer alten Kultur, wie sich die Stäbchen mit kleinen Perlen bedecken: wie sich das Leben der Bakterie gleichsam in „Sporen“ zurückzieht, ehe es stirbt. Ein plötzlicher Einfall zeigt ihm den Weg. Er überträgt eine ausgetrocknete Sporenkultur auf das frische Augenwasser eines Ochsen.

Und binnen kurzem sind die Perlen, die Sporen wieder zu Stäbchen geworden.

Einige Wochen später hat er den unanfechtbaren Beweis erbracht: die Sporen treten niemals bei einem lebenden Tier auf, sondern erst bei einem toten. Aber auch dann nur, wenn eine gewisse Temperatur nicht unterschritten wird. Damit ist auch schon das Gegenmittel für die Ausbreitung der Seuche gegeben: man muß die Kadaver milzbrandverseuchter Tiere so tief eingraben, daß die Kälte des Bodens die Entwicklung der Sporen verhindert und die Weide damit gesund bleibt. Ein weiteres Experiment erhärtet diesen Befund: Dr. Robert Koch legt eine kranke Milz in den Eisschrank und streicht nach ein paar Tagen den Stoff den Mäusen ein. Keine einzige erkrankt, weil die Bakterien tot sind.

Doch hier geht es nicht nur um Schafe und Milzbrand, nicht nur um verheerende Seuchen der Herden. Es geht um den Menschen und seinen Kampf gegen den Tod. Dr. Robert Koch hat vor Jahren den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 mitgemacht und als Militärarzt erlebt, daß epidemische Krankheiten — vor allem Ruhr, Cholera und Typhus — mehr Soldaten und Zivilisten das Leben kosteten als alle Schlachten. Was bedeutet der gewaltige Fortschritt der Technik und Naturwissenschaften, wenn zuletzt doch tödliche Krankheiten Sieger über den Menschen bleiben? Seit dem Polenaufstand von 1830/31 überfallen immer wieder Cholera und Typhus die europäischen Großstädte. Im Krimkrieg von 1853/56 haben die Seuchen schrecklicher als Bajonette und Kanonen gewütet.

Dabei erscheint der Menschheit kaum mehr etwas unmöglich. Lion Foucault, ein französischer Forscher, mißt in seinem Laboratorium die größte Geschwindigkeit, die es gibt, die des Lichts, mit Drehspiegeln. W. Huggins bestimmt die Sterngeschwindigkeiten. Das Weltall öffnet sich vor dem Forscherauge und muß mehr und mehr Geheimnisse vor Spiegelteleskopen und Fernrohren preisgeben. Wie das unendlich Große so wird das unendlich Kleine ergründet. Die Chemie nähert sich dem Atom, und schon hat der Russe Mendelejew das „Periodische System“ der Elemente errechnet. Alle Geheimnisse von Leben und Schöpfung scheinen der Enthüllung nahe.

Aber es gibt keine Hilfe gegen Schwindsucht, keine Rettung vor Cholera, Pocken, Diphtherie, Malaria, Tollwut, Gelbem Fieber, Typhus oder Pest.

Die Menschheit, die Berge durchbohrt und von Kontinent zu Kontinent telegraphiert, hat kein Mittel gegen den Katarrh.

Groß ist der neue Mensch — aber größer und stärker ist der Tod.

Wenn sich der Landarzt Dr. Robert Koch auf die Kleinwelt der Mikroben stürzt, so geschieht das letztlich, um dem Tod eine seiner wirksamsten Waffen aus der Hand zu schlagen.

Die Medizinische Fakultät der Universität Breslau steht vor einer Sensation. Der berühmte Botaniker, Professor Cohn, hat im Verein mit seinem Kollegen Cohn-

heim, einem Mediziner von europäischem Ruf, zu einer Reihe von Vorlesungen eingeladen, die ein unbekannter Landarzt aus einer kleinen Ortschaft irgendwo in der Provinz Posen halten soll. Er wird darüber sprechen, daß Mikroben die Ursachen bestimmter Seuchen seien.
Man ist sehr zweifelnd hingegangen und bereit, den kleinen Doktor mit den Argumenten einer jahrhundertealten Tradition zu erschlagen. Aber die drei Tage, an denen Dr. Robert Koch vorträgt, bringen den Umsturz aller bisherigen medizinischen Anschauungen. Die neue Wissenschaft der „Bakteriologie" ist ins Leben gerufen.
Robert Koch ist kein guter Redner. Er steht in einem altmodischen Gehrock, mit Goldbrille und dunkelblondem Bart vor dem überfüllten Hörsaal. Was er aber sagt, sind ruhige, nüchterne Erklärungen und Angaben von Versuchsanordnungen. Vor allem aber zeigt er im Mikroskop, was er lehrt.
In einer Kette wohlüberlegter Versuche führt er der Fakultät vor, wie eine ansteckende Krankheit entsteht, wächst und tötet.
Professor Cohnheim stürzt aus dem Hörsaal in sein Laboratorium hinüber, in dem seine Assistenten arbeiten.
„Alles liegen- und stehenlassen! Herüberkommen! Seht dem Dr. Koch zu, der Mann hat etwas Großes gefunden."
„Koch? Wer ist das?" fragt der erste Assistent, ein gewisser Paul Ehrlich — ein Wissenschaftler der später das Heilmittel gegen Syphilis finden wird.
Niemand kennt Dr. Robert Koch am Morgen dieses Tages. Am Abend jedoch wird er stürmisch gefeiert, sein Name geht durch alle Fachzeitschriften.

Und trotzdem liegt noch ein harter und kampferfüllter Weg vor dem kleinen Landarzt aus Posen. Die Könige der Universitäten, die alteingesessenen Professoren, allen voran Geheimrat Virchow in Berlin, glauben die ganze Bakteriologie mit Spott und Witzeleien abtun zu können. Der Presse erscheint der Gedanke an winzige Lebewesen, die Epidemien verursachen sollen, absurd. Gegen Neid, Hochmut und Gleichgültigkeit der Fachkollegen setzt Robert Koch eine ungeheuere Arbeitsleistung. Schließlich gelingt es ihm sogar, seine Mikroben-Kulturen zu photographieren.
Die moderne Zeit gibt ihm höhere Chancen.
Zeitschriften, Telegraph und auch eine gutwillige Presse verbreiten seine kühnen Behauptungen in alle Welt. Überall werfen sich Ärzte, Apotheker, Biologen und andere Wissenschaftler auf die mikroskopische Kleinwelt.
Die Entdeckungen fallen wie reife Früchte von den Bäumen.
Pasteur in Paris findet durch Zufall, daß eine schon abgestandene und geschwächte Kultur von Krankheitserregern im Blut der befallenen Tiere und der Menschen zwar eine milde Form der betreffenden Krankheit, aber zugleich eine solche Fülle von Abwehrstoffen erzeugt, daß derart geimpfte Lebewesen „immun", also nicht mehr anfällig, gegen die Krankheit werden und bleiben.

Das Impfserum wird entdeckt.
Nachdem nun die Mikroben erkannt und ihre Wirkungen erforscht sind, werden sie auch besiegt. Robert Koch selber findet die Gegenmittel gegen Tuberkulose und Cholera. 1905 erhält er den Nobelpreis.

Bald sind Typhus und Gelbfieber gebannt. Sogar bei der gefürchteten asiatischen Beulenpest wird der Erreger erkannt und durch ein Gegenserum entschärft.

Der Massentod vergangener Tage, der oft in wenigen Jahren ganze Völker dezimiert hat und der nur die Stärksten überleben ließ, ist besiegt. Die großen Weltepidemien können eingeschränkt, endlich sogar überwunden werden.

Das bedeutet eine nie geahnte Verlängerung der Lebenserwartung; aber es bedeutet auch, daß man der Natur die gesunde Auslese verwehrt, viel Kränkliches am Leben erhält und das Gleichgewicht zwischen Leben und Lebensmöglichkeiten stört. Die Vermassung, die Übervölkerung und die Bevölkerungsexplosion, gerade der armseligsten und rückständigsten Gebiete nehmen lawinenartig zu.

Von den Tagen des Kaisers Augustus bis zur Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg hat sich die Menschenzahl Europas etwa verdoppelt. In den folgenden dreihundert Jahren verdoppelt sie sich abermals. Nun aber verkürzt sich die Verdoppelungszahl immer rascher, die Flut der Menschen steigt rapide.

Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts stellt der französische Historiker Michelet fest, es sei ein Kennzeichen der neuen Zeit, daß alle Entwicklungen: geschichtliche, soziale, wissenschaftliche und technische, in immer größerem Tempo vor sich gehen. Die Menschheit, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit Eisenbahngeschwindigkeit nach dem Morgen fuhr, eilt um 1885 schon mit dem Tempo des Autos und um 1905 mit der Schnelligkeit des Flugzeugs zur Zukunft.

1889

Zwischen zwei Welten: Pariser Weltausstellung

Monsieur", lacht Lehrer Pelletier spöttisch, „wann werden Sie endlich begreifen, daß Ihre mittelalterliche Welt zu Ende geht — nein, schon zu Ende gegangen ist? Sie haben vom modernen Fortschritt eben keine Ahnung, es fehlt Ihnen die gründliche naturwissenschaftliche Ausbildung l'Abbé. Die Zeit der Wunder ist vorüber wie jene der übernatürlichen Erklärungen, und kein aufgeklärter Mensch glaubt noch an Ihre Segnungen. Heute liefert uns die neue Technik Wunder, wir erklären die Natur, indem wir ihre Gesetze erforschen, und Segnungen liefert uns die Wissenschaft."

Die Bauern und Kleinbürger des ehemaligen Dorfes Abervilliers les Vertus, das nordöstlich des Montmartre von Paris zwischen der Eisenbahnstation Crevecoeur und dem modernen Fort Abervilliers im Bannkreis der Millionenstadt liegt, warten gespannt, was ihr alter, weißhaariger Pfarrer wohl auf diese massiven Angriffe des „freigeistigen" Lehrers zu erwidern habe. Der Abbé ist derartige Reden schon gewohnt. Seit dem Umsturz von 1870/71 und seit Frankreich die 3. Repu-

blik errichtet hat, sind Staat und Kirche streng getrennt und das bedeutet, daß Pfarrer und Lehrer nicht mehr am gleichen Strang ziehen. Abervilliers — noch zu Großvaters und Vaters Zeiten ein friedliches Dörfchen, das meilenweit von Paris entfernt in der Stille seiner Felder und Wälder lag — ist nicht mehr das gleiche wie früher. „Les Vertus", die Tugenden, sind dahin. Die Großstadt rückt näher, Grundstückspekulanten treiben die Preise hoch, denn Paris dehnt sich gewaltig über seinen Festungsring hinaus ins Land aus. Die nahe Militärgarnison im Fort bringt Unruhe und moderne Auffassungen, die Eisenbahn in Crevecoeur ermöglicht eine nur allzu bequeme und rasche Verbindung mit dem brodelnden Menschenkessel Paris. Viele junge Leute sind zu den Arbeitsplätzen der Industrie abgewandert. Manche kommen nach Abervilliers mit sehr freigeistigen und lockeren Ansichten zurück. Die Kirche ist in Verteidigungsstellung geraten, und bei den gottesdienstlichen Handlungen beginnen die alten Leute zu überwiegen. Apotheker, Arzt und Lehrer halten sich für aufgeklärte und von den naturwissenschaftlichen Fortschritten ergriffene Leute. Wenn es am Stammtisch zu Debatten kommt, nehmen sie den alten Pfarrer in die Zange und suchen ihm zu beweisen, wie rückständig, altertümlich und lächerlich seine religiösen Verkündigungen seien.

In Paris zeigen eben auf der Weltausstellung die Industrieländer ihre neuesten Errungenschaften. Man vernimmt Wunderdinge von den wissenschaftlichen Fortschritten. Lehrer Pelletier scheint der Meinung zu sein, daß der Mensch nun endlich die Dinge selbst in die Hand genommen habe und den „lieben Gott" nicht mehr brauche.

Er wirbt dafür, daß eine Gruppe interessierter Bürger der Ortschaft unter seiner Führung nach Paris fahre, um mit eigenen Augen zu sehen, was Wissenschaft und Technik in der Beherrschung der Naturkräfte erreicht haben. „Monsieur Pelletier", sagt der Abbé, „Sie irren, wenn Sie glauben, daß wir Geistlichen gegen jeden menschlichen Fortschritt seien. Was immer an neuen Maschinen und technischen Möglichkeiten erfunden wird, kommt für uns ebenso von Gott wie früher Sturm, Hochwasser oder Erntesegen. Warum sollten wir diese Dinge nicht anerkennen? Gott hat dem Menschen nicht nur die Fähigkeit zu glauben, sondern auch die Kraft zu denken verliehen. Mögen sich die Zeiten ändern, die ewigen Wahrheiten bleiben die gleichen. Deshalb widersetze ich mich auch nicht Ihrem Plan, die Weltausstellung zu besuchen. Im Gegenteil: wenn es Ihnen recht ist, werde ich mit einigen meiner Pfarrkinder die Exkursion sogar mitmachen, um selber zu sehen."

Das gibt natürlich ein großes Hallo am Stammtisch. Anderntags geht es wie ein Lauffeuer durch den Ort, daß der alte Pfarrer bereit sei, mit dem Lehrer das „Sündenbabel Paris" und die sagenhafte Weltausstellung zu besuchen. Außer den aufgeklärten und freigeistigen Einwohnern schließt sich also auch eine Anzahl Frommer der Fahrt an.

Einige sind noch nie mit der Eisenbahn gefahren. Sie steigen mit widerstrebenden Gefühlen in die Waggons.

Bald nahen die niederen Häuser der Vorstädte, die rußgeschwärzten Hinterfronten der hohen Mietskasernen. Paris zieht wie ein Schattenspiel vorüber. Man sieht

rechts den Höhenrücken des Montmartre, auf dem der noch eingerüstete Neubau der Jesuitenkirche Sacre Coeur emporwächst. Ehe man sich versieht, donnert der Zug in die aus Glas und Stahl gebaute Halle des „Gare du Nord".

„Man wird demnächst auch in Paris eine Untergrundbahn bauen", erklärt Lehrer Pelletier. „In London gibt es bereits seit 1861 eine Stadtbahn, die unter Häusern, Themsefluß und Straßen in Windeseile von Stadtteil zu Stadtteil fährt. Vorläufig müssen wir noch mit dem Pferdeomnibus fahren."

In der breiten Rue Lafayette begegnen sie einem klingelnden, eisenklirrenden Wagen, der ohne Pferde auf Schienen rollt. Stangen verbinden ihn mit einer Drahtleitung über die Straße.

„Eine elektrische Bahn", sagt der Lehrer. „Ein Preuße namens Siemens hat diese Fahrzeuge erfunden. Heute ist der Mensch nicht mehr lediglich auf die Dampfkraft angewiesen. Er beherrscht auch die Naturkraft der Elektrizität. Schon 1866 hat dieser Werner von Siemens einen Elektromotor, den sogenannten Dynamo erfunden, mit dem manche Fabriken bereits ihre Maschinen antreiben."

Außerdem sehen die Leute aus Abervilliers Soldaten und Zivilisten auf Hochrädern mit Kettenantrieb daherstrampeln, und als sie den Boulevard Hausman erreichen, begegnet ihnen etwas noch viel Überraschenderes.

„Sehen Sie, Abbé", ruft der alte Stellmacher und Hufschmied Corteaux. „Ein Wagen ohne Pferde! Ohne Elektrizität! Ein Fahrzeug, das ganz von allein läuft!"

Alle blicken staunend einer Art Kutsche nach, in der ein junges Paar sitzt. Der Herr bedient ein Steuerrad. Der Wagen bewegt sich auf Vollgummireifen, knattert und stößt Rauchwolken aus. Die Dame trägt einen weiten Rock ohne Crinoline, eine Samtjacke mit Rüschen, einen blumengeschmückten Hut und einen roten Sonnenschirm, während der Herr im schwarzen Überzieher und runden Filzhut mit der einen Hand lenkt und mit der anderen den Schnurrbart zwirbelt.

„Ah", ruft Lehrer Pelletier, „da sehen Sie ein Automobil, meine Freunde. Das ist das Allerneueste. Vor vier Jahren hat ein gewisser Daimler, wieder ein Deutscher, den Benzinmotor erfunden und einen Wagen ohne Pferde gebaut, der immerhin bis zu dreißig Kilometer in der Stunde fährt. Bald wird sogar die Eisenbahn überholt sein."

Weil die Pferdebahn zuerst zur Place d'Etoile, einem gewaltigen sternförmigen Platz rollt, auf dem der riesige Triumphbogen steht, und von dort zur Jena-Brücke, steigt die Gesellschaft vor dem weiten Marsfelde aus. Was sie hier erblicken, verschlägt den Dörflern und selbst dem alten Abbé, den Atem.

Ein ungeheuerer Turm aus einem Gitterwerk von Eisenträgern konstruiert strebt schlank und elegant in die Wolken.

„Der Turm zu Babel!" flüstert der Geistliche erschüttert.

„Nein, nein, mein Abbé", lächelt der Lehrer. „Das ist nur das Wahrzeichen der Weltausstellung: der Eiffelturm! Dreihundert Meter ist er hoch — was bedeuten da noch die Turmstümpfe von Nôtre Dame mit ihren kaum achtzig Metern! Man kann übrigens mit dem elektrischen Aufzug hinauffahren und Paris aus der Wolkenperspektive sehen."

Als sie nun auf der Straße stehen und sich umsehen, bemerken die ländlichen Besucher, wie ungeheuer der Zustrom an Fremden zur Ausstellung ist. Da gibt es In-

der im Sari, Araber im Burnus, Türken mit Fez oder Turban neben Uniformierten aller Waffengattungen. Damen führen Luxushunde spazieren und zeigen ihre eleganten Roben. Man spricht englisch, russisch, deutsch und italienisch. Vornehme Zweispänner rollen zum Luxembourg-Palais hinab. Von der Militärakademie herauf marschieren Infanteristen mit weißen Gamaschen, roten Hosen und blauen Röcken, die Militärmusik dröhnt und hämmert. An den schwerfälligen Pferdebahnen hängen die Pariser Buben wie Trauben. Ein ungeheueres Menschengewühl schiebt sich auf den Straßen dahin.

„Man sagt", berichtet der Lehrer, „daß bereits an die 25 Millionen Besucher die Weltausstellung gesehen haben."

Auf dem Exerzierfeld, das sich zwischen Eiffelturm und Militärschule hinzieht, stehen riesige Zelte, aus Holz errichtete Hallen, dazwischen sind Kioske mit Erfrischungen, Wurstbratereien, Weinschenken und Verkaufsstände eingestreut. Karusselle, Schiffsschaukeln, Schießbuden, Berg- und Talbahnen und andere Vergnügungseinrichtungen lärmen mit einem ständigen Durcheinander der Drehorgeln und Musikmaschinen.

„Sehen Sie", erklärt der Lehrer, „dieses amerikanische Karussell besitzt schon einen Edisonschen Walzenspieler, eine Apparatur, mit der man jede Art von Musik auf Walzen aufzeichnen und wiedergeben kann. Sogar die Stimme des Menschen ist heute künstlich zu erzeugen — alles Natur, alles Wissenschaft, alles Technik!"

Zuerst führt Lehrer Pelletier seine verschreckte Schar ins Hauptausstellungsgebäude: das bereits anläßlich der Weltausstellung von 1867 errichtete „Palais d'Industrie".

Dieses Gebäude ist selber ein Wunder.

Ganz aus Eisen und Glas auf steinernen Fundamenten errichtet, stellt es ein von einer gewaltigen Kuppel überwölbtes Stadtviertel dar. Scheidewände teilen es in sieben elliptische, von oben beleuchtete Ringe, in deren Mitte sich ein gartenartiger Hof mit Werken der plastischen Kunst befindet. Jeder Rundgang zeigt andere Erzeugnisse oder Vorgänge der Technik. Sechzehn radiale Straßen teilen keilförmige Sektoren ab, von denen jeder einem ausstellenden Industrieland zugeteilt ist.

Es ist kaum zu fassen, was die Bauern, Kleinkrämer, Handwerker und ihre Frauen zu sehen bekommen. Ohne Lehrer Pelletier begriffen sie kaum etwas.

Da haben die Amerikaner Goodwin und Eastman etwas entwickelt, das sie „Film" nennen: er zeigt die bewegten Schattenbilder von Menschen und Tieren, richtige, lebensechte Szenen von Vorgängen. Der Mensch verewigt sein eigenes Bild, hält sein Dasein in bewegten Auftritten, auf Zelluloid fest. Ein anderer Raum ist verdunkelt, damit man die strahlend helle Wirkung des neuen Auerschen Glühstrumpfs erkennen kann: Licht aus Kohlengas. Die Amerikaner sind schon wieder einen Schritt weiter: sie zeigen die Edisonsche Kohlenfadenlampe, ein elektrisches Licht, das aus einer luftleer gepumpten Glasblase leuchtet. Gleich daneben fordert ein Verkäufer Abbé Maurois auf, in eine Art Muschel zu sprechen, und schickt gleichzeitig einen der Dörfler ans andere Ende des Saales, wo dieser genau hört, was der Pfarrer sagt.

Auch das funktioniert elektrisch. Man nennt es das „Telephon" von Graham Bell.


LA FRANCE

„In Deutschland", sagt der Lehrer, „gibt es bereits Städte mit Ortssprechverkehr und auch Paris besitzt Telephonleitungen."
Dann fügt er hinzu, daß man längst eine Telegraphenverbindung von London bis Kalkutta gebaut habe. Es gibt eben keine Hindernisse mehr für den Menschengeist: die Gebirge werden durch Eisenbahntunnels durchbohrt, Meeresbuchten mit Stahlbrücken überspannt, störende Felsen und Klippen durch das von dem Schweden Alfred Nobel 1867 erfundene Dynamit gesprengt.

Die Eindrücke stürzen verwirrend auf die Besucher aus Abervilliers ein: sie sehen die Setzmaschine Mergenthalers, die Überdruckdampfmaschine Parsons, die nahtlosen Mannesmannrohre, den Siemens-Martinschen Elektroschmelzofen, einen neuerdachten Wechselstrommotor, sie begegnen der Reklame der neuen Rockefeller Ölkonzerne, den Erzeugnissen der Mac-Intosh-Gummiwerke, man zeigt ihnen das allerneueste Maximsche Maschinengewehr, eine Kruppsche Riesenkanone; man erzählt ihnen von Hertzschen Ultrakurzwellen und von der Explosionstheorie des Weltalls. Sie schauen durch die neuen Zeiss-Mikroskope und die Riesenfernrohre, sie hören das Plattengrammophon aus seinem Trichter krächzen, und in der Abteilung, die sich mit neuen Gedanken der Wissenschaft befaßt, erzählt ihnen ein junger Herr von Darwins Theorie, daß alles Leben und alle Formen des Lebens aus „Kampf ums Dasein", „Zuchtwahl" und „Entwicklung" entstanden seien. Er deutet sogar an, daß der Mensch vermutlich vom Affen herkomme.

Man erzählt ihnen von der Ionentheorie des Schweden Svante Arrhenius, die alle bisherigen Vorstellungen vom Aufbau der Materie überholt; man zeigt ihnen den synthetischen Anilinfarbstoff des deutschen Chemikers A. von Bayer und berichtet davon, daß selbst die dunkle Burg des Todes von der Medizin erstürmt ist: seit Pasteur die Kleinstlebewesen, Mikroben und Bazillen, entdeckt hat, finden große Ärzte und Forscher immer neue Erreger von Epidemien: Milzbrand, Tuberkulose, Diphtherie und Cholera sind besiegt! Die Menschheit kann sich ungehemmt vermehren.

Und als die Leute aus Abervilliers endlich aus Glaspalästen, Hallen und Austellungsgebäuden ins Freie taumeln, schwebt hoch über ihnen im blauen Himmel das unstarre Flugschiff Renards, das von einem Elektromotor und Luftschaufeln angetrieben wird.
Wie im Traum fahren sie mit der Pferdebahn zur Gare du Nord, besteigen den Eisenbahnzug und rollen hinaus aus der Stadt.
Über Paris gehen die Ketten der Lichter, die kreisenden, bunten, funkelnden Feuer der Reklamen auf.
„Sehen Sie, Abbé", sagt der Lehrer Pelletier, „das ist die neue Welt, die aufgehört hat, in christlicher Demut alles zu ertragen, die Natur und ihre Lasten hinzunehmen, und die aufgebrochen ist, mit logischer Vernunft, mit Forschung, System und Arbeit die Welt zu bewältigen, in die wir hineingeboren sind. Der dumpfe Glaube des Mittelalters hat uns allzu lange in Vorurteilen und Dummheit festgehalten. Jetzt haben wir uns der Naturwissenschaft ergeben und werden eine herrliche, neue Welt erbauen."
„Ihr werdet sein wie Gott, sagte die Schlange des Paradieses und das Gute und Böse erkennen", erwidert der alte Pfarrer. „Doch der Erkenntnis folgte die Aus-

treibung aus dem Paradies. Liebe Freunde, es ist wahrhaft wunderbar, was diese neue Zeit der Industrie und Wissenschaft der Menschheit an Möglichkeiten schenkt. Aber: werden die neuen Menschen glücklicher und zufriedener sein, werden sie mehr Menschen und Kinder Gottes sein, als ihre armseligeren und frömmeren Vorväter? Werden sie nicht die ganze Welt gewinnen und an ihren Seelen Schaden leiden? Ich habe Angst vor dem, was auf uns zukommt."
Die Dörfler aus Abervilliers schweigen betreten. Sogar die Fortschrittsgläubigen sind bedrückt. Nur der Lehrer erwidert:
„Was Sie auch sagen, Abbé, der Fortschritt ist unaufhaltsam. Die Entwicklung geht ihren Gang, und eine neue Welt wird einen neuen Menschen erzeugen. All meine Hoffnung geht in die Zukunft."

1906 | Der Hauptmann und die Stadtkasse

Es gibt Geschichten, die das Leben schreibt und die für irgendeine Zeit, ein Volk oder einen Zustand so typisch sind, daß sie die Reise um die Welt machen, um schließlich in den Schulbüchern zu landen.
Die Geschichte des Hauptmanns von Köpenick machte diese Reise unterm schallenden Gelächter ihrer Leser. Sie ist so bezeichnend, daß sie noch heute unvergessen ist: wenn man vom „preußischen Militarismus", von der Ära Kaiser Wilhelms II. oder vom Untertanenstaat der Jahrhundertwende spricht, erinnert man sich unwillkürlich an sie.

In jenen Tagen des zweiten Kaiser-Reichs wurde Deutschland von Preußen aus durch eine sehr selbstbewußte Schicht adeliger Gutsherren, Generale, Großbankiers und Industrieller regiert, deren oberste Spitze Kaiser Wilhelm II. war. Die Vormacht lag in Preußen, die Hauptstadt war Berlin. Man stützte sich vor allem auf eine ausgezeichnet organisierte und gut gedrillte Armee.
Nun war es Deutschland als letzter der großen, europäischen Nationen gelungen, sich einen Nationalstaat zu schaffen, und es hatte mit all seinen offenen Grenzen, umgeben von mißtrauischen Nachbarn, wahrlich eine Armee nötig. Aber die Deutschen hatten auch damals die Eigenschaft, alles zu übertreiben und zu perfektionieren.

Sie bauten eine Flotte, von der Kaiser Wilhelm sagte, sie müsse so stark sein, um auch den stärksten Gegner abzuschrecken. Damit verärgerte er England, die größte Seemacht. Das Heer zeigte sich fortgesetzt bei Paraden, Manövern, Aufmärschen. Kaiser Wilhelm rief in seinen häufigen Sonntagsreden: „Wir sind das Salz der Erde!" Oder: „Am deutschen Wesen muß die ganze Welt genesen!" Er behauptete: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst niemand auf der Welt!" Und seinen nach Ostasien sich einschiffenden Truppen rief er zu, sie sollten dort „wie die Hunnen hausen".

Dabei war Kaiser Wilhelm II. nicht eigentlich kriegslüstern. Im Gegenteil verbarg er Ängstlichkeit hinter diesen hochtrabenden Reden. Die übrigen Völker jedoch hörten solche Kernsätze nicht gern, auch blickten sie mit Furcht auf die wachsende Stärke Deutschlands. Frankreich wälzte zudem finstere Rachepläne wegen der Niederlage von 1870/71, England sah mit Bedenken den aufstrebenden Welthandel und die Kolonialmacht Deutschlands, und die Russen, die der Kaiser verärgert hatte, träumten davon, auf Kosten Deutschlands Zugang zum warmen Meer zu bekommen. Schließlich fanden sich die Nachbarn des Reichs zum Bündnis zusammen.

Um so mehr war das deutsche Kaiserreich auf die Stärke seiner Armee angewiesen. Der Soldat galt alles, der Mensch fing beim Leutnant an, und der Offizier war ein Halbgott. Der deutsche Staatsbürger wurde von der Wiege bis zur Bahre in Gehorsam, Disziplin und strengem Autoritätsglauben erzogen. Eltern, Lehrer, Beamte, Unteroffiziere und Offiziere befahlen, der deutsche Untertan gehorchte. Schon der alte Reichskanzler Bismarck hatte gesagt, daß der Deutsche keine Zivilcourage, keinen Mut habe, seine Bürger- und Menschenrechte zu verteidigen.
In dieser Atmosphäre konnte die Geschichte des Hauptmanns von Köpenick geschehen.

*

Am frühen Vormittag eines kühlen, wolkenlosen Oktobertages im Jahr 1906 sah man einen schnurrbärtigen Hauptmann der Garde in Berlin die ziemlich menschenleere Sylter Straße hinabgehen. Hätte man den schon älteren Offizier sehr kritisch betrachtet, hätte man wohl mit Erstaunen festgestellt, daß der Gardehauptmann keineswegs die aufrecht-stramme Haltung dieser Truppe zeigte, sondern, die Hände in den Manteltaschen, sehr salopp daherkam, ja sogar gelegentlich den Degen am Boden schleifen ließ. Auch das schnurrbärtige bleiche Gesicht unter der schief aufgesetzten Gardemütze sah nicht sehr schneidig aus.
Wo die Straße am Kanal um das Krankenhaus biegt, stieß dieser Hauptmann unversehens auf einen Wachtrupp, der von der Militärschwimmanstalt Plötzensee abzog.

„Abteilung Halt!" kommandierte der Hauptmann, und schon erstarrten die sechs Mann wie Automaten. Der führende Gefreite trat vor, um Meldung zu machen. Kaum war dies geschehen, als ein anderer Trupp mit sechs Mann vom Schießstand heraufkam. Auch er wurde angehalten.
„Äh, Jefreiter!" rief der Hauptmann, „Sie übernehmen Führung! Ick unterstelle Sie hiermit meinem Befehl. Sonderauftrag, verstanden?"
„Jawoll, Herr Hauptmann!" brüllte der ältere der beiden Gefreiten und schlug die Hacken zusammen.
„Abteilung marsch! Mir folgen!"
Wer würde schon wagen, einen Hauptmann der Garde zu befragen? Da gab es nur eines: gehorchen! Im Gleichschritt ging es zum Bahnhof Puttlitzstraße, wo der Hauptmann eigenhändig die Fahrkarten nach der kleinen Berliner Randstadt Köpenick löste und seine Truppe in einen Waggon verfrachtete. Er selbst reiste selbstverständlich wie es sich für einen Offizier gehörte, erster Klasse.

*

Der Mann, der sich in der zauberkräftigen Uniform des Gardehauptmanns verbarg, hieß Wilhelm Voigt. Er war ein wiederholt straffällig gewordener Schuster und hatte sich die schöne Uniform tags zuvor beim Trödler gekauft. Harte Jahre lagen hinter ihm. Im Grunde war er ein armer Teufel, der einen letzten Ausweg suchte, um endlich als Mensch leben zu können.

Nachdem er mehrere Jahre wegen Betrugs und Urkundenfälschung in den verschiedensten Gefängnissen zugebracht hatte, wo man ihm übrigens auch alles über Militär, Kommandos, Exerzierregeln und andere Soldatentugenden beigebracht hatte, war er entlassen worden. Vor den Zuchthausmauern geriet er jedoch sofort in die Mühle der Ämter und in das Getriebe eines herzlosen Untertanenstaates. Um sich sein Brot mit Arbeit verdienen zu können, hätte er eine Zuzugsgenehmigung gebraucht. Dieses Papier war abhängig von ordentlichen Personalpapieren.

Jede Behörde weigerte sich, dem entlassenenen Zuchthäusler irgendeine Bescheinigung auszustellen. Man schob ihn von einem Ort zum andern, kein Mensch machte sich Gedanken, wie er leben, wie er arbeiten, wie er wohnen sollte. Überall hieß es: „Na Voigt, det hätt'n Se sich eben vorher überlejen sollen — bevor Se straffällig jeworden sind!"

Er versuchte, einen Reisepaß zu erhalten, um aus diesem Untertanengefängnis, das Deutschland hieß, herauszukommen. Wenn er nicht wieder eine Straftat begehen wollte, mußte er Arbeit finden. Das schien jedoch im ordentlichen deutschen Vaterlande unmöglich — also mußte er hinaus, fort über die Grenze.

„Wat? Eenen Paß will Er?" sagten die Beamten, „ist Er denn janz überjeschnappt? Eenen Paß für eenen Zuchthäusler! Nee, Männeken, det is nischt!"

Da war Wilhelm Voigt in seiner Verzweiflung auf die Idee gekommen, sich als Hauptmann einzukleiden. Dem Militär, dem Offizier war nichts unmöglich. Vor einer Uniform und vor Achselstücken stand doch jeder kleine Polizist und jeder Büromensch stramm.

Im Rathaus zu Köpenick wollte er sich das ersehnte, das rettende Papier besorgen: den Reisepaß, um endlich aus einem Vaterland fortreisen zu können, das ihn nicht leben ließ.

Die Sache klappt mit preußischer Disziplin ganz ausgezeichnet.

Am Bahnhof Köpenick übernimmt der Herr Hauptmann das Kommando persönlich. Er führte seine kleine Streitmacht durch die Damm-Vorstadt und die Lange Straße hinab, immer auf den Rathausturm zu. Die Passanten auf den Straßen blicken ihm ehrfürchtig nach, Mädchen versuchen, ihm zuzulächeln, aber der gestrenge Gardeoffizier hat keinen Blick für sie.

Vor dem Rathaus und schon angesichts einer kleinen Menschenmenge befiehlt der Hauptmann: „Abteilung, halt! Gewehr ab! Seitengewehre pflanzt auf!"

Was hat das zu bedeuten? Militär aus Berlin unter Führung eines Gardehauptmanns? Sicherlich eine geheime Mission, vielleicht gar ein Befehl Seiner Majestät, des Kaisers persönlich?

Und tatsächlich sehen die staunenden, gedämpft flüsternden Bürger, wie der Hauptmann die drei Rathausportale mit je zwei Mann besetzen läßt, wie grimmig

starrende Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten jeden Zu- und Ausgang sperren. Der Hauptmann aber verschwindet mit dem Rest der Truppe im Rathaus.

Diensteifrig, ja katzbuckelnd kommen die Herren Beamten an. Wie sie dem Herrn Hauptmann behilflich sein können? Was gehorsamst zu Diensten stehe? Die Paßabteilung? Nein — eine Paßabteilung gibt es in Köpenick nicht. Die befindet sich in Berlin.

Da steht nun Wilhelm Voigt und erkennt, daß alles umsonst gewesen ist. Wieder wird er kein rettendes Papier erhalten. Aber er ist nun schon einmal so weit gegangen, daß es auf ein paar Schritte mehr nicht mehr ankommt. Er hat gehört, daß man falsche Papiere kaufen könne. Und Geld werden die Köpenicker doch wohl in ihrer Stadtkasse haben.

„Der Stadtkämmerer! Aber rasch, wenn ick bitten darf!" schnarrt er, „Sonderkontrolle! Sofort alle Kassen abschließen und zur Revision fertig machen!"

Die beamteten Mäuse und Hasen huschen davon, pflichteifrigst die Wünsche des Herrn Hauptmann zu erfüllen. Doch inzwischen haben andere huschende und flüsternde Schatten den Herrn Bürgermeister persönlich von dem unerhörten Vorfall unterrichtet. Der hohe Herr kommt untertänigst herbei, schlägt die Hacken zusammen, dienert, verneigt sich und stellt sich dem ungebetenen Gast vor.

„Herr Kamerad", sagt er, „bin selber Oberleutnant der Reserve, weiß, was Dienstauffassung heißt, bin janz im Bilde! Befehl ist Befehl! Stehe erjebenst zur Verfüjung!"

Aber Hauptmann Wilhelm Voigt ist sehr kurz angebunden und gar nicht gnädig. Was ist schon ein Oberleutnant der Reserve gegen einen Gardehauptmann? Mit dürren Worten teilt er dem Bürgermeister und dem herbeigeeilten Kassenverwalter mit, daß sie beide festgenommen seien und mit der Wache nach Berlin geschafft würden.

Der Polizeiinspektor wirft sich unterdessen in seine schönste Uniform. Er ist zwar kein Militär, doch etwas Ähnliches, und fühlt sich ganz zu dem Hauptmann aus Berlin hingezogen.

„Sie sind mir verantwortlich, Inspektor!" befiehlt der Hauptmann. „Sie sorjen dafür, daß die Herren sicher zur Jeneralkommandantur nach Berlin jeschafft werden!"

„Jawoll, Herr Hauptmann!" erwidert der Polizeigewaltige, klappt die Hacken zusammen und läßt sofort die Wachen an den Toren verstärken. Dann besorgt er Kutschen für den Transport, verhaftet seinen Bürgermeister und den Kämmerer, vor denen er noch vor einer Stunde gekrochen ist. Alles läuft wie am Schnürchen. Inzwischen haben andere emsige Beamte untertänigst die Stadthauptkasse abgerechnet, das Geld zusammengekratzt und dem Herrn Hauptmann ausgehändigt.

Dies macht Wilhelm Voigt Laune. Er erweist sich als großzügig, stiftet den braven Soldaten nicht nur das Geld für die Rückfahrt, sondern bezahlt auch noch jedem Bier und Würste. Dem eifrigen Polizeichef schärft er ein, die Verhafteten ja unter Beachtung aller Sicherheitsmaßnahmen in Berlin abzuliefern. Überall stehen Beamte stramm, Schreiber springen, ihm die Türen aufzureißen. Der Hauptmann zieht die Wachen ein, verläßt das Rathaus und begibt sich zur Bahn.

Die Gelder der Stadtkasse nimmt er in einer Aktenmappe mit.



Ungefährdet kehrt der Hauptmann von Köpenick nach Berlin zurück. Er nimmt eine Droschke und läßt sich weit auf die Straße nach Rixdorf hinausfahren. Inzwischen ist es dämmrig geworden. Nahe dem Tempelhofer Exerzierfeld verläßt er die Kutsche und sucht einen halbverfallenen Schuppen auf. Zuvor hat er aus der Gepäckaufbewahrung seinen Koffer mit den Zivilsachen abgeholt, die er nun hervorzieht, um sich wieder umzukleiden.
Ein Gardehauptmann hat den dunklen Schuppen betreten, ein schäbiger Zivilist verläßt ihn nun. Die Uniform ist unter Brettern verstaut.
Armselig, wie er zuvor gewesen ist, schleicht der Schuster und entlassene Sträfling Wilhelm Voigt durch die nächtlichen Straßen Berlins. Er übernachtet im Wartesaal des Schlesischen Bahnhofs.
Jetzt erst wird ihm bewußt, wie sinnlos und ausweglos alles war, was er unternommen hat. Er wird trotz des Geldes, das sich in seinem Koffer und in seinen Taschen bauscht, nicht ins Ausland entkommen. Der Staat der Beamten und der Polizei ist zu gut organisiert. Er kann nicht entrinnen.
Am grauen Morgen hört er, wie die Zeitungsjungen die neuesten Schlagzeilen ausrufen: Der Hauptmann von Köpenick! Dreitausend Mark Belohnung, wer den Hauptmann von Köpenick findet!
Er geht jetzt, da schon alles verloren ist, friedlich zurück in die Lange Straße zu seiner Schwester und seinem Schwager. Dort wird er am Kaffeetisch von der Kriminalpolizei festgenommen.

Sogar die Beamten sind arg enttäuscht, als sie den alten, unansehnlichen Mann abführen. So also, so armselig und mickrig schaut der Gardehauptmann aus, der das tolle Ding gedreht hat!
Doch nein, es war die Uniform, der Zauber des bunten Tuchs.
Das Gelächter dröhnt durch Deutschland. Die Presse sorgt dafür, daß bald die ganze Welt mitlacht. So lustig erscheint selbst den Polizeigewaltigen, den Offizieren, ja dem Kaiser die Geschichte, daß sie Wilhelm Voigt beinah wie den Helden eines Schwanks behandeln. Hundertmal muß er in seinem Berliner Dialekt erzählen, wie leicht es war, mit ein paar Soldaten und einer alten Uniform einen Bürgermeister in seinem eigenen Rathaus festzunehmen und die Stadtkasse mitgehen zu heißen.
Kaiser Wilhelm und seine Militärs sind sogar ein wenig stolz darauf, wie gut die Maschine funktioniert, wie groß die Achtung vor der Uniform und der Obrigkeit ist. Das geraubte Geld wird beinah vollständig wieder beigebracht, Wilhelm Voigt hat nur die Fahrtspesen und die Brotzeit für die Soldaten ausgegeben.
Er findet diesmal milde Richter und kehrt zurück in die einzige Heimat, die er in seinem deutschen Vaterland je gehabt hat: ins Gefängnis.
Sogar der Richter gibt dem alten Mann gerührt die Hand, nachdem er das Urteil gesprochen hat, und wünscht ihm, er möge die Strafe gut überstehen. Da blitzt noch einmal der Schalk aus den Augen des Hauptmanns von Köpenick und er sagt: „Ich werde sie besser überstehen, als alles bisher, Herr Richter. Denn nun hab ich meinen Frieden gemacht."

1913/1917 | Geschäfte mit dem Tod

Die Raben krächzen über der verbrannten Erde. Im oberen Vardartal hängen schwarze Rauchwolken, dort brennen die armseligen Hütten armseliger, makedonischer Bauern. In den gelben Fluten des Flusses treiben Leichen: erschossene Männer in bunten Uniformen, Bauern in ihren Felljacken, Frauen mit aufgeblasenen, farbigen Röcken; im Uferschilf sind ein paar Kinder angeschwemmt, denen die Säbelhiebe der Janitscharen über den Köpfen klaffen. Die Raben streichen tiefer. Ringsum liegt schweigend das wüstenähnliche, steinige Bergland, das so arm ist, daß kaum mehr Schafe ihre karge Weide dort finden.

Inmitten der brandgeschwärzten Ruinen eines Bauerngehöfts kauern einige Soldaten am Lagerfeuer und braten in Lehm eingeschlagene Hühner. Es sind phantastisch herausgeputzte Gestalten, deren Gürtel voller Dolche und Messer stecken. Die Gewehre lehnen an der geborstenen Lehmwand des Hauses. Ein griechischer Hauptmann hat offenbar den türkischen Agha — einen Offizier des Feindes — gefangen genommen. Aber der Besiegte mit seinem blutigen Kopfverband sitzt nun friedlich neben dem Griechen und seiner Komitatschitruppe. Komitatschi sind

Freischärler, wilde Gesellen. Ein Glück für den Türken, daß der Hauptmann dabei ist. Die Komitatschi hätten ihn sonst trotz der „Genfer Konvention" längst umgebracht; denn der Haß gegen alles Türkische ist seit Jahrhunderten auf dem Balkan tief eingewurzelt.
Wieder einmal ist Krieg in Makedonien. Immer wieder Krieg, Brandschatzung, Mord, Greuel, Zerstörung und maßloses Elend. Diesmal kämpfen alle jungen Balkanstaaten: Bulgarien, Serbien, Montenegro und Griechenland, gegen die Türken, vielleicht tut nächstens auch Rumänien noch mit.

„Schau dich um, Uster-Baschi" sagt der Türke zu dem Hauptmann. „Hübsch sieht dieses arme Makedonien aus, nachdem wir Krieg geführt haben! Alles niedergebrannt, die Menschen ausgerottet, das Elend nicht abzumessen. Wir Soldaten haben uns geschlagen, haben brav geschossen, tapfer gemordet und viel kaputt gemacht. Und — na, sieh dich um, Uster-Baschi! — wer wird wohl den Gewinn davon haben? Wird irgend etwas besser sein, wenn dieser Krieg vorüber ist?"

„O Agha", erwidert der Grieche, „wir alle haben für unser Vaterland gekämpft und weil unsere Regierung es so befohlen hat. Besser wird natürlich nichts. Das Blut wird versickern, nur die Tränen fließen weiter."

„Weise gesprochen, Uster-Baschi", fährt der Gefangene fort. „Und nun erkläre mir, warum die Völker immer wieder Kriege führen, sich immer wieder wie reißende Wölfe anfallen. Was ist das: das Vaterland? Eine andere Uniform, eine andere Fahne, eine andere Sprache. Aber kein Vaterland läßt die Menschen friedlich nebeneinander leben, jedes Vaterland sagt dir, o Uster-Baschi, warum es gut sei, zu sterben. Wer eigentlich hat den Gewinn von so einem Krieg?"
Der griechische Offizier murmelt etwas von Freiheit, von nationalen Anliegen, von Mißwirtschaft, die nur mit Waffen beseitigt werden könne.
Doch der türkische Agha lächelt nur und streicht seinen fadendünnen Hängebart.
„Ja gewiß, Uster-Baschi. Das sagen sie uns, den Soldaten, dem Volk. Früher, als noch Sultane, Kaiser und Könige alles bestimmten, waren sie ehrlicher, da sprachen sie von Macht, Eroberung, Raub und Beute oder vom Geld. Uns Narren im 20. Jahrhundert bringen sie nur noch mit dem Wort ‚Freiheit' dazu, daß wir einander umbringen. Das nennen die Politiker dann Krieg. Aber sag mir doch, wer hat davon Gewinn?"
Er macht eine müde Gebärde gegen die niedergebrannten Ställe und die rußgeschwärzte Hütte.
„Der arme Bauer, dessen Hof wir verbrannten, gewiß nicht!" Dann zeigt er zum Fluß, in dem die Toten treiben, und fährt fort: „Und die da unten so still dahinschwimmen, die bestimmt auch nicht! Wer also will den Krieg? Wer profitiert davon?"
Der griechische Offizier zuckt die Schultern. Und der Türke fährt fort.
„Ich kenne einen, mit dem ich aufgewachsen bin, in Fanar drüben, der Vorstadt von Istanbul. Das ist einer von denen, die ihr Geschäft mit dem Tod gemacht haben: er zieht Millionen Goldstücke aus jedem Krieg. Er ist klug, wir aber sind Narren, sind seine Werkzeuge, seine Handlanger, die nie etwas anderes gewinnen werden, als Tod, Verwundung und Elend."
„Von wem sprichst du, Agha?" fragt der Grieche sehr erstaunt.

„Wenn es dir recht ist, Uster-Baschi, so will ich dir die Geschichte erzählen. Du weißt, wir Türken lieben es, am Lagerfeuer Geschichten zu berichten."
Jetzt rücken auch die Komitatschi mit finsteren Gesichtern näher und lauschen den Worten des gefangenen Aghas.

*

„Wir wuchsen in den Armenvierteln von Fanar auf: dort, wo verwanzte Holzhütten am knietiefen Morast angesiedelt sind. Aber gleich davor erstreckte sich blau und mit zahllosen Schiffen das Goldene Horn, von Kuppeln, Minaretts und Moscheen gesäumt und von uralten Palästen begleitet, zum ‚Tal der süßen Wasser von Europa'. Istanbul ist eine herrliche Stadt.
Sie ist sogar für die Gassenjungen herrlich, die hungrig durch die Viertel streichen und sich wie räuberische Wölfe täglich ihr bißchen Essen erjagen müssen. Hier plünderten wir einen umgestoßenen Obstkarren, dort nahmen wir einem Bäcker ein wenig vom Auslagebrett — kurz, wir kamen schon durch. Mein Freund und ich waren wie herrenlose Hunde, ohne Eltern und Verwandte, Waisenkinder. Aber wir lebten, wurden stark und klug.

Er war immer viel gescheiter gewesen als ich. Sein Name war Basil, denn er stammte angeblich von griechischen Eltern. Sein anderer Name lautete Zaharoff.
Basil war der geborene Geschäftsmann. Eines Tages hörte er am Hafen, nahe der Galatabrücke, wo ein amerikanischer Frachter am Pier lag, daß die Fremden Säcke mit Hundekot luden. Nun ja, verwilderte Hunde gab es zu Zehntausenden in den Straßen Istanbuls. Ihre Zahl wurde höchstens noch von den Ratten und den verwahrlosten Katzen übertroffen. Wozu die Amerikaner den Hundekot brauchten, fragte Basil.
Man sagte ihm: zum Gerben eines besonders feinen Leders.
Wieviel sie dafür bezahlten? Wie? Sechs Silberpiaster pro Sack?
So liegt das Geld auf der Straße! rief mein Freund und begann nachzugrübeln. Bald darauf schloß er — der Zwölfjährige — einen Vertrag mit dem amerikanischen Agenten, daß er ihm bei seiner nächsten Fahrt zum Bosporus wenigstens zwanzig Säcke Hundekot liefern würde.

Dann stellte er ein Regiment Straßenjungen an, die ihm gehorsam folgten, ließ sie in allen Gassen und Ecken Hundekot sammeln. Als der Frachter nach einem Vierteljahr wiederkam, brachte Basils Kolonne 45 Säcke an Bord. Die Amerikaner bezahlten prompt und forderten fürs nächstemal mehr.

Drei Jahre lang war Basil Zaharoff der Hundekot-König von Istanbul und verdiente Geld in großen Mengen, während er uns, seinen Hilfskräften, nur ein paar Kurusch in die Hand drückte. Aber am Ende zerschlug sich der Vertrag mit den Amerikanern, weil Basil allzu schlau geworden war. Er erfand eine Methode, wie sich Hundekot rascher produzieren ließ. Jedem von uns drückte er ein Stück Gasrohr in die Hand, durch das wir die feuchte Erde vom Pierre-Loti-Berg pressen mußten. Das Ergebnis sah Hundekot zum Verwechseln ähnlich. Noch einmal lieferte er den Amerikanern an die tausend Sack. Dann tauchte er in Fanar unter.
Basil Zaharoff wurde jetzt Chef einer privaten Feuerwehrgruppe, die er mittels seines Geldes mit Haken, Beilen und Wassereimern ausrüstete, sogar eine alte Spritze erwarb er.

Das neue Geschäft blühte noch besser. Basil ging zu den griechischen, jüdischen und armenischen Geschäftsleuten im Basar oder rings um die Eyub-Moschee, wo immer zahlreiche Läden waren. Er bot ihnen an, sie bei Feuersbrunst zu schützen, und verwies auf seine Feuerwehr. Bezahlten sie monatlich ihren Beitrag, war es gut. Bezahlten sie nicht — o Wunder Allahs — brach bald ein Brand in ihren Gewölben und Hütten aus und keine Feuerwehr kam. Denn bei uns in Istanbul gab es keine staatliche Feuerwehr — wenigstens nicht für die armen Viertel.
Als die kleinen Händler Allahs wundersames Wirken richtig begriffen hatten, bezahlten sie alle. Basil Zaharoff wurde reich. Mit achtzehn Jahren verschwand er unter Mitnahme eines Vermögens aus Istanbul, ich verlor ihn aus den Augen."
Der Türke holt Atem und blickt den Hauptmann freundlich an. Dann fährt er fort.
„Wie du siehst, Uster-Baschi, bin ich ein Agha. Im Westen wäre mein Rang der eines Obersten. Ich diente als Hauptmann bereits im Seraskerat, das ist unser Kriegsministerium. Und hier stieß ich wieder auf den Namen meines Freundes Basil Zaharoff. Die Geschichte geht weiter.

Eines Tages erschien bei uns im Seraskerat ein eleganter, ganz westlich gekleideter Herr mit Diplomatentasche, verstreute reichlich nach allen Seiten Bakschisch — Trinkgelder sagt ihr. Natürlich öffneten sich ihm alle Türen. Der Serasker, der Kriegsminister selbst, empfing den Herrn. Mein Chef, ein Pascha, dessen Adjutant ich war, wurde zur Unterredung zugezogen. Der elegante Herr hieß Basil Zaharoff und war nun Generalvertreter einer weltbekannten europäischen Rüstungsfirma.

‚Ich selber bin Türke gewesen', sagte er. ‚Ich liebe die Türken und will ihnen wohl. Aber ich muß Sie, hochverehrter Serasker-Pascha, auf einen bedrohlichen Umstand aufmerksam machen: ich komme soeben aus Athen, wo ich im Auftrag meiner Firma hundert Feldhaubitzen, zwanzigtausend moderne Gewehre, Munition und vor allem ein Unterseeboot verkauft habe. Ein großer Auftrag, zugegeben. Wie aber wird die Türkei aussehen, wenn die Griechen — die Allah verderben möge! — diese modernen Waffen erst in Händen haben? Wie ich höre, ist die Rüstung der Türkei recht altmodisch. U-Boote zum Beispiel besitzt die Türkei überhaupt nicht.'

Basil fuhr mit vollem Auftragsbuch ab. Das Seraskerat war froh, bei ihm zweihundert Feldhaubitzen, dreißigtausend Gewehre und zwei U-Boote kaufen zu können. Etwas später erfuhr unser Geheimdienst, daß er von Istanbul nach Griechenland zurückgefahren war, um auch dort sein Geschäft mit der Furcht zu machen. Zwei Völker bezahlten immer mehr Steuern, nur damit sie sich bis an die Zähne bewaffnen konnten. Außerdem haben Kanonen und Gewehre die Eigenschaft, losgehen zu wollen."
Die in Lehm eingeschlagenen Hühner sind fertig. Die Komitatschi zerschlagen die hartgebrannte Form und zerteilen das weichgebratene Fleisch. Nun sind sie schon so freundlich, daß auch der Agha etwas abbekommt. Während alle ringsum kauen, setzt dieser seinen Bericht fort.
„Ich traf Basil privat, als wir beim Serasker fertig und der Auftrag erteilt war. Er lud mich in ein Luxusrestaurant am Bosporus ein.

‚Du bist also Waffenhändler', sagte ich. ‚Du bist immer noch der gleiche Fuchs, wie damals beim Hundekot oder bei der Feuerwehr. Aber sag ehrlich, gehen deine Geschäfte auch anderswo so gut wie bei den kleinen Balkanstaaten?'
Basil lachte nur und strich seinen kleinen, nach Pariser Mode gestutzten Schnurrbart.

‚Napoleon hat einmal gesagt', erwiderte er, ‚alle Menschen seien bestechlich und nur die Summen verschieden. Ich kaufe mir auch in Westeuropa die wichtigen Leute: Minister, deren Sekretäre, Generale, Sachverständige oder Politiker. Die einen überzeuge ich mit nationalen Gründen, den anderen mache ich Furcht, und fast alle nehmen Geld!'
‚Was sagst du da?' zweifelte ich. ‚Auch ich war im Westen, und ich glaube nicht, daß man einen österreichischen General, einen preußischen Minister oder einen französischen Abgeordneten so leicht bestechen kann.'
‚Ach, mein harmloser Freund', lachte Basil, ‚wer spricht denn von Bestechung? Siehst du, ich lade zum Beispiel den wichtigsten Mann einer Einkaufskommission zum Abendessen und später in ein Spielkasino ein. Dort lasse ich ihn zwanzigtausend Goldstücke gewinnen. Oder mit einem Engländer habe ich eines Donnerstags eine Wette abgeschlossen, daß Freitag sei. Der Mann gewann dabei ganz ehrlich hundert Pfund Sterling. Jeder der Herren ist mir danach sehr verpflichtet und sorgt dafür, daß seine Regierung oder seine Firma bei mir und nicht bei der Konkurrenz kauft. Meine Umsätze an Kanonen, Kriegsschiffen, Gewehren, Munition sind gewaltig. Als ich den Österreichern ihr neues Maschinengewehr verkaufte, waren auch zwei Konkurrenzfirmen im Rennen, und ich muß sagen: das Maximgewehr war besser als das meine. Aber ich sorgte dafür, daß beim Probeschießen der Mann mit dem Maxim eben nicht so gut schoß und ein paar Hemmungen hatte. So erhielt ich den Auftrag. Das Geld, mein lieber Freund, liegt immer noch auf der Straße'."
Das Lagerfeuer ist niedergebrannt, die Männer sitzen schweigend und sehr nachdenklich da. Endlich seufzt der griechische Hauptmann tief.
„Vielleicht", sagt er „sind wir wirklich Narren, uns gegenseitig umzubringen. Menschen leben hinter jeder Grenze, und alle wollen leben und wünschen Frieden. Und trotzdem ist immer wieder Krieg."
„Ja", erwidert der Agha kopfnickend, „und nur wenige sind es, die Gewinn aus ihm forttragen. Einer davon heißt Basil Zaharoff."

*

Die Vertreter der Rüstungsindustrie streiten sich um die Märkte. Andere Wirtschaftskapitäne wünschen Rohstofflager zu gewinnen, fremde Firmen zu schlukken, neue Absatzgebiete für ihre Waren zu erobern. Den Völkern erzählen ehrgeizige Politiker von „nationaler Ehre", von Macht und Größe ihrer Vaterländer, von der Notwendigkeit des Kampfes.
Kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges wird Basil Zaharoff, der sich unterdessen bis zum Mitinhaber der riesigen englischen Rüstungsfirma Vickers-Armstrong hinaufgearbeitet hat, vom König geadelt. Sir Basil steht vor dem bedeutendsten Geschäft seiner Laufbahn.
Zuerst stiftet er viel Geld für ein französisches Seemannsheim und läßt diese

Spende durch bestochene Journalisten groß in die Zeitung bringen. Der Offiziersrang der französischen „Ehrenlegion" ist der Lohn.

Der neue „Ehren-Franzose" kauft nun Aktien der französischen Rüstungsfirma Schneider-Creuzot und versäumt nicht, den wichtigsten Abgeordneten der französischen Kammer und den bedeutendsten Zeitungsredakteuren einige dieser Aktien zuzustecken.

Die Presse macht Stimmung für eine Milliardenanleihe für Rußland. Die Mehrheit der Abgeordneten stößt ins selbe Horn. Frankreich leiht dem verbündeten Zarenreich drei Milliarden Goldfranc — die Ersparnisse vieler kleiner Bürger. Jetzt hat Rußland das Geld, um ausreichend Waffen kaufen zu können, die es natürlich in Frankreich und England bestellt. Die drei Milliarden gehen gar nicht außer Landes, sondern fließen gleich in die Taschen der Industrie — ein nicht geringer Teil davon in Basil Zaharoffs eigene Taschen.

Als Deutschland von diesen Dingen hört, ist es genötigt, noch weiter aufzurüsten. Das Karussell des Todes dreht sich. Europa erstarrt in Waffen.

1914 explodiert der überhitzte Kessel. Überall ruft man die junge Mannschaft zu den Fahnen. In Frankreich, England, Österreich, Deutschland oder Rußland glauben die einfachen Leute, sie müßten ausziehen, das Leben ihrer Vaterländer zu schützen. Singend marschiert die Jugend in den tausendfältigen Tod des Materialkrieges.

Die riesigen Rüstungswerke laufen auf Hochtouren, ungeheuere Gelder werden verdient. Die Massenheere sterben vor Verdun, an der Somme, in den eisigen Sümpfen Rußlands und auf den Schneegipfeln der Alpen.

Nur die Großindustrie tut sich gegenseitig nicht allzu weh.

Die deutsche Firma Krupp liefert über die Schweiz Vanadium und Wolframstahl an die französische Firma Schneider-Creuzot. Dafür erhält Deutschland zum Bau der ersten Ganzmetallflugzeuge Bauxiterde aus Frankreich. Als die De-Wendell-Werke in Lothringen von einem deutschen Flieger bombardiert werden, versetzt das deutsche Generalkommando den törichten Leutnant strafweise nach dem Osten. Die deutschen Wendel-Werke, die auf der deutschen Seite der Grenze liegen, dürfen nicht von der französischen Artillerie beschossen werden, die ganz nahe steht. Francois de Wendell ist Ritter der Ehrenlegion und Kammerabgeordneter in Frankreich, sein Bruder Anton von Wendel trägt den preußischen Roten-Adler-Orden und gehört dem preußischen Herrenhaus an.

Bei Langemarck stürmen deutsche Studenten-Regimenter mit dem Deutschlandlied auf den Lippen gegen maschinengewehrgespickte Stellungen des Feindes an. Sie fallen wie die Fliegen. Aber keiner kämpft und fällt wirklich für sein Vaterland, sondern nur für ein Phantom.

Europa bereitet selbst seinen Abstieg als erste Weltmacht und als führender Erdteil der Kultur vor. Machtwahn und Geldgier jagen den Kontinent eines Dante, Shakespeare, Voltaire, Goethe und Mozart hinab in die Nacht des Todes der Zerstörung, des schon anhebenden Verfalls.

Nur eine kleine Gruppe kluger Händler macht Geschäfte mit Tod und Vernichtung.

1917

Die Kanarienvögel des Kohlrübenwinters

Der überfüllte Personenzug kriecht durch die trostlose Industrielandschaft. Draußen ziehen rußgeschwärzte Hinterfronten von Mietskasernen, Fabrikhallen, Hochofenanlagen, Bahngleise und Schuppen vorbei. Der Himmel hängt tief, und dunkle Qualmwolken aus hundert Schornsteinen vermengen sich mit dem regendurchmischten Schneetreiben.
Aus dem matschigen, kohlenstaubbedeckten Schnee auf den Bahndämmen stehen Brennesseldickichte heraus. Gerade hier, kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof Mühlheim-Ruhr, steht das Signal auf Halt, und der Zug kommt zum Stehen. Jup Höttges drückt sich fröstelnd in die Ecke des ungeheizten Waggons und blickt zu den beschlagenen, ungeputzten Fenstern hinaus. Da sieht er die dünnbeinigen Arbeiterkinder, wie sie mit rotgefrorenen Händen, ohne Handschuhe oder Mäntel Ernte halten. Ein alter Mann, offenbar ein Lehrer, steht frierend dabei.
Die Kleinen sammeln die letzten Brennesseln, wie das Gesetz es befiehlt! Brennesseln sind die deutschen Gespinstpflanzen. Die geschäftstüchtigen Textilfabrikanten machen daraus Tuche und verdienen ein Heidengeld damit. Deutschland ist durch die englische Seeblockade von den Märkten für Schaf- oder Baumwolle abgeschnitten und muß sich selber behelfen. Davon hat Jup sogar in der Frontzeitung gelesen.
Er selber trägt eine dünne feldgraue Uniform aus „Faserstoff", der sich rauh anfühlt und die Eigenschaft hat, sich in den endlosen Regengüssen, im Schlamm der Schützengräben und Granatlöcher langsam in Brei und Lumpen aufzulösen. Deutschland kämpft seinen „Lebenskampf" mit Ersatzstoffen. — Es gibt nicht mehr genug Kupfer und Messing. Die Patronenhülsen sind aus „plattiniertem" Eisen und machen in den Maschinengewehren Hemmung auf Hemmung; statt Butter essen die Landser Margarine aus zweifelhaften Fetten, im Brot sind Kartoffelschalen und Sägespäne; die Stiefel bestehen aus Kunststoff, der zur Gallerte wird, Wintermäntel gibt es nicht. Auf der anderen Seite der Front jedoch sind jetzt die Amerikaner angetreten: mit sagenhafter Ausrüstung, bester Verpflegung, Überfluß an Waffen und Munition, mit Dutzenden von Divisionen ausgeruhter, sportgestählter, gut genährter Soldaten.
Aber die Deutschen halten hungernd, frierend, schlecht versorgt und ausgepreßt bis zum Letzten unerschütterlich die „Siegfriedlinie".
Jetzt ist Jup Höttges nach zwei Jahren zum erstenmal wieder auf Heimaturlaub. Ein leichter Streifschuß hat ihm dazu verholfen, aber die Schulter schmerzt schon fast nicht mehr. Wieder und wieder holt er den Brief seiner Marie hervor, den ihm die Feldpost vor acht Wochen ins Lazarett gebracht hat. Er liest die schon verwischten Schriftzüge...
Mein lieber Jup!
Wir haben dich nun schon zwei Jahre nich mehr gesehn. Katrin is schon ganz groß geworde und Rudi und Hännes fragen auch öfter nach dir. Mir geht es in der

letzten Zeit nimmer ganz gut. Die Stiche in der linke Seite werden schlimmer. Ich schaffe jetzt bei Thyssen beim Granatedrehen. Ich verdiene viel mehr als auf die Weberei, aber alles is auch teurer geworden. Der Höckens Martin, mit dem du zur Schule warst, is jetzt auch gefallen. In Rußland ist es gewesen. Sieh zu, daß du Urlaub kriegst, vielleicht kann ich frei bekommen bei Thyssen, wenn doch ein Soldat auf Urlaub ist. Es grüßt dich deine Marie ...

Der Zug ruckt wieder an, so daß die in den Gängen stehenden Leute durcheinander fallen.

Es sind meist alte Männer und Frauen, ein paar dick in Tücher eingemummte Kinder dabei, die wohl aufs Land gefahren sind, um zu „hamstern". Aus den Gesprächsfetzen, die an Jups Ohr dringen, vernimmt er, daß mit der Beschaffung von zusätzlichen Nahrungsmitteln kaum mehr etwas los ist. Die Bauern sind hartherzig geworden. Sie geben nur gegen Waren: Eisenwerkzeuge, Kleiderstoffe, Geschirr, am liebsten gegen Eheringe oder alte Silbertaler, ein paar Eier, etwas Mehl oder ein schmales Stück Speck. Aber die meisten Hamsterer aus den Großstädten haben sich wohl an die Mieten gehalten, in denen Runkelrüben oder Kartoffeln, Krautköpfe und Futterrüben eingewintert liegen. Neuerdings sind Wachttürme auf den Feldern errichtet und mit Gendarmen besetzt. Es wird immer schwieriger, ein paar Erdäpfel zu erbeuten.

Bahnhof Mühlheim-Ruhr. Das graue Menschengewühl ergießt sich auf den schmutzigen Bahnsteig. Gleich gegenüber steht ein abfahrtbereiter Transportzug, der Nachschub an die Front bringt. Graue, gleichgültige Gesichter blicken aus den halbgeöffneten Schiebetüren der Güterwagen; überwiegend alte Männer mit Bärten und ganz junge Kerle, die kaum der Schule entwachsen sind. Deutschlands letztes Aufgebot.

Jup Höttges liest die mit Kreide an die Wagenwände gemalten Parolen.

Als sie 1914 wie in einem einzigen Begeisterungssturm aufgebrochen sind, das Vaterland zu schützen, weil sie daran glaubten, daß Deutschland allseits angegriffen sei, hatten sie andere Parolen auf die Waggons gemalt. Da hieß es:

JEDER STOSS — EIN FRANZOS
JEDER SCHUSS — EIN RUSS!

oder sie schrieben:

SONDERZUG DIREKT NACH PARIS!

und sie riefen:

ZU WEIHNACHTEN SIND WIR WIEDER ZUHAUS!

Was Jup hier als Parolen von 1917 liest, klingt anders:

GLEICHE LÖHNUNG, GLEICHES FRESSEN
UND DER KRIEG WÄR BALD VERGESSEN
WIR KENNEN KEINE PARTEIEN MEHR
NUR NOCH MARMELADE. —
WIR KÄMPFEN NICHT FÜRS VATERLAND
UND NICHT FÜR DEUTSCHE EHRE!
WIR STERBEN FÜR DEN UNVERSTAND
UND FÜR DIE MILLIONÄRE!

Nur langsam kann sich der Urlauber im Strom der Fahrgäste zur Kontrolle am Bahnsteig vorschieben. Ein forscher junger Leutnant stolziert zu dem Transportzug und befiehlt, als der Zug eben anrollt. „Ein Lied!" Vielleicht hat er an „Die Wacht am Rhein" oder „den guten Kameraden" gedacht, aber der müde Chor, der nun aus den Güterwaggons ertönt, hat einen anderen Text:
„Marmelade, Marmelade ist das Fundament von unserm Staate."

Mit Tornister und umgehängten Gewehr stapft der Soldat durch die matschigen Straßen.
Hier ist alles Industrie. Er kommt an einem Hochofen vorbei, bei dem soeben das Anfahren der Ladung beendet ist. Eine unsichtbare Kraft hebt den Riesendeckel, und der Kranz aus Eisengerüsten, der die Turmkappe umzieht und mit Erz und Koks gefüllt ist, senkt sich. Die neue Füllung stürzt nach innen, eine gewaltige Feuerlohe schlägt bis zu den Schneewolken empor. Blaue und orange Gase wallen um die Gestalten der Männer, die mit Kipploren und Eisenstangen hantieren.
Jetzt schaut Jup genauer hin. Die Leute, die dort oben die schwere Arbeit zwischen Schnee und Feuersglut verrichten, sind in grobes Sackleinen gekleidet, und haben die bloßen Füße in Lumpen gewickelt. Posten mit aufgeplanzten Bajonetten stehen neben ihnen.
„Russen", denkt Jup Höttges. „Gefangene Russen. Noch ärmere Schweine als wir."
Als er in eine Wohnstraße einbiegt, sieht er die langen „Schlangen" der Frauen und Kinder vor den Läden stehen. Alles ist jetzt rationiert: Lebensmittel, Kleidung, Schuhe, Heizmaterial, Haushaltswaren. Man bekommt für Geld nur noch etwas, wenn man „Marken" oder „Bezugscheine" besitzt und selbst dann muß man sich beeilen, bevor die wenige Ware ausverkauft ist.

Jup erreicht den geschwärzten Häuserblock, von dem der Verputz abfällt, und geht durch die dunkle Toreinfahrt. Seine Schritte hallen auf dem Hinterhof, dessen Mülltonnen überquellen und wo sich Kleinkinder abmühen, aus dem rußigen Matsch einen Schneemann zu bauen. Langsam klettert der Urlauber die vier Treppen hoch und steht endlich vor der Tür, hinter der sein Heim liegt.
Katrin, die Dreizehnjährige, öffnet. Wie groß und schmal das Kind geworden ist! Sie schaut den bärtigen Soldaten fragend an, scheint ihn nicht zu kennen.
„Ich bins, Katrin", sagte er, „der Vater!"
„Na, denn komm mal rein!" erwidert das Mädchen und versucht ein kleines Lächeln. „Und da ist der Rudi."
Sie deutet auf einen achtjährigen Jungen, dessen großer Kopf und dessen aufgetriebener Leib schlecht zu den spinnendünnen Gliedmaßen passen.
„Wer bist denn du?" staunt der Bub und weicht ängstlich an die Wand zurück, als ihn Jup emporheben möchte.
„Und das Hännschen", erklärt Katrin, „liegt zu Bette. Es hustet immer soviel und hat ganz rote Flecke auf den Backen."
Die Wohnküche hängt voll feuchter Kleidungsstücke, und vom Herd kommt der süßliche Duft von Pferdefleisch und Rübengemüse.
„Haste aber Glück!" stellt Katrin fest. „Gerade gestern hab ich ein Stück von einem umgestandenen Gaul eingetäuschelt. Es gibt Pferdegulasch."

„Und Rüben natürlich!" fügt sie hinzu, als sei das selbstverständlich.
„Und wo ist Mutter?" forscht der Soldat, der nun Tornister Gewehr und Brotbeutel abgesetzt hat, und sich auf das Sofa hat fallenlassen.
„Na, wo schon? Alle arbeiten in den Thyssen-Walz- und Stahlwerken in Styrum drüben. In der Munitionsstraße schafft sie. Vielleicht bekommst du sie frei, weil du Soldat bist."
So macht sich Jup Höttges gleich wieder auf, um seine Frau aus der Munitionsfabrik auszulösen. Katrin, die sehr selbständig zu sein scheint, führt ihn. Sie hat sich nur rasch Mutters Schal umgeworfen, denn auch sie besitzt weder Mantel noch feste Schuhe und geht in Holzpantinen klappernd neben dem Vater her.
„Na, wie ist es im Krieg?" will sie wissen. „Seid ihr bald fertig damit?"
„Ja, wir sind bald fertig", brummt der Vater und wehrt dann ab.
Die Bilder der Mondkraterlandschaften, der feuerdurchzuckten Nächte im Trommelfeuer, die Schreie der Verwundeten, die zerfetzten Leiber der Gefallenen bedrängen ihn. Noch im Schlaf der Übermüdung fährt er oft hoch, hört das Rasseln der Tanks, sieht die Schwaden der Gasangriffe auf sich zukommen und vernimmt das Rattern der Maschinengewehre.
„Laß sein, Katrin", sagt er, „davon wollen wir nicht reden! Wollen lieber schaun, wo Mutter.ist."

Bahngleise, lange Mauern mit trüben Fabrikfenstern, rauchende Schornsteine: die Straße verläuft mitten durch die Thyssenwerke. Lärm, Stampfen, Klirren füllt die Luft. Sie treten in langgestreckte Hallen mit erblindeten Glasdächern. In unendlicher Kette liegen hier Drehereien mit ihren sausenden Maschinenstraßen, dann folgten Martinsöfen, Walzwerke, auf denen sich in rotglühenden Schlangen Stahlbänder winden. Heiße Luft schlägt wie Höllenatem aus den Räumen.
An einem Haufen qualmender Hochofenschlake rösten ein paar gefangene Russen einen gestohlenen Kohlkopf. Als Jup vorübergeht, fährt der grobe Stiefel eines Gendarmen dazwischen und zertritt den Kohl.
„Wollt ihr wohl arbeiten, ihre Hunde!" brüllt er in den allgemeinen Lärm. „Soll ich euch den Kolben spüren lassen?"
An der langen Drehstraße stehen die Frauen und schmirgeln Granatrohlinge, die aus der nächsten Halle kommen. Eckige Schultern, glanzlose, aufgesteckte Haarknoten und aufgetriebene Bäuche; dazwischen halbe Kinder mit Rattenschwänzen von Zöpfen und dünnen Ärmchen: alle schaffen hier Tag und Nacht am Munitionsnachschub. Jup spricht mit dem Obermeister, der schließlich murrend die Frau freigibt. Mitten in der Fabrikhalle gibt Jup seiner Frau nach zwei Jahren den ersten Begrüßungskuß. Die Frauen und Mädchen ringsum kichern und reißen Witze.
„Gott, nein!" ruft Jup und besieht seine Marie nun erst richtig. „Wie du aussiehst! So mager, so grau, so müd! Was ist denn los mit dir, Mutter?"
„Krieg ist, Jup!", erwidert sie. „Das ist alles! Sei froh, daß ich in der Dreherei arbeite, und nicht in der Füllerei. Die sollste erst sehen."
Und nun übernimmt Mutter Höttges die Führung. Sie steuert ihren Soldaten in eine anschließende Halle.
„Schau sie dir an, die Kanarienvögel. Dagegen bin ich ne Schönheit geblieben!"

Die Frauen, die hier arbeiten, haben ständig mit den giftigen Sprengladungen umzugehen, sie füllen die Treibladungen aus Ekrasit und anderen Chemikalien in die Granaten. Sie husten und spucken unablässig, ihre Lungen sind angegriffen. Vor den Gesichtern tragen manche dünne Schleier. Bei denen, die auch darauf keinen Wert mehr legen, sieht Jup, daß ihre Haut kanariengelb geworden ist, daß ihnen Wimpern und Brauen ausfallen, daß ihre Wangen entzündete Flecke von den scharfen Gasen tragen.

Die Öfen speien Feuer, die Walzstraßen glühen. Mitten im Thyssenwerk liegt eine Betonschlucht von der Länge einer Kegelbahn, in der die neugezogenen Kanonenrohre eingeschossen werden. Von dort donnern und tosen die Abschüsse in kurzen Abständen. Überall wird produziert, gearbeitet, gewühlt, geschafft: Panzerplatten, Geschütze, Granaten.

Ein Ameisenvolk steht im Krieg. Das Material entscheidet. Deutschland führt Krieg gegen die Welt, mit all ihren Rohstoff- und Menschenmassen. Jetzt ist auch noch Amerika in Frankreich gelandet, um dem sterbenden Heer den Todesstoß zu versetzen. Und keiner der Verantwortlichen will die Wahrheit erkennen, keiner den Wahnsinn beenden. Sie schwatzen vom „Siegfrieden", vom kommenden „Großdeutschen Reich".

„Komm Alter", sagt Frau Höttges und zieht ihren Soldaten aus der Fabrik, „Nu wollen wir mal feiern! Roßfleisch gibt's und Rüben dazu. Und wenn ich meine Uhr und den Ehering fortgebe, steckt mir der Schieber an der Ecke auch noch ne Buddel Schnaps unterm Ladentisch zu!"

„Laß nur", erwidert der Soldat müde, „ich brauch keinen Schnaps! Mir wär so eine richtige Schale Kaffee auch recht."

„Kaffee, Mann?" lachte Marie. „Du hast ne Ahnung! Wo die Eichelernte heuer so schlecht war! Kaffee kann ich dir nur aus getrockneten, roten Rüben machen; der ist immer noch besser als der amtliche Ersatz."

„Danke! Den kenn' ich vom Feld her."

1923 | Wir versaufen der Oma ihr klein Häuschen

Die Genoveva Hierangl kommt mit ihrem Galan eben die Treppe vom Obergeschoß herunter. Das zwanzigjährige Fräulein „geht" nämlich mit Herrn Jimmy Balduhn. Der wohnt als möblierter Zimmerherr im Haus ihrer Eltern am Anger. Er sagt, daß er studiert, seine Herkunft ist etwas unklar: jedenfalls ist er ein Ausländer und verfügt über reichlich Dollars. Fesch wie ein Filmstar ist er auch mit seinem Strichbärtchen, den weiten Charlestonhosen und der buntbemalten Kra-

watte, die aus dem nachtblau getönten Dinnerjackett leuchtet. Außerdem heißt die Genoveva Hierangl schon längst nicht mehr so, sondern nennt sich Evelyn. Sie trägt einen kessen „Bubikopf", den modernen Topfhut und ein tief ausgeschnittenes Tanzkleid aus Paillettenstoff. Mister Jimmy legt ihr soeben kavaliersmäßig den auf Chinchilla zurechtgemachten Kaninchenpelzmantel um die Schultern, als Evelyn stehen bleibt und die Hand warnend an den Mund hält. Im elterlichen Bäkkerladen steht nämlich der Spengler Hurth, des Vaters alter Stammtischbruder und grinst übers ganze Gesicht.

„Wally", sagt der Bäcker zu seiner Frau, „ich hab grad den neuen Dollarkurs gelesen. Ab sofort kost' die Semmel zweieinhalb Milliarden Mark. Und das Pfund Schwarzbrot kostet fünf Milliarden. Schreib dir's auf."
Jetzt erst entdeckt der Hierangl seinen Spezi.
„Ja, was tust denn du?" ruft er erstaunt, „arbeit'st du heut nix, am hellichten Tag, du Faulenzer?"
„Nein", erwidert der Hurth bedeutungsschwer, „I arbeit nix mehr. Bei mir ist's aus damit. Das ist überstanden. Ich bin jetzt Milliardär, — nein: Billiardär oder noch mehr!"
„I glaub, du spinnst", schüttelt der Hierangl den Kopf. „Hast du schon was getrunken? Milliardär sind doch alle."
„Aber nicht wie ich. Ich hab mein Haus verkauft. Ein reicher Herr aus dem Industriegebiet hat's gekauft, und der zahlt bar auf den Tisch. Heut nachmittag wird verbrieft. Die Zahl kannst dir nicht vorstellen. So was gibt's nur in der Industrie. Fünfzig Billionen Mark krieg ich. Ich bin ein reicher Mann, Hierangl!"
„Ein Depp bist, Hurth. Und wenn die Mark no tiafer absinkt, was hast dann? Den Dreck im Schachterl!"

Die beiden beginnen heftig über den Wert des Geldes zu debattieren, und der listige Bäcker gibt seinem Spezi den dringlichen Rat, den Kaufvertrag — wie es viele Firmen und Geschäftsleute heute machen — mit „Goldklausel", „Dollar"- oder „Weizen-Relation" abzuschließen. Der wackere Spengler jedoch ist ganz berauscht vom phantastischen Zahlenschwindel der Inflation und meint: „Um so viel Geld kauf ich mir gleich was anders: einen Bauernhof, den ich verpacht oder ein Mietshaus, wo ich nur einkassieren muß."
„Wenn dich's nur nicht reut!" seufzt der Bäcker.

Da entdeckt er das Pärchen, das dabei ist, sich still aus dem Laden zu stehlen. Seine Miene verdüstert sich. Ihm ist es gar nicht recht, daß seine Genoveva dauernd mit dem Ausländer herumzieht. Andererseits ist Mister Jimmy ein arg gescheiter Mensch, der in mehreren Sprachen spricht und, wenn er in gutem Deutsch mit dem Hierangl politisiert, so unverständlich gebildet daherreden kann, daß man ganz schwach wird. Da wimmelt es nur so von „ismus" und Logik, von Psychologie, Dialektik und anderen schwierigen Sachen. Nicht zu vergessen: Mr. Jimmy Balduhn schöpft aus geheimnisvollen Quellen immer neue, anbetungswürdige Dollars.
Genau betrachtet, ist es eine Ehre für die Veverl, daß sie die Freundin von einem so studierten ausländischen Herrn ist.
„Wo geht's denn schon wieder hin?" sagt der Bäcker mit gestrengem Unterton.

„Und wann kommst wieder heim? Brauchst wohl gar nimmer fragen, wie's früher der Brauch war?"

Genoveva Hierangl wird puterrot, aber sogleich kommt ihr die Mutter zuhilfe, die ganz verliebt in den Ausländer ist.

„Jetzt sei du still", ruft sie energisch, „mit deinen altmodischen Ansichten! Die Frauen haben Wahlrecht und einen Beruf. Da wirst ausgerechnet du Grantler sie einsperren. Geh nur zu, Evelyn. Und viel Vergnügen auch, Herr Jimmy."
Rasch drücken sich die beiden aus dem Laden und verschwinden zur nächsten Taxistelle. Wer mit einem Dollarschein winken kann, bekommt selbst im armseligen München von 1923 immer noch einen Wagen.

*

Dieses Deutschland nach dem verlorenen Weltkrieg ist aus allen Fugen gegangen. Im Ruhrgebiet und im Rheinland haben die Franzosen Städte und Industriewerke besetzt, sie holen sich dort mit Gewalt, was die unerschwinglichen „Reparationsleistungen" schuldig bleiben müssen. Der „Ruhrkampf" ist entbrannt, der dem sterbenden „Reich" täglich Hunderte von Goldmillionen kostet. Das Geld fällt in einen Abgrund, die Druckerpressen stellen täglich höhere Scheine her, für die man immer weniger erhält.

In Mitteldeutschland hat es Aufstände mit Brandstiftung, Mord und Plünderung gegeben. „Schwarze Reichswehr" und nicht aufgelöste „Freikorps" marschieren im Land. Immer wieder liest man von Attentaten auf Politiker, von Sprengstoffanschlägen, von neugegründeten Parteien. In München dröhnen gelegentlich die Straßen, wenn die Hakenkreuzler Hitlers, in Windjacken oder braune Hemden gekleidete Sturmtrupps, singend dahermarschieren und sich Straßenschlachten mit den „Rotfront-Kämpfern" liefern. Im Voralpenland sammelt sich das „Korps Oberland". Alles ist unsicher, schwankend, aufgelöst. Die Zeitungen berichten von Selbstmorden, vom Hungertod alter, armer Leute, die die neue Zeit nicht mehr verstehen und denen Inflation, verlorene „Kriegsanleihen" und der Heldentod der Söhne die Existenz zerstört haben. Daneben aber gibt es überall die fetten „Schieber", den widerlichen Schwarm der „Koofmichs", die gegen Gold, Devisen, alte Kunstgegenstände, Familiensilber oder andere „wertbeständige" Tauschobjekte über alle Herrlichkeiten einer untergegangenen Welt verfügen: über Kaffee, Tabak, Tee, Zucker, Südfrüchte, englische Stoffe, Pelzmäntel oder Benzin für das Auto. Riesige — aber dunkle — Geschäfte werden gemacht. Einige geschickte und skrupellose Händler werden immer reicher. Der verstörte Mittelstand — Kleinbürger, Handwerker, Beamte, Pensionisten und alle Festbesoldeten — wird immer ärmer. An den Arbeitern schlottern die Kleider, ihre Kinder sterben an Tuberkulose oder Rachitis.

Doch das ist nur eine Seite der zerstörten Bürgerwelt der Nachkriegszeit. Nachdem das große Morden auf den Schlachtfeldern aufgehört hat, bietet das Leben um so frecher seine Vergnügungen an. Niemals zuvor hat es in den großen Städten einen solchen Rummel gegeben wie jetzt.

Im Stadtteil Schwabing sind die Nachtlokale, die Tingel-Tangel, die Kabaretts und kleinen Theater, die Bars, Tanzlokale und Kinos nur so aus dem Boden geschos-

sen. Mag der ganze Zirkus untergehen: das Vergnügungsviertel singt und lacht: „Wir versaufen der Oma ihr klein Häuschen".
Nach Schwabing sind auch Evelyn und ihr Kavalier Jimmy unterwegs.

*

„In Berlin", sagt Jimmy, „wäre natürlich mehr los. München ist eben doch ein wenig Provinz! Aber wir werden uns schon amüsieren."
Vor den Fenstern des Taxis huschen die Leuchtreklamen der Kinotheater vorbei. Die angezeigten Filmkunstwerke sind Stummfilme, zu deren Untermalung man entweder Schriftbänder, Ansager oder dezente Musik verwendet. Die amerikanische Welle, die soeben läuft, behandelt vor allem das Thema von Ehe und Liebe. Die Zeit ist ja so modern, daß Begriffe wie Treue, Unauflöslichkeit der Ehe oder gute Manieren ins Wanken geraten. Da spielt „Scheidung in Reno", das nächste Kino zeigt „Achtung vor Witwen" und daneben läuft das Lustspiel: „Kinder können wir nicht brauchen!"

Man hat den „Sex appeal" erfunden. Die alte Moral hat ihre Überzeugungskraft verloren: Leichtsinn, „freie" Beziehungen und Gangstertum werden als normale Dinge vorgeführt. In diesen Flimmerdramen sieht man tanzende Großmütter, babyhafte Jazz-Mädchen, Orgien, Verbrechen, Wildwest und Horden vergnügungssüchtiger Girls. Wer das nicht mag, kann über die neuen Komiker lachen: Buster Keaton, Harold Lloyd oder Pat und Patachon.
In den Seitengassen, wo die kleineren Lokale mit Lichtreklamen und Anreißern locken, führt man — wie die Schaukästen versprechen — die neueste angelsächsische Erfindung vor: Strip-tease, Entkleidungsszenen junger Mädchen. Dort kostet ein Glas Bier hundert Milliarden, ein Kognak eine halbe Billion!
„Halten Sie mal!" befiehlt Jimmy vor einem knallig aufgemachten Tanzpalast. Er bezahlt großspurig mit einem grünen Dollarschein. Der alte Taxifahrer, ein Kriegsinvalide, salutiert wie vor einem General. Ein echter Dollar — das ist Wertbeständigkeit, das sichert die Familie wenigstens einen Tag.
Das Lokal ist dunkelrot beleuchtet. Auf der Tanzfläche herrscht ein Gewühl wie früher beim Ausverkauf. Aber Mr. Jimmy Balduhn hat telephonisch eine mit rotem Samt ausgeschlagene Loge bestellt. Man kennt ihn hier, und ein dienernder Kellner mit den Körpermaßen eines Ringkämpfers führt Evelyn und ihn dorthin.
„Sekt", bestellt Jimmy. „Und Hummer mit Toast. Fürs erste."
Die Neger-Jazz-Band spielt einen „Shimmy", die jungen Leute auf dem Parkett verrenken sich die Glieder in ruckartigen Kreiselbewegungen. Eine Zeitung hat geschrieben:
Als Tanz ist Shimmy kaum zu bezeichnen. Sein Rhythmus ist Fieberdelirium!
In Amerika, von wo er stammt, nennt man diesen Tanz den „Hemdenzitterer", und man erzählt sich, daß ein Farmer zu einem alten Negerweib gesagt habe: „At least shake your shimmy!" (schüttle dein Hemd mal wieder aus) worauf es die Negerin für ausreichend hielt, sich selber samt dem Hemd zu schütteln.
Auch die Mode ist verrückt: die Mädchen tragen Stöckelschuhe, Seidenstrümpfe und lange, faltig herabfallende Abendkleider, die am Rücken und auf der Brust bis zur Grenze des damals Möglichen ausgeschnitten sind; die Herren schlottern mit weiten Tanzhosen, gehen in karierten Jacken oder schwarzen Fräcken. Der



Lärm der hämmernden Jazz-Musik vermengt sich mit der lautstarken Unterhaltung.

Kaum ist der Shimmy zu Ende, als die Musiker mit ihren Saxophonen, Schlagzeugen, Trommeln und Trompeten, unterm Jubel des überfüllten Saales den neuesten Modetanz, den „Charleston", anstimmen. Bei diesen Rhythmen muß man mit schlenkernden Beinen und unter allerlei Verrenkungen auf-und-niederhüpfen.

„Ah das ist fein!" ruft Evelyn, „das ist unser Tanz, Jimmy!"

Doch Mr. Balduhn winkt einem seiner Freunde, dem feschen Schurl aus Wien, drückt ihm Evelyn in den Arm und meint, er habe jetzt keine Zeit. So tanzt Evelyn mit dem Wiener. An die Loge Jimmys ist nämlich ein orientalisch aussehender Mann herangetreten und macht ihm Zeichen. Der Schwarzhaarige stammt aus Persien und nimmt gleich Platz, kaum daß Evelyn an Schurls Arm entschwebt ist.

„Dreihundert Gramm", sagt er flüsternd, „bester Stoff. Kannst leicht etwas Milchpulver drunter mischen und fünfhundert Portionen daraus machen."

„Und der Preis?" forscht Mr. Balduhn ebenso leise.

„Ein Dollar pro Gramm."

Der elegante Jimmy Balduhn verdient sein Geld also mit dem „Stoff", den ihm die orientalischen Händler liefern. Er hat einen ganzen Ring — vornehmlich höhere Schüler — aufgebaut, der die Ware an den Mann bringt: für zwei Dollar pro Gramm.

Die Jugend ist realistisch geworden!

In einer 28köpfigen Mittelschulklasse Berlins hat man kürzlich eine Umfrage gehalten und wollte wissen, wie die Berufspläne seien. 25 hatten gesagt, sie wollten zu den „Jobbern". Nein: keine lange Lehre, kein Studium, sondern Geschäfte, Glücksspiel, einen „Job" der Geld einbringt — das wünschen die jungen Leute von heute. Der entsprechende Schlager gibt den Grund dafür an: *Man lebt ja nur so kurze Zeit und ist so lange tot!*

In den Nachbarlogen sitzen fette „Raffkes" und „Piefkes", wie man die durch Heereslieferungen, Schrotthandel und andere dunkle Profite reich gewordenen Schieber nennt. Flitterbedeckte Mädchen umschwärmen sie, der Sekt fließt in Strömen.

Nachdem Jimmy und Evelyn einigemal getanzt und auch sonst viel Spaß gehabt haben, singen sie das neueste Lied mit, das von Berlin aus die Runde macht:

> Sie war so unnahbar und stolz
> Ihr Herz war hart wie Buchsbaumholz,
> Er war vor Liebe krank
> Sie lachte, wenn er sang:
> Mein geliebtes Schmackedutzchen,
> Komm zu deinem Enterich
> Laßt uns beid' von Liebe plauschen,
> Innig, minnig, sinniglich!

„So was Schönes!" bewunderte Evelyn Text und Musik. Mr. Jimmy Balduhn, der durch das gute Geschäft in heitere Stimmung geraten ist, schlägt vor, in einen der berühmten Schwabinger Künstlerkeller umzuziehen, wo moderne Kunst, Musik und Poesie geboten werden.

Sie geraten in eine Art Gewölbe mit schummeriger Beleuchtung, sitzen eng aneinandergeschmiegt in einer Ecke, trinken echten Whisky und hören, was die neue Dichtkunst zu bieten hat. Ein langlockiger Jüngling tritt aufs Podium, entfaltet ein Papier, und trägt einen Text des früheren Dadaisten Hugo Ball vor.

> „Gadji beri bimba
> glandridi lauli loni cadori
> gadjama bim beri glassala
> glandiri glassala tuffm i simbrabim
> blassa gelassasa tuffm i simbrahim . . ."

Dann wird zur Schönheitskonkurrenz aufgerufen. Auch Damen aus dem Publikum dürfen sich beteiligen. Jimmy will unbedingt, daß seine hübsche Evelyn mittut. Etwas schüchtern geht sie hinter den Vorhang, wo ihr einige dicke Herren erklären, sie müsse sich der Kleider entledigen und in einen Badeanzug steigen. Dann nehmen sie ihr die Maße um Brust, Hüften und Beine. Zusammen mit einem Dutzend anderer Mädchen steht das Veverl Hierangl auf dem Podium. Die Scheinwerfer richten sich auf sie, und die Herren machen Stielaugen.

Unter lautem Hallo werden die „Girls" taxiert, sie müssen ein paar Tanzschritte machen und sich von vorne und hinten zeigen.
Evelyn erhält den zweiten Preis.

Lange nach Mitternacht verläßt sie, leicht angetrunken, am Arm von Mr. Jimmy Balduhn das Lokal, in dem sie sich so herrlich unterhalten hat.
Draußen auf der Straße pocht der Stock eines Kriegsblinden den Bürgersteig entlang, und in der Ferne hört man den Gleichschritt einer Kolonne. Trotz der Polizeistunde befiehlt eine schnarrende Stimme ein Lied: „Zwei drei!"
Und vom Englischen Garten her hört man:

Die Fahne hoch! Die Reihen fest geschlossen!
SA marschiert in ruhig festem Schritt!
Kam'raden, die Rotfront und Reaktion erschossen,
Marschier'n im Geist in unseren Reihen mit!

„Wir nehmen ein Taxi", schlägt Jimmy vor. „Lieber fall ich den Räubern in die Hände als diesen Hakenkreuzlern."

1933 | Gleichschaltung in Graham

Nun war also das „Dritte Reich" gekommen, und die Leute sagten: „Jetzt wird alles anders!"
Die „Märzenveilchen" blühten. Im März 1933 hat die Nazi-Partei nämlich allen noch einmal Gelegenheit gegeben, einzutreten. Hunderttausende ergriffen diese Chance. Sie sagten, sie seien längst der Gesinnung nach dabeigewesen. Jetzt wollten sie aber auch das rote Parteibuch, das schöne runde Hakenkreuzabzeichen und alle Vorteile der eingeschriebenen Mitglieder. Doch die „alten Kämpfer" blickten nur mit gelinder Verachtung auf die „Märzgefallenen": die übereifrigen Hauptlehrer, Regierungsräte, Stadtsekretäre und Geschäftsleute, die nun, im letzten Augenblick, zur Partei stießen, nachdem A. Hitler Reichskanzler geworden war.

Zum jungen Assessor Angstwurm sagte sein Oberstudiendirektor mit strengem Blick: „Ich sehe mit Verwunderung, mein verehrter Angstwurm, daß Sie weder ein Abzeichen noch eine Uniform haben. Ja, sind Sie denn nirgendwo dabei? Haben Sie kein nationales Gefühl, oder wollen Sie sich gar ausschließen, wenn ganz Deutschland in eine herrliche Zukunft aufbricht? Ich wünsche, daß die jungen Herren an meiner Schule irgendeine Funktion oder Uniform haben, wie stehe ich denn sonst vor der Kreisleitung oder gar vor dem neuen Ministerialrat da, der ein hoher Amtsträger der Partei ist!"

So war der Studienassessor Angstwurm zur SS-Motorstaffel gegangen. Das hatte mehrere Gründe: Zunächst besaß er ein neues Motorrad. Dann gefiel ihm von all den Uniformen, die es nun gab, die schwarze Montur der SS mit der Totenkopfmütze am besten; sie sah so romantisch nach Husaren oder Freiheitskämpfern aus. Und schließlich verehrte der Assessor ein Mädchen, das BdM-Führerin war, und in dem neuen NS-Verein „Glaube und Schönheit" der Gymnastik und den altdeutschen Tänzen oblag. Herr Angstwurm war im Jahre 1932 mit dem Studium

fertig geworden, der Posten an der Realschule war seine erste Stellung, und er hatte den starken Drang, es seinen Vorgesetzten recht zu machen und bald Studienrat zu werden.
Eines Tages im Mai ging Herr Angstwurm in seiner nagelneuen SS-Uniform, mit glänzenden Schaftstiefeln, schwarz von Kopf bis Fuß und mit dem baumelnden Dolch an der Seite, die Marktstraße entlang. Er erfreute sich der bewundernden oder auch furchtsamen Blicke, die ihm das Volk zuwarf. Da hielt plötzlich dicht neben ihm ein Auto mit einer braunroten Standarte, auf die natürlich ein Hakenkreuz gestickt war. Das nannte man „Hoheitszeichen", und es war gesetzlich besonders geschützt.
Aus dem Auto stieg in goldbrauner Uniform, mit roten Spiegeln am Rockkragen und goldener Kordel am Mützenrand der Kreispropagandaleiter Emsig. Diesen Herrn Emsig kannte Assessor Angstwurm schon länger.

Vor Ausbruch des Dritten Reiches war er ein Schullehrer in einem kleinen Dorf gewesen, die Leute behaupteten, er trinke zu viel Bier und vernachlässige seine Schule. Letzteres konnte man vielleicht verstehen, weil Herr Emsig nämlich ein sehr „alter Kämpfer" und Träger des „Blutordens" war. Diese hohe Auszeichnung erhielten nur ehemalige SA-Leute und Freikorpsstreiter, die schon 1923 in München an der Feldherrnhalle, mitgeholfen hatten, zusammen mit A. Hitler einen bewaffneten Putsch zu machen.
Bei dieser Gelegenheit war der „herrliche Führer" nur auf allen Vieren dem Kugelhagel der Polizei entronnen und ein Dutzend seiner Anhänger erschossen worden. Herr Emsig hatte in einem hinteren Glied gestanden.

Jetzt war der verdiente Vorkämpfer als Leiter einer Volksschule in die Stadt berufen worden und versah außerdem und hauptsächlich das bedeutende Amt des Kreispropagandisten. In dieser Eigenschaft zog er ständig Schulungsabende für die Post, die Eisenbahn, den Lehrkörper, die Geschäftsleute, die Akademiker und andere Gruppen auf und erklärte dort, wofür man kämpfen müsse und warum die Zeiten so wunderbar seien.
Bier trank er immer noch sehr gern. Nur nahm er jetzt auch viele Schnäpse zu sich, weil der Kreisleiter ein Preuße war und lieber starken Aquavit trank. Dieser Mann überwachte die richtige Gesinnung im Kreis.

„Heil Hitler, Angstwurm!" rief er dem SS-Mann zu. „Sie kommen mir eben recht. Ich brauche sowieso militärischen Schutz. Steigen Sie ein, wir fahren gleich los. Nach Graham geht's heut. Dort gibt es Schwierigkeiten mit der Gleichschaltung!"

Dieses Jahr 1933 hatte sehr turbulent begonnen. Ende Januar war nach all dem Durcheinander wechselnder Regierungen, steigender Arbeitslosigkeit, Straßenkämpfen und endlosen Wahlen, A. Hitler zum Reichskanzler berufen worden. Riesige Fackelzüge und Aufmärsche hatten das Ereignis gefeiert. Dann war der Reichstag in Berlin in Flammen aufgegangen, und die siegreichen Nazis hatten die Gelegenheit benützt, die Kommunistische Partei zu verbieten. A. Hitler hatte den Rest-Reichstag aufgefordert: „Gebt mir zehn Jahre Zeit, und ihr werdet euere Städte nicht wiedererkennen!"

Aber selbst im Bund mit der Nationalen Front war seine Mehrheit noch zu schwach, daß er auch die Sozialdemokraten auflösen und ihre Führer verhaften mußte. Und nun, im Mai ging es erst richtig los. Der „Führer" hatte erklärt, mit den alten Männern könne er nicht regieren, überall müßten echte Nationalsozialisten an die Spitze. Jeder Kanarienvogelzüchterverein, jeder Kegelclub und jede Landgemeinde schritten demnach zur Neuwahl und gaben sich eine nationalsozialistische Führung. Für jene aber, die anderer Meinung waren oder die gar an den demokratischen Spielregeln festhalten wollten, schuf die Partei besondere Einrichtungen. Man flüsterte sich zu, daß völlig abgeschlossen hinter Wald und Moor, zum Beispiel in Dachau, ein KZ, ein Konzentrationslager, eingerichtet sei. In diesen höchst vorteilhaften Anstalten, so erklärte die Partei, würden die Staatsfeinde durch harte Arbeit „umerzogen" und in ordentliche Bürger verwandelt. Und weil man dorthin auch Berufsverbrecher, rückfällige Sittlichkeitsdeliquenten und notorische Gewalttäter brachte, war die Öffentlichkeit über die neue Vorkehrung gar nicht böse.
„Die sollen ordentlich arbeiten", sagten die Bürger, „damit die Leute keine Angst haben müssen und die Sicherheit wiederkehrt! Denen schadet es gar nichts."

So war auch hier ein Anfang gemacht, wobei noch niemand wußte, wie es weiterging.
„Wissen Sie, Angstwurm", erklärte der Propagandaleiter, als der SS-Mann ins Auto eingestiegen war, „es handelt sich um Graham, da hocken nämlich die schwärzesten und verstocktesten Niederbayern, die Sie sich denken können. Die spuren nicht. Die glauben noch immer, sie können eine Extrawurst braten. Die Saubauern widersetzen sich dem Aufbruch der Nation!"

Das war natürlich allerhand, und Assessor Angstwurm war gern bereit, als grimmige, bewaffnete Macht im Namen des Reiches hier Abhilfe zu schaffen. Außerdem setzte er sich damit bei der Kreisleitung einen Stein ins Brett. Sie fuhren los.

Graham liegt weit hinterm Wald, inmitten fetter Äcker und saftigen Wiesen. Sein spitztürmiges Kirchlein steht seit dreihundert Jahren, die Leute sind hagebuchene Männer, die von Viehzucht und Weizenanbau leben. Dem Dritten Reich und all dem lärmenden Aufwand von flatternden Fahnen, Uniformen und Fackelzügen stehen sie sehr abwartend gegenüber. Außerdem hat der Ortspfarrer von der Kanzel herunter gepredigt, daß die Nazis „Neuheiden" seien und den Wotan verehrten; der Hitler habe eine Diktatur mit viel Unrecht, Gewalt und Terror errichtet, und das könne ein christ-katholischer Mensch nicht billigen.

Doch die Kreisleitung hat im Zug der Gleichschaltung befohlen, die Bauern der Gemeinde Graham müßten einen neuen, nationalsozialistischen Bürgermeister wählen. Da es in Graham, einer Gemeinde mit rund hundert wahlberechtigten Bürgern, nur einen Nazi gab, war klar, wer dieser neue Gemeindechef werden sollte.
Zuerst fährt Herr Emsig bei der Krämerei Kaschischke vor, wo auch die einzige Tankstelle Grahams steht. Er läßt sich von dem stramm mit Hitlergruß grüßenden Kramer Kaschischke den Tank auffüllen und nimmt eine kurze kostenlose Brotzeit im Laden zu sich.

Kramer Kaschischke, ein erst vor zwei Jahren zugereister Schlesier, ist der Auserwählte der Partei. Bisher hat er auf ziemlich verlorenem Posten gestanden. Die Bauern mögen ihn nicht. Viele gehen lieber bis nach Neu-Thann hinüber, um dort einzukaufen, weil sie den „Zuagroasten" und „damischen Nazi" nichts verdienen lassen wollen. In der „Kampfzeit" (vor 1933 also) haben ihn die Ortsburschen vom Schützenverein Almrausch sogar zweimal verprügelt und der soll jetzt Bürgermeister werden!

Beim Unterwirt, der den größten Saal besitzt, ist ganz Graham versammelt. Schwere Dunstwolken hängen unter der niedrigen Decke, die Maßkrüge gehen auf und nieder, und die Bauern samt ihrem Gesinde sitzen dicht gedrängt auf den Bänken. Alle haben den Hut auf, wie es sich gehört.

Als die beiden Uniformierten in Begleitung des Kramers Kaschischke eintreten und zugleich die Hacken zusammenschlagen, stramm stehen, die Hände erheben und „Heil Hitler" rufen, wird es plötzlich still in dem Saal und alle bekommen einen leeren Blick.

Sie schauen geradeaus und tun, als hätten sie nichts gesehen.

„Heil Hitler, Volksgenosse Maier!" donnert Herr Emsig vor dem Hauptlehrer, der gleich neben dem bisherigen Bürgermeister Pointner sitzt.

„'S Gott", antwortet der und nimmt einen tiefen Schluck.

Der Propagandawart macht ihn schwer herunter, weil in Graham immer noch kein „Jungvolk" und keine „Hitlerjugend" gegründet seien. Dann wendet er sich an Frau Kaschischke, die mit dem Aufbau einer „Landfrauenschaft" beauftragt ist und fragt, wieviele Mitglieder sie habe. Aber da ist es genau so wie mit dem neuen „Reichsnährstand" — niemand hat bisher mitgetan.

„Dös brauchn mir net!" sagen die Bauern in Graham, „Mir ham an Schützenverein, an Kegelverein und an Stopselklub. Für d'Kinder ist die Pfarrjugend da und Ministranten ham mir aa. A paar san im Raiffeisenverein und oana in der Josephi-Bruadaschaft. Mehra Verein mögn mir durchaus gar net!"

Nun läßt sich Propagandawart Emsig eine Maß kommen, stärkt sich ausgiebig und klopft dann an den Krug. Die Bauern hören zu flüstern und zu brummen auf, schauen ihn mißtrauisch an und hören zu.

Emsig hält eine hinreißende Rede, in der viel von „unserem Führer", dem größten Deutschen aller Zeiten, von nationaler Erhebung, einer großen, in Kampf und Blut gestählten „Bewegung" die Rede ist. Am Ende fordert er die Bauern auf, sich der neuen Zeit nicht zu verschließen und sogleich einen entsprechenden Bürgermeister zu wählen. Er schlägt den Ortsgruppenleiter, Parteigenossen Kaschischke, vor.

Die Aufgabe des SS-Assessors ist es, grimmig auszusehen und die Staatsgewalt zu versinnbildlichen. Als Emsig fertig ist, lastet zuerst Stille im Saal. Dann tut der reiche Hofbauern-Sepp einen tiefen Schluck, wischt sich den Schnauzbart und meint: „Mir braucha koan neien Burgamoasta, der Pointner Alisi war uns allawei guat gnua."

„Der Pointner", ereifert sich Herr Emsig, „ist ein verstockter Schwarzer, der die neue Zeit nicht versteht."

„Aba a Hiesiga ist er!" ruft der Gschwender-Bauer. „Den kenna mir scho lang.

Seit zwoahundert Jahr sitz'n de Pointner auf eahnam Hof!"
„Blut und Boden, sehr schön", lobt Herr Emsig. „Trotzdem braucht Graham einen fortschrittlichen, treudeutschen Mann. Pg. Kaschischke ist zudem ein bewährter Frontsoldat."
Tatsächlich hat Kaschischke während des Krieges zwei Jahre harten Dienst in einer rückwärtigen Kantine getan.
„Im Kriag war'n mir aa!" erwidert der Pointner stur. „Fuchzehn Mann san aus Graham gfalln. Und mir andern warn alle aa Soldatn. Aba jetzt glangt's uns, jetzt san ma Bauern."
„Zur Wahl, Volksgenossen, wir schreiten zur Neuwahl!" befiehlt der braungekleidete Gast. Der SS-Mann muß die Zettel austeilen und nach einiger Zeit wieder einsammeln, wozu er seine Mütze benützt.
„Zählen Sie aus, SS-Mann!" befiehlt Herr Emsig.
Wie Assessor Angstwurm aber auch zählt, es kommen nur immer 93 Pointnerstimmen heraus. Ein paar Zettel sind ungültig, drei Stimmen sind für Pg. Kaschischke abgegeben. Die dritte Stimme stammt von Herrn Emsig, der versehentlich mitgestimmt hat.
„Es sind einige Fehler unterlaufen", ruft er nun mit zornrotem Gesicht. „Die Wahl muß wiederholt werden."
Diesmal hält er eine massivere Ansprache. Er droht offen mit Umerziehung in Dachau, mit dem Verjagen von Haus und Hof oder einem städtischen SA-Sturm, den er nach Graham zur Übung verlegen würde. Die zweite Wahl ergibt nur noch 45 Stimmen für Pointner, wieder drei für Kaschischke. Der Rest der Zettel wird unbeschrieben abgegeben. Nur auf einem steht mit ungelenker Hand geschrieben, was Götz von Berlichingen dem kaiserlichen Herold zurief.
Diesmal hat aber Herr Emsig persönlich ausgezählt und verkündet nun das Ergebnis: „Ich stelle fest, daß unser Parteigenosse Kaschischke mit großer Mehrheit gewählt worden ist und frage ihn hiermit, ob er die Wahl annimmt."
Kaschischke springt auf, steht stramm und hebt die Hand zum Gruß.
„Ich nehme die Wahl an, Propagandaleiter!"
„Ich beglückwünsche Sie, Herr Bürgermeister!" ruft Herr Emsig. „Arbeiten Sie voll im Sinne unseres herrlichen Führers. Sieg Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!"
Aber nur die Fremden stimmen in den Ruf ein. Die Bauern hocken starr und stumm vor den Maßkrügen. Der Hofbauern-Sepp hebt den Krug in Richtung zum Pointner, den er sonst nur „Alisi" nennt. Jetzt aber sagt er: „Oiso prost nacha, Burgamoasta! Schwoam ma's abi!"
Und fast alle trinken schweigend mit.

*

Etwas später gibt es ein Festessen mit starken Getränken in der Kramerei Kaschischke. Das Ehepaar dienert und schwänzelt um den Herrn Propagandaleiter herum, der sich wie der Herr im Haus benimmt.

Zwischen den Gängen geht er ungeniert in der Wohnung umher, betastet die Vasen, sieht in die Kästen, nimmt sich Zigarren und probiert den Likör, den Herr Kaschischke im Schrank versteckt hat. In einem Kleiderschrank entdeckt er die aufgereihten Anzüge des neuen Bürgermeisters.

Sachverständig begutachtet er die Stoffqualität. Dann findet er das eingenähte Etikett. „Kaufhaus Levi Blumenthal", liest er ungläubig vor. Pg. Kaschischke wird blaß bis an die Nasenspitze.
„Ich muß schon sagen, Kaschischke!" entrüstet er sich. „Ein Parteigenosse, der beim Juden einkauft. Ja, gibt's denn so was?"
„Das war meine Frau", stottert Kaschischke. „Ich habe es ihr immer gesagt sie soll nur beim Arier kaufen. Aber sie meinte, beim Blumenthal ist es preiswerter. Jetzt haben wir den Salat."
„Gar nichts haben's, Herr Kaschischke. Der Anzug ist nämlich beschlagnahmt."
„Da bin ich direkt froh!" ereifert sich der neue Bürgermeister. „Dann ist das Judenstück endlich aus dem Haus. Getragen habe ich es sowieso nie!"
„Meinen Sie, Angstwurm", flüstert der Propagandaleiter etwas später seinem SS-Begleiter zu, „daß er paßt?"
„Da habe ich arge Bedenken", erwidert der Assessor. „Der Mann wird es schwer haben inmitten so vieler niederbayrischer Büffel. Für die ist der auch nach zehn Jahren noch der ‚Zuagroaste' und der ‚Preuß'."
„Ach was", gibt Emsig zurück, „ich meine doch den Anzug! Der hat doch ungefähr meine Größe. Finden Sie nicht?"

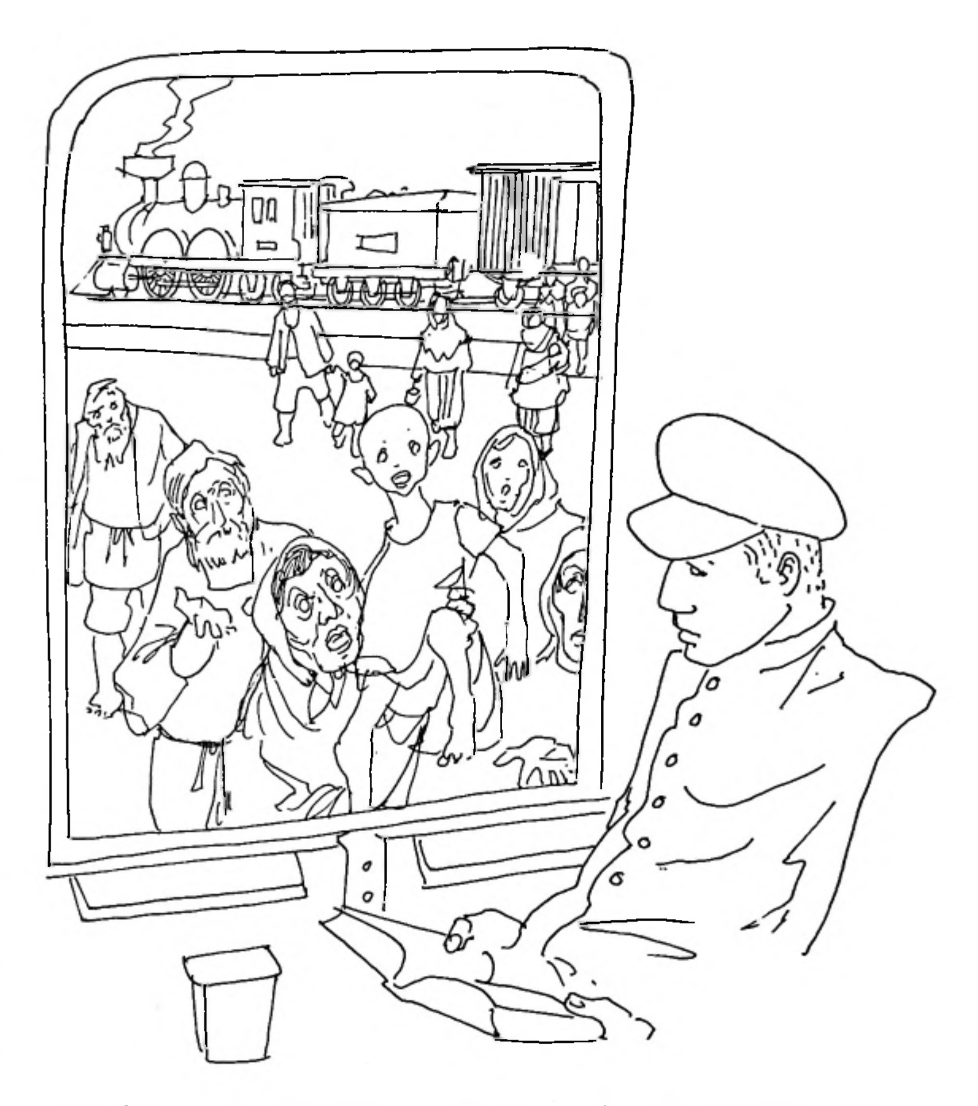
1936 | Bauernschicksal unter roter Sonne

Der Eisenbahnzug rattert und faucht durch die unendliche ukrainische Ebene. Während Grigorij in seinen Richtlinien für die „Kollektivierung der Landwirtschaft" liest, die ihm das Parteibüro in Moskau mitgegeben hat, hält der Zug auf einer kleinen Station. Bobrow entziffert Grigorij auf dem Ortsschild. Hier zweigt die Bahnlinie scharf nach Osten ab: nach der Wolga-Ural-Gegend und weiter nach Sibirien. Die Hauptstrecke überquert den Don und führt südwärts.
Plötzlich drängen sich Scharen zerlumpter Familien auf den Gleisen. Frauen halten Kinder, die mit ihren abgemagerten Gliedmaßen, ihren hohläugigen Hungergesichtern und aufgedunsenen Bäuchen wie Schaupräparate aussehen, zu den Fenstern der Abteile hoch. Den alten Männern sehen die Zehen aus den Bastschuhen heraus.
All diese Gestalten haben Hunger, sie betteln um Brot — inmitten der Kornkammer Rußlands. Das sind die Folgen der neuen Politik, die Väterchen Stalin befohlen hat: nun soll auch der Bauer in einem proletarischen Arbeiter und das Land in riesige Staatsgüter, in „Kolchosen", verwandelt werden. Grigorij, der als Schlosser in den Putilow-Werken gearbeitet hat, ist eben von der Partei geschult worden, das neue Gedankengut hinaus in die Dörfer zu tragen.
Ein mitreisender Parteifunktionär in Grigorijs Abteil erklärt verächtlich, es handle sich bei diesem Bettelvolk um deportierte „Kulaken", Großbauern, die sich der Kollektivierung widersetzt hätten.

„Und was geschieht mit den Leuten?“ fragt Grigorij.
Der Funktionär zuckt mit den Schultern.
„Sibirien ist groß, Genosse. Man braucht Arbeitskräfte dort drüben. Der sozialistische Aufbau, die Anlage neuer Städte, der Bau neuer Kraftwerke und Kanäle verschlingt Massen von Menschen. Vielleicht wird man sie irgendwo am Rand der Tundra ausladen, ihnen ein wenig Saatgetreide und ein paar Werkzeuge geben, damit sie Land kultivieren, oder man setzt sie beim Bau eines Industrie-Kombinats ein. Wer weiß das genau?“
Grigorji schweigt und blickt in die ausgemergelten Gesichter. Das waren einmal stolze, reiche Bauern im guten Schwarzerdeland: die Frauen trugen die gefältelten, bunt bestickten Röcke, saubere Mieder mit Tressen und Häkelspitzen; die Männer gingen in höhen Kosakenstiefeln, mit Krimmermützen und breiten Ledergürteln über ihre stattlichen Höfe. Aber, so denkt Grigorij, sie sind Kulaken: Großbauern, die ihren Reichtum durch die Ausbeutung fremder Arbeitskraft begründeten. Oder sie haben gar Geld gegen Zinsen an die Dorfarmen verleihen und immer mehr Geld an sich gerafft.
Mögen sie zugrunde gehen, samt ihrer Brut! Sie stehen nur dem sozialistischen Aufbau im Weg.
Der Zug fährt wieder an. Die Halbverhungerten am Bahndamm beginnen kläglich zu schreien und heben die dürren Arme. Ein paar GPU-Leute in schwarzen Lederjacken jagen sie zum Transportzug zurück.
Grigorij bemüht sich krampfhaft, an den schönen, neuen Traktor zu denken, den er gleichsam als Hochzeitsgabe mitführt und der auf einem Güterwagen im selben Zug fährt.

*

Dann steht Genosse Grigorij Alexandrow am Bahnhof und wird vom Sekretär des Bezirksausschusses und einem Vertreter der Dorfarmen empfangen. Auch der neu ausgebildete Traktorist ist da, der sich gleich der schönen, blanken Maschine annimmt.
Grigorij besteigt einen kleinen Wagen und setzt sich auf eine Schütte Stroh neben dem Sekretär. Der ist ein ehemaliger Kosak aus der Gegend und beginnt sofort zu berichten.
„Am Don gibt es viele Kulaken, Genosse. Als Genosse Lenin damals die ‚Neue Ökonomische Politik‘ verkündete und die Privatwirtschaft im Handel und Landbau zuließ, haben viele angefangen, mehr Getreide anzubauen, besseres Vieh zu züchten und zu schachern. Die Burschen sind reich geworden, die Höfe fett und die Scheuern voll. Aber sie geben nichts freiwillig an die Sowjetmacht, sie wollen Geld dafür – wie die Bourgeois. Sie haben sogar angefangen, Knechte und Mägde als Landarbeiter aus der ärmeren Schicht zu mieten und wie Gutsbesitzer vom Ertrag fremder Arbeit zu leben.“
„Wer mit der Arbeit seiner Mitmenschen spekuliert, Genosse Sekretär, ist ein Kulak und wird beseitigt. Wie steht es mit den Mittel-, Klein- und Zwergbauern?“
„Auch sie stehen dem Kolchos mißtrauisch gegenüber. Den einen reut sein Acker, den anderen sein Ochse, den dritten der schöne Eisenpflug. Jeder meint, er werde betrogen, wenn er etwas an den Kolchos abgibt. Schon vor zwei Jahren haben wir



versucht, einen freiwilligen Kolchos zu bilden — doch der Vorstand vertrank das Geld der Genossenschaftskasse. Den Nutzen hatten nur ein paar Habenichtse, die beigetreten waren, um in den Genuß der Anteile zu kommen. Jetzt ist dieses Kollektiv wieder aufgelöst und alles wirtschaftet in altgewohnter Weise."
Der Gesandte der Partei spuckt zornig die zerkauten Sonnenblumenkerne in eine Pfütze.

„Das ist ja das Wesen unserer Aktion: die mittelalterliche Wirtschaftsform, bei der jeder mit Holzpflug und Grabscheit für sich Landbau betreibt, muß aufhören. Unsere Zeit verlangt die Bestellung nach wissenschaftlichen Grundsätzen. Sie verlangt nach Traktoren, Landmaschinen. Doch diese maschinelle Ausrüstung und eine Großraumwirtschaft wird nur der Gemeinschaft, nicht dem Einzelnen, mög-

lich sein. Morgen abend wird eine Versammlung stattfinden, zu der auch der entlegenste Bauer kommt."
Langsam zockelt das Wägelchen die verschlammte Dorfstraße hinab. Die Straße ist breit, und auf gewaltigen Pfützen schnattern Enten. Kreischende Gänse flattern in langen Reihen den Gehöften zu. Die Häuser stehen niedrig und breit, mit herabhängenden Strohdächern da und scheinen den Fremden aus ihren winzigen, viereckigen Fenstern anzustarren.
Grigorij fühlt, daß die Sache nicht so einfach ist, wie sie auf dem Schulungskurs in Moskau ausgesehen hat. Dort in der Stadt kocht man die Theorie, hier aber leben die Menschen.

*

Am folgenden Tag erfährt Grigorij, daß der Widerstand gegen die Genossenschaft sehr stark ist. Da gibt es Mittelbauern, die angefangen haben, Zuchtvieh zu verkaufen, Mastschweine abzuschlachten und Geld, Vorräte und Geräte zu verstekken. Lieber verschleudern eben manche ihren Besitz, als ihn kostenlos dem geplanten Kolchos zur Verfügung zu stellen.
Tausend Gerüchte gehen um. Da heißt es: nachdem das Dorf zusammengestanden habe, als die drei größten Kulakenfamilien verjagt worden waren, kämen nun die wohlhabenden Mittelbauern an die Reihe. Die Dorfarmen, die auch hier in Golluwkaja die aktivsten Mitglieder der Kommunistischen Partei stellen, warten auf Plünderung und Gewalttat. Die größeren Besitzer verharren in verzweifeltem Trotz.
Die erste Versammlung ist schlecht besucht: zwei oder drei Dutzend Dorfarme, Kleinbauern und Aktivisten und eine Handvoll größerer Bauern.
Grigorij steht auf und beginnt zu reden:
„Genossen, ich bin ein Arbeiter der roten Putilow-Werke! Die Kommunistische Partei und die Arbeiterklasse haben mich zu euch geschickt, um euch zu helfen, eine Kollektivwirtschaft zu organisieren und die Kulaken, unsere gemeinsamen Blutsauger, zu vernichten. Ich will mich kurz fassen: Ihr müßt euch alle in einen Kolchos zusammenschließen, den Boden, alle Geräte und das Vieh vergesellschaften . . ."
Er spricht weiter und erklärt die Vorteile einer Wirtschaft im größeren Raum, mit gemeinsam verwalteten Maschinen, mit neuem Saatgut und mit modernen, wissenschaftlichen Methoden, die ein staatlich ausgebildeter Agronom lehren wird, den sich die Genossenschaft leicht wird leisten können. Er fährt fort:
„Die Saatfläche muß vergrößert werden. Wie aber wollt ihr das machen wenn ihr nur über einen einscharigen Pflug verfügt? Nur der Traktor kann hier helfen."
Die Zuhörer staunen, als sie hören, was der Arbeiter alles weiß. Er sagt, daß bei dem fetten Boden am Don ein Mann mit einem Ochsengespann in einer Pflügezeit von acht Wochen nur etwa zehn bis zwölf Hektar Land umbrechen könne. Der Motor jedoch schaffe diese Fläche schon in zwei Tagen.
Die Kosaken murmeln erregt durcheinander. Die meisten von ihnen haben bereits die blanke, bunt angestrichene Maschine besichtigt, die im Hofe des Parteisekretärs steht. Aber der Mann aus der großen Stadt wirft noch andere umwälzende Gesichtspunkte in die Versammlung:

Während die Bauern in den weiten, fruchtbaren Schwarzerde-Gebieten noch immer nach den Methoden aus Urvätertagen wirtschaften, ist anderswo die Zeit mit Riesenschritten vorangeeilt. Was wissen die Kosakenbauern von Fruchtwechsel, Stickstoffsammlern, von Bakterienkulturen, von den phantastischen Ergebnissen der Zucht bei Pflanzen und Tieren, von den neuen Rassen und Sorten? Was ahnen sie von Anbaumethoden, durch die mit Leichtigkeit das Drei- und Vierfache geerntet werden kann?

Aber was soll diese Zukunftsmusik, solange jeder Dickkopf für sich allein wirtschaftet, solange jeder Bauer auf seinen ererbten Äckerchen und Wiesen sitzen bleibt und seine Zeit vertrödelt, indem er jenseits des Hügels ein bißchen Weizen, am Bachgrund unten etwas Flachs und dort drüben ein wenig Sonnenblumen anbaut? Da kann weder von Anbauplan noch von Großraumwirtschaft die Rede sein.

Man muß endlich alles in einen Topf werfen und gemeinsam planen und wirtschaften. Dann rentiert sich auf großen Flächen auch der Einsatz von Motoren und Maschinen.

Das alles gefällt den Kleinbauern gewaltig. Sie klatschen Beifall und blicken drohend zu den größeren Bauern hinüber, die sich für den Kolchos nur wenig begeistert zeigen. Und richtig: der wohlhabende Mittelbauer Jurij meldet sich zum Wort und meint, indem er auf den versoffenen Dorflumpen Boris zeigt: „Gut, Genosse. Ich gebe also meinen schönen Hof in den Kolchos. Meine Familie und ich, wir arbeiten fleißig in der Genossenschaft. Und Boris dort — der Faulpelz und Trottel — ist auch eingetreten. Er hat seine beiden mageren Ziegen eingebracht und liegt während der Saat- und Erntezeit besoffen im Gebüsch. Er wird sich aber freuen, daß es so feine und nützliche Genossenschaften gibt."

Die Zuhörer lachen und nicken ihm zu. Doch Grigorij ist nicht zu schlagen: „Mach keine dummen Witze, Genosse", sagte er. „Ein Kolchos wird organisiert, und zwar ganz anders, als du dir denkst. Natürlich bringt zunächst jeder mit, was er hat: viel oder wenig, aber die Bedingungen, nach denen er am Gewinn beteiligt ist, richten sich nach seinen Leistungen. Wir bilden Arbeitsbrigaden für die verschiedensten Aufgaben einer Großwirtschaft: für Obstbau, Viehzucht, Saatgutpflege, Pflügen oder Ernten. Männer, die auf diesen Gebieten besonders erfahren sind, sollen die Brigaden führen. Sie setzen für den Tag eine bestimmte Durchschnittsleistung fest. Zum Beispiel sind pro Traktor täglich fünf Hektar Land zu pflügen. Diese Tagesleistung nennen wir ‚Norm'. Jeden Tag wird den Arbeitern des Kolchos — genau wie uns Fabrikarbeitern in der Stadt — in Prozentzahlen die Erfüllung der Norm gutgeschrieben. Da heißt es etwa, wenn Jurij etwa sechseinviertel Hektar gepflügt hat: Jurij hat mit 125 Prozent die Norm übererfüllt. Bei der Verteilung der Ernteerträgnisse wird er dann entsprechend berücksichtigt."

Für die Bauern ist diese Art zu denken noch schwierig. Sie sitzen nachdenklich da. Aber Jurij brummt, das System sei Unsinn vom grünen Tisch. Da würden irgendwo in der Stadt die Normen festgesetzt. Fünf Hektar sind zu pflügen, das ist die Norm. Dann regnet es, und man kann überhaupt nicht pflügen; oder der eine Bauer arbeitet auf sandigem Boden, der nächste im zähen Lehm.

„Und das Ende wird sein", so schließt Jurij, „daß wir keine Bauern mehr sind, sondern elende Staatssklaven wie ihr Arbeiter in euren Fabriken!"

*

Aber schließlich wird doch ein Kollektiv gegründet. Man nimmt unter Führung Grigorijs die beschlagnahmten Besitzungen der vertriebenen Kulaken in den Betrieb. Drei Dutzend Dorfarme treten freiwillig bei, ebenso ein paar Zwerg- und Kleinbauern. Die größeren Besitzer, die gewichtigen und auch tüchtigsten Bauern, bleiben jedoch der Genossenschaft fern. So erstreckt sich das Land des Kolchos wie ein durchlöcherter Teppich über die Gemeindeflur. Überall liegen private Felder dazwischen.

Der Druck der Partei verstärkt sich. Man wendet nun Artikel 107 des sowjetrussischen Strafgesetzbuches an, wonach im Fall der Not bei Spekulanten und Kulaken Getreideüberschüsse kostenlos beschlagnahmt werden können. Der Dorfarmut und damit dem im Aufbau befindlichen Kolchos werden 25 Prozent vom aufgespeicherten Saatgetreide der Großbauern übergeben. Dabei kommt es natürlich zu Widerstand und Unruhe.

Im vergangenen Winter hat man Getreidevorrat und Saatgut der Kulaken beschlagnahmt. Aber im Frühjahr stellt sich heraus, daß örtliche Machthaber das Getreide verschoben oder daß die Dorfarmen es aufgegessen haben. Darum wehren sich die größeren, noch selbständigen Bauern gegen jede Beschlagnahmung.

„Früher", schimpft der Mittelbauer Jurij, „haben uns die Gutsherren das Leben zur Hölle gemacht, jetzt schwingen die Funktionäre die Geißel: das ist der ganze Unterschied. Nur daß die Funktionäre viel mehr wollen und besser organisiert sind."

„Weißt du, was, Jurij", sagt der wohlhabende Bauer Jeftermak, „da sie uns am Ende doch dorthin zwingen, wohin wir nicht wollen, haben wir Jeftermaks beschlossen, unser ganzes Hab und Gut aufzufressen: jeden Tag gibt es Schweinebraten, mit dem Korn füttern wir Gänse, Enten und Hühner, und auch die schmecken uns. Wir brauen auch Kornschnaps — alles noch besser, als wenn man uns enteignet. Und gearbeitet wird nichts mehr."

Aber selbst für solche Gegenmaßnahmen ist es schon zu spät. Der Bezirksausschuß der Partei hat nur darauf gewartet, daß die Bauern offenen Widerstand leisten. Eines Nachts umstellen GPU-Truppen den Bezirk von Golluwkaja. Die Schwarzuniformierten dringen in die Gehöfte ein, holen Frauen, Kinder und Männer heraus und treiben sie zum Bahnhof.

Der Transport rollt davon — niemand weiß wohin.

Die Höfe sind für den Kolchos frei. Der Angriff auf die selbständigen Bauern hat begonnen, sie werden Proletarier werden. Väterchen Stalins Plan faßt nicht nur nach der Erde, sondern auch nach der Seele Rußlands.

Fünfundzwanzig Jahre später wird eine neue Generation nicht mehr wissen, wie es vordem war und wird begeistert verteidigen, was den Vätern nur mit Zwang beigebracht werden konnte. Staat, Gesellschaft und Mensch wandeln sich in immer schnellerem Tempo, eine neue Lebensform wächst unter der Sonne des Ostens herauf.

1936–1941 | Meinungsmache und Krieg

Von Jugend auf waren Hans und Georg dicke Freunde.
Sie waren beide in einer bayrischen Kleinstadt aufgewachsen und hatten etwa die gleiche Erziehung genossen. Beider Väter waren Kleinbürger. Der Vater des Hans diente dem Staat als Finanzinspektor, der Ernährer Georgs war ein Geschäftsmann.
Sie wohnten im selben Haus, spielten miteinander Indianer und besuchten das Humanistische Gymnasium. Ihre Familien zählten zu den ordentlichen Leuten, wie man es damals nannte: sie hielten sich an die Gesetze, gingen sonntags zur Kirche und brachten ihren Kindern teils mit mildem Zureden, teils mit Strenge bei, ehrlich, sittsam und gehorsam zu sein. Man achtete auf das, was die Älteren sagten und taten. Was der Staat auch anordnete, war letztlich gut; denn man war davon überzeugt, daß eine Regierung nichts wirklich Böses tun könne. Dafür war sie eben die Obrigkeit.
So waren Hans und Georg zu brauchbaren Untertanen erzogen worden. Die Lehrer im Gymnasium brachten ihnen nicht nur die unregelmäßigen Verben und den Pythagoräischen Lehrsatz bei, sondern taten auch ihr Bestes, in den Jungen die rechten Ansichten und Vorstellungen zu wecken. Sie lobten die Helden des klassischen Altertums, die Philosophen der Griechen und Römer; lehrten, daß es „dulce et decorum" (süß und ehrenvoll) sei, „pro patria mori" (fürs Vaterland zu sterben), und schilderten viele Heldentaten der Deutschen im Weltkrieg. Außerdem schimpften sie auf das Unrecht des Versailler Vertrages und gegen den Verfall der nationalen Tugenden. Denn sie waren davon überzeugt, daß die Deutschen als Germanen oder Rittersleute viel besser gewesen waren als heute.
Politisch zu denken, gesunde Kritik an den sozialen Zuständen zu üben oder sich überhaupt mit dem Staat und den Bürgerrechten auseinanderzusetzen — das lernten Hans und Georg nicht.

Es war daher nicht verwunderlich, daß Hans und Georg beim Anbruch des Dritten Reichs von der Begeisterung fortgerissen wurden.

Schuf Hitler nicht etwa Arbeit und Brot, wo man vordem fast sieben Millionen Arbeitslose gehabt hatte? Baute er nicht Autobahnen; rief er nicht eine neue, stolze Wehrmacht ins Leben, vor der die „Andern" Angst bekamen? Und machte er nicht aus dem gedemütigten Deutschland wieder eine Großmacht?

Es war wieder der Staat, den man verehrte. Schließlich war Adolf Hitler der Reichskanzler und der Nationalsozialismus das Reich. Sogar der Papst schloß Verträge mit ihm, die ausländischen Staatsmänner besuchten ihn auf dem Obersalzberg, die Weltpresse nannte ihn einen großen Mann. Warum sollten Hans und Georg ihn nicht verehren?

Also dienten sie dem Nationalsozialismus, der zum Staat geworden war. Sie waren nun junge Männer in der ersten Berufsausbildung. Sie bildeten sich an dem, was sie in ihrer bayrischen Kleinstadt sahen, hörten und erfuhren, und das war nicht übel, weil ja alle Zeitungen, Vorträge, öffentlichen Kundgebungen, der Rundfunk

und fast alle Aussagen der älteren Generation „gleichgeschaltet" waren und weil der neue Staat selber bestimmte, was man erfuhr und was nicht.
Weder Hans noch Georg hatten damals die leiseste Ahnung davon, daß die „journalistische Lüge" von allen die wirksamste und schlimmste ist, weil sie von der ganzen Wahrheit nur einen ganz bestimmten Teil sagt und ihn so darbietet, daß jedermann damit einverstanden sein muß.
Man warb Hans und Georg für die SS und gemeinsam, wie sie alles bisher getan hatten, traten sie einem „Sturmbann" bei.
Hans war sprachenbegabt und hatte lange schon Russisch gelernt, was ihm nun zustatten kam. Die Firma, bei der er arbeitete, schickte ihn als Vertreter nach Moskau. Früher hatten viele deutsche Firmen mit den Sowjetrussen zusammengearbeitet, ja sogar einige Wehrmachtsteile waren heimlich in Rußlands Weiten aufgebaut worden. Einige Beziehungen blieben auch noch im Dritten Reich erhalten.
Zur gleichen Zeit entschloß sich Georg, der schon beim Indianerspielen immer gern der Häuptling gewesen war, ganz der SS beizutreten. Er wurde berufsmäßiges Mitglied der „Waffen-SS".
Deshalb mußten sich die beiden Freunde zum erstenmal seit ihrer Jugendzeit trennen. Als sie auseinandergingen, schworen sie sich nochmal gute Kameradschaft und ewige Treue. Das würde nicht schwer einzuhalten sein; denn sie waren ja in allem einer Meinung. Sie hatten die gleiche Erziehung, die gleichen Erlebnisse, die gleichen Überzeugungen und das gleiche Wissen von den Dingen.
Nun aber — es war mittlerweile 1936 geworden — schieden sich ihre Wege.
Damals tobte in Spanien der Bürgerkrieg. Die rote Partei wurde von den westlichen Demokratien und vom kommunistischen Rußland unterstützt; die bürgerliche und militärische Partei erfreute sich der aktiven Hilfe der Diktaturen. Hitler und Mussolini schickten sogar Truppen und Flugzeuge; die Gegenpartei entsandte Spezialisten, Freikorps und Waffen. Der Widerstreit der Parteimeinungen schied die Welt. Presse, Radio, Film und öffentliche Propaganda sangen, je nach der herrschenden Ansicht, verschiedene Lieder. In Rußland hörten sich die Dinge anders an als in Deutschland.

Der Mensch glaubt nur, daß er eine feste Überzeugung habe. Er horcht zwar auf die Stimme seines Gewissens, die aus seinem Innern kommt, und vernimmt dann eine ganz bestimmte Meinung zu den Vorfällen der Welt. Dieses „Innere" wird ihm — ohne, daß er es merkt, — von gewissen Seiten ständig mit Tatsachen, Erklärungen und Einflüsterungen, mit Gefühlen und Anregungen angefüllt. Seine „Meinung" ist meist nur der Spiegel der Umwelt. Wären Hans und Georg nicht statt Katholiken ebenso überzeugte Mohammedaner geworden, wären sie in Damaskus statt in der Gegend von München aufgewachsen?

Die moderne Zeit mit ihren perfekten Mitteln der Meinungsbildung verwendete alle wissenschaftlichen Erkenntnisse der Psychologie, der „Public relations", einer klug gesteuerten Technik der Propaganda: die Druckerpresse, das Radio, den Film und die Schulung. Im Dritten Reich war sogar ein „Propaganda-Ministerium" eingerichtet worden.

Besonders mit Leuten, die gleich Hans und Georg niemals gelernt hatten, kritisch zu denken und politisch abzuwägen, hatte die Propaganda leichtes Spiel. Sie

waren durch Herkunft, Erziehung und Denkweise dazu bestimmt, die Opfer der jeweils wirksamen Beeinflussung zu werden.

*

Wenn Hans in Moskau morgens aufstand, pflegte er zuerst die „Iswestija", das Regierungsblatt, zu lesen; manchmal warf er auch einen Blick in das Blatt der Kommunistischen Partei, in die Prawda. Da erfuhr er nun von den unmenschlichen Greueln der marokkanischen Hilfstruppen des Generals Franco. Er beklagte mit seinen Zeitungen den Märtyrertod des spanischen Dichters Garcia Lorca, ärgerte sich über die Unterdrückung der freien Volksmeinung durch die „Faschisten" und verfluchte den Rückschritt, den jeder Sieg der Generale für die Sache der arbeitenden Bevölkerung bedeuten mußte. Mochten die spanischen Republikaner rot oder nicht rot sein, er wünschte ihnen von Herzen den Endsieg.
Später, im Büro seiner Firma, hörte er die Rundfunknachrichten.
Da erzählte man ihm neuerdings von Greueltaten der „Weißen", von ihrer unmenschlichen Gewalt, ihrem wütenden Machthunger. Und abends besuchte er gelegentlich einen Vortrag des „Spanischen Hilfskomitées"; er gab auch etwas, wenn für die armen, in Madrid oder Barcelona schwer ringenden Proletarier gesammelt wurde.
Dann setzte er sich hin und schrieb einen Brief an Georg, in dem er sich seine Wut vom Herzen redete und seine feste Meinung über den spanischen Bürgerkrieg zum Ausdruck brachte.

*

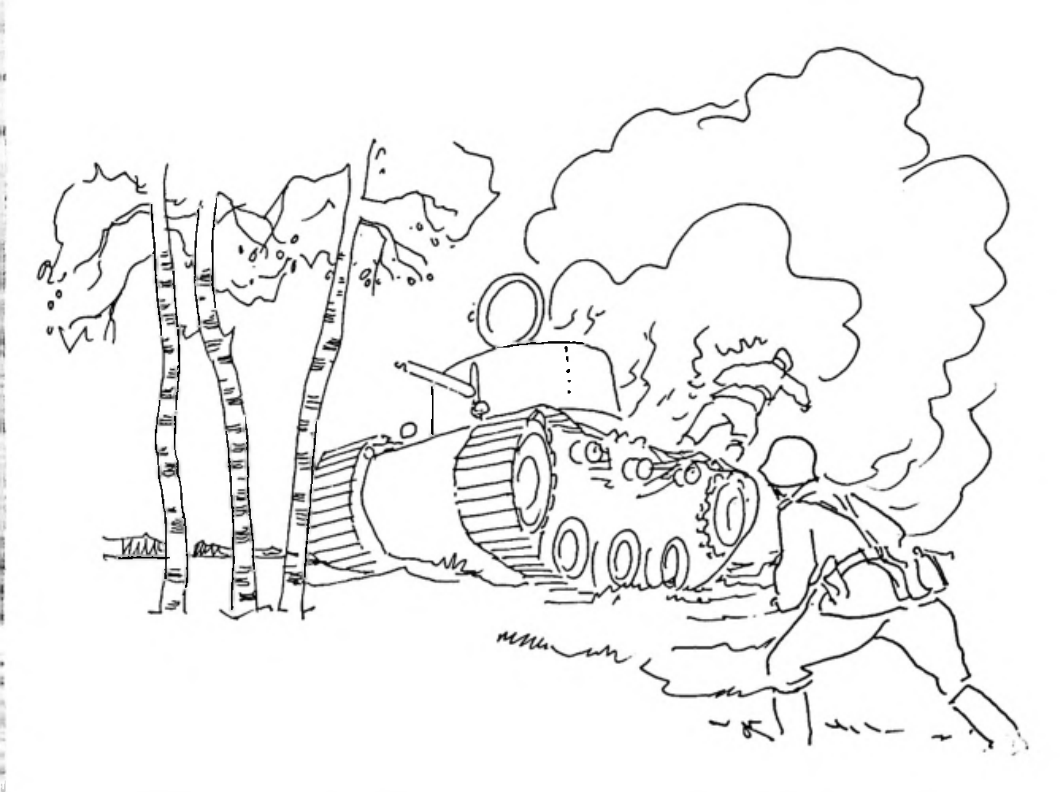
Aber auch ein Brief Georgs an Hans war unterwegs.
Georg stand am Morgen auf und griff zuerst nach dem „Völkischen Beobachter", der NS-Parteizeitung, in der Roland Strunck so herzbewegend über den Heldenkampf des spanischen Volkes gegen die roten Bestien schrieb. Da erhitzte sich Georgs Gemüt an dem tragischen Schicksal der allseits umschlossenen Burg Alkazar von Toledo; er wurde bleich vor Zorn, wenn er las, wie kommunistische Dynamiteros Nonnenklöster geplündert und Waisenkinder erschossen hatten, und er hoffte mit jeder Faser seines Herzens, daß der Vormarsch General Francos auf Madrid schneller gehen möge. Am liebsten hätte er sich selbst zur „Legion Condor" gemeldet, um mitzuhelfen, daß das spanische Volk endlich befreit würde.
Am Mittag in der SS-Kantine wurde der Rundfunk auf volle Lautstärke gedreht, damit jedermann die Nachrichten und die Erklärungen des Propagandaministeriums hören konnte. Da Hitler dem deutschen Volk den billigen „Volksempfänger" beschert hatte, gab es kaum Apparate, mit denen man einen ausländischen Sender hätte hören können. Zudem war Georg in Fremdsprachen nicht sehr begabt.

Die SS-Leute an den Tischen stießen empörte Rufe aus, wenn sie von den neuesten Schandtaten der Roten vernahmen und wenn ihnen der Rundfunksprecher erklärte, welche Welt es gäbe, wenn die Kommunisten in Spanien Stalins Fahne aufpflanzten.
Und am Abend war natürlich Schulung mit Vorträgen sehr gescheiter Leute über Spanien, den Bürgerkrieg und die rote Gefahr. Manchmal wurde auch ein nationaler Film mit heldenhaften Schicksalen gezeigt, der die jungen Männer nur darin

bestärkte, daß es herrlich sein müsse, so etwas Ähnliches in einem Krieg für Deutschland zu vollbringen.
Dann setzte sich Georg hin, nahm Papier und Feder und teilte seinem alten Freund Hans mit, was er von der Entwicklung der Lage hielt.

*

Etwa zwei Jahre lang wechselten die Freunde Schreiben um Schreiben. Aber sie verstanden sich nicht mehr. Ihre immer seltener werdenden Briefe verwandelten sich langsam in wahre Kampfschriften. Einer versuchte den anderen zu überzeugen, und einer ärgerte sich über die Sturheit des andern.
Wie konnte man nur so borniert sein? Jeder Mensch mußte doch einsehen, wo Recht und wo Unrecht lagen! Der eine verteidigte die Diktatur, der andere schwor auf die Volksdemokratie; der eine lobte die Nation, der andere den Sozialismus, und jeder war ehrlich überzeugt, das Rechte zu meinen. Schließlich begannen sie, einander wie echte Fanatiker zu beschimpfen. Hans nannte Georg ein „faschistisches SS-Schwein" und Georg warf Hans vor, ein „roter Bolschewikenhund" zu sein.
Als der aufgebrachte SS-Leutnant Georg endlich die sofortige Rückbeorderung des Moskauer Firmenvertreters durchsetzte, weigerte sich Hans, dem Befehl Folge zu leisten. Er war der kommunistischen Partei beigetreten und bewarb sich um die sowjetische Staatsangehörigkeit.
Inzwischen kam das Jahr 1939 heran. Georg erlebte in Deutschland, wo Dr. Goebbels die Propaganda zielsicher steuerte, noch einmal den raschen Wechsel der öffentlichen Meinungen. Im Frühsommer war durch viele Städte Deutschlands eine „Anti-bolschewistische Schau" gezogen. Da sah man fürchterliche Bilddokumente von roten Erschießungen, verhungerten Bauernkindern, Straflagern, Massengräbern, entsetzliche Greueltaten in Großaufnahme und kleine Lehrfilme, daß einem übel werden konnte. Wer aus dieser Ausstellung herausging, war kein Christenmensch mehr, wenn er den Roten, vor allem den Russen, nicht Rache und Kampf schwor. Das Ergebnis war denn auch allgemeine Kriegsstimmung gegen die Sowjets und fürchterlicher Haß gegen die Kommunisten im deutschen Volk.
Im August 1939 — schon angesichts des bevorstehenden Krieges gegen Polen, Frankreich und England — schloß dann Reichsaußenminister Ribbentrop ganz überraschend ein Bündnis mit Väterchen Stalin. Aus den verfluchten Russen waren mit einem Schlage wertvolle Bundesgenossen geworden.
Von einem Tag auf den anderen schloß die anti-bolschewistische Schau ihre Pforten; die Zeitungen schwenkten allesamt um, der Rundfunk brachte überraschend positive Berichte über den Aufbau in Rußland und über die riesige Macht der Sowjets.
Die Hetze der „Meinungsmacher" wandte sich mit aller Kraft gegen die „polnischen Untermenschen", die „korrupten Franzosen", die „heuchlerischen Briten". Die Russen aber verwandelten sich aus roten Bluthunden in ehrenwerte Mitstreiter gegen den „verkommenen Westen".
Wieder änderte die Masse des Volkes die Meinung und wieder waren fast alle überzeugt, das Rechte zu tun. Um diese Zeit hatten sowohl Hans wie Georg ihre Spezialausbildung beim Heer durchzumachen. Hans wurde Fahrer eines etwas alt-



modischen Panzers; Georg führte als SS-Leutnant einen Zug moderner Panzerabwehrkanonen. Sie versuchten sich nochmals zu schreiben, denn sie waren ja jetzt Bundesgenossen, doch die Zensur behielt ihre Briefe zurück, die niemals ankamen.
Als Hitler 1941 über Nacht auch den Vertrag mit den Sowjets brach und seine riesige Militärmaschine über Rußland herfallen ließ, rückte Georg als Oberleutnant in der Division „Groß-Deutschland“ nach Osten, an die Düna, vor. Russische Panzer deckten den katastrophalen Rückzug der Roten Armee.
In einem sumpfigen Birkengehölz schoß Oberleutnant Georg einen einsam kurvenden Russenpanzer ab. Aus dem brennenden Wrack kroch halb verbrannt ein Soldat in schwarzer Uniform: es war Hans.
Der ehemalige Freund versuchte, dem Sterbenden zu helfen. Hans schaute Georg ins Gesicht und erkannte ihn.
Ein müdes Lächeln ging über seine bleichen Züge.
„Ach du, Georg“, flüsterte er. „Oh du dummes Faschistenschwein.“
Und Georg lächelte unter Tränen zurück.
„Verzeih, Hans“, sagte er schluckend, „es waren die Zeitungen, es war die Propaganda — ach, du dummer roter Hund.“
Noch einmal drückten sie sich die Hände, dann starb Hans.
Und der Krieg der Völker ging weiter: die Zeitungsmaschinen liefen auf Hochtouren, die Radiosprecher wurden heiser. Die Menschen haßten sich; denn alle hatten eine felsenfeste Weltanschauung.

1933–1945 | Die Zeit des Baracken-Stils

Es war kurz nach dem völligen Zusammenbruch der deutschen Fronten, als ganze Armeen feldgrauer Soldaten in die Gefangenschaft der Sieger in Ost und West geraten waren. Niemand war auf einen derartigen Massenansturm von Kriegsgefangenen eingerichtet gewesen, auch die Amerikaner nicht. Die Zuchthäuser und Gefängnisse Deutschlands, soweit sie nicht in Schutt und Asche lagen, hatten ihre Insassen — Verbrecher und politische Häftlinge wahllos durcheinander — in die Freiheit entlassen, um Platz für die neuen politischen Gefangenen, für Kriegsverbrecher zu schaffen. Die Landser, die ihre Waffen gestreckt hatten, wurden in rasch eingerichteten „Camps" zu Zehntausenden auf freiem Feld, auf Sturzäckern oder Wiesen bewacht.

Doppelte Stacheldrahtzäune mit Wachtürmen an den Ecken und einigen Baracken für die Wachsoldaten und die Verwaltung waren alles an technischen Einrichtungen, was vorhanden war. Die Soldaten lagen in rasch ausgegrabenen Erdhöhlen oder kleinen Zelten, die mit dünnen Planen zugedeckt waren, auf halbverfaulten Strohschütten oder auch einfach im Dreck: Hütte an Hütte, Loch an Loch. Sie hungerten, froren, husteten, verbanden sich ihre Wunden mit Klopapier oder Lumpen und starben, wenn es nicht anders ging.

Manche der polnischen Lagerwachen ließen ihre Wut an jungen SS-Männern aus, die sie zum Spaß in die Baracken holten, um sie grün und blau zu schlagen: meist siebzehn- oder achtzehnjährige Schuljungen, die man gegen Kriegsende zwangsweise zur SS eingezogen hatte.

Endloser Regen nieselte herab, der Frühsommer 1945 schien feucht zu werden. Man hatte keinen Ort zum Aufwärmen, keine Decken zum Schlafen, kaum die nötigste Verpflegung und gar keine Hoffnung mehr. Das Dritte Reich, ja Deutschland selber, schien untergegangen.

Manche der Soldaten blickten sehnsüchtig zu dem Barackenlager am Berghang hinüber, einem ehemaligen, deutschen Straflager, in dem jetzt täglich die Flüchtlingskolonnen aus dem Osten mit Panjewagen, Karren oder zu Fuß, mit Sack und Pack, Frauen und Kindern ankamen. Die hatten wenigstens Dächer über den Köpfen.

Es sah aus, als lebe ganz Deutschland, so weit es Bombenkrieg und Panzerschlachten, Terror und Vernichtung überstanden hatte, in Lagern. In den kleinen Einfamilienhäusern am Ortsrand wohnten die Amerikaner; die Stadt starrte von ausgebrannten Ruinen. Alles war zu Ende, das Volk geschlagen wie nie zuvor in seiner Geschichte.

„Zwölf Jahre", sagte Hauptmann Bayer, der mit einigen Kameraden in dem nassen Viererzelt in der Lehmbrühe kauerte, „zwölf Jahre hat dieses Großdeutsche Reich gedauert, tausend Jahre hat uns Hitler versprochen. Von diesen zwölf Jahren habe ich etwa acht in Baracken und Lagern zugebracht. Es waren die besten Jahre meines Lebens. Und nun sitzen wir wieder im Lager: im Gefangenenlager."

„So ist es allen ergangen", nickte der Fliegerleutnant, der sich fröstelnd in einen

Kartoffelsack hüllte. „1936 habe ich als Student meine Abschlußprüfung gemacht. Da hatte ich schon zwei oder drei studentische Ferienlager hinter mir, und einmal war ich mit ‚Kraft durch Freude' in einem Erholungslager. Immer haben sie uns politisch geschult. Dann kam ich in ein ‚Wehrertüchtigungslager', schließlich ins Rekrutenlager und als erst der Krieg ausbrach, zogen wir von Lager zu Lager, immer waren es windige Feldflughäfen, Baracken, Massenquartiere."
„Mir ging es ähnlich", fuhr der Hauptmann fort. „Und während wir in Kasernen und Barackenlagern waren, schickten sie meine Frau ins Frauenschafts-Schulungslager, die Tochter ins BdM-Lager und den Jungen auf die Junkerschule, die auch nur wieder ein ‚Lager' war. Beim Parteitag in Nürnberg hat sich die Familie dann alle Jahre wiedergesehen."
Es raschelte am Zelteingang und herein schob sich, gebückt und vom Regen naß, Captain Jack Strauß, der amerikanische CIC-Offizier, der so ausgezeichnet deutsch sprach. Ohne viele Worte setzte er sich zu den vier Deutschen, bot die begehrten „Camel" an und lächelte sie reihum an.
„Ja, boys", sagte er, „alles war im Lager. Das ist kein rechter Deutscher, ja kein guter Europäer, der nicht im Lager geschult ist und der nicht ‚gesessen' hat! Der Baracken-Stil ist die letzte Form des Abendlandes. Damit euch aber das eigene Schicksal nicht zu schwer wird, will ich euch erzählen, wie es mir erging: Captain Jack Strauß, ehemals Jakob Strauß und ein geborener Frankfurter."
Alle sahen ihn etwas erstaunt an, rauchten ihre Zigaretten und brummten unverständlich. Man wunderte sich in diesen Zeiten eigentlich über nichts mehr.
Der Offizier erzählte.

„Als das Dritte Reich anfing", sagte er, „war ich siebzehn Jahre. Die neue Ordnung, die vielen Fahnen, die Trommeln und Aufmärsche, die hohen Ideale, die sie verkündeten: das alles machte mir großen Eindruck. Ich trat der Hitlerjugend bei, und weil ich begeistert war, schickten sie mich bald in ein Schulungslager für HJ-Führer. Hitler hatte erklärt: die deutsche Jugend sei zäh wie Leder, flink wie Windhunde und hart wie Kruppstahl. In dem Lager unterwarfen sie uns nicht nur einer harten Schulung unserer Gesinnung, sie prüften auch unsere Eigenschaften. Die Mutprobe bestand darin, daß wir mit dem Fahrrad eine Sandreiße im Gebirge herabrasen mußten. Die Prüfung unserer Willenskraft geschah, indem wir die Köpfe in ein Wasserfaß stecken mußten. Wer es am längsten aushielt, war ein Held. Ich blieb drinnen, bis ich fast ohnmächtig wurde. Daraufhin sagten sie, ich habe ‚Führereigenschaften' und schlugen mich zum Gefolgschaftsführer vor."
Er steckte sich eine neue Camel an und reichte die Packung nochmals herum. Auch eine Tafel Schokolade verteilte er.

„Ich war so begeistert, daß ich zu dichten anfing, wie das junge Leute in diesem Alter öfter tun. Nur reimte ich Verse auf die Fahne, auf den Führer, auf den Heldentod. So schickten sie mich in ein Lager deutscher Dichter, in dem wir unter Anleitung einiger NS-Größen das rechte deutsche Dichten erlernen sollten.
Die deutsche Kultur sei, so sagte man uns, in einem großen nationalen Aufschwung begriffen. Sogar die Polizei hatte angefangen, zu dichten. Im ‚Völkischen Beobachter' las man, daß die Polizisten das Nürnberger Gefängnis mit Versen wie diesen geschmückt hatten:

,Ich rieche gern an fremden Sachen
und schnüffle, was die andern machen,
dann setz ich meinen Dreck hinein
und trag es weiter: pfui, ich Schwein!'

Ein preisgekröntes Gedicht aus diesen Tagen kann ich noch auswendig. Ein SS-Unterscharführer aus München hatte es gereimt. Es lautet:

,Mitternacht war längst schon vorbei ...
Ich merkte nichts, als es schlug drei...
Wie war es möglich, ich allein?
Das Zimmer grell vom Lampenschein!
Bilder, Briefe, Bücher liegen zu Bergen umher ...
Versenkt war ich tief in der Erinnerung großem Meer.
Hatte stille Zwiesprache gehalten mit Kameraden, die längst tot...
Wahrlich, ich habs übersehen, als kam das Morgenrot!'

Die Sammlung, der dieses Werk entstammte, hieß ,Für Freiheit und Brot'. In solchem Sinne reimten auch wir, auserwählte Poeten im Dichterlager! Dr. Rainer Schlösser hatte erklärt:

Die neue Kultur wird aus der HJ hervorgehen, diejenigen werden sie schaffen, die von Anfang an in ihr aufgewachsen sind. Dem nationalsozialistischen Jahrhundert — eine nationalsozialistische Kunst und Dichtung!

Nun ja, Sie wissen es ja, alles: Theater, Kunstausstellungen, Konzerte oder neuerschienene Bücher waren ,gleichgeschaltet'. Zum Zug kam nur noch, wer die Gedanken Hitlers verbreitete und verwirklichte. Im Dichterlager erklärte man uns. wie und was wir dichten mußten. Daneben gab es natürlich auch dort Wehrerziehung, Boxabende für Poeten, Schießstände für Lyriker und Gepäckmärsche für Dramatiker. Ich war jung und schnitt so gut ab, daß ich zum Bannführer befördert werden sollte. Aber nun bekam die Sache einen Haken. Wie Sie wissen, mußte man von einem bestimmten Rang ab als Beamter, Amtsträger, Offizier oder Führer den ,Ariernachweis' erbringen. Die jüdischen Mitbürger wurden überall ausgeschaltet, hinausgeworfen, später sogar deportiert und vergast. Als ich meinen Nachweis mit der Ahnentafel zusammenkratzte, stellte sich zu meiner eigenen Überraschung heraus, daß mein Vater aus einer jüdischen Familie stammte. Er war zwar Frontoffizier des Ersten Weltkrieges und ein allgemein beliebter Rechtsanwalt, ein sehr wohltätiger und angesehener Bürger gewesen — aber seine Eltern waren vom mosaischen Glauben hergekommen und hatten sich taufen lassen. Als die HJ-Führung dies erfuhr, warf man mich hinaus. Meine Kameraden von gestern nannten mich eine ,Judensau'; meine Gedichte, die schon im Druck waren, wurden eingestampft. Da empörte ich mich gewaltig. Ich war so töricht, ein Gerücht zu wiederholen, daß Adolf Hitler ein uneheliches Kind gewesen sei und vordem Schicklgruber geheißen habe. Auch sagte ich, daß die Familie Strauß seit mehr als hundert Jahren dem deutschen Vaterland tüchtige und brave Bürger gestellt habe, während der ,herrliche Führer' ein hergelaufener, österreichischer Herumtreiber, eine gescheiterte Existenz sei, die ihr Leben lang keinen ordent-

lichen Beruf gelernt habe. Es fand sich ein Denunziant. Ich wurde verhaftet und abermals in ein ‚Lager' eingeliefert. Nur war es diesmal ein KZ. Hier sollte ich angeblich ‚umgeschult' werden.

Es begann damit, daß mich SS-Wachen zum Lagertor hineinprügelten, daß ich wie jeder Neuankömmling auf den Bock geschnallt und mit Peitschen geschlagen wurde. Zu hundert Mann in drei Schichten übereinander lagen wir in den Baracken. Jeden Morgen rückten wir zur harten Arbeit ins Moor aus, bewacht von Schäferhunden, Posten mit Gewehr und weit ab von jeder menschlichen Siedlung. Die Verpflegung war so schlecht, daß wir bald nur noch Haut und Knochen waren.

Jeder Gefangene bekam ein anderes Kennzeichen. Ich, als Jude, mußte den gelben Stern tragen, ins Handgelenk tätowierten sie mir eine Nummer."

Der Captain schob den Uniformärmel zurück und zeigte die verblaßte KZ-Nummer. Dann fuhr er fort.

„Der Krieg brach aus. Unsere Lage im KZ wurde schlimmer. Eines Tages trieb man uns wie eine Schafherde zu einem Abstellgleis, pferchte uns in Güterwagen, daß wir weder liegen noch sitzen konnten, stellte ein Faß Wasser hinein und plombierte die Türen. Tagelang, halb erstickend im eigenen Unrat, rollten wir ostwärts. Das Ziel war wieder ein Lager. Es war in Polen: ein riesiges Feld mit Stacheldrahtzäunen, Wachttürmen und langen Barackenreihen. Irgendwo qualmten Tag und Nacht die Schornsteine des Krematoriums. Dort verbrannten sie die Leichenberge, die sie selber schufen. Ich arbeitete in einem Lagerschuppen, in dem die Überbleibsel der Vergasten aufgestapelt waren: Berge von Prothesen, alte Kleider, Schuhe, Frauenhaare, Kinderspielzeug. Nur die Goldplomben aus den Mündern der Toten sammelte die SS anderswo.
Ich will es kurz machen, meine Freunde!

Als ich eines Tages auf Außendienst arbeitete, wurde unsere SS-Wache von polnischen Partisanen angegriffen. Zusammen mit zwei anderen Gefangenen entkam ich in die Wälder. Ich wurde Partisan, lebte in einem Waldlager. Weil ich gut englisch sprach, schickte man mich nach einiger Zeit als Verbindungsmann nach England und von dort nach Amerika."

Der Captain lächelte in der Erinnerung daran und tat einige tiefe Züge aus der Zigarette.

„Wenn Sie nun meinen", setzte er seinen Bericht fort, „daß ich damit gerettet gewesen sei und daß die Sache ein Ende gehabt habe, dann täuschen Sie sich. In den USA drückte man mir zur Begrüßung einen Fragebogen in die Hand, der so lang wie mein Leidensweg war. Und als die Herren Bürokraten daraus ersahen, daß sie es mit einem ehemaligen HJ-Führer zu tun hatten, steckten sie mich schleunigst in ein ‚Umschulungs-Camp', wieder ein Lager. Jetzt bekam ich einen Lehrgang in Demokratie verpaßt. Alles knetete und formte an meiner Person herum. Aber eines Tages bestand ich mit Glanz und Glorie alle Prüfungen und durfte in die Armee eintreten.

Das bedeutete natürlich wieder ein Lager, nur war es diesmal ein Ausbildungslager für Spezialagenten. Man konnte meine deutschen Sprachkenntnisse gebrau-

chen. Und nun kommen wir zum Ende. Wie Sie sehen, bin ich als Vernehmungsoffizier in einem Gefangenenlager gelandet.
Trösten Sie sich also: jedermann in dieser schrecklichen Zeit scheint dazu bestimmt zu sein, in Lagern zu leben! Ich ebenso wie Sie! Und gedenken Sie der Millionen Flüchtlinge in aller Welt, ihrer unglücklichen Kameraden, die in Sibirien in Straflagern sitzen, der Kriegsgefangenen in französischen, jugoslawischen oder tschechischen Lagern, denen es noch viel schlechter ergeht. Offenbar hat nach dreitausend Jahren Kultur die eine Hälfte der Menschheit angefangen, die andere Hälfte in Lagern zu bewachen, umzuerziehen und zu schulen. Man hat die ‚Gehirnwäsche' erfunden, man freut sich über das ‚Umfunktionieren des Bewußtseins', man formt die ausgemergelten, von Furcht erfüllten und ihrer Menschenwürde beraubten Menschen nach den Modellen um, die man in Ost oder West für richtig hält."
Der amerikanische Captain erhob sich mit steifen Beinen und schickte sich an, das Viererzelt zu verlassen.
„Ich werde für Sie tun, was ich kann", sagte er. „Vielleicht setze ich durch, daß Sie mehr zu essen und ein paar warme Decken bekommen. Denn ich glaube, daß aus Lagerzeit und Barackenstil doch wieder eine Welt hervorgehen wird, in der die Menschen frei, ihres Wertes bewußt und wahrhaft menschlich sein werden."
Der Captain ging.
Er erfüllte sein Versprechen. Bald setzten die ersten Entlassungen ein. Auch der Hauptmann erhielt den begehrten Entlassungsschein und fuhr per Anhalter heim nach München. Sechs Jahre hatte er die Hölle des Krieges durchwandert, sein Körpergewicht betrug kaum hundert Pfund, die zerschlissene Uniform schlotterte um ihn.
Doch in der Heimat wurde er nicht froh. Bevor er Soldat wurde, war er Regierungsrat gewesen. Als ehemaliger Parteigenosse war er aus Amt und Stellung hinausgeworfen, man schickte ihn ins Holzfällerlager. Von dort holte ihn eines Tages der CIC, den untertänige deutsche Stellen auf den ehemaligen Nazi und Regierungsrat aufmerksam gemacht hatten. Weil aber alles, was in seinem Titel das Wörtchen „Rat" trug, dem „automatischen Arrest" der Sieger unterlag, brachte man ihn im Lager Moosburg hinter Stacheldraht.
Doch diesmal handelte es sich um ein „Entnazifizierungslager", wo die Menschen umgeschult, überprüft und erzogen wurden.
Das Lager ließ ihn nicht los. Witzige Amerikaner hatten mit großen Lettern an die Wand der Verwaltungsbaracke ein früher häufig gehörtes Schlagwort des Dritten Reiches gemalt:

WIR DANKEN UNSERM FÜHRER!

1946–1948 | Im Shanghai an der Isar

Ein grausamer Winter ohne Kohlen, ohne Fenster und ohne ausreichende Ernährung kommt über München. Die Stadt hat im Bombenkrieg rund 13 000 Häuser mit 62 000 Wohnungen verloren, von den zerstörten Kulturbauten und Werkstätten ganz zu schweigen. Etwa 65 Prozent Münchens liegen in Schutt und Asche. In anderen deutschen Städten, besonders in Berlin, das ja die Endkämpfe mit Panzerangriffen, Nahkampf und Sprengungen erlebt hat, ist es noch schlimmer. Die Menschen gehen zwischen haushohen Trümmerbergen auf schmalen Trampelpfaden. Am Rande kauern die „Trümmerfrauen" und klopfen Schuttziegel ab, Lorenbahnen tuckern über einst verkehrsreiche Plätze und transportieren den Schutt ab.

Durch Rückwanderung und den schon spürbaren Zustrom von Flüchtlingen, Ausländern und entlassenen Gefangenen, ist München schon wieder auf mehr als sechshunderttausend Einwohner angeschwollen. Ein wahres Glück ist jetzt die Anwesenheit der amerikanischen Besatzungstruppe. Freilich haben sie durch die Beschlagnahme ganzer Wohnviertel und zahlreicher, unbeschädigt gebliebener Gebäude die krasse Wohnungsnot noch verschärft. Mancher Bürger, der seine Habe, sein Heim und Bett durch Krieg und Bomben gerettet hat, verliert nun alles an die Sieger — trotzdem bleibt dieser Sieger menschlich und erträglich.

Die blassen Münchner Kinder stehen nun vor den amerikanischen Küchen und holen Kaffeesatz, wühlen in den Abfallkübeln und bekommen von den Soldaten allerlei zugesteckt. Aus amerikanischen Depots fließen viele Lebensmittel auf den ausgedehnten „Schwarzen Markt".

Im Künstlerhaus am Lenbachplatz, im Bürgerbräukeller und am Platzl entstehen amerikanische Soldatenklubs. In Baracken und Notquartieren schießen die ersten „American Bars" aus den Schutthalden. Der Wortschatz der Münchner erweitert sich.

„Du sein o. k.", sagt der Hinterholzer Wiggerl, der in Bad Aibling aus dem Gefangenenlager entlassen worden ist, zu einem riesigen, schwarzen Sergeanten in der Goethestraße. „Du have a Cigarett for an alten Landser?"

Der gutmütige Neger läßt dem Wiggerl ein paar Camel in die ausgestreckte Hand gleiten. Das Stück ist unter Brüdern gut seine drei Papiermark wert.

„I thank your very much!" erwidert der Wiggerl gewandt. „Ös seid's net so schlecht, als wias ausschaugts."

Der Wiggerl kann auch verstehen, was die zahlreichen Plakate No Loitering (Nicht Herumstehen) und Off Limits (Eintritt verboten) bedeuten.

„He, du Sergeant", fährt er augenzwinkernd fort, „wia war's, kunnt'n mir zwoa net a bussines mitanander macha: Geschäft mit Zigarettn — zwoa Markl tat i fürs Stück zahln! Und für a Packung achtzehne auf d'Hand?"

Der Schwarze grinst mit weißem Gebiß. Auch er versteht schon soviel Bayerisch, daß er weiß, was der junge Mann im abgetragenen Wehrmachtsrock von ihm will. „Twenty", schlägt er vor. „You are a Bazi!"

„Ko scho sei", erwidert der Wiggerl trocken. „Und hast a Dosn Milk oda Corned Beef? Da kema mir zwoa schnell z'samm."
Doch das sind nur die kleinen Schwarzhandelsgeschäfte am Rand der Trümmerhalden.
Im Ruinenviertel der ehemaligen Mathäser-Bierhallen ist eine Art orientalischen Basars entstanden. Hier hat sich ein ständiger Treffpunkt der Schwarzhändler, der DPs (verschleppte Personen) und entlassenen Gefangenen gebildet. Mit schöner Regelmäßigkeit kreuzen zwar MP (Militärpolizei) und die wiedererstandene deutsche Polizei auf, kontrollieren Ausweise und Waren, beschlagnahmen Ami-Zigaretten stangenweise, fahren Körbe mit amerikanischen Konserven, Care-Pakete und Diebesgut fort. Aber das nützt so wenig wie die zahlreichen Razzien am Hauptbahnhof oder auf anderen Schwarzen Märkten. Die ganz großen Lieferanten haben ihre Beziehungen und wissen meist vorher Bescheid. Man fängt nur die kleinen Fische.

Der Friseur Lippl kann nicht mehr von dem leben, was er fürs Haareschneiden und Rasieren bekommt. Er beschließt, wie so viele Münchner, große Herrschau unter seinen verkäuflichen Besitztümern zu halten. Da wäre Hitlers Buch „Mein Kampf" und das Parteiabzeichen. Doch die Tage sind schon vorbei, an denen die Amerikaner für ein „Souvenir" eine Dose Milch- oder Eipulver, oder eine Stange Camel herausrückten. Sie haben jetzt so viele EK I und Deutsche Kreuze in Gold, daß sie versorgt sind. Auch der „Kampf" und Rosenbergs „Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts" sind stark im Kurs gesunken. Dafür stehen Uhren immer noch hoch an der Schwarzen Börse. So beschließt Lippl, seine Firmungsuhr zu verhökern. Beim Mathäser hält er Ausschau nach einem geeigneten Geschäftsfreund.
Ein paar Polen feilschen mit einem riesigen rotblonden GI um eine Schwarzwälder Kuckucksuhr, die sie bestimmt nicht im Geschäft gekauft haben. Ein Ukrainer mit Pelzmütze bietet Fahrräder und nagelneue Fahrradmäntel an. Vielleicht gehört er zu einer der Banden, die in den unbeleuchteten Vorstadtstraßen die Leute einfach von den Rädern reißen.

Da steht ein einbeiniger Kerl, himmellang und sommersprossig, in schäbigem Räuberzivil, dem man den Wehrmachtsschnitt trotz der Umfärbung in Rostbraun deutlich ansieht. Der Bursche hütet ein Köfferchen voller Konserven und Zigaretten. Plötzlich erkennt der Bader Lippl in ihm den Ferdl Eieresser aus seinem Stadtviertel.
„Ja, wen seh ich denn da?" fragt er mit durchdringender Stimme. „Den Herrn SS-Sturmführer Eieresser? Oder muß ich vielleicht gar Herr Sturmbannführer sagen?"
Der Einbeinige wird totenbleich und greift wie in Abwehr zur Krücke. Dann glänzt auch sein Gesicht im Wiedererkennen auf.
„Der Lippl", sagt er und fährt dann flüsternd fort: „Geh Lippl, plärr nicht so! Ich könnt' dir eine lange G'schichte erzählen. Übrigens heiße ich jetzt Meier, ganz einfach Meier mit weichem Ei, und Joseph mit Vornamen."
Er zeigt seinen Entlassungsschein aus der Britischen Zone vor, und darauf steht zu lesen, daß der Infanterie-Obergefreite Joseph Meier überprüft und aus der Gefangenschaft entlassen sei.

„Wo hast denn den Wisch her?" staunt der Bader.
„Brauchst auch einen?" feixt der Eieresser. „Ich weiß im Mathäser einen, der verschafft dir jedes Papier: du brauchst grad ein Photo und Geld. Und in der Möhlstraße kannst sogar einen französischen oder englischen Paß kaufen".
Der Bader schüttelt den Kopf, und der ehemalige SS-Offizier glaubt immer noch, daß er sich verteidigen müsse.
„Was soll ich denn tun?" zuckt er die Schultern. „Uns hat man richtig ausgeschmiert! Zuerst haben sie uns divisionsweise verheizt, und jetzt kann sich unsereins nirgends mehr blicken lassen. Jetzt heiß ich halt Meier und handle. Was brauchst denn, Lippl?"
Als er die beinah goldene Uhr sieht, gibt er dem Bader einen guten Rat.
„Damit gehst am besten in die Möhlstraß! Da werden die guten und größeren Geschäfte gemacht! Wir im Mathäser sind ja nur das Fußvolk im Handel."

*

Die Straße der Schmuggler und Schwarzhandelsfürsten ist die Möhlstraße. Einst war das eine vornehme Villenstraße Bogenhausens, aber jetzt haben sich auf den Ruinengrundstücken an die vierzig kleine Ladengeschäfte eingenistet: ein richtiger Basar.
Die hier ansässigen Kaufleute haben nur ein verächtliches Lächeln für die kleinen Fische vom Mathäser oder Hauptbahnhof. In der Möhlstraße werden die ganz großen Dinge gefingert. Man kauft und verkauft waggonweise, sammelt Edelmetall, Devisen, Juwelen und Uhren.
Der „Ring" steht unter der Leitung des geheimnisvollen Sam Somowitsch, ist nach amerikanischem Muster aufgebaut, hat seine „Gorillas", seine Schlägerbanden und Verbindungsmänner zu höchsten Staats- und Amtsstellen. Riesige Kapitalien stehen den Schwarzhändlern zur Verfügung. Hier gibt es Schokolade, Kaffee, Mehl, Zucker, Fett, Brillanten oder Textilien in jeder Menge. Da verschwinden aus dem großen US-Lager Ecke Schleißheimer-Leonrodstraße ganze Lastautos mit Waren. Auch die Autos selbst werden verkauft.
Nur ganz selten kann der Staatsanwalt einen „Schmugglerfürsten" fassen. Da fliegt zum Beispiel ein Unternehmen auf, an dem ein dreißigjähriger Bahnbeamter in Freilassing beteiligt ist. Er hat einen Transport mit mehreren Güterwagen voll amerikanischem Bohnenkaffee, der laut Frachtbrief von der Grenzübergangsstelle Freilassing nach Bremerhaven gehen sollte, „umgeleitet" und mit neuen Papieren versehen. Jetzt rollen die Waggons nach München und auf das Gelände einer Fabrik mit eigenem Gleisanschluß. Der Fabrikbesitzer steckt mit den Schmugglern unter einer Decke. 65 Tonnen Kaffee und fünf Tonnen Schokolade verschwinden auf dem Markt in der Möhlstraße.
Alle Maßnahmen der Polizei bleiben Stückwerk. Was nützt es, wenn Hunderte von Militär- und Stadtpolizisten das Viertel umstellen und ein paar Jeeps voll Zigaretten oder ein paar Säcke Kaffee erbeuten: die großen Geschäftemacher sitzen anderswo und werden nie gefaßt.
„Nur wegen denen", sagt der neue Oberbürgermeister Münchens, Thomas Wimmer, „muß ich mir sagen lassen, daß München ein zweites Shanghai geworden ist. Die Möhlstraße ist eine Eiterbeule!"

Eine Änderung der Zustände liegt nicht in der Hand der Behörden, solange es nur die papierene Reichsmark-Währung gibt und die Versorgung der Bevölkerung so sehr im argen liegt. Ein Schwerarbeiter soll mit einem Eßlöffel Rübenmarmelade, ein paar Kartoffeln und einigen Scheiben Brot pro Tag auskommen, für ein Nachtgeschirr braucht man einen Bezugsschein, und im notdürftig wiedereröffneten Tietz am Bahnhofsplatz verkauft man Munitionskisten und Kartuschen. Für die Zuzugsgenehmigung braucht man eine Arbeitsbestätigung, aber eine Arbeit darf man erst aufnehmen, wenn man eine Zuzugsgenehmigung besitzt.

Das einzige, was München selbst in dieser Zeit reichlich zu besitzen scheint, ist Papier. Zwar ist auch dies für Buch- und Zeitungsverlage rationiert, so daß die „Süddeutsche Zeitung" nur auf einem, später auf einem Doppelblatt erscheinen kann — doch für Formulare und Fragebogen reicht es durchaus. Die papierene Flut plätschert munter weiter auf die Bevölkerung herab. Die Menschenschlangen vor den Arbeits-, Wohnungs-, Versorgungs-, Melde-, Besatzungs-, Kriegsschäden- und Bezugsscheinämtern werden immer länger.

In diesem Chaos nach der Weltkatastrophe nimmt die Kriminalität auch in München geradezu tropisches Wachstum an. Gemessen am Stand der Verbrechen des Jahres 1932 nehmen die Sittlichkeitsdelikte um das Fünf- bis Sechsfache zu, Diebstahl und Raub, Einbruch und Überfall haben sich verdreifacht. Die Polizei aber hat abgenommen, ist ihrer Ausrüstung beraubt, in ihren Rechten und Mitteln beschränkt.

Die Stadt ist unterdessen wieder auf achthunderttausend Einwohner angewachsen — ungerechnet die Zehntausende illegal in München lebenden Ausländer und die aus allen Himmelsrichtungen herzuströmenden Elemente, die sich im Urwald der zerbombten Stadt alle Möglichkeiten erhoffen. Die Bürger sind entwaffnet, die Polizei hat anfänglich nur Stöcke, später geliehene amerikanische Pistolen, von denen sie möglichst keinen Gebrauch machen soll und überall in den Isarauen und Kellern liegen die weggeworfenen Handgranaten, Sprengmittel und Revolver, die Maschinenpistolen und Gewehre der aufgelösten Wehrmacht herum: bereit für den Zugriff der abenteuernden, verwilderten Jugend und der entlassenen Berufsverbrecher.

Immer wieder wird die Stadt aufgeschreckt, wenn die Zeitungen von grauenhaften Morden und verwegenen Überfällen berichten.

Was vor Jahr und Tag die Münchner über Shanghai, die Stadt zwischen zwei Welten im Fernen Osten, mit ungläubigem Gruseln gelesen haben, erleben sie nun selber im Bannkreis von Frauentürmen und Schuttberg.

Endlich, im Juni 1948 ist der Tag X da: die „Währungsreform" wird verkündet. Alle Guthaben und Schulden werden im Verhältnis eins zu zehn abgewertet. Die Münchner stehen in langen Schlangen um ihr Kopfgeld von vierzig DM an, mit dem sie in einen neuen Abschnitt ihres Lebens und ihrer Geschichte eintreten sollen. Nun ist wieder Hoffnung, daß Schwarzhandelszeit, Bezugsscheine, Lebensmittelmarken und Schuttberge verschwinden und Wirtschaft, Produktion und Handel in Fahrt kommen.

„Siehst, Hierangl", sagt die Wally zu ihrem Mann, der oft recht grantig ist, weil er immer noch auf die Rückkehr seines einzigen Buben, des Bartl, aus russischer Ge-

fangenschaft wartet und weil er halt gar nichts von ihm hört, „es wird schon besser. Jetzt gibt's wieder ein neues Geld. Damit hat's anno vierundzwanzig auch angefangen. Jetzt geht's aufwärts!"

Der alte Bäcker winkt mürrisch ab und wirft einen trüben Blick durch das Fenster, durch das er den geköpften Stumpf des Alten Peter sehen kann.
„O mei, Wally," sagt er, „die alte Zeit kommt nimmer."

1967 | Eine neue Generation sucht sich selber

Nein, nein, diese Jugend von heute!" sagt Oberstudienrat Dr. Säuerling. „So etwas hat es noch nicht gegeben! Ich kann Ihnen nur sagen, Herr Kollege, daß ich froh bin, nächstes Jahr in Pension zu gehen. Diese Zeiten! Wohin Sie sehen: Auflösung der Moral, Verfall der guten Sitten, Anzweiflung alter Werte, Zersetzung. Wie sagt schon der Römer Juvenal: Mehr Völker sind am Wohlstand als an der Not zugrunde gegangen. Auch uns ist das Wirtschaftswunder recht übel bekommen. Zwanzig Jahre nach der Währungsreform denkt kein Mensch mehr an unsere ausgebombten Städte, an die Millionenflut der Flüchtlinge, an Lebensmittelmarken, Bezugsscheinzeit, an die Schrecken von Krieg und Nachkriegszeit. Alle schwimmen im Geld, im Luxus, im Vergnügungsbetrieb! Wohin Sie schauen: Verführung! Die Schaufenster sind voll mit Genußmitteln, modischen Kleidern, Schmuck, technischem Komfort, mit chromblitzenden Autos. Radio, Fernsehen, Plakate, Kinos, Zeitungen behämmern ununterbrochen das Volk und reden ihm neue Bedürfnisse ein, und alle wollen alles. Jede Disziplin hat aufgehört, wer nach Ordnung und Autorität verlangt, wird sofort von allen Seiten angegriffen und womöglich als verkappter Nazi verschrieen. Ich sage Ihnen, Herr Kollege, daß ich die Tage zähle, bis ich mit meinem Beruf Schluß machen kann und nichts mehr weiß von Schule und Jugenderziehung."

Der Oberstudienrat hat gemeinsam mit dem jungen Assessor Vorweg die Pausenaufsicht im Hof der Berufsschule, sie promenieren an den Gittern entlang, die den Schulhof von der Großstadtstraße trennen. Draußen flutet in unablässigem Strom der Verkehr: Autokolonnen, Lastwagen, Straßenbahnen und das Geschiebe der Fußgänger. Neben der Berufsschule steht das neugebaute Gymnasium mit seinen breiten, funkelnden Fenstern, und dem marmorglänzenden Treppenaufgang, den man durch den gläsernen Vorbau hindurch erkennt. Auch drüben ist große Pause. Das Geschrei der Jugend vermischt sich mit dem Brausen der Großstadt.

Assessor Vorweg ist ein langer, schlaksiger Mensch mit Hornbrille, der nach Auffassung des Oberstudienrats selber den Friseurbesuch nötig hätte. Doch diese Zeit

scheint etwas gegen das Haareschneiden zu haben, ein Friseur möchte verzagen. Wie es in dem vielgespielten Musical „Hair" heißt, fragt sich die Jugend: „Warum soll ich stutzen, was frei wachsen will?" Die heutige Jugend, über die der alte Herr sich ärgert, hat etwas gegen das Beschneiden der Freiheit.

„Schauen Sie sich nur dieses verlotterte Gesindel an, Herr Kollege", entrüstet sich Herr Säuerling. „Diese Lockenköpfe, diese Pilze aus verfilztem Haar! Die Blue jeans, die wild wuchernden Milchbärte! Und drüben im Gymnasium die Mädchen: die Zotteln hängen ihnen ins Gesicht, sie tragen Hosen oder Miniröcke, daß ein Lehrer nicht mehr weiß, wohin er schauen soll, und sie haben Ausschnitte, daß man ganz verwirrt ist. Zu unserer Zeit hätten Eltern ihre Kinder in einem solchen Aufzug nicht einmal ins Schwimmbad gehen lassen, und man wäre von der Schule geflogen. Heute stelzen sie durch die Straßen, sitzen in den Kaffeehäusern oder auf der Schulbank und benehmen sich wie Königinnen der Nacht, sind angemalt, haben aufgeklebte Wimpern, Lidschatten und richten sich in all ihrer jugendlichen Dummheit auf ‚verworfen' her. Und wir Lehrer müssen ohnmächtig zusehen, werden als altmodisch verlacht und dürfen in jeder Unterrichtsstunde froh sein, wenn uns die jungen Herrschaften nicht mit faulen Tomaten bewerfen, anflegeln oder mit Protestplakaten beehren! Ich sage Ihnen, Kollege: keine Disziplin mehr, keine Autorität, keine Moral."

„Sie dürfen nicht vergessen, Herr Oberstudienrat", erwidert der Assessor, „daß wir ja auch nicht mehr die früheren Zeiten haben. Ich finde es ganz natürlich, daß die Jugend von der Disziplin der Vergangenheit genug hat, und es scheint mir erfreulich, daß sie kritischer, selbständiger und unruhiger ist. Das wird sie davor bewahren, eine Horde von Untertanen zu werden — was ja auch zu nichts Gescheitem führt, wie wir wissen!"

„Ja, ja, Herr Kollege, sagen Sie es doch schon, daß auch Sie für diese verrückte neue Zeit sind! Wenn wir Alten die Stimme erheben, so hat man ja heute ein einfaches Mittel, uns zum Schweigen zu bringen. Entweder erklärt man unsere Mahnungen und unsere Argumente für die Ansichten von Nazis oder, wenn das absolut nicht gehen sollte, für solche von Kommunisten. Damit bringt man jede Regung von Besinnung zum Schweigen. Aber billigen Sie etwa auch die statistisch festgestellten Auswirkungen dieser sogenannten ‚Freiheit': die rapide Zunahme des Alkoholismus, das Umsichgreifen von Rauschgiftsucht, die Flut der Sittlichkeitsdelikte, die wachsende Jugendkriminalität, die sinkende Arbeitsmoral? Begreifen Sie denn nicht, daß all diese geheimen Verführer: angefangen von den täglichen Werbesendungen von Rundfunk und Fernsehen, über die schreiende Reklame der Geschäfte, bis zu jenem Luxusleben, das uns Film, Illustrierte und Wohlstandsgesellschaft täglich vorexerzieren, daß diese zwingenden Einflüsse die jungen Leute dahinbringen, daß sie nur noch von Vergnügen, Sichausleben, Geld und Nichtstun träumen? Und die überzogene Freiheit läßt zu, daß alle alles fordern und alle alles tun. Wir sind dabei, uns nach dreitausend Jahren Kultur in eine Pavianherde zurückzuverwandeln. Schon redet man von der überholten Einrichtung der Ehe und verlangt Gruppensex, Großfamilie und Kommune, freie Liebe und ist — was Film und Illustrierte anbelangt — dabei, die Kleider abzulegen! Da, blicken Sie nur auf die andere Straßenseite, das sehen unsere Jungens und Mädels

auch! Die Filmplakate: Ein unerhört frecher Film ganz ohne Tabu, diesmal auch unten ohne! Und das andere Filmtheater an der Ecke preist an: Django, der Blutsäufer. Ein Horrorfilm mit unerhörten Mordszenen! Das ist der Circus maximus der Römer: nur noch Sex und Sensation gelten. Wenn nur die Registrierkassen klingeln, verkaufen diese Leute der Jugend primitivsten Sex ebenso wie brutalste Grausamkeit. Da wächst eine Generation von Affen heran — nur daß die Gitterstäbe fehlen."

„Sie übersehen eines, Herr Oberstudienrat", antwortet der Assessor, „daß nämlich nur ein geringer Teil des Volkes und der Jugend von solchen Auswüchsen wirklich berührt wird. Ich behaupte, daß die große Mehrzahl genau so tüchtig und strebsam ist, wie eh und je. Diese Jungens und Mädels sehen den ganzen Blödsinn von Sex und Sensation gar nicht mehr, sie sind schon abgestumpft und nehmen alles für ebenso natürliche Erscheinungen wie Blitz und Donner, oder wie Ihre Generation vielleicht eine Militärparade erlebte. Sehen Sie den jungen Mann dort an, den Karl Hintermoser aus meiner Klasse. Er hat Christuslocken, trägt Blue jeans und einen Menjoubart; — aber er ist ein vorbildlicher Werkzeugmacher, ein erstklassiger Schüler, ein fleißiger Junge, der zuhause die Hälfte seines Lohnes abgibt. Wenn er etwas freiheitlicher denkt als die Älteren — das ist doch nicht übel."

„Mag sein, Herr Vorweg! Und dann betrachten Sie den Kerl, mit dem er eben spricht: den Johann Scherl, genannt Jonny. Wenn ich nur den Burschen mit seinem roten Vollbart und dem Strubbelkopf sehe! Den Kollegen Dr. Meier hat er neulich auf die Kirchweih geladen, im Unterricht macht er Zwischenrufe, stellt seinen Transistorapparat an oder treibt anderen Unfug. Dabei ist er faul, dumm und gewalttätig. Man muß sich ja fürchten vor solchen Kerlen! Und sehen Sie zu den Gymnasiastinnen hinüber, wie sie Zigaretten qualmen und sich spreizen. Nein, ich bin froh, wenn ich in Pension gehen kann."

*

In der Tat: viele aus der älteren Generation verstehen die Jungen nicht mehr. Manche bemühen sich, die Probleme der Jugend nachzuvollziehen, viele resignieren, andere wieder bleiben unbeugsam ablehnend und sehen nichts als Zerfall der alten Werte und der alten Ordnung.

Aber auch die Jugend selber versteht sich nicht unbedingt. Oft ist es nur eine dumpfe Ahnung von einer besseren, freieren Welt, nach der es sie verlangt. Manche versuchen es mit Anarchismus, andere mit dem reinen Egoismus, für sich selber möglichst rasch möglichst viel herauszuschlagen; wieder andere engagieren sich für die Ideale des Sozialismus und einer neugeordneten Gesellschaft; und es gibt welche, die getreulich ihren Aufgaben in Schule und Beruf nachgehen, um das Ziel einer unkomplizierten und gesicherten Existenz zu erreichen. Welche Kräfte siegen werden, ist noch längst nicht entschieden.

1968 | Der elektronische Detektiv

Da war das scharrende Geräusch aus dem ersten Stockwerk zum drittenmal. Der Nachtwächter schaute auf die Leuchtziffern der Armbanduhr.
Es war kurz nach ein Uhr nachts.
Seine Aufgabe war es, das von den Angestellten verlassene Gebäude des Supermarktes zu bewachen. Aber die Gesetze erlaubten ihm nicht, eine Schußwaffe zu führen. Er mußte sich mit dem Gummiknüppel begnügen. Den Verbrechern war zwar ebenfalls die Führung von Waffen untersagt, aber die hielten sich meist nicht daran.
Dafür hatte der Nachtwächter den gut dressierten Schäferhund als Gefährten.
„Komm, Harras! Such!" sagte der alte Mann und knipste zugleich die Blendlaterne an. Der brave Hund zog knurrend an der Leine. Zu zweit stiegen sie rasch die finstere Treppe zum ersten Stockwerk hinauf und eilten, so leise es ging, den langen Gang entlang.
Die Geräusche kamen aus dem Kassenraum, wo auch der Tresor stand. Darin mußten an die 80 000 DM Lohngelder für den morgigen Zahltag liegen. Der Hund zog heftiger an der Leine.
Als der alte Nachtwächter nun mit dem Hauptschlüssel die Tür zum Kassenraum aufsperrte und mit aufgeblendeter Laterne in den Raum trat, geschah alles sehr rasch. Wie in einem plötzlich eingeschalteten Film erlebte er eine kurze, fast blitzartige Szene.
Er sah zwei Männer — einen sehr großen und einen kleinen — vor sich, die beide Gummimasken von der Art trugen, wie sie die Kinder im Fasching verwenden. Der Tresor stand sperrangelweit offen und der kleinere der beiden Einbrecher schwang sich eben einen vollgestopften Rucksack über, um aus dem offenen Fenster zu steigen, durch das die Nacht hereinglotzte. Der Große hatte — und das bemerkte der Alte ganz genau — um den Hals ein Abhörgerät hängen, wie er es schon bei Ärzten gesehen hatte.
Der wackere Harras sprang sofort mit einem Kläffen auf den Mann zu um ihn anzufallen, aber der benützte ganz gelassen eine Spraydose und besprühte den Hund, worauf sich dieser winselnd zurückzog. Fast gleichzeitig holte er mit der anderen Hand aus. Der Nachtwächter erkannte nur noch, daß ein schwerer Sandsack auf ihn niedersauste, dann wurde es dunkel für ihn und er fiel zu Boden.
Etwa eine halbe Stunde später, als er zu sich kam, stand Harras immer noch winselnd da und leckte ihm besorgt das Gesicht. Die Blendlaterne lag noch brennend auf dem Boden. Der Nachtwächter rappelte sich hoch, taumelte zum nächsten Alarmknopf und drückte ihn. Es erfolgte jedoch keine Reaktion. Hernach entdeckte er, daß die Alarmanlage am Schaltkasten unterbrochen war. Gott sei Dank, funktionierte das Telefon.
Er rief die Kriminalpolizei.

*

Kurze Zeit später war das Gebäude hell erleuchtet. Die Kriminalbereitschaft war eingetroffen und die Spurensicherung machte sich ans Werk. Während die einen

Beamten nach Fingerabdrücken — freilich vergeblich — suchten, alle Spuren aufnahmen und die Arbeit der Einbrecher fachmännisch begutachteten, vernahmen zwei andere den noch ziemlich erschrockenen Nachtwächter.
Nach eingehenden Befragungen, notierten sie, was der alte Mann an besonderen Umständen gesehen hatte.
Der Kriminal-Inspektor faßte zusammen.
„Sie schätzen demnach", sagte er, „daß der Größere der beiden etwa 1,80 bis 1,85 Meter, der Kleinere jedoch höchstens 1,60 bis 1,65 Meter gemessen habe?"
Der Alte nickte zustimmend.
„Die beiden Männer trugen Gummimasken? Konnten Sie vielleicht im Licht Ihrer Blendlaterne irgendein Kennzeichen bemerken, das uns weiterhilft?"
„Na ja", meinte der Nachtwächter zögernd, „ich hab' deutlich gesehen, daß der Große brandrote Haare hatte! Ein Haarwisch schaute unter der Maske hervor."
„Das ist sehr gut!" lobte der Inspektor. Doch mehr konnte er nicht erfahren. Er wandte sich an das Spurensicherungskommando.
„Und wie steht es bei Euch?"
Der Assistent berichtete kurz.
„Es handelt sich um Berufseinbrecher. Sie haben den Tresor lediglich durch Abhören der Rasten in der Kombination geöffnet, wofür auch das Hörgerät spricht, das der Nachtwächter gesehen hat. Am Fenster hing eine Wurfleiter mit eisernen Haken, die Alarmvorrichtung war fachmännisch am Hauptschalter abgeschnitten. Die Burschen benutzten Hundespray gegen den Wachhund. Das ist alles."
„Halt", rief der Nachtwächter, „da fällt mir noch etwas ein. Bevor der Große mit dem Sandsack zuschlug, sagte er zu dem Kleinen: ‚Gomm rasch, Gumpel!' Ich glaube es klang sächsisch."
Der Inspektor lächelte hoch erfreut und nickte.
„Na", meinte er, „das genügt! Das ist ein Fall für unseren elektrischen Sherlok Holmes. Ich fahr' sofort ins Präsidium!"

*

Bereits gegen drei Uhr nachts waren die Herren der Kriminalbereitschaft im Computerraum des Präsidiums versammelt. Früher hätte nun eine umfangreiche Detektivarbeit eingesetzt, man hätte ein Dutzend Leute auf die Unterwelt losgelassen, hätte in Bergen von Akten gewühlt und Anfragen an die verschiedensten Polizeidirektionen gerichtet. Doch die neue Zeit hatte auch dies geändert. Wie in großen Industriebetrieben, bei Regierungen oder bei den hohen Stäben des Militärs, wie in Wissenschaft und Forschung, benützten die Kriminalisten jetzt die elektronischen Gehirne von Computern. Solchen Einrichtungen konnte man zehntausenderlei Tatsachen, Kennzeichen, Personalien, Vorgänge oder Merkmale „einfüttern", die der Computer alle „speicherte". Wenn man ihn richtig „befragte", gab er auf alles Antwort. Er suchte Verbrecher mit der Geschwindigkeit des elektrischen Stromes, indem er tausende von Lochkarten durch ein System jagte. Traf ein bestimmtes Merkmal für eine Karte zu, warf er sie aus.

Der Kriminal-Inspektor ließ zunächst alle Karten von Berufseinbrechern mit einer ungefähren Körpergröße von 1,80—1,85 und 1,60—1,65 Meter aussortieren. Der Stapel Karten wurde nun „programmiert" nach der Kennzeichen-Methode ihrer

Arbeit: Wurfleiter, Hörgerät, Gummimasken, Hundespray und sachgerechtes Ausschalten der Alarmanlage. Jeder Verbrecher hatte seine fast immer gleichbleibende Arbeitsweise.
Nun wurde der Stoß der Lochkarten schon wesentlich kleiner. Es blieben noch 16 Karten von Leuten, die auf solche Weise „arbeiteten".
Diese 16 Karten kamen abermals in den Computer, der nun befragt wurde, wer paarweise aufzutreten pflegte. Wieder wurden acht Karten von typischen Einzelgängern ausgeschieden.
Die nächsten Fragen lauteten: wer hat rote Haare und spricht sächsischen Dialekt? Zwei Paare von Karten wurden ausgeworfen.
Ein Blick in die Kartei erklärte, daß eines dieser Einbrecherpaare nicht in Frage kam, weil der „Rothaarige" soeben eine Zuchthausstrafe abbüßte. Doch auf der anderen Karte war zu lesen: Edi Klamke, 1,84 groß, rothaarig, geboren in Chemnitz 23. 2. 1938 — arbeitet seit Jahren mit Karl Schmittchen zusammen. Dieser: 1,63 groß, dunkelhaarig, geboren 12. 4. 1934 in Dresden.
Der Akt dieser beiden enthielt außer ihrem Vorstrafenregister und vielen Einzelheiten ihrer früheren Tätigkeit auch den Hinweis: „Verkehren in der Nachtbar Starlight".
„Nun, dann wollen wir mal!" atmete der Inspektor auf. „Es sieht ganz so aus, als habe unser elektronischer Kollege wieder einmal einen Fall gelöst!"

*

Um fünf Uhr früh erschien die Funkstreife zusammen mit der Kriminalpolizei in der Privatwohnung des Barkeepers Freddy, der gleich über der Nachtbar „Starlight" wohnte. Man traf Freddy in Gesellschaft der Herren Edi Klamke und Karl Schmittchen an. Die drei schworen Stein und Bein, daß sie die ganze Nacht friedlich zusammen gezecht hatten.
Leider ergab jedoch eine Haussuchung, daß sie Gummimasken und ein Hörgerät besaßen. Auch eine Dose „Hundespray" wurde entdeckt. Das Geld hing wohlverpackt im Rucksack, den die Kumpels im offenen Kamin hochgezogen hatten.
Gegen sechs Uhr früh, als die ersten Arbeiter und Angestellten ihren Arbeitsplätzen zustrebten, brachte die Kriminalpolizei das dreiblätterige Kleeblatt ins Präsidium.
„Nun sagen Se emol", wollte Edi wissen, „gönnt ihr zaubern? Was haben wir falsch gemacht? Wie gonntet Ihr nu uns so rasch greifen?"
„Ach", erwiderte der Inspektor, „wir waren es gar nicht, die Sie erwischt haben! Das war nur so ein großer Kasten mit vielen Lampen und Leitungen, der hat uns alles verraten. Er ist Chef-Detektiv bei uns und fängt viele. Mister Computer heißt der Bursche!"

1969 Gespräch über die Welt von morgen

Es ist tiefe Nacht, die sich schon zum Morgen wendet. Sonntag, der 20. Juli 1969, früh 3 Uhr 57. Zwei Männer haben eben den Mond betreten.

Zwei andere, die so lange wachgeblieben sind, um den Vorgang vor dem Fernseher mitzuerleben, ein Physiker und ein Biologe, ziehen Bilanz. Der Biologe meint: „Es ist eine großartige und zugleich schreckliche Zeit, in der wir leben und in die wir vielleicht erst einzutreten im Begriff sind."

„Du hast recht", erwidert der Physiker nachdenklich. „Diese Zeit, die so Ungeheueres vollbringt, nimmt zugleich unmenschliche und antimenschliche Züge an. Sie ist schrecklich. Der Mensch bewältigt nicht mehr, was er an Wissen, Forschungsergebnissen, Entdeckungen erobert hat. Da kommt ihm eben der Computer — seine jüngste, gewaltige und zugleich erschreckende Erfindung — zugute: die Denkmaschine, die elektronische Speicherung seines Wissens! Man hat ausgerechnet, daß alles naturwissenschaftliche Wissen, das die Menschheit zwischen 1500 und 1900 zusammengetragen hat, sich bis etwa 1930 verdoppelt hat, von 1930 bis 1945 aber hat es sich abermals verdoppelt und bis heute ist die Verdoppelungszeit auf etwa drei Jahre herabgesunken. Wer hätte noch das Gehirn, das Gedächtnis, die Lernfähigkeit solche Mengen neuer Erkenntnisse zu überschauen und auszuwerten. Nur die mit allen Daten gefütterten Computer können es noch. Allenthalben arbeiten heute Mensch und Computer als eine Einheit. Die zweiten und dritten Generationen dieser Denkmaschinen sind bereits zu Supergehirnen entwickelt, die untergebene Rechner anleiten und steuern und die fähig sind, aus Erfahrungen zu lernen. Ja, man konstruiert in Amerika und Rußland bereits Maschinen, die handschriftliche Dokumente lesen und richtig verstehen können, ganz zu schweigen von Übersetzungs-, Lern- und Überprüfungs-Maschinen. Der Mensch ist dabei, sein eigenes Denksystem, das Gehirn, nachzubauen und sich selbst zu ersetzen. Werden es dann noch Menschen sein, die nächstens auf Mars oder Venus landen oder werden nur hochtechnisierte Roboter den Himmelsraum erschließen?"

Darauf der Biologe: „Das Altertum sprach einmal von den vier Elementen: Feuer, Wasser, Erde und Luft. Wir haben alle vier denaturiert. Das wärmende, lodernde Herdfeuer haben wir in die kalte Hitze der Elektrizität, in die Sonnenglut der Atommeiler verwandelt; unsere Flüsse und Bäche sterben biologisch ab durch die Verschmutzung chemischer Abfälle, die Meere bedecken sich mit den tödlichen Öllachen, Fische und Pflanzen sterben unterm Schaum der Waschmittel; die Erde füttern wir mit Kunstdünger, die Pflanzen besprühen wir mit chemischen Giften gegen Schädlinge, die lebenspendenden Nährstoffe gefrieren wir ein oder konservieren sie in Dosen, und unsere Atemluft reichert sich an mit Rauch, Ruß, Benzindunst, Abgasen und Fabrikqualm. Der Mensch selber haust ameisengleich in modernen Wohnmaschinen aus Beton und Stahl, in riesigen Siedlungen mit Asphaltstraßen, in denen kein Kind mehr Wurzeln schlagen kann. Wir arbeiten, zu Nummern herabgesetzt, am Fließband der Fabriken, in Laboratorien, Kaufhäu-

sern, an automatisierten Walzstraßen und Pressen. Die Landschaft stirbt unterm Zugriff der Riesenstädte, der dichter werdenden Verkehrsnetze, der eisernen Bänder der Bahnen. Sogar die Wetterbedingungen ändern sich in den Großstädten, aber dafür bieten sie den Massen mehr Quellen der Bildung, des Vergnügens, des geistigen Genusses, der Wissenschaften und Künste. Das Leben verändert sich und verläßt die Bereiche der unmittelbaren Natur.

Und die größte Gefahr und die gewaltigste Veränderung der Zukunft drohen dem Menschlichen von der modernen Biologie. Zwar sind die Techniken, durch die man heute schon in Laboratorien versucht, die Erbträger durch Chemie, Bestrahlung, Manipulation der Genen zu ändern, noch recht roh, aber auch hier ist bereits ein Weg eingeschlagen, der sich phantastische Ziele setzt. Auf der Tagung der Nobelpreisträger in London hat Haldane vor ein paar Jahren gesagt:
Es wird bald möglich sein, einen Menschen zu schaffen, der an die Umwelt der Raumfahrt und die Bewegung auf anderen Himmelskörpern besonders angepaßt ist ... er wird ein Neuwelt-Affe mit Greifschwanz sein ... man wird ihm durch Thalidomid Arme und Beine verkümmern, die im Raumschiff überflüssig sind — ein Greifschwanz ist besser, außerdem verringert dies den Nahrungs- und Sauerstoffbedarf ... Der Amerikaner Atwood sprach für die Züchtung von Merkmalskombinationen und sah ein künftiges Menschengeschlecht *mit großem Gehirn, um mehr Wissenschaft aufnehmen zu können, und zugleich mit photosynthetischen Zellen auf dem Rücken, damit er nicht mehr zu essen braucht. Es ist nicht mehr undenkbar, daß es menschenähnliche Wesen geben wird, die wie Pflanzen mit Chlorophyll ausgestattet sind ...* Der amerikanische Nobelpreisträger Joe Lederberg aber schwärmte von dem biologisch erzeugbaren Idealmenschen der Zukunft, *der das Gehirn eines Einstein, das moralische Feingefühl eines Albert Schweitzer, das musikalische Talent eines Mozart und die dichterische Kraft eines Shakespeare in einem Körper besitzt, der ebenso widerstandsfähig gegen Hitze, Kälte und Krankheit ist ...*

Durch eine solche biologische Zuchtwahl und Steuerung der Entwicklung will der Amerikaner Ginsberg eine neue Wertskala schaffen, in der vernünftiges Denken, Logik, Sinn für Mathematik und Hochschätzung der Naturwissenschaft an der Spitze stehen, als ob nicht die gesamte neue Zeit dabei wäre, die alten Werte umzuwerfen und neue vorzustellen. Die von Grund auf wirkende, neuerdings sogar steuerbare Veränderung der menschlichen Natur muß notwendig unsere gesamte Kultur und unsere Welt verändern. Nach einer Schätzung der Vereinten Nationen lag die Zahl der Gesamtbevölkerung der Erde um Christi Geburt bei zweihundert bis dreihundert Millionen Menschen. 1650 berug sie 1820 Millionen, 1850 aber schon zweieinhalb und 1950 rund drei Milliarden Menschen. Im Jahr 2000 werden wir fünf bis sechs Milliarden haben. Eine Explosion und zugleich der Beginn der Änderung. Nehmen wir nun an, es finden die Gedanken einiger Wissenschaftler Anklang, daß man diese Völkerlawine durch Zusätze im Trinkwasser, durch Strahlen und andere Einwirkungen gezielt manipuliert: in welcher Gesellschaft werden unsere Kinder und Enkel leben?

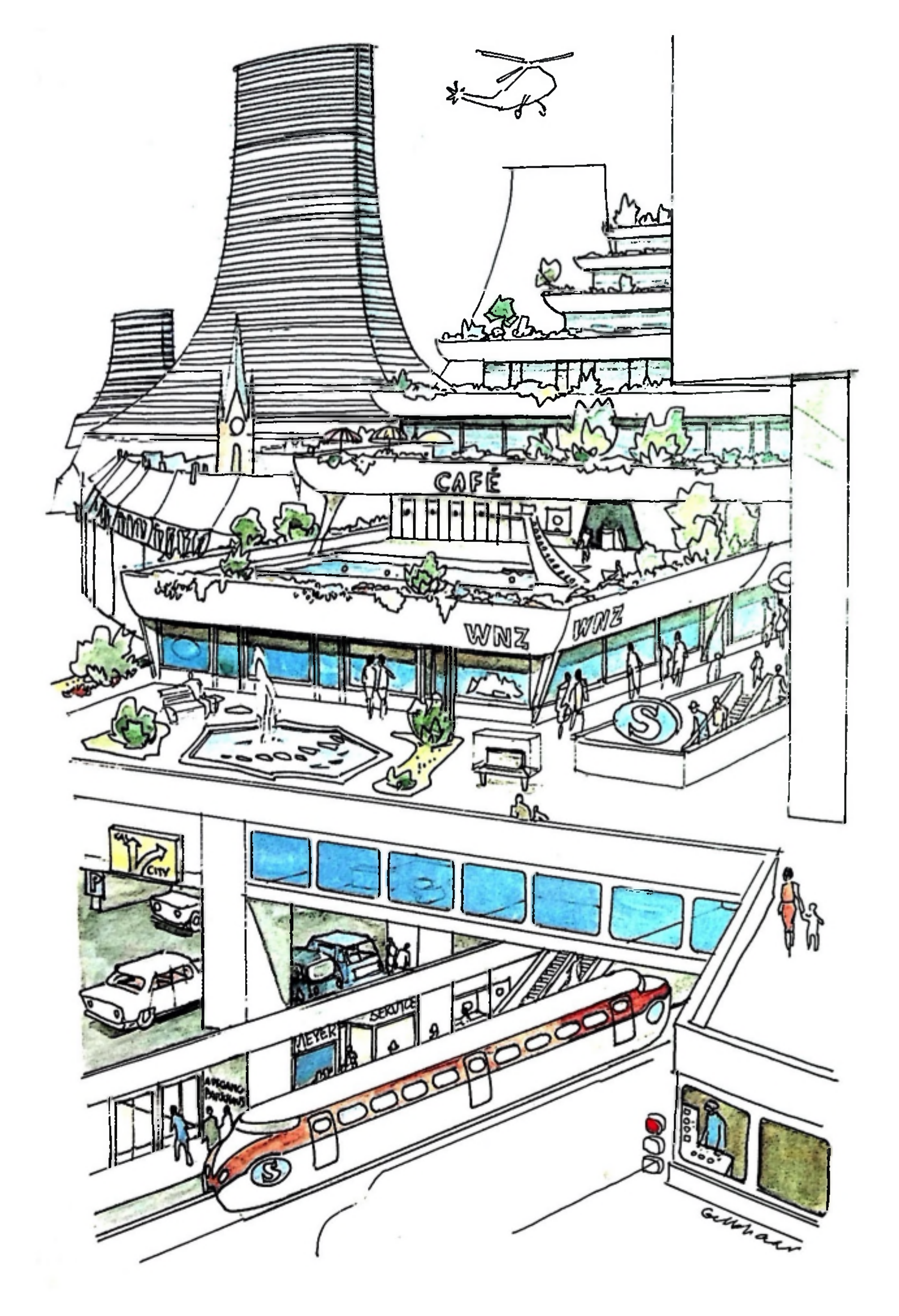
Schon greift man Tod und Alter an. Die großen Krankenhäuser richten bereits Ersatzteilbanken für Organe ein, die frisch Verstorbenen entnommen sind. Man

verpflanzt Nieren, Sehnen, Herzen, Lungen, Hornhaut der Augen, Knochen und Haut. Der ‚Markt für Menschenfleisch' — wie Lederberg sagt — ist eröffnet. In Rußland hat man schon zu Stalins Zeiten Versuche mit dem Rückenmark junger Leute gemacht, das alternden Parteigrößen längeres Leben und mehr Jugend geben soll. Wir Wissenschaftler sind dabei, eine künftige Welt zu bauen, in der es Massen von primitiven Halbaffen und eine kleine Schicht von Übermenschen geben wird. Der Wert des Menschen wird immer geringer, er selber aber immer entseelter und unmenschlicher."

„Was du sagst", greift der Physiker den Faden auf, „ist zwar noch Zukunftsmusik, aber doch auch schon im Bereich des Denkbaren. Setzen wir voraus, daß die Vermassung der Völker sich fortsetzt, so ist es nur noch ein Schritt zu dem Alptraum, den Aldous Huxly in seinem Buch ‚Schöne neue Welt' beschreibt: wo ein Gehirntrust von wenigen Supermenschen den Staat leitet, in den staatlichen Nachwuchsanstalten den Biologen vorschreibt, wieviel Ingenieure, Mathematiker, Techniker, Handlanger, Musiker, Dichter oder Astronauten jährlich zur Welt kommen dürfen. Die Wissenschaft der Tiefen- und Massenpsychologie aber wird immer bessere Methoden zur Beeinflussung der Meinungen, zur Manipulation der Menge liefern. Hat man in Amerika nicht bereits die ‚unterschwellige Meinungsbildung' endeckt? Daß du etwa in einem Wildwestfilm sitzt und nebenher auf einer für das Ohr unhörbaren Frequenz ausgestrahlt wird: ‚Trink Coca Cola! Ich habe Durst!' Und in der Pause stürzen tausend Leute an die Getränkestände, weil sie plötzlich glauben, ein Coca trinken zu müssen! Das Jahr 1984, von dem der Engländer George Orwell schrieb, rückt näher: der allmächtige Staat lenkt Denken, Fühlen und Wollen der Massen, der Mensch ist ausgelöscht durch eine perfekte Wissenschaft, die er selber schuf.

Ausgelöscht, ja durch Selbstvernichtung erledigt: das hängt wie ein Schwert über uns. Denk daran, was die Physik im Verein mit der Biologie den Machthabern dieser Erde für ABC-Waffen zu liefern imstande ist! Wir haben heute neben der Wasserstoffbombe die Kobalt- und die Strontiumbombe, die der Bombe von Hiroshima ums Tausend- und Zehntausendfache überlegen sind. Man lagert Bakterienbomben, biologische Kampfstoffe und Chemikalien, die ganze Erdteile schlimmer als die Pest bedrohen. Und alle Großen und Kleinen dieser Welt rüsten, häufen Waffenarsenale von unvorstellbarer Furchtbarkeit — denn sie alle wollen Macht, Reichtum, Einfluß, alleinige Herrschaft in ihren Bereichen oder auf der Welt. Auch dies sind Geschenke der modernen Wissenschaft und auch diese Tatsachen verändern das Bewußtsein und Lebensgefühl der heranwachsenden Jugend. Sie spürt, daß sie zwischen die Wahl gestellt ist, zu Halbgöttern zu werden und im unerhörten Luxus der Zukunft zu leben oder wie Blattlauskulturen vernichtet zu werden. Wer aber vermittelt ihr in einem Jahrhundert, das die Umwertung aller Werte erlebt, die Möglichkeiten neuer, sinnvoller Wertordnungen, die dem wissenschaftlichen Stand der Zeit und der menschlichen Würde gerecht werden?"

„Damit triffst du den Kern", sagt der Biologe. „Wir haben seit dem Ende der Steinzeit vor etwa fünftausend Jahren zwar phantastische Fortschritte mit unserem Verstand gemacht und unerhörte Techniken und Wissenschaften entwickelt,


CAFÉ
WNZ
WNZ
S
P
CITY
SERVICE
S

sind jedoch moralisch nicht viel gewachsen. Der Höhlenmensch erschlug seinen Feind mit dem Faustkeil, wir werfen ihm Napalm auf den Kopf. Wir sind das gleiche Wolfsgeschlecht geblieben. Aber der Stein, aus dem der Urmensch seine erste Waffe machte, ist im Grunde ebensowenig böse, wie die Atomkraft oder das Düsenaggregat einer B 52. Schlecht ist nur der Gebrauch, den wir von den Dingen und Erkenntnissen machen. Böse kann nur der Mensch sein — weil er die Möglichkeit besitzt, auch gut zu sein. Mensch sein heißt nicht nur zum Mond fliegen, Herzen verpflanzen, Meeresarme überbrücken und ungeheuere Naturkräfte entfesseln. Mensch sein bedeutet immer noch zuerst, ethisch handeln, nämlich im Einklang mit der ‚zentralen Ordnung', von der der Nobelpreisträger Werner Heisenberg spricht. Das aber schaffen weder Computer noch Laboratorien. Verlassen wir uns allein auf sie, bewirken wir nur unseren glorreichen Untergang."